Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

# Mecklenburg : ein Heimatbuch

Wismar: Hinstorff, 1925

**http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769646204**

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

НК-467

UB Rostock
28$ 010 132 171

# Mecklenburg

## Ein Heimatbuch

Herausgegeben
von Otto Schmidt, Wismar

40 15

MK-467

Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung
Wismar 1925

1956. 2282.

Druck der Eberhardtschen Hof- und Ratsbuchdruckerei, Wismar.

# Vorwort.

**Heimat** – ein bescheidenes Wörtlein, aber es birgt unermeßliche Werte. Manchem Landsmann gehen freilich erst draußen in der Fremde die Augen auf, er lernt die Heimat erst schätzen und lieben, wenn er sie verloren hat. Die Heimatsehnsucht läßt ihn dann die Heimat erst entdecken.
Das müßte anders sein und muß anders werden. Dazu möchte dies Buch beitragen, indem es erzählt vom Heimatland und seinem Wesen, vom Heimatvolk und seiner Art, seinem Wirken und Schaffen, seiner Freude und seinem Leid.
Das Buch hätte in der vorliegenden Form nicht erscheinen können, wenn die führenden Persönlichkeiten auf den Gebieten der Heimatpflege und der Heimat- und Volkskunde ihm nicht ihre Unterstützung und Mitarbeit zugewandt hätten. Vor allem haben viele Herren aus den Vorständen der Heimatverbände, des Heimatbundes Mecklenburg, des Mecklenburg-Strelitzer Vereins für Geschichte und Heimatkunde, des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg, des Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und des Plattdeutschen Landesverbandes ihre Kraft dem Buche zur Verfügung gestellt. – Allen sei an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen. Weitere Aufschlüsse wolle der Leser dem folgenden Verzeichnis der Mitarbeiter und dem Bildernachweis entnehmen.

Wismar, den 15. Juli 1925.

Otto Schmidt.

# Verzeichnis der Bearbeiter.

Herausgeber: Otto Schmidt, Wismar.

## Schriftleitung:

Studiendirektor Dr. A. Huhnhäuser und Lehrer O. Schmidt, Wismar.

## Mitarbeiter:

Rektor A. Ahrens, Warnemünde.
Schulrat R. Ahrens, Rostock.
Forstmeister G. von Arnswaldt, Schlemmin.
Professor Dr. R. Beltz, Schwerin, Landesmuseum.
Studienrat Dr. J. Becker, Rostock.
Studienrat Dr. W. Bruhn, Rostock.
Professor Dr. von Brunn, Rostock, Universität.
Regierungs-Baurat Brückner, Neustrelitz.
Lehrer Fr. Buddin, Schönberg.
Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Landesarchiv Dr. Endler, Neustrelitz.
Studienrat Dr. J. U. Folkers, Rostock.
Professor Dr. K. Friederichs, Rostock, Universität.
Geheimer Hofrat Professor Dr. E. Geinitz, Rostock, Universität.
Schriftleiter J. Gillhoff (Mecklenb. Monatshefte), Ludwigslust.
Lehrer J. Gosselck, Rostock.
Architekt Konservator K. Hustaedt, Neustrelitz, Landesmuseum.
Studienrat Dr. R. Jakobs, Wismar.
Architekt P. Korff, Laage.
Geheimer Oberbaurat Pries, Schwerin.
Studienrat Dr. Priester, Rostock.
Konservator Dr. Reifferscheid, Schwerin, Landesmuseum.
Amtsgerichtsrat E. Schlüter, Rostock.
Pastor D. K. Schmaltz, Schwerin.
Archivrat Dr. F. Techen, Wismar.
Professor Dr. H. Wachs, Rostock, Universität.
Stellv. Handelskammersyndikus Dr. H. L. Weber, Rostock.
Archivdirektor Dr. H. Witte, Neustrelitz.
Professor Dr. R. Wossidlo, Waren.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Erdgeschichte von Mecklenburg. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Geinitz † | 1 |
| Die mecklenburgische Ostseeküste. Von Dr. J. Becker | 8 |
| Das Fischland. Von R. Ahrens | 15 |
| Am Schweriner See. Von J. Gosselck | 20 |
| Am Ratzeburger See. Von Fr. Buddin | 23 |
| Vom Pflanzenkleid der Heimat. Von Dr. W. Bruhn | 26 |
| Der mecklenburgische Wald. Von Forstmeister von Arnswaldt | 34 |
| Die Rostocker Heide. Von A. Ahrens | 42 |
| Mecklenburgs Insektenwelt. Von Prof. Dr. K. Friederichs | 45 |
| Aus Mecklenburgs Tierwelt. Von Prof. Dr. H. Wachs | 51 |
| Zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Von Prof. Dr. R. Beltz | 76 |
| Mecklenburgs Christianisierung und Germanisierung. Von Dr. H. Witte | 97 |
| Der Hägerort. Von A. Ahrens | 104 |
| Das mecklenburgische Dorf. Von Dr. J. U. Folkers | 107 |
| Wie bauen wir unser ländliches Wohnhaus? Von P. Korff | 119 |
| Die mecklenburgischen Landstädte. Von Dr. R. Jakobs | 122 |
| Die mecklenburgischen Seestädte Rostock und Wismar. Von Dr. F. Techen | 133 |
| Baudenkmäler aus der dörflichen und städtischen Siedelung des Mittelalters in Meckl.-Strelitz. Von Reg.-Baurat Brückner | 145 |
| Die Baudenkmäler in Meckl.-Schwerin. Von Geh. Oberbaurat J. Fr. Pries | 166 |
| Mecklenburg-Strelitzer Schlösser. Von K. Hustaedt | 192 |
| Altmecklenburgische Sitten und Bräuche. Von Prof. Dr. R. Wossidlo | 197 |
| Von Apotheken in alter Zeit und von sonderbaren Dingen, die es da zu kaufen gab. Von Prof. Dr. von Brunn | 220 |
| Mecklenburgische Sagen. Von O. Schmidt | 227 |
| Unser Volksrätsel und seine Art. Von Joh. Gillhoff | 238 |
| Die alte Ratzeburgische Volkstracht. Von Fr. Buddin | 245 |
| Mecklenburger Volkstrachten. Von Joh. Gosselck | 252 |
| Vom Reisen im alten Mecklenburg. Von E. Schlüter | 256 |
| Die evangelische Kirche in Mecklenburg. Von Pastor D. Schmaltz | 621 |
| Mecklenburg in Kriegszeiten. Von Dr. Endler | 274 |
| Die mecklenburgische Landwirtschaft. Von Dr. Priester | 281 |
| Unsere Bauernhochschulen. Von Dr. Priester | 291 |
| Von Mecklenburgs Handel, Industrie und Schiffahrt. Von Dr. H. L. Weber | 293 |
| Mecklenburgs kunst- und kulturgeschichtliche Museen. Von Dr. H. Reifferscheid | 296 |
| Mecklenburg im Spiegel seines Schrifttums. Von Dr. A. Huhnhäuser | 304 |


## Schriftstellerverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Babst, Diederich Georg, geb. 1741 in Schwerin, gest. 1800 in Rostock. | |
| Kernspruch (Aus „Allerhand schnakſche Saken") | 350 |
| Blücher, Lebrecht von, geb. 1742 in Rostock, gest. 1819. | |
| Vom Marschall Vorwärts (Aus den Briefen Blüchers) | 333 |
| Brinckman, John, geb. 1814 in Rostock, gest. 1870 in Güstrow. | |
| De Lehnschultenhof (Aus „Unſ' Herrgott up Reisen") | 323 |
| Hochtid (Aus „Vagel Grip" in der Neuausgabe der plattdeutschen Gilde in Rostock.) | 329 |

Seite

Brinckman, John.
In Rostock vör de Breede Strat 336
(Aus „Vagel Grip")
Kernsprüche . . . . . 351

Dohse, Richard, geb. 1875 in Lübz, lebt in Frankfurt a. M.
Winter . . . . . 307
Wat leiw ick Di . . . . . 308
Kernspruch . . . . . 350
(Aus der Gedichtsammlung „Von Hart tau Harten".)

Eggers, Friedrich, geb. 1819 in Rostock, gest. 1872.
Vergäws . . . . . 307
(Aus „Tremsen")

Eggers, Karl, geb. 1826 zu Rostock, gest. 1900 in Warnemünde.
Worüm . . . . . 307
(Aus „Tremsen")

Franck, Hans, geb. 1879 in Wittenburg, lebt in Frankenhorst bei Schwerin.
Mäher . . . . . 317
Laß quillen . . . . . 317
Ein Veteran von 1870 . . . . . 342
(Aus Hans Huwelmann)
Werke: Romane und Novellen: „Thieß und Peter", „Pentagramm der Liebe", „Glockenbuch", „Werwolfgürtel", „Südseeinsel",
Dramen: „Herzog Heinrichs Heimkehr", „Godiva", Freie Knechte", „Opfernacht", „Geschlagen".
Gedichte: „Siderische Sonette", „Gottgesänge".

Gillhoff, Johannes, geb. 1861 in Glaisin, lebt in Ludwigslust.
In der Lewitz . . . . . 318
(Aus den „Bildern aus dem Dorfleben".)
„Jürn Jakob Swehn".

Griese, Friedrich, geb. 1890 in Lehsten, lebt in Stralendorf.
Das Korn rauscht . . . . . 313
(Aus der gleichnamigen Novellensammlung bei Linz in Trier.)
Werke: „Feuer", „Ur", „Alte Glocken".

Gryse, Nikolaus, geb. 1541 in Rostock, gest. 1614.
Joachim Slüters Predigt . . . . 332
(Aus der „Historia van der Lere, Levende und Dode M. Joachim Slüters".)

Seite

Hamann, Ernst, geb. 1862 in Damerow, lebt in Alt-Gaarz.
Treckfidel . . . . . 325
(Aus der Gedichtsammlung „Treckfidel", „Min lütt Welt".)
Kernspruch . . . . . 349

Harms, Willy, geb. 1881, lebt in Lübtheen.
Der Sünnenhof . . . . . 319
(Aus dem Roman „Die starken Godenraths" bei Grethlein in Leipzig.)
Werke: „Das Magdtum der Dörte Brüsehaver", „Tage und Nächte des Hallerhofes", „Im Monarchenwinkel".

Karnatz, Ludwig:
Aus der Not des Weltkrieges . . 347
(Aus „Min lütt Heimatbauk" bei Hinstorff in Wismar.)

Kloerß, Sophie, geb. 1866 in Wandsbeck, lebt in Schwerin.
Lachender Tod . . . . . 331
(Aus den „Liedern und Balladen")

Krickeberg, Karl, geb 1867 in Wismar, lebt in Rostock.
Kernspruch . . . . . 350

Krüger, Heinrich K. A. (Thieß Ruge), geb. 1878 in Schönberg, lebt in Schwerin.
De Buer . . . . . 324

Lauremberg, Johann, geb. 1590 in Rostock, gest. 1658 in Sorö, Dänemark.
Kernspruch . . . . . 349
(Aus den Scherzgedichten.)

Luise, Königin von Preußen, geb. 1776, gest. 1810 in Hohen-Zieritz.
Königin Luise . . . . . 336
(Aus den Briefen der Königin Luise.)

Moltke, Helmut von, geb. 1800 in Parchim, gest. 1891 in Berlin.
Moltke . . . . . 341
(Aus den Briefen Moltkes.)
Kernspruch . . . . . 350

Neese, Wilhelm, geb. 1879 in Waren, lebt in Schwerin.
De Sprak holl fast . . . . . 306
(„Vörmahd", plattdütsch Gedichte)

Piper, Otto, geb. 1841 zu Röckwitz, gest. 1921 in München.
Ein Konzert in Pillnow . . . . 311
(„Ut ne lütt Stadt" bei Hinstorff in Wismar.)

Seite

Reuter, Fritz, geb. 1810 in Stavenhagen, gest. 1874 in Eisenach.
Jahrmarkt in Stavenhagen . . . 308
(Aus „Meine Vaterstadt Stavenhagen")
Aus der Franzosenzeit . . . . . 337
(„Franzosentid")
Aus der Demagogenzeit . . . . 340
(Festungstid)
Kernspruch . . . . . 349

Rodatz, Hedwig.
Weihnachtsmarkt in Bollentin . . 309
(Aus „Königschuß in Bollentin" bei Schünemann.)

Schliemann, Heinrich, geb. 1822 in Neubukow, gest. 1890 in Neapel.
Aus den Jugenderinnerungen des Trojaforschers Heinrich Schliemann 339
(Ilios, Selbstbiographie).

Schröder, Helmuth, geb. 1842 in Spornitz, gest. 1909 in Ribnitz.
Wohr, Herr Gott, unsʼ Ahnenort . 305
Dat Volksleid . . . . . 306
Kernspruch . . . . . 351
(„Ut minen lütten Gorden", Plattdütsche Kränsʼ un Strüzʼ", „Asʼt de Garv givt")

Seemann, August, geb. 1872 in in Gr. Roge, gefallen 1916.
Oewer de Heidʼ . . . . . 307
(„Heitblicken", „Andäu", „Tweilicht" u. a.).

Seidel, Heinrich, geb. 1842 in Perlin, gest. 1906 in Lichterfelde.
Du Kirchlein grau . . . . . 304

Seite

Seidel, Heinrich.
Kernspruch . . . . . 350
(Gesammelte Werke bei Cotta).

Stillfried, Felix (Adolf Brandt), geb. 1851 in Fahrbinde, gest. 1910 in Rostock.
Dat olle Heimatdörp . . . . . 306
(Aus der Gedichtsammlung „In Lust un Leed" bei Hinstorff in Wismar).
Palmsünndag . . . . . 325
(Aus „Dürten Blanck" bei Lenz in Leipzig).
Kernspruch . . . . . 350
(„De Wilhelmshäger Kösterlüdʼ" bei Hinstorff in Wismar, „Biweglang", „Hack un Plück" u. a.).

Warncke, Paul, geb. 1866 in Lübz, lebt in Berlin.
Kernspruch . . . . . 349
(Aus den „Gedichten" im Stiftungsverlag in Potsdam, „Fritz Reuter, woans hei lewt un schrewen hett").

Wilbrandt, Adolf, geb. 1837 in Rostock, gest. 1911 in Rostock.
An der Warnow . . . . . 305
(Aus dem gleichnamigen Gedicht in den „Neuen Gedichten" bei Cotta.)

Ziegler, Fritz, geb. 1890 in Bodenteich, lebt in Neukloster.
Hawjungs . . . . . 330

Zierow, Wilhelm, geb. 1870 in Nienhagen, lebt in Güstrow.
Vom Sterben . . . . . 324
(Aus „Plaugfohrn"). „Irdgeruch".

# Quellennachweis für die Abbildungen.

**Von Mitarbeitern:**

Zu ihren Aufsätzen lieferten eigene Aufnahmen die Herren A. Ahrens, R. Ahrens (mit Ausnahme des Bauernhauses auf S. 16), von Arnswaldt, Dr. Folkers und Prof. Dr. Wachs. Von Herrn R. Ahrens stammt weiter das Kopfbild zum Aufsatz über die Küste, von Herrn Dr. Folkers die beiden Aufnahmen der Stoltera auf Seite 11. Herr Prof. Dr. Beltz stellte für die Abbildungen zu seiner Arbeit die Druckstöcke zur Verfügung mit Ausnahme des Stocks für den Burgwall Mecklenburg. — Der Aufsatz über den Schweriner See wurde mit Aufnahmen des Herrn Baurats Müschen, Schwerin, ausgestattet.

Zu den Grundrissen der Dome in Schwerin und Ratzeburg lieferte Herr Geh. Oberbaurat Pries, Schwerin, die Zeichnungen, zu dem Schattenriß von Wismar und dem Schlußstück mit altem Schiff Herr Lehrer Poehls, Wismar.

**Von der Staatlichen Bildstelle in Berlin:**

Altäre in St. Jakobi und St. Nikolai in Rostock, Gesamtansicht von Rostock und Ostgiebel der Marienkirche in Neubrandenburg.

**Von Berufsphotographen:**

Fr. Heuschkel, Schwerin: Die 3 Abbildungen zu dem Aufsatz über mecklenburgische Museen. — H. Prüß, Wismar: Burgwall Mecklenburg. — Ferd. Hahn, Wismar: Bauernhaus in der Nähe von Wismar und die zwei dazugehörigen Innenaufnahmen. — F. Esch, Ludwigslust: Körnergrab in Wöbbelin. — Carl Wolff Nchf., Neustrelitz: Hohenzieritz. — Paul Fehmer Nchf., Neubrandenburg: Die 3 Abbildungen der Neubrandenburger Tore. — A. Hannig, Ratzeburg: Ratzeburger Dom. — Fr. Thiele, Schönberg: Taufkessel der Laurentiuskirche, Strohhüte zur Ratzeburger Tracht und die 3 Aufnahmen aus dem Ratzeburger Heimatmuseum. — K. Braune, Lübeck: Ratzeburger See.

**Aus andern Werken, Zeitschriften usw.**

Aus Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei, Schwerin: Die ältere Ansicht von Rostock, die Ansicht von Wismar nach Merian und die Abbildungen 1, 2, 3, 6, 7, 8, 10, 13, 15, 16, 19 und 20 (13, 19 und 20 verkleinert) zum Aufsatz über die Baudenkmäler in Mecklenburg-Schwerin. Aus dem Bärensprungschen Verlag stammen auch die Abbildungen 9, 14, 18 und 21 zu demselben Aufsatz (die drei ersten aus „Mecklenburg", der Zeitschrift des Heimatbundes), das Waldhaus Wiligrad und die Abbildung der 2. Glaisinstraße in Schwerin, letztere aus Jesse, Geschichte der Stadt Schwerin.

Aus den Kunst- und Geschichtsdenkmälern von Mecklenburg-Strelitz: Sämtliche Bilder zu den beiden Aufsätzen über Mecklenburg-Strelitzer Bauten mit Ausnahme des Planes von Neubrandenburg, der 3 Neubrandenburger Tore und des Schlosses Hohenzieritz.

Aus Lisch, Mecklenburg in Bildern, Verlag J. G. Tiedemann, Rostock: Sämtliche Bilder zu den Mecklenburg-Schweriner Volkstrachten, Bauer und Bäuerin aus Demern, Husaren und Jäger von 1813 (schwarze Wiedergaben farbiger Abbildungen). — Aus den Mecklenburgischen Monatsheften, Verlag Hinstorff, Rostock: Altes Bauernhaus in Althagen. — Aus G. Jäger, Deutschlands Tierwelt, Verlag Franckh, Stuttgart: Die 2 Bilder zum Aufsatz über die mecklenburgische Insektenwelt. — Aus Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit, Verlag Jul. Springer, Berlin: Die 3 Abbildungen zu dem Aufsatz über Apotheken in alter Zeit. — Aus Wolf, Die schöne deutsche Stadt, Verlag R. Piper u. Co., München: Rathaus zu Boizenburg, Langestraße in Parchim, Gasse in Teterow. — Aus den Quellen der Heimat, herausgegeben vom Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg: Stadtplan von Neubrandenburg.

**Bilder von unbekannten Urhebern:**

Düne in Warnemünde (entliehen vom Geologischen Institut der Universität Rostock), Schönberger und Rehnaer Tracht nach Photographien aus den Jahren 1870 und 1867 (eingeliefert von Herrn Buddin, Schönberg), Wohnhäuser eines kleineren und eines größeren Gutes in Mecklenburg (eingeliefert von Herrn P. Korff, Laage).

# Erdgeschichte von Mecklenburg.

Von Dr. Eugen Geinitz, Geh. Hofrat,
Professor an der Universität Rostock.

Vorbemerkung des Herausgebers. Wir legen hiermit diese letzte Arbeit des großen Forschers und Gelehrten der Oeffentlichkeit vor. Zwei Tage vor seinem Tode (9. März 1925) sandte er uns das druckfertige Manuskript zu. Es war seine letzte wissenschaftliche Arbeit; sie schloß also das große Lebenswerk des Verfassers ab, der vom Jahre 1878 an alles daran gesetzt hatte, die Erdgeschichte Mecklenburgs aufzuklären und aus den dabei gewonnenen Ergebnissen vor allem ein großes wissenschaftliches Problem zu lösen: Die Eiszeitfrage. Er kannte denn auch jeden Fußbreit Bodens in unserem Lande und konnte dem Land- und Forstmann, dem Brunnenbauer, dem Industriellen (Salz- und Kohlengewinnung, Ziegeleien usw.) mit praktischem Rat zur Seite stehen. Überaus groß ist die Zahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die vielfach in den „Mitteilungen der geologischen Landesanstalt" herauskamen. Wir nennen die Arbeit über die „Endmoränen Mecklenburgs", die „Geologie von Mecklenburg-Strelitz", „Das Fischland", „Die Stoltera" usw. Im „Archiv der Freunde der Naturgeschichte" veröffentlichte er 1907 die erste neuere wissenschaftliche „Landeskunde von Mecklenburg". Sein Hauptwerk aber ist die „Geologie Mecklenburgs" (Rostock 1922), eine grundlegende Arbeit, von der noch Generationen zehren werden. Auch die einschlägigen Arbeiten unseres Buches mußten sich daran halten, was wir alle dankbar anerkennen. Die Anmerkungen zum folgenden Artikel stammen von Herrn Dr. Becker, Rostock, der nach dem Tode des Verfassers die Drucklegung der Arbeit überwachte.

Wer unser liebes Mecklenburg kennt, der weiß, welche Abwechselung sein Boden und seine Landschaft bietet. Weite flache Strecken fruchtbaren Lehmbodens wechseln mit minderwertigeren Sandflächen; dazwischen große Moorniederungen, die in Wiesen- und Weidekultur genommen sind, dann steinreiche Berge, oft mit Schluchten und Tälern, deren Reize an die mitteldeutschen Gebirge erinnern. Wir finden eine Menge großer und kleiner Seen, die alle recht fischreich sind; sie bringen in die Landschaft eine prächtige Mannigfaltigkeit, ebenso wie die breiten und schmalen Täler, in deren Wiesen- oder Sandflächen das Wasser träge läuft oder rauschend dahinschießt. Land- und Forstwirtschaft nutzen den Boden, in Gruben wird Torf und Ton, Kalk und Mergel, Sand und Kies oder die Findlinge gewonnen, in Bergwerken Kohle und Salz. Das für unser tägliches Leben so notwendige Wasser wird aus offenen Gewässern entnommen, aus Seen, Flüssen und Bächen, oder als Grundwasser aus Quellen und Brunnen.

Nachdenkliche Leute werden durch diesen Wechsel wohl zu der Frage angeregt: wie ist dies alles entstanden? Mehrfach hörte ich z. B. aus dem Munde von einfachen Leuten beim Anblick eines Moorgeländes sagen: „Hier möt vördem Water wäst sin“. Manchmal knüpfen sich an besonders auffällige Bodenformen alte Sagen, die über Bildung und Umbildung des Geländes reden. Solche Fragen, die auch vielfach lebenswichtige wirtschaftliche Verhältnisse berühren, — Baugrund, Brunnenanlagen, Aufsuchung und Verwertung tiefliegender Bodenschätze — beantwortet der Geologe, der die Erdgeschichte wie aus einer, freilich recht lückenhaften Chronik zu entziffern hat.

Diese Erdgeschichte unterscheidet sich von der menschlichen durch das Ausmaß der zur Verfügung stehenden Zeit: der Geologe rechnet nicht mit Jahrhunderten, sondern mit Millionen von Jahren, auf deren zahlenmäßige Angabe er allerdings besser verzichtet.

Die Erdgeschichte beginnt mit den Zeiten, als längst noch kein Mensch lebte. Tiere und Pflanzen haben sich im Laufe der Zeit verändert, und nach dem Gepräge, das sie jeweils der organischen Welt gaben, unterscheidet man eine Urzeit, ein Altertum, Mittelalter und eine Neuzeit; erst in dem letzten Teile der Neuzeit erschien der Mensch.

Die Untersuchung der Gesteinsarten, die unsere Erde zusammensetzen, ergab die weitere Tatsache, daß das geographische Bild der Erde nicht immer dasselbe war. Zeitweise fanden gewaltige Umwälzungen statt, wodurch Orte, die jetzt über dem Meere liegen, wiederholt auch vom Meere bedeckt waren. Wie die tiefen Atemzüge eines Riesen seine Brust heben und senken, so hob und senkte sich die Erdrinde, ungleichmäßig an verschiedenen Stellen, bald ruhig, bald ruckhaft. Wir sagen kurzweg: das Land hob und senkte sich. — —

Die Gesteine der Urzeit und des Altertums finden wir in Mecklenburg nicht, bis auf die der letzten Abteilung; sie liegen in zu großer Tiefe. Was wir davon hier finden, das stammt aus den schwedischen Bergen; es sind die Findlinge der Eiszeit: zahllose Granite, alte Kalksteine u. a. m.

Nur das Steinsalz, die Kalisalze und der Gips der sog. Zechsteinformation sind bekannt geworden: Ablagerungen eines großen, tiefen Meerbusens, der damals unser norddeutsches Vaterland einnahm, und durch dessen Verdunstung sich die wertvollen Salze abschieden. Sie liegen in großer Tiefe, vergraben unter kilometermächtigen jüngeren Schichten, und nur ein günstiger Umstand, nämlich die stellenweise Zerreißung der oberen Erdrinde, hat sie dann emporsteigen lassen, wie ein Geschwür durch die Haut. Dabei wurde die ursprünglich einfache Lagerung gestört, und die Salze bilden steile Schichten, Faltungen und Zerreißungen. In Lübtheen, Jessenitz und Conow sind bezw. waren diese Salzlager dem Bergbau zugänglich; an manchen Stellen des Landes ist ihr Vorkommen in verhältnismäßig nicht zu großer Tiefe wahrscheinlich.

Mit der Spaltenbildung des Salzgebirges hängt auch die Bildung von salzhaltigem Grundwasser, den Solen, zusammen. Sülze ist die bekannteste Solstelle. Aber auch manches in Brunnenbohrungen gefundene salzige Grundwasser mit seinen unangenehmen Eigenschaften weist darauf hin, daß in der Nähe ein tiefliegendes Salzlager zu erwarten ist.

Das Mittelalter (Mesozoikum) teilen wir noch in drei Unterabteilungen: die Trias-, Jura- und Kreideformation. Jede ist von gewaltigem Zeitausmaß und noch weiter durch ihre „Leitfossilien“[1]) gegliedert.

[1]) Besonders charakteristische Versteinerungen, die in bestimmten Perioden über große Strecken verbreitet vorkommen und sich daher auf eine einzige Schicht beschränken.

Die älteste dieser Formationen breitete mächtige Lager von Sandsteinen über den eingedampften Salzniederungen aus. Wir haben sie neben dem durchgestoßenen Salzstock bei Jessenitz und Probst-Jesar in Tiefbohrungen gefunden. Daß auch andere Ablagerungen jener Zeit im tieferen Untergrund des Landes vorhanden sein müssen, erweisen die vereinzelten Findlinge von Muschelkalk, z. B. bei Neubrandenburg.

Zur Jurazeit muß Mecklenburg ein flacher Meeresteil gewesen sein, dessen Erstreckung etwa von Hamburg bis nach Grimmen in Pommern nachgewiesen ist. In ihm wurden die Lias-Tone und schwarzen Schiefer abgelagert, die wir in der Ziegeleigrube von Dobbertin sehen. Die darin gefundenen Versteinerungen (schöne Fische, Ammonshörner, Donnerkeile, Muscheln und Insekten) lehren, daß es sich um den Absatz eines flachen Meeresarmes handelt, in den vom nahen Land Bäche ihre Tontrübe einschwemmten. Knochen des berühmten Ichthyosaurus, die im Rostocker geologischen Museum aufbewahrt sind, zeigen uns, daß dieser Räuber auch bis in unseren nördlichen Meeresteil seine Züge ausführte.

Von den jüngeren Zeiten der Juraformation haben wir hier noch kein „Anstehendes" gefunden, d. h. an keiner Stelle ragt ein etwa zugrunde liegendes Gebirge aus diesen Gesteinen an die heutige Erdoberfläche empor. Aber die zahllosen, überall aufgefundenen muschelreichen Sandsteingerölle, die den Sternberger Kuchen so ähnlich und von ihnen nur durch ihre Versteinerungen zu unterscheiden sind, lassen annehmen, daß auch diese Abteilung hier vertreten ist. Dann muß hier also damals ein inselreiches Meer bestanden haben, als Verbindung zwischen den Ozeanen von Frankreich und Rußland.

Auch aus der Zeit der Kreideformation haben wir in Mecklenburg Hinterlassenschaften. Teils sind ihre Ablagerungen — meist Kalk und Ton — erst in großer Tiefe und nur durch Bohrungen nachzuweisen (bei Warnemünde liegt die Kreide in 390 Meter Tiefe); teils sind sie durch spätere „Hebungen" an die Oberfläche gekommen und können hier in Kalköfen und Ziegeleien Verwendung finden. Wir kennen sie aus der Umgebung des Malchiner Sees (Gielow, Basedow, Marxhagen, Sophienhof), ferner in einem schmalen Zuge von Gotthun über Poppentin, Blücher, Nossentin bis Sparow und endlich zu Wittenborn bei Friedland.

Auf die weitere Gliederung dieser umfangreichen Formation wollen wir hier nicht eingehen, aber die Tatsache, daß zu unterst kohlige Sande auftreten, lehrt, daß nach der Jurazeit erst eine Hebung des Landes stattgefunden haben muß, der dann eine tiefe Senkung folgte, die es nördlich von uns sogar zur Bildung von Korallenriffen brachte. Der z. T. feuersteinführende Kreidekalk mit seinen vielen Versteinerungen (Seeigel, Donnerkeile, Schwämme, Muscheln, mikroskopisch kleinen Foraminiferen [2]) u. a.) ist der Absatz eines tiefen Meeres, dessen Klippenküste im heutigen südlichen Schweden lag. Die jetzt hoch aufragenden Kreideufer von Rügen sind gehobene große Schollen dieser Tiefseebildungen, die sich weit über Holstein hinaus bis nach Südengland verfolgen lassen.

Die Bildungen der Neuzeit bestehen aus der Tertiär- und Quartärformation. Diese letzte, als die jüngste, verhüllt alle vorhergehenden Ablagerungen mit einem dichten Schleier, der nur durch vereinzelte kleine Hervorragungen des älteren Gebirges oder durch Bohrungen gelüftet erscheint.

Zunächst mag auf das Tertiär eingegangen sein. Diese Formation

[2]) Gehäuse von Urtierchen: der Name bedeutet eigentlich Lochträger.

gliedert sich noch in die Unterabteilungen Eocän, Oligocän, Miocän und Pliocän [3]) Ihre Einzelvorkommnisse lehren uns folgendes:

Das offene Kreidemeer engt sich zu Buchten ein, deren Wasser einen dunklen schmierigen Ton, grüne Feinsande und Mergel absetzt. Haifische bevölkern das Gewässer, in dem noch einige Schnecken, Muscheln sowie Taschenkrebse wohnen; die Ammonshörner und Belemniten sind verschwunden. Eingeschwemmte versteinerte Hölzer deuten auf die Nähe von Land. Wir haben diese Ablagerungen in den Diedrichshäger Bergen bei Brunshaupten, bei Karenz und südwestlich von Malchow gefunden, ferner in dem tieferen Untergrund von Rostock, Warnemünde und der Rostocker Heide; dann in der Gegend von Gnoien, Malchin (Pisede) und Friedland. Mehrfach wird ihr Ton in Ziegeleien verwertet.

Das Meer muß sich dann in der folgenden Oligocänzeit wieder verändert haben: an vielen Stellen erhob sich flaches Land, mit Bäumen bewachsen, die ihr Harz als Bernstein in die losen feinen Sande abgaben. Bald aber folgte eine neue Senkung, und in das Meerwasser wurde heller Ton gespült; dieser umhüllte die Bewohner: zahllose Schnecken, Muscheln und sonstiges Getier, unter dem sich wieder Hai- und andere Fische einfanden. In der Malliß Tongrube sehen wir diesen Ton, der durch lagenweis verteilte große Klumpen von Cementstein, sog. Septarien, bemerkbar ist. Während er hier zu Tage tritt, liegt er z. B. in Wismar 80 Meter unter der Oberfläche, von den jüngeren Schichten verdeckt.

Nach dieser Zeit hob sich das Land langsam, an seinem Strand wurde feiner Sand abgesetzt, in dem stellenweise unendlich massenhaft Muscheln und Schnecken zusammengehäuft wurden; diese wurden dann später zu größeren Klumpen, den sog. Sternberger Kuchen, verkittet. In der Sternberg-Schweriner Gegend finden wir diese Steine weit verbreitet.

In der jüngeren Abteilung der Tertiärzeit — etwa vor 6 Millionen Jahren, wie jemand neuerdings berechnet hat — hob sich das Land wieder aus dem Meere. Es blieb aber ein flacher, bald versumpfender Boden, der später wiederholt vom einbrechenden Westmeer überflutet wurde. In den strandnahen Sümpfen wuchsen Wälder von Cypressen, Tannen und Eichen. Ihre Reste vertorften und bildeten unsere Braunkohlenlager, wie wir sie bei Malliß und Parchim kennen. Aber diese dschungelähnlichen Moorsümpfe wurden bald von neuem durch flaches Wattenmeer überdeckt, in dem sich dunkle Tone und helle Sande absetzten. Daß diese Bildungen aus dem Meere stammen, wird durch die Versteinerungen bewiesen, die man in ihnen findet: Muscheln und Schnecken, Haifische und Walfische. Es ist dieselbe Fauna, wie die des weiter westlichen Meeressandes vom Holsteiner Gestein. In der Gegend von Ludwigslust und Bockup, aber auch im Untergrund von Wismar haben wir solche Bildungen.

Endlich stieg Mecklenburg endgültig aus dem Meere empor und wurde ein flachhügeliges Land von weichem, sandigem oder tonigem Boden, das von Flüssen durchzogen war, vielleicht auch noch einzelne in die Flußmündungen eingreifende Meeresarme zeigte. Von dieser „Pliocänzeit" kennen wir noch keine sicheren Spuren. —

Nunmehr haben wir die letzte große Epoche, das Quartär, erreicht, die in Diluvium und Alluvium [4]) gegliedert wird. In der letzten Zeit hatte sich

---

[3]) Die an sich wenig glücklichen Namen, die aber allgemein von den Geologen angenommen sind, bedeuten: Eocän = Morgenröte des neuen Lebens; Oligocän = erst wenig neues Leben; Miocän = weniger Neues; Pliocän = mehr Neues; man rechnet danach, wieviel noch jetzt lebende Arten der Molluskenfauna man in den Ablagerungen zu erkennen glaubte.

[4]) Periode der Ablagerungen durch das Eis und solcher durch das Wasser.

der Boden wohl soweit gehoben, daß eine Landverbindung mit Dänemark und Südschweden bestand; danach erfolgten im Gebiete der Ostsee nochmalige Schwankungen, die ja bekanntlich in Schweden noch nicht zur Ruhe gekommen sind.

Das Diluvium heißt bei uns auch die Eiszeit. Norddeutschland lag unter einer Eisdecke begraben, die, mehrere hundert Meter mächtig, sich von den schwedischen Gebirgen herüber bis nach Sachsen und Thüringen vorschob. Wir müssen uns mit der Vorstellung vertraut machen, daß unser Land, welches vordem üppige Wälder von Cypressen, bernsteinliefernden Fichten und anderen wärmeliebenden Pflanzen bedeckt gewesen, nun unter Eis begraben wurde. Dieser Klimawechsel wird uns einleuchtend, wenn wir hören, daß auch in Island zur Braunkohlenzeit solche Wälder bestanden hatten, deren Reste noch jetzt unter Eis und Schnee verborgen liegen.

Inlandeis oder Großgletscher nennen wir die Eismassen, wie sie ähnlich noch jetzt Grönland bedecken. Bedingt durch enorme Schneefälle, in den schwedischen Gebirgen entspringend, überzogen diese Gletscher Norddeutschland in fortwährend südlich gerichteter Bewegung. Sie brachten aus den nordischen Gebirgen Steinschutt mit und nahmen auch von unserm Boden die hier auftretenden Gesteine in sich auf. Zusammen mit dem unter dem Eis fortbewegten Schutt, der „Grundmoräne", und den vom Schmelzwasser ausgewaschenen Bestandteilen beschüttete das Eis unser Land mit ungeheuren Mengen von Mergel und Sanden. 65 Meter dick ist im Durchschnitt diese Decke in Mecklenburg. Die von fern und nahe stammenden Bruchstücke fremden Gesteins sind unsere Findlinge oder Felsen. Jeder kennt davon eine oder die andere Art: Granite, Kalksteine, Schiefer, Sandsteine und die zahllosen Versteinerungen, die in unsern „Diluvialablagerungen" zu finden sind: silurische Korallen und Muscheln, die Orthoceratiten und Trilobiten oder die Donnerkeile, Seeigel [5]), Austern und Schwämme aus der Kreide, die verkieselten Hölzer des Tertiärs, Bernstein und Kohlestücke; das alles sind nordische und einheimische Findlinge. Oft sieht man die Oberfläche solcher „Geschiebe" noch angeschliffen und zerkratzt und erkennt daraus den Transport durch das Gletschereis.

Aber wir haben uns das Land nicht unter einer starren, bewegungslosen Eiskruste zu denken. Sonnenbestrahlung und Sonnenwärme, vielleicht auch Schwankungen in der Bewegung des Gletschers, verursachten vielfaches Schmelzen des Eises. Mächtige Ströme flossen von dem vorrückenden Eisrand ab und beschütteten den Boden mit ausgewaschenem Moränenschutt, den Sanden und Kiesen; an ruhigen Stellen bildeten sich große Seeflächen, in denen der feingeschichtete Tonmergel abgesetzt wurde, den jetzt so viele unserer Ziegeleien verwerten. Erneuter Vorstoß des Eisrandes begrub diese Schichten unter einer neuen Moränenbank, die wir „Geschiebemergel" nennen, und es entstand der mannigfaltige Wechsel in den Ablagerungen des Diluviums, den wir so oft an Erdanschnitten oder bei Brunnenbohrungen beobachten.

So erklärt sich der oft bunte Wechsel von „glazialen" und „fluvioglazialen"

---

[5]) Orthoceras, wörtlich Geradhorn, die fast zylinderförmige versteinerte Schale eines Meertieres, von dem ein entfernter Verwandter heute noch als „Nautilus" in den tropischen Meeren lebt; Trilobiten, eigentlich Dreilapper, ein Krebstier, dessen Kopfschild und Leib in drei Teile gegliedert ist; Donnerkeile, Wäderpiler, sind die versteinerten Überreste eines Tintenfisches, des Belemniten; Seeigel, im Volksmunde Krötensteine, Kronensteine oder „Krüzsteen" genannt, helmartige Versteinerungen, in deren Vertiefungen wir uns die, fast regelmäßig abgebrochenen, Stacheln denken müssen.

Bildungen.[6]) Oft hat auch eine spätere Druckbewegung diese Schichten mehr oder weniger stark gebogen und getaucht.

In den Sanden und Kiesen sammelt sich das fließende Grundwasser. An Stellen, wo die Schichten durch ein Tal oder Berggehänge angeschnitten werden, tritt es als Quelle zutage, in den Brunnen zapfen wir es an.

Daß unser Klima durch diese Verhältnisse rauher wurde, ist einleuchtend. Das vorrückende Eis vertrieb die Pflanzen und Tiere immer weiter nach Süden in die eisfreien Gebiete; eine gemischte Fauna und Flora belebte diese Gegenden. Knochenreste vom Pferd, Hirsch und Rind finden wir neben solchen des Mammuts, Renntiers und Bären in den Kieslagern; es handelt sich wohl um verunglückte Individuen, deren Kadaver hier hinein geraten sein mögen.

In dieser Zeit tritt auch der Mensch auf. Er lebte mit den genannten Tieren zusammen, erbeutete sie und bildete sie in naturgetreuen Malereien und Schnitzwerken ab. Wir kennen seine Reste und Werkzeuge aus der sog. älteren Steinzeit freilich nicht aus Mecklenburg, das ja zunächst noch unter dem Eis lag.

Viele Geologen nehmen an, daß die geschilderten Verhältnisse sich mehrfach wiederholt haben. Es soll drei oder vier Eiszeiten gegeben haben, mit zwischenliegenden Zeiten, in denen sich das Eis infolge einer Klimaverbesserung wieder in die nördlichen Gebirge zurückgezogen habe. Die „Monoglazialisten" begnügen sich mit einer Eiszeit, die nur während ihrer Schlußphase durch größere Schwankungen der Eisrandlage unterbrochen wurde.[7]) Als sicher darf man annnehmen, daß auch noch in der Eiszeit erhebliche Bodenschwankungen stattfanden; öfters mag unser Boden durch Erdbeben erschüttert und alte wie junge Schichten aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht worden sein. Eine solche Bewegung nehmen viele für die Interglazialzeit an und meinen, daß eine tiefe Senkung des Ostseegebietes dem westlichen wärmeren Meer Zutritt ermöglichte; verschleppte Muschelreste der Ablagerungen jener Zeit finden sich zuweilen auch bei uns. Sicher war aber eine Senkung am Schlusse der Eiszeit: in der sog. Litorinazeit, die nach der kleinen Muschel Litorina ihren Namen hat, rückte das Meer immer weiter gegen das Festland vor und schuf so die endgültige Form unserer Küste.

Das Land tauchte unter, und das Meer überflutete dabei seine niedrigen Stellen: Seeflächen, Moore und Täler; in solchen „ertrunkenen Niederungen" konnte es als Haff weit ins Land eingreifen, während seine Wogen die höheren Stellen unterspülten und die steilen, hohen Abbruchsufer schufen. Daher der Wechsel von Hochufer und — später dünenbegrenztem — Flachufer.

Folge des höheren Meeresspiegels war ein Rückstau der Binnengewässer, und nur diesem verdanken wir es, daß unsere Seen nicht ausgelaufen sind und der Unterlauf mancher Flüsse noch einen breiten Wasserspiegel hat.

Inzwischen war der Mensch der jüngeren Steinzeit dem rückweichenden Eis gefolgt und hatte Besitz von dem Boden ergriffen. Daß er die erwähnte Bodensenkung mit erlebt hat, beweisen die Funde seiner Artefakte (Geräte und Waffen) in den z. T. unter dem Meeresspiegel liegenden Ablagerungen jener

---

[6]) glazial = nur durch Eis gebildet. fluvioglazial = durch Zusammenwirken von Eis und fließendem Wasser gebildet.

[7]) Der Verfasser war der Vorkämpfer der monoglazialistischen Idee. Darin wurde er immer wieder bestärkt durch Bohrungen und Aufschlüsse bei uns in Mecklenburg, die er in glückliche Parallele setzte zu den Erscheinungen in jetzt noch vergletscherten Gebieten. Vergleiche darüber sein schönes Buch „Die Eiszeit", Braunschweig 1906.

Epoche. Daß es eine wohl recht zahlreiche Bevölkerung war, lehren die zahllos über unsern Boden verstreuten Funde seiner Steinwerkzeuge.

Jetzt liegt unser Land eisbefreit; Mensch, Tier- und Pflanzenwelt haben von ihm Besitz ergriffen, aber auch in wechselvollem Gange: Wogen von Völkern zogen darüber hin und her, das Pflanzenkleid und mit ihm die Tierwelt änderte sich. Im Großen und Kleinen lassen sich solche Wandlungen verfolgen: die Seen und Täler, einst wohl sämtlich viel wasserreicher als jetzt, zeigen Spuren von noch tieferem Wasserstand, die Torfmoore ein gleiches; alte Wohnplätze wurden von Torf oder Flugsand überdeckt, über den gewachsenen Boden trieben allmählich von den Abhängen jüngere Moormassen, offene Gewässer verlandeten.

An Hand der Erdgeschichte können wir nun unsern Boden und unsere Landschaft verstehen: Mit Ausnahme einiger Punkte, wo die älteren Schichten ihren Einfluß ausüben, sind sie das Produkt der Eiszeit. Die flachen Gegenden lehmigen Bodens, zuweilen mit den ausgepflügten oder durch Frost langsam „wachsenden" Findlingen zeigen den Grundmoränenboden; ihre „verschießenden" Sandschollen sind hervortretende „Fluvioglazialbildungen". Die steinreichen, landschaftlich so reizvollen hügeligen Gegenden, teils kiesig, teils lehmig, erhielten ihren Charakter durch das staffelförmig zurückweichende Eis. Die Endmoränen, bzw. deren Vorläufer, die kuppigen Rückenberge oder die Wallberge, die Sandflächen sind die vor dem Eisrand ausgebreiteten Ausschlemmassen des Moränenschuttes oder die Ausfüllung der einstigen weiten Stromtäler; Winde haben die losen Sande oft zu Binnendünen oder Flugsandflächen aufgeweht. Die Tonlager entsprechen seeartigen Klärbecken; die Moore und Reste ehemaliger Gewässer, deren Becken oder Täler durch Torf, Moorerde, Wiesenkalk und Raseneisen erfüllt wurden. Einstige Inseln in solchen Niederungen sind unsere Woorte. Die offenen Seen sind die letzten Reste ehemaliger Seebecken oder Stromläufe.

Weiter verstehen wir den Einfluß des geologischen Baues des Landes auf die Ausnutzung durch seine Bewohner: Buchen und Weizen erfordern den Lehmboden der Moränenlandschaft, Kiefern und Hafer die sandigen Teile. Die alten Rittergüter haben sich meistens den guten Lehmboden ausgewählt und überließen den Sandboden den Dorfgemeinden. Schon die Menschen der vorgeschichtlichen Zeiten, und später natürlich erstrecht, nutzten bei ihren Siedelungen die Bodenbedingungen sorgfältig aus, bevorzugten Inseln, Halbinseln und Woorte. Pässe und gesicherte Plätze wurden an den geeigneten Stellen angelegt. Ihre Heer- und Handelsstraßen verfolgten ebenso wie auch die heutigen Eisenbahnen den Weg alter Flußtäler; die langgestreckten „Hagendörfer" siedelten sich längs eines Bachlaufes an. Wie der Mensch, so benutzten auch die Pflanzen und Tiere die natürlichen Wegstrecken zu ihrer Zu- und Abwanderung.

So führt uns die Erdgeschichte aus weit zurückliegenden Zeiten zum Verständnis der Gegenwart.

Stoltera. Abbruchsufer mit Mergelvorsprüngen. Rechts Abbruchsmasse.

# Die mecklenburgische Ostseeküste.

Von Dr. J. Becker, Rostock.

Wenn wir uns eine Karte ansehen, auf der die Funde aus der Altsteinzeit eingezeichnet sind, so finden wir darauf für unser Mecklenburg etwas ganz Eigenartiges. Während die andern Küstengebiete des westlichen Ostseebeckens reichlich Funde aufweisen, ist in Mecklenburg außerordentlich wenig vorhanden. Das ist doch auffallend. Die Altsteinzeitleute waren in erster Linie Fischer, und warum sollten die an unserer fischreichen Küste weniger Möglichkeit zum Erwerb gehabt haben als etwa in Holstein und auf den dänischen Inseln, wo wir ihre Hinterlassenschaft reichlich finden. Die Erklärung dieser eigentümlichen Tatsache gibt uns zugleich die Erklärung für die Gestaltung unserer Küste. Wir müssen da weit zurückgreifen in der Erdgeschichte. In der Eiszeit war unser Gebiet von einem mehrere hundert Meter hohen Eispanzer bedeckt, der sich von Skandinavien aus hier herüber schob, über das Gebiet der heutigen Ostsee fort. Unser Küstenmeer bestand damals noch nicht, wenigstens nicht in der heutigen Form. Denn das ganze Land lag viel höher als jetzt, es bildete mit den dänischen Inseln eine zusammenhängende Landmasse, so daß kein Zugang zur Nordsee bestand. Als sich dann das Eis zurückgezogen hatte, begann eine Senkung der Küste, die ganz allmählich und unmerklich einsetzte, aber im Laufe der Jahrhunderte doch ganz bedeutende Ausmaße annahm. Der Zugang zur Nordsee wurde geöffnet, das

Anmerkung. Es ist selbstverständlich unmöglich, heute über dies Thema zu schreiben, ohne die allumfassenden Untersuchungen des Geh. Hofrats Professor Dr. Geinitz, des Altmeisters der Geologie Mecklenburgs, zu benutzen. Der Kenner der Literatur wird dies an vielen Stellen erkennen.

Wasser überströmte das untertauchende alte Festland, und man hat berechnet, daß vor etwa 2000 Jahren unsere Küste reichlich 2 Kilometer weiter nach Norden hin lag. Ob diese Landsenkung abgeschlossen ist, oder ob sich das Land jetzt wieder etwas hebt, das ist schwer zu entscheiden, aber jedenfalls ist der Betrag so geringfügig, daß er für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse gar keine Bedeutung hat. Wir nennen jene Senkung nach einer kleinen Muschel, die für diese Zeit charakteristisch ist, die Litorinasenkung. Durch Bohrungen ist festgestellt, daß das Land bei Warnemünde etwa 20—30 Meter tief abgesunken ist. Und nun können wir auch die Frage beantworten, warum bei uns keine Altsteinzeitleute wohnten. Sie wohnten hier, als das Land nicht mehr vom Eise bedeckt war, ebenso dicht wie am gegenüberliegenden dänischen Gestade, aber 2—3 Kilometer nördlich der jetzigen Strandlinie, ihre Wohnplätze werden jetzt von den Wogen der Ostsee überflutet.

Unsere Küste hat sich also ins Meer hineingesenkt, wir sprechen in solchem Falle von dem Typus der Senkungsküste. Dabei boten hochliegende Gebiete des Hinterlandes natürlich mehr Schutz gegen das vordringende Wasser als tiefliegende. Die hohe Steilküste des Klützer Winkels ragt halbinselförmig ins Meer vor, die tiefen Niederungen wurden leicht überflutet, wie in der Wismarer Bucht und im Rostocker Breitling. Bei Untersuchungen des Meeresbodens an solchen Stellen erkennen wir noch jetzt mit völliger Sicherheit, daß dies Gebiet einmal Festland war, das dann erst vom Meer verschlungen wurde.

Aus diesen Darlegungen erkennen wir schon, daß unsere Küste zwei verschiedene Formen zeigen kann: die Flachküste und die Steilküste. An der ersten sind meist Dünen aufgeschüttet, deshalb sprechen wir hier auch wohl von Dünenküste. Die Steilküste, Klint und Kliff genannt, zeigt ein hohes Abbruchufer, das bei uns bis etwa 40 Meter ansteigt. Lagen in dem überfluteten Gebiete höhere Aufragungen, so machen sich diese noch heute bemerkbar, und zwar entweder als Inseln — Poel, Walfisch —, oder sie treten in der Seekarte als Untiefen hervor — Hannibal (Hahnenort), die Lieps, das Wustrower Riff.

Messen wir unsere Küste in grobem Umriß nach, so finden wir etwa 110 Kilometer Länge, nehmen wir alle Ausbuchtungen mit, dann kommen wir auf etwa 270 Kilometer. Gehen wir von der Landesgrenze am Darß nach SW, so finden wir bis zur Buk-Spitze am Bastorfer Leuchtturm drei Buchten, die aber nur ganz flach ins Land einbiegen, so daß die Küstenlinie ziemlich einförmig ist: der Typus der glatten Küste. Freilich finden wir auch hier zwei weit ins Land sich erstreckende Wasserflächen: den Ribnitzer Binnensee und den Breitling. Beide sind aber durch eine schmale Nehrung vom Meere abgeschlossen, und zwar am Fischlande völlig, so daß der Zugang zum offenen Meer weit östlich in Pommern liegt, während am Breitling die Warnow stets die Oeffnung freihält. Übrigens lag die Mündung zum Breitling noch vor etwa 700 Jahren viel weiter östlich, noch weit jenseits der Hohen Düne. Beide Wasserflächen müssen wir als haffähnliche Bildungen ansprechen.

Viel lebhafter wird nun die Küstenlinie aber westlich vom Bastorfer Leuchtturm, wo sich bis zum Klützer Ort hin Bucht an Bucht reiht. Da haben wir zunächst das Salzhaff, das durch die Halbinsel Wustrow vom offenen Meere getrennt wird. Untersuchen wir seinen Untergrund, so finden wir dort neben Steinanhäufungen auch vielfach Moorboden, auf dem noch alte Baumstämme liegen — ein deutlicher Beweis, daß wir es mit einer früheren Niederung zu tun haben, die bei der Landsenkung unter Wasser geraten ist. Wir können das Salzhaff also ein „ertrunkenes Binnengewässer“ nennen. Sein Salzgehalt ist — entgegen seinem Namen — viel geringer als der der Ostsee.

Die zweite Einbuchtung ist dann die große Wismarsche Bucht mit der Wohlenberger und Boltenhäger Wiek. Der östliche Teil der Bucht ist eine ausgesprochene Boddenküste. Bodden nennen wir eine Bucht, die durch vorgelagertes Land fast ganz abgeschlossen ist, während Wiek eine offene Bucht bezeichnet. Auch diese Wismarer Bucht ist eine durch eine nacheiszeitliche Senkung unter den Meeresspiegel geratene Niederung, aus der noch die kleine Insel Walfisch hervorragt, die eben ein größerer Hügel in dem alten Flachlande war. Sie liegt gerade da, wo die Bucht sich stark verengert, hatte deshalb früher eine große strategische Bedeutung. So erklärt es sich, daß sie zur Schwedenzeit stark befestigt war. Sie besteht aus steinreichem Geschiebemergel, verschwindet aber immer mehr; wie mehrere Inseln, die hier früher noch aufragten, heute schon ganz verschwunden und nur noch als Untiefen erkennbar sind (Hannibal). Geblieben ist neben Poel noch die Insel Langenwerder, die als Vogelschutzstätte allgemein bekannt ist.

Die größte Insel Mecklenburgs ist Poel, deren Boden aus sehr fruchtbarem Geschiebemergel besteht. Recht bezeichnend ist hier der Unterschied zwischen der glatten Meeresküste und der vielfach zerlappten Boddenküste im S. und SO.

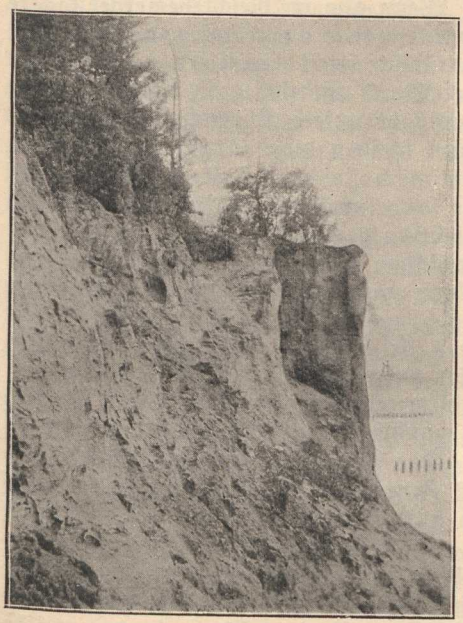
Inseln waren in früheren Zeiten auch die Halbinsel Wustrow, die eine flache, sich bis etwa 20 Meter erhebende Geschiebemergelinsel war, und das Fischland. Beide sind jetzt aber durch Sandanlagerung landfest geworden.

Durch die Senkung des Landes sind also gelegentlich alte Niederungen und Flußtäler unter Wasser geraten: bei Wismar, am Salzhaff, bei Rostock und bei Ribnitz. Auf eine eigentümliche Bildung muß ich in diesem Zusammenhang noch kurz eingehen: nördlich von Doberan ist auch eine tiefe Niederung, die ungefähr in der Höhe des Meeresspiegels liegt, mit dem Conventer See. Hier ist das alte Flußtal nicht ganz vom Meer überflutet, sondern in der Mitte quer durchschnitten. Sein Torflager geht aber über die Küstenlinie noch weit nach N. hinaus. Solche Erscheinungen finden wir auch an andern Stellen unserer Küste (Rostocker Heide); zuweilen werden dann größere oder kleinere Stücken Torf von den Fluten losgerissen und ans Ufer geworfen, unsere Strandbewohner nennen das Meertorf. Kommt dieser in die Brandungswelle, dann wird er in ähnlicher Weise zu runden Brocken verarbeitet, wie die Wellen es auch mit den Steinen tun. — Nun erhebt sich aber die Frage: Warum ist die Conventer Niederung nicht ganz und gar vom Meere überflutet? Schuld daran ist die Ostsee selbst, die sich hier einen Steindamm — keine Düne! — vorgebaut hat. Die Mergeloberfläche, die hier vorgelagert war, ist sehr steinreich gewesen; als sie allmählich abgespült wurde, blieben die Steine — Geschiebe — liegen, wurden von den Wellen zu den berühmten „Dammsteinen“ verarbeitet, Strandgeröllen, die durch Anwürfe der Küstenströmung und Sturmfluten noch vermehrt und zu einem Wall aufgeworfen wurden. Dieser ist etwa 3—4 Meter hoch, 30—35 Meter breit und zieht sich 2,5 Kilometer weit quer durch den alten Moorboden des Stromtales hin, den Torf überlagernd. So schützt er die noch nicht ertrunkenen Teile der Conventer Niederung gegen die Überflutung. Stärkere Wasserbewegung bringt dauernd noch neues Steinmaterial hierher, so daß keine Gefahr besteht, daß diese in Deutschland einzig dastehende Naturerscheinung einmal verschwindet. Das Gesteinmaterial besteht fast ausschließlich aus nordischen Geschieben, wir finden hier also eine „reiche Musterkarte“ der schwedischen Mineralien, die durch eiszeitliche Gletscher herverfrachtet sind.

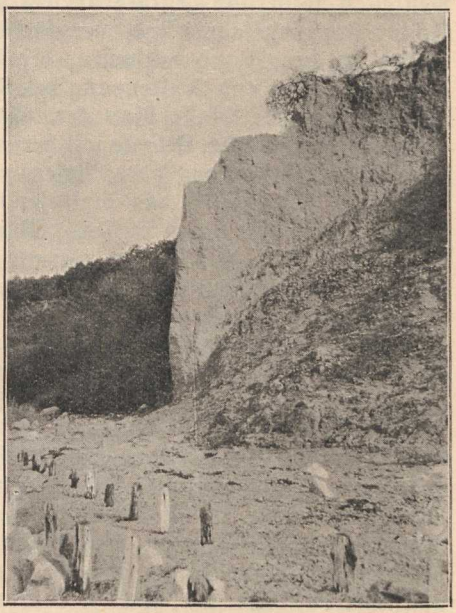
Solche Stellen aber, wo das vordringende Meer auf alte Fluß- oder Seeniederungen traf, sind doch seltener; meist stellte sich ihm die Grundmoränenplatte entgegen, die aus Mergel, Lehm, Ton oder Sand besteht. Dazwischen ein Gemisch von großen und kleinen Steinen, den Geschieben, die bald eckig, bald

rund sind und vielfach die charakteristischen „Gletscherschrammen“ zeigen. Nun ist die Grundmoränenlandschaft bei uns fast nie eine ganz ebene Fläche, sondern sie ist wellig, hügelig. Und je nachdem das Wasser die Hügel oder die Senkungen dazwischen traf, entstand das Steil- oder das Flachufer.

Das Steilufer besteht fast stets aus festerem Material, Mergel, Lehm oder Ton und steigt vom Meere aus in vielfach fast senkrechten Wänden auf. Können sie sich auch vielleicht nicht mit den herrlichen Kreideuferpartien Rügens vergleichen, so bieten sie doch dem Blicke reiche Schönheiten. Der Gegensatz der weiten Meeresfläche und der trotzig aufragenden Höhe ist vielfach äußerst eindrucksvoll. Und vor allem, wenn im Winter der Nordsturm die tobenden Wellen dagegen peitscht, bietet sich ein solch wild-grausiges Schauspiel, daß die Seele des Beschauers



Steilufer. In der Mitte Mergelbänke, oben Sand mit ausgeblasenen Sandnestern. Im Meer zerstörte Querbuhnen. Stoltera.



Scharf vorspringende Mergelnase. Vorne alte Längsbuhnen. Stoltera.

davon innerlichst erschüttert werden kann. Acht solche Klintufer treffen wir an unserer Küste: am Fischland, an der Rostocker Heide, an der Stoltera, bei Brunshaupten, Alt-Gaarz, Wustrow, Poel und am Klützer Ort. Hier erheben sie sich nackt und schroff bis zu 38 Meter und ziehen 15 Kilometer lang hin, im Hintergrunde überragt von dem 92 Meter Hohen Schönberg. Ganz herrlich in ihrer Mannigfaltigkeit ist die Stoltera, wo in reicher Abwechselung Vorsprünge und Nischen sich herausgebildet haben, die mit ihrer Wald- und Gestrüppbedeckung bald freundlichere, bald wilde Bilder uns zeigen. Steil aus dem Meere erhebt sich der Klint des Fischlandes, an einigen Stellen so dicht am Wasser, daß fast kein Strand dazwischen bleibt, ja, daß man bei starkem nordwestlichem Winde nicht unten vorbei gehen kann, weil die Wogen direkt an die Steilwände anprallen.

Man sollte nun meinen, daß diese schroffen, hohen Wände den Wellen erfolgreich Widerstand leisten könnten und ein guter Schutz des hinterliegenden Landes wären. Das ist aber nicht der Fall, im Gegenteil, die Wände verlieren

dauernd an Material, und die See schreitet Jahr für Jahr gegen das Land vor. Frost, Wind, Wellen, vor allem Sturmfluten, zerstören die Klinte. Von der Macht des Windes bekommt man schon einen Begriff, wenn man die eigentümlich geformten Bäume an unserer Küste, die Windflüchter und die Gespensterwälder, betrachtet. Wenn nun im Winter der Sturm das Wasser gegen die Wände peitscht, dann dringt es in Spalten und Ritzen ein, friert dort und sprengt dabei die feste Masse auseinander. Oder wenn das Meer gefroren war, werden die Eisschollen dagegen geschoben und scheuern den Untergrund fort. Und welche Gewalt die Wellen allein haben können, das sehen wir ja schon darin, daß selbst das feste Zementpflaster der Molenbauten in Warnemünde dadurch zersprengt wird. Die zerstörende Kraft des Windes setzt natürlich zuerst dort ein, wo ihm am wenigsten Widerstand entgegengesetzt wird. Wenn also im Geschiebemergel lockere Sandnester eingelagert sind, werden diese vom Winde so ausgeblasen, daß geradezu Löcher in der Wand entstehen, die sich natürlich leicht erweitern. Und wenn dann durch Eis und Wellengang der Fuß der Wand unterspült ist, dann stürzt die darüber liegende Masse hinunter, und es entsteht unsere Abbruchsküste. Treten festere Mergel- oder Lehmlager hervor, dann bleiben diese länger erhalten und ragen als Vorsprünge oder Nasen vor, bis auch sie den Halt verlieren und abstürzen. So schreitet das Steilufer ständig landeinwärts, und den Betrag dieses Landverlustes gilt es zu messen. Man braucht dazu eine feste Marke, etwa einen Baum auf dem Lande oder einen unverrückbar liegenden Findling auf dem Strande. Am besten ist beides, denn da kann man den Abbruch an der oberen Kante und am Fuße der Steilwand zugleich messen. Der Abbruch ist in den einzelnen Jahren natürlich verschieden groß, je nach der Witterung und dem Grade, wie der Klint den Winterstürmen usw. ausgesetzt war. Man hat berechnet, daß unsere Küste jährlich etwa 300 000 Kubikmeter Masse verliert. Der Abbruch am Fischland und bei Wustrow beträgt jährlich etwa 0,50 Meter; bei Klütz 0,60 Meter, an der Stoltera 0,75—1 Meter. Das flache Steilufer zwischen Börgerende und Nienhagen tritt jährlich etwa 72 Zentimeter zurück. Das sind Durchschnittswerte, die in günstigen Jahren bis auf 10 Zentimeter sinken, aber auch bedeutend steigen können, vor allem bei Sturmfluten. Wenn, besonders im Winter, der Wind lange aus S. oder SW. geblasen hat, treibt er das Wasser von unserer Küste fort; springt er nun plötzlich nach N. oder NO. um, dann treibt er mit großer Gewalt die aufgestauten Wassermassen zurück, und der wilde Ansturm zerstört die Uferlinie natürlich sehr stark. So rückte die Küste von Poel am 13. XI. 1872 um 18—19 Meter zurück, und durch die Silvesterflut 1904/05 ergab sich bei Torfbrücke ein Landverlust von etwa 20 Meter. Die dritte große Sturmflut der letzten Jahrzehnte tobte am 30. XII. 1913. Am nördlichen Ende des Fischlandes gingen 11,8 Meter Land verloren; bei Graal fielen 10 Meter Land mitsamt den schönen Bäumen und dem Pavillon dem wütenden Element zum Opfer. Das stärkste Bild der Verwüstung bot das „gelbe Ufer" am Torfbrücker Revier. Geinitz schreibt darüber: „Wie hingemäht lagen die kräftigen Kiefernstämme an dem weggespülten Ufer, mächtige Gerölle des braunen Ortsteins bedeckten den weiten Strand, unser berühmtes älteres, dem Heidesand eingeschaltetes Moostorflager ist auf weite Strecken am Strande freigelegt." Auf einer Strecke von 2 Kilometern lagen am Strande 83 Kiefern, 31 Buchen, 8 Eichen, zusammen also 122 starke Stämme, die den Halt verloren hatten, da ihnen ihr Wurzelboden weggespült war. An einigen besonders ausgesetzten Stellen ergab sich sogar ein Verlust von 31—36 Metern!

Besondere Verhältnisse liegen an den Küstenstreifen der Rostocker Heide vor. Hier ist das nur wenige Meter hohe Steilufer nicht aus Geschiebemergel auf-

gebaut, sondern aus leicht zerstörbarem Heidesand mit eingelagerter, etwa 10—20 Zentimeter dicker Bank aus Ortstein. Dieser Sand ist natürlich den Verwüstungen viel mehr ausgesetzt als das Mergelufer, deshalb ist der jährliche Verlust hier auch größer, etwa 1 Meter.

Bei dem Umfang dieses für den Land- und Forstmann gleich verhängnisvollen Landverlustes erschrickt man ja und überlegt sich: gibt es denn gar keine Möglichkeit, sich dagegen zu schützen? Versuche dazu hat man genug gemacht, aber wirkliche, dauernde Hilfe hat nichts gebracht. Da sind lange Buhnenreihen senkrecht ins Meer vorgebaut, die als Wellenbrecher und als Sandfänger dienen sollen. Sie haben auch gute Dienste geleistet, können jetzt aber bei unsern traurigen Geldverhältnissen leider nicht dauernd in Ordnung erhalten werden. Das Füllstackwerk ist herausgerissen, und viele Pfähle sind verschwunden. An andern Stellen hat man die Sandböschungen mit Strandhafer bepflanzt, auch Parallelbuhnen gesetzt, an denen sich der durch die Querbuhnen gesammelte Sand anlagern soll. Man hat den Strand mit Steinen gepflastert und sanfte Zementböschungen geschaffen, an denen die Wellen sich totlaufen sollen. Alles hat etwas geholfen, aber nichts ausreichend. Wirkliche Hilfe bringt nur eine zusammenhängende Dünenkette. Und das führt uns zur nächsten Frage: Wo bleibt denn nun all das abgestürzte Material?

Wenn wir nach den Winterstürmen den Strand begehen, dann finden wir überall am Fuße des Klints eine bedeutende Schutthalde; kommen wir etwas später wieder dahin, dann ist sie verschwunden. Der auflandige Wind hat die Wellen herangetrieben, die dann nach und nach das ganze Material ausgespült haben. Die schweren Findlingsblöcke blieben liegen, die leichteren Geschiebe wurden weiter gerollt, sie gerieten z. T. in die Brandungswelle und wurden hier zu Rollsteinen abgeschliffen, wie wir sie vor allem am Heiligen Damm in Unmassen finden. So ist der ganze, meist schmale Strand vor dem Klint mit Steinen besät, sie bilden einen Steinrand und liegen auch als Bank vor der Küste im Meer. Jeder, der an solcher Stelle schon gebadet hat, weiß, wie unangenehm das sein kann.

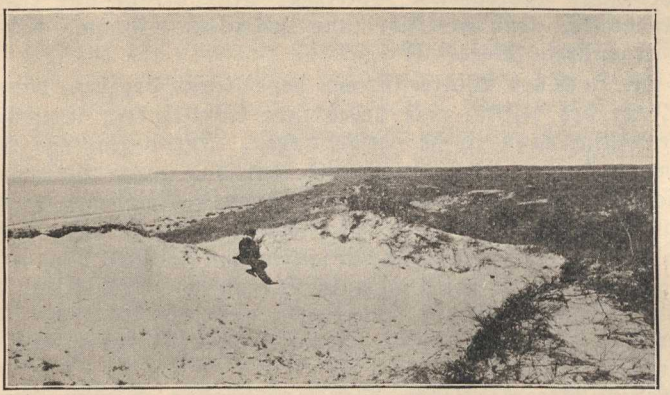
Die großen Mergel-, Lehm- oder Sandschollen werden dann von der Brandungswelle zerkleinert und gewissermaßen sortiert. Die feinsten tonigen Bestandteile werden zuerst ins Meer entführt, wo man bei ruhiger See noch weithin eine Trübung des Wassers erkennen kann. Allmählich sinken sie nieder und bilden den für uns leider verlorenen Schlickboden des Meeres. Was am Strande übrigbleibt, ist der unfruchtbare, nun ganz rein ausgewaschene Quarzsand. Dieser gerät dann in den Bereich der auflaufenden Wellen, wird durch „Küstenversetzung“ weiter befördert, bis er von der dem Strande parallel laufenden Küstenströmung ergriffen wird. Denn entsprechend den bei uns meist herrschenden westlichen Winden geht an der Küste eine nach O. gerichtete Strömung entlang, die den Sand mit fortführt. Von ihrer Wirkung bekommt man leicht einen Begriff, wenn man am Strande sich den Anfang einer Buhne ansieht. Da ist an der W-Seite der Sand viel weiter meerwärts angelagert worden, an der O-Seite springt die Strandlinie ganz zurück. Dasselbe erkennt man in weit größerem Maße an der Warnemünder Hafenmole. So haben die Buhnen also als Sandfänger ihre große Bedeutung. Leider ist es ja nur der unfruchtbare Sand, der abgefangen wird, während die fruchtbaren Teilchen im Meere verloren bleiben.

Bildet die Küste eine Einbuchtung nach S., dann setzt sich der mitgeführte Sand im Sinne der bisherigen Strandlinie davor ab und bildet eine Nehrung. So ist das Haff des Rostocker Breitlings und der Ribnitzer Binnensee durch solche

Nehrung vom Meere abgeschnitten, das Ostende der Halbinsel Wustrow dadurch mit dem Festlande bei Alt-Gaarz verbunden und landfest geworden. Eigentümlich ist die Nehrungshalbinsel „Kieler Ort", die, entgegen dem sonstigen Verlauf des Küstenstroms, der Halbinsel Wustrow nach W. hin angegliedert ist. Hier liegen besondere Strömungsverhältnisse vor.

Das Wasser des hinter den Nehrungen liegenden Hasses verliert allmählich an Salzgehalt, es wird brackig. Der hindurchgehende Fluß erhält die Verbindung zur See offen, doch kann sein Fahrwasser leicht versanden, weshalb es dauernd durch Baggerung offen gehalten werden muß.

Biegt die Küste dagegen nach N. aus, dann trifft die Küstenströmung das Land und wirft dort den Quarzsand auf, der den schönen weißen Sandstrand bildet. Je mehr Sand aufgeworfen wird, desto breiter und höher wird der Strand. Ist der Sand dann ganz trocken geworden, wird er ein Spiel des Windes, der rollt ihn landeinwärts und wirft ihn an der Vegetationsgrenze zu Dünen auf. Meist handelt es sich nur um eine einzige, die sog. Vordüne, so bei Boltenhagen



Düne in Warnemünde.

und östlich von Warnemünde. Ein anderes Bild bietet die Außenküste der Halbinsel Wustrow, wo wir ein bis 300 Meter breites Dünenplateau finden. Mehrere Dünen parallel hintereinander, ein sog. Dünensystem, erheben sich westlich von Arendsee. Die schönsten Dünenpartien finden wir im Osten der Warnowmündung, vor allem auf der Strecke Müritz—Fischland, wo der Wind bei Neuhaus die höchste Düne Mecklenburgs bis 17 Meter aufgeworfen hat. Die Dünen unserer Küste liegen jetzt still; daß auch sie aber bis vor noch nicht langer Zeit gewandert sind, erkennt man z. B. bei Graal, wo aus ihrem Sande noch die mächtigen überschütteten Baumstämme hervorragen.

Diese Dünenküsten schützen nun das Hinterland viel besser als das Steilufer. Die Wut der Wellen bricht sich an ihnen, so daß selbst bei Sturmfluten der Landverlust ganz geringfügig ist. Freilich bezahlt die Düne häufig ihren Kampf gegen die Wogen mit dem Leben: sie rettet das Land, wird aber selbst dabei völlig abrasiert. Ihr Sand gerät in den Küstenstrom, wird wieder weiter verfrachtet, ostwärts, bis er wieder ans Land geworfen wird, und so geht eine ununterbrochene Sandwanderung an unserer Küste entlang, bis zur äußersten Ostgrenze Deutschlands, wo auf der Kurischen Nehrung die Sande zu ganz gewaltigen Dünensystemen aufgeworfen werden.

Infolge der Senkung des allmählich sich abdachenden Landes und jener sandführenden Strömung ist das Meer weithin ziemlich flach, weshalb für die Sicherheit der Schiffahrt gesorgt werden muß. Das geschieht durch unsere drei Leuchttürme in Warnemünde, bei Bastorf und auf Poel. Ebenso sind überall Stationen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger erbaut worden.

Der Seeverkehr kann sich nur nach wenigen Stellen hinziehen, nach Rostock und Wismar. Beide blühten schon zur Hansazeit, gewaltige Kirchen, Tore und schöne Bürgerbauten künden noch davon. Später ging ihr Handel zurück, hob sich aber im 19. Jahrhundert wieder etwas, als in beiden Städten allerlei Industrien erblühten. Warnemünde ist für den Großverkehr dadurch wichtig geworden, daß hierher die Fähre von Dänemark kommt, die in bequemer Fahrt Deutschland mit den Nordländern verbindet.

Vom Darß bis Rostock, und dann wieder von Rostock bis Wismar ist die Küste hafenlos, ohne Städte; diese liegen sämtlich mehrere Kilometer weit vom Gestade entfernt als Ackerbürgerstädte. Dagegen finden wir eine ganze Reihe Dörfer am Meer, die heute alle zu Badeorten geworden sind. Die Einwohner, die früher ganz und gar vom Fischfang lebten, finden heute ihren Hauptverdienst bei der Beherbergung der Badegäste. Die bekanntesten Orte sind am Klützer Ort Boltenhagen, Wendorf bei Wismar, Alt-Gaarz, Brunshaupten-Arendsee, Warnemünde, Graal, Müritz, Wustrow auf dem Fischlande. Man sieht, daß hierbei die Dörfer bevorzugt sind, die in der Nähe eines Steilufers liegen, wo die Gäste also die Abwechslung haben zwischen dem Ausruhen am schönen weißen sandigen Badestrand und dem Wandern am trutzigen Klint. Die romantische Schönheit unserer Küste veranlaßte den Herzog Friedrich Franz, in Heiligendamm ein Seebad zu eröffnen. Ein gewaltiger Findlingsblock, dicht am Strande errichtet, kündet für alle Zeiten davon, daß hier schon im Jahre 1793 das älteste Seebad Deutschlands begründet wurde, das heute noch eins der schönsten und vornehmsten ist.

## Das Fischland.

Von Rudolf Ahrens, Rostock.

Mit dem Namen „Fischland" verbindet sich uns Mecklenburgern ohne weiteres der Begriff des Eigenartigen, Anziehenden. Und diese allgemeine Vorstellung nimmt bestimmtere, anschauliche Formen an, wenn man diesen Landstrich, der seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts etwa seine heutige Bezeichnung trägt, durch eigene Anschauung auf einem kürzeren oder längeren Besuch kennen zu lernen Gelegenheit hat oder aus dem im Laufe der Zeiten hervorgebrachten Schrifttum über seine Geschichte, seine geographischen und sonstigen Verhältnisse, über seine Bewohner, ihre Sitten und Lebensgewohnheiten sich unterrichten kann.

Das Fischland beginnt kurz vor dem Kirchdorfe Wustrow und endigt vor dem bekannten, schon zu Preußen gehörenden Malerdorf Ahrenshoop; es ist heute nur eine Landenge, die sich etwa 5 Kilometer von Südwesten nach Nordosten erstreckt, die das Verbindungsglied des preußischen Darß mit dem mecklenburgischen Festlande darstellt und den nördlichen Teil des Ribnitzer Binnensees, den Saaler Bodden, vom Meere abschließt. So war es freilich nicht zu allen Zeiten. Aus der geologischen Betrachtung, die in dem steilen Abbruchsufer auch für den Laien wertvolles Anschauungsmaterial findet, ergibt sich, daß das Fischland sich

im allgemeinen inſelartig über die im Süden und Norden vorgelagerten Grenzgebiete erhebt. Dieſe ſandigen Gebiete ſind ſpäter entſtanden und haben dem Lande den früheren Inſelcharakter genommen. In weiter zurückliegenden Zeiten fanden die Waſſer der Recknitz ihre Verbindung mit dem Meere nördlich und ſüdlich vom Fiſchlande, das damals auch in ſeiner Bezeichnung „Swante Wuſtrow", heilige Inſel, ſeiner Eigenart Rechnung trug. Durch die Tätigkeit der Meereswogen, die Geröll ablagerten, mit Unterſtützung der Recknitzwaſſer, die Schlamm und moorige Beſtandteile mit ſich führten, verengerte ſich allmählich die Mündung; es beſtanden bald nur noch kleine Rinnen, in denen das Waſſer ſeinen Weg zum Meere ſuchte, bis endlich auch dieſe, zuletzt wohl durch abſichtliche

Altes Bauernhaus in Althagen.

Verſchüttung, verſchwanden. Ortskundige können noch heute die letzten Spuren dieſes Verlandungsprozeſſes im „alten Hafen" und in der „Steinsbek" erkennen. So kam das Fiſchland um ſeinen Ruhm, neben Poel als Vertreter der Inſeln in der Erdkunde Mecklenburgs gelten zu können.

Und aus dem „Swante Wuſtrow" wurde das „Fiſchland". Freilich ſteht dieſe Umtaufung wohl kaum in urſächlichem und beabſichtigtem Zuſammenhange mit der oben ſkizzierten geographiſchen Umwandlung. Abgeſehen davon, daß den Namen gebenden Leuten jener Zeit wohl kaum die Bedeutung des alten wendiſchen Wortes Wuſtrow als Inſel geläufig war, blieb man doch auch ſonſt der früheren Benennung immer treu, ſelbſt wenn die Verhältniſſe, die zur früheren Bezeichnung führten, nicht mehr vorhanden waren. Die Namensänderung iſt wohl nur als zufällig zu erklären; wer ſie zuerſt vorgenommen, das wird wohl, wie ſo vieles auf dem Gebiete der Namengebung, immer im dunkeln bleiben. Er hat aber, wie ſo manche andere unbekannten Paten, den Nagel auf den Kopf

getroffen: das Land verdiente mit Recht seinen früheren, und ebenso, wenigstens für damalige Zeiten, seinen späteren Namen. Die Bewohner Fischlands, die rechts und links in geringster Entfernung das Wasser hatten, waren in ihrer Beschäftigung ohne weiteres auf den Fischfang angewiesen; die kleinen zum Ackerbau tauglichen Flächen vermochten die Bevölkerung nicht zu ernähren. Im Jahre 1726 bestanden auf dem Fischlande 13 Reusengesellschaften. Mit Recht fand so die Namen schaffende Phantasie im Fischreichtum, der sich allen zur Verfügung stellte, einen so mächtigen Antrieb, daß das alte Swante Wustrow weichen mußte und das Gebiet als Fischland in das geographische Namensregister Mecklenburgs eingereiht wurde.

Es ist zu allen Zeiten versucht worden, die Verbindung des Ribnitzer Binnensees nördlich oder südlich des Fischlandes mit der See wiederherzustellen und einen geschützten Hafen zu gewinnen. Als gegen Ende des 14. Jahrhunderts Bogislaw von Pommern Hafen und Burg erbauen wollte, zerstörten die Rostocker kurzer Hand die Anlagen, „wohl merkende, was hieraus entstehen, und zu was Praejudice dieser neu angelegte Bau ihrer Stadt gereichen würde". Bei späteren Versuchen unserer Landesfürsten protestierten die konkurrenzneidischen Nachbarn Wismar und Rostock; auch Schweden trat als Gegner auf, weil es nach den Abmachungen des Westfälischen Friedens Rechte auf Lizenzen besaß. Und daß in allen diesen Streitigkeiten auch das Reichskammergericht zu Speier und die kaiserliche Residenz in Wien um Entscheidungen bemüht wurden, förderte gewiß nicht die Pläne, die in den verschiedenen Zeiten auftauchten. Vor Jahrzehnten brachte das Projekt des „Rostocker Kaufmannes", das einen Kanalbau Rostock—Ribnitz vorsah und auf diesem Umwege über Stettin einen Anschluß an das deutsche Kanalnetz suchte, noch einmal das Fischland und den Binnensee in den Mittelpunkt der Erörterung. Aber auch davon ist es still geworden, und die Fischländer sind heute zufrieden, wenn durch einen Chausseebau über die Schifferdörfer Dändorf und Dierhagen bis nach Wustrow die Abgeschlossenheit ihres Landes in etwas behoben wird.

Die Geschichte des Fischlandes ist der Hauptsache nach eine Darstellung seiner Beziehungen zum Wasser. Fischfang und Schiffahrt sind die beiden Hauptkapitel darin. Fischlands große Zeit fällt in das 19. Jahrhundert. Damals blühte die Segelschiffahrt und machte die Fischländer reich und bekannt. Seine Kapitäne durchfuhren alle Weltmeere und fanden besonders in der damals bedeutsamen Mittelmeerfahrt reichen Gewinn. Die meisten Schiffe bauten sie sich selbst. 1832 waren 96 Schiffe vorhanden, 30 Jahre später schon 132. Was Schiffer, Steuermann, Matrose und Jungmann an barem Gelde erübrigten, wurde immer wieder zum Erwerb von Schiffsparten genommen. Das Kapital brachte bis zu 20 Prozent Dividende, einzelne Familien besaßen mehrere Schiffe, die dann von den Söhnen gefahren wurden. So kam das Geld in Säcken nach dem Fischlande, und es mag nicht ganz ohne Berechtigung gewesen sein, wenn es von diesem oder jenem alten Fischländer Kapitän hieß, „er könne das Dach seines Hauses mit Goldstücken ablegen". Welche wirtschaftliche Bedeutung diese gewinnbringende Beschäftigung jener Jahrzehnte für Fischland und darüber hinaus für unser gesamtes Heimatland haben mußte, kann man ermessen, wenn ein Berichterstatter einer Zeitung im Jahre 1832 schreibt: Die 96 Schiffe, welche Fischland jetzt besitzt, sowie alle schon verloren gegangenen, sind und waren, nur mit Ausnahme weniger, in Mecklenburg erbaut, werden hier durch jährliche Reparaturen erhalten und jährlich vermehrt. Die großen Kapitalien, welche hierauf verwandt und durch den Ankauf des Holzes und durch die Bezahlung der verschiedenen Handwerker verbreitet werden, machen nur einen kleinen Teil von den Summen aus, die

durch den mittelst dieser Schiffe getriebenen Handel neben Accise und Steuern dem Lande zufließen. Ein großer Teil des Geldes, welches im Herbst von den Schiffern, Steuermännern und etwa 500 Matrosen nach Hause gebracht und zur Erhaltung ihrer Familien verwandt wird, ist ebenso wie jenes Kapitalvermögen im Auslande erworben und fließt durch mehr als 100 Kanäle in das Land hinein.

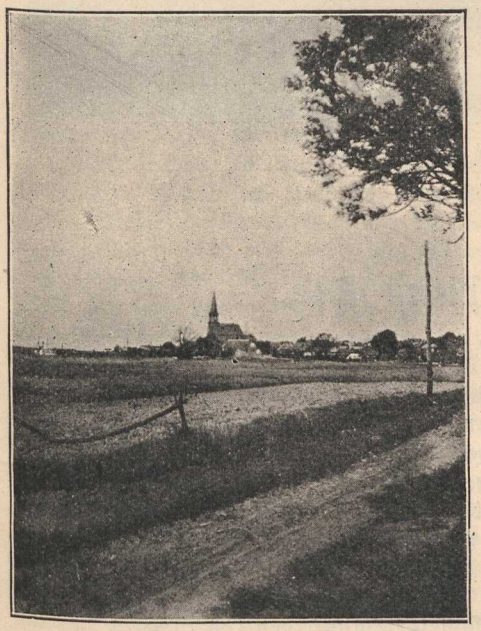
Heute ist diese Zeit vorüber und zur „guten alten Zeit" geworden. Die Segelschiffahrt fiel der modernen Entwickelung zum Opfer, der Allbezwinger Dampf zerstörte, wie auf manchen anderen Gebieten, so auch hier das im Laufe der Zeit Emporgeblühte. Andere Länder traten erfolgreich in den Wettbewerb, so ging's allmählich rückwärts mit Fischlands Reichtum. Mit so manchem braven Fischländer Jungen fand so manches Fischländer Schiff sein Grab im weiten Meere. Ersatzbauten lohnten sich nicht, und die Geschichte schloß bald ein Blatt voll Ruhm und Reichtum, von Wagemut und Tüchtigkeit in der Chronik von Fischland. Doch haben die alten Namen der Fischländer Schifferfamilien noch heute einen guten Klang in Schiffahrts- und Handelskreisen, wenn des Jungmannen Werdegang und Ziel auch heute ein anderes ist als damals, da die Väter ihre eigenen Schiffe reedeten.

Die Chronik des Fischlandes erzählt, daß ein alter Lehrer Namens Cyrus zu Althagen durch entsprechenden Unterricht eine der Voraussetzungen und Grundlagen für die Inangriffnahme der Schiffahrt geschaffen habe. Mit prophetischem Blicke aber hat ein Schriftsteller das Ende der einträglichen Beschäftigung vorausgesehen. Die Fischländer würden einer traurigen Zukunft entgegensehen, wenn ihre blühende Schiffahrt, wie alles dem Wechsel unterworfen, unter anderen Zeitverhältnissen dem Untergange geweiht sein würde. Wenn nicht ein zweiter Cyrus erstände und ihnen Mittel angäbe, die schlummernde Kräfte erwecken und neue Quellen des Erwerbes eröffnen könnte.

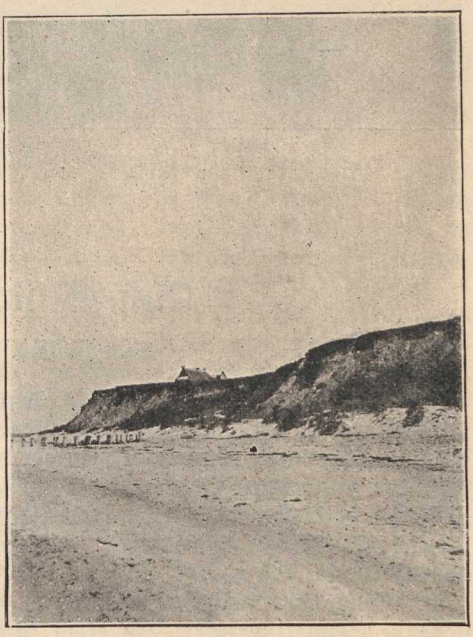
Und ein zweiter Cyrus war da. Ein Wustrower Arzt mit Namen Boldt wies auf Fischlands Vorzüge als Seebadeort hin und versuchte alles mögliche zur Heranziehung von Fremden. Wenn auch seine Bemühungen in dem Sinne der an andere Verhältnisse gewöhnten Schifferleute zunächst kein Echo fanden, so ist doch mit der Zeit das Fischland und sein Hauptort Wustrow in den Kranz der Ostseebäder eingereiht worden, und Tausende von Erholungsbedürftigen haben hier das gefunden, was Körper und Seele suchten, Ruhe und Frieden, Erholung und Genesung. In jedem Frühjahre rüstet sich das Fischland, um die Gäste aufzunehmen. Die den Fischländern angeborene und sorgsam gepflegte Vorliebe für Sauberkeit und Ordnung findet in dieser Aufgabe Raum und ein dankbares Feld zu ihrer Betätigung. Und kaum anderswo wie hier heißt es mit Berechtigung: Kommt, es ist alles bereit: Wustrow ist ein Schmuckkästchen, das sich sehen lassen kann.

Wer aber hierher kommt, nicht nur um das „Badeleben" zu genießen, das leider, wenn auch hier nicht in gleichem Umfange wie anderswo, das im Laufe der Jahre in sich aufgenommen hat, was der Erholung bedürftige Großstadtmensch ja eigentlich zu Hause lassen müßte, Trubel und Hast und Schein, wer Auge und Sinn mitbringt für die eigenartige Schönheit der Küstenlandschaft, der kommt auf Fischland gewiß auf seine Rechnung. Er muß freilich ein Frühaufsteher sein und Wanderungen nicht scheuen. Der Strandkorb ist kein richtiges Observatorium für das farbenfreudige Auge. Die Zeiten, wo Tag und Nacht sich scheiden, dürfen nicht am Biertisch oder im Bette verbracht werden. Wer im Frühdämmern, wenn die Morgennebel über den farblosen Wassern des Meeres und der Binnensee liegen, am Ufer schreitet, wer dann mit der kommenden Sonne die Farbe kommen sieht, die sich auf Wasser und Wolken, auf Strand und Busch

und Baum verteilt, der sieht Licht- und Farbenwunder, die nur im Abendschein, wenn das goldenrote Abendlicht auf den Wellen schwimmt, ihr Gegenstück finden. Dann dominiert das Rot, das sonst in der Natur nur spärlich auftritt. An sonnigen Tagen aber regiert das Blau, das Blau des Himmels und das Blau der Wellen, und wenn der Sturm darüber weht, dann liegen die Wellenköpfe da wie weiße Spitzenschleier auf glänzendem blauen Sammet. Es ist sicher mehr als Zufall, daß sich in dem unmittelbar an Fischlands Dörfer sich anschließenden Ahrenshoop, dem Worpswede der Ostsee, schönheitsdurstige Maler angesiedelt haben, die für alle individuellen Reize dieser Gegend ein Auge haben und manches Bild vom Fischland in die weite Welt hinausgeschickt haben. Wer aber seine Wissenschaft nicht zu Hause lassen will, der findet als Strandwanderer auf der



Blick auf Wustrow.

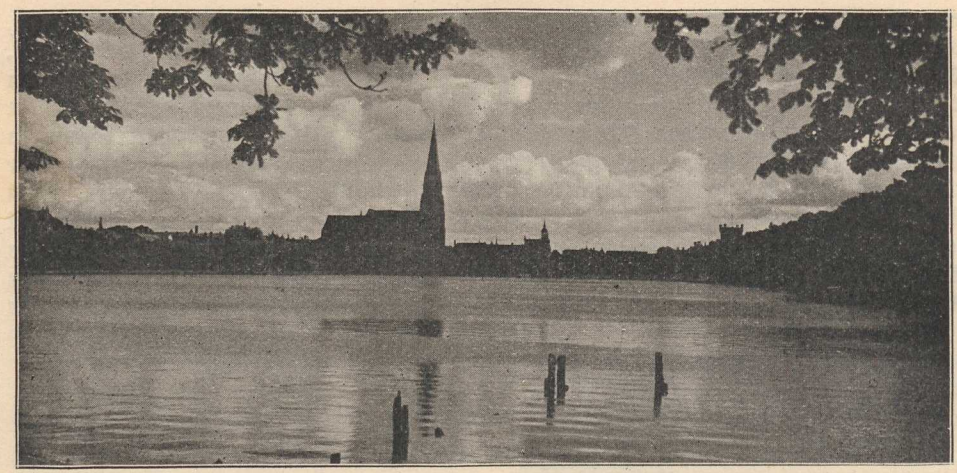


Hochufer auf Fischland.

langen, abwechselungsreichen Linie, in der sich das Trockene von den Wassern scheidet, an der Küste Fischlands und seinen nördlichen und südlichen Grenzgebieten in Laub- und Nadelwäldern, in prächtigen Dünenbildungen, in ausgedehnten Moorniederungen des Interessanten soviel, daß er des Studierens kein Ende findet.

Wer das Fischland besucht, der vergesse nicht, den Turm von Wustrow zu besteigen. Er sieht von dort aus die ganze „heilige Insel" ausgebreitet liegen; zu Füßen das Hauptdorf mit seinen schmucken Häusern inmitten von sauber gepflegten Gärten, die übrigen Dörfer der Halbinsel Althagen, Niehagen, Barnstorf. Und dann schweift der Blick weiter über Meer und Binnensee, über Düne und Wiese, über Feld und Wald. Wer dann mehr vom Fischlande wissen will, der besorge sich das Buch „Das Land Swante Wustrow" von Peters, dem verstorbenen Navigationsschullehrer oder das von Dolberg verfaßte Büchlein „Küstenwanderung". Und mit künstlerischer Feinheit stellt in Wort und Bild uns Lely Kempin in der „Heiligen Insel" vor Augen, was das Fischland an individuellen Reizen dem bietet, der Sinn und Verständnis für die eigenartige Schönheit des schönen Erdenfleckens hat.

2*



Schwerin. Blick über den Pfaffenteich.

# Am Schweriner See.

Von J. Gosselck, Rostock.

Von Südost nach Nordwest zieht sich in einer ungefähren Breite von 30 Kilometern durch Mecklenburg die sogenannte Seenplatte, deren nördlicher und südlicher Rand aus mehr oder weniger hohen Hügeln besteht. Der weitaus größte Teil der zahlreichen Seen unseres wasserreichen Heimatlandes, etwa 650 an der Zahl, ist in diesem Gebiet zu suchen. Mit ihren schilfbestandenen Buchten, ihren Inselchen, ihren bewaldeten Ufern machen sie die Gegend ungemein abwechslungsreich.

Einer der schönsten von ihnen ist der in der Größe an zweiter Stelle stehende Schweriner See. In etwa 20 Kilometer Länge, deutlich in zwei Hälften geteilt durch den Pauls-Damm, wodurch er in seiner Form einer Fischblase ähnlich wird, erstreckt sich sein Gewässer von Süden nach Norden zwischen der Landeshauptstadt und dem Kirchdorf Hohen-Viecheln. Die Gelehrten sprechen von einem Stausee. Die gewaltigen Gletscher, die in der Eiszeit über unserm Lande lagerten, kamen bei ihrem Rückzuge dann und wann auf längere Zeit zum Stehen. Hier wurde dann das Geröll und der Schutt, den die Tauwasser mitführten, besonders angehäuft: es bildete sich die Endmoräne, wie wir sie in der Hügelkette Rabensteinfeld, Mueß, Zippendorf, Ostorf, Galgenberg, Weinberg (Wasserturm) und Mühlenberg vor uns haben. Die nächste, nördlich gelegene Stauung fand dann statt durch die Endmoräne, die etwa in Richtung der Lübeck-Stettiner Bahn verläuft und die hier angegeben sein soll durch die Orte Kleinen und Gressow. Zwischen diesen Endmoränen stauten sich vielfach die Tauwasser, und so entstand auch unser Schweriner See, der natürlich im Lauf der Zeiten seine Gestalt verändert hat. Vor wenigen Jahrhunderten rechnete man noch den Schelfwerder zu den Inseln des Großen Sees, vielleicht auch die einst von Wasser ganz umgebenen Höhen, auf denen Schwerin liegt. So heißt es denn in einer alten Schrift: „Die Figur des Schwerinschen Sees soll dem zuwachsenden Monde für dem ersten

Quartier (Viertel) nicht ungleich seyn, wäre auch mit dem See Tyberiadis (Tiberias im Lande Kanaan) ungefähr zu vergleichen. (Von Norden gesehen) .. 16 000 Schritt wäre es vom Dorfe Fiechel (Hohen-Viecheln), da der See seinen Anfang hätte, bis an die Fehre (bei Mueß), da er seinen Auslauf bekäme und von dannen die Stöhre genannt würde. Von Fiechel bis an die Ostsee wären 5 000 Schritt oder eine gute Teutsche Meile."

Nach derselben Quelle hat man im See nicht weniger als „26zigerley Art Fische" gezählt. Weiter heißt es: „Man will, es hätte Herzog Adolph Friedrich I. (1603—1658) vorgehabt, vom Schweriner See über die Örter Lossen (Losten), Martentien (Moidentin), Mecklenburg, Metelstorff, das rohte Thor, Steinmühl, Klüesmühl, Rahtgenhof und Fischer-Teich bis Wismar eine Segellage anzulegen, wodurch mit großen Böhten zwischen beiden Örtern Handel und Wandel getrieben werden sollte; es wäre auch bereits zum Graben ein ziemlicher Anfang gemacht worden, womit man aber endlich eingehalten, da man befunden, daß dadurch der Schweriner See des meisten Wassers würde beraubt werden — —." Gemeint ist der „Schiff- oder Wallensteingraben", dessen Zugang am Nordende des Schweriner Sees, unweit Kleinen, die „Schwedenschanze" schützen sollte.

Man mag sich nun dem Schweriner See nähern von welcher Seite man will, sei es von Osten, etwa von den Ramper Höhen zum Paulsdamm, sei es von Hohen-Viecheln und Kleinen im Norden, von Lübstorf auf Schloß Wiligrad im Westen, oder sei es, daß man von Süden die Höhen 78 hinter Mueß und Zippendorf ersteigt, oder Rabensteinfeld einen Besuch macht, immer ist das Bild gleich schön, das diese Perle unter den Seen bietet. Es ist kein Wunder, daß diese Gegend zum Fürstensitz auserkoren wurde, bot sie doch neben Schönheit auch Schutz auf ihren wasserumspülten Eilanden. Nicht nur das Schloß, sondern auch die Altstadt Schwerin hat insulare Lage. Man scheue nicht die Mühe und erklettere bei einem Besuch der Landeshauptstadt den Turm des ältesten Baudenkmals, des Doms; man wird für seine Mühe hundertfach entschädigt. Wohin das Auge schaut, ist Wasser und Wald, Wald und Wasser, Tal und Hügel, Dörfer mit massigen Kirchen und unmittelbar vor uns die Stadt, hineingeschoben zwischen Ziegel-, Medeweger-, Lankower-, Faulen- und Großen See, auseinandergerissen dann wieder vom Pfaffenteich, vom Burgsee und dem Beutel. Aus dem Stadtbild heben sich heraus die Pauls- und die Schelf- oder Nicolaikirche, diese im 18., jene erbaut im 19. Jahrhundert. Am Pfaffenteich liegt das ehemalige Arsenal, in nordwestlicher Richtung dahinter der Bahnhof mit den dazugehörigen Gebäuden. Auf den Höhen zwischen Medeweger- und Ziegelsee beherrscht die Irrenheilanstalt Sachsenberg das Feld. Im Norden, an der Straße zum Schelfwerder, liegt die Infanterie- und südlich der Stadt, am Ostorfer See, die Artilleriekaserne. Den Südosten nimmt der „Alte Garten" ein mit Museum, Theater, Regierungsgebäuden — an der Stelle eines alten Klosters gelegen — und dem Kriegerdenkmal von 1870/71. Genau im Osten aber haben wir die Marstallgebäude zu suchen. Dann aber bleibt der Blick haften auf dem vielgerühmten Schloß mit seinen Türmen und Türmchen und ungezählten Nischen und Erkern, wie es unmittelbar aus den Fluten des Großen Sees emporzusteigen scheint, und doch gab die Burginsel so viel Raum, daß Baum und Strauch den Märchenbau umfassen konnten wie die Hecke das Dornröschenschloß.

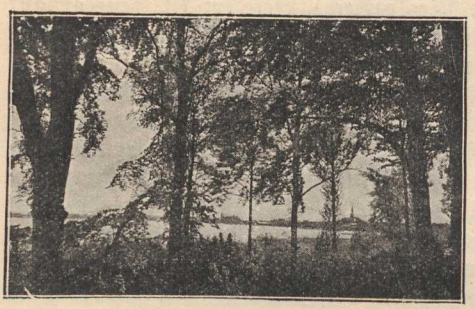
Ehe die Geschichte etwas von Schwerin zu melden weiß, ist die Schloßinsel der Zufluchtsort heidnischer Fürsten. Als unter Führung des Welfen Heinrichs des Löwen die Sachsen gegen das wendische Mecklenburg anstürmen und dessen Bewohner weiter nach Osten verdrängen, hält der Obotritenfürst Niclot es für geraten, seine Hauptburgen Schwerin, Dobbin, Mecklenburg und Ilow zu zerstören

und sich auf Werle (bei Schwaan) zurückzuziehen. Dubbin oder Dubin, wahrscheinlich um die Mitte des 12. Jahrhunderts zum Schutze gegen die Sachsen erbaut, lag auf der schmalen Landzunge gegenüber Viecheln, zwischen dem Schweriner See und der Döpe, worin der Sage nach die Wenden massenhaft getauft wurden. Daran glaubte man erst recht, als eines Tages in der Döpe ein Taufstein gefunden wurde. Niclots Burg Schwerin lag auf der Schloßinsel. Heinrich der Löwe baute sie beschleunigt wieder auf, rief Kolonisten nach Schwerin und legte die Grenzen des Bistums gleichen Namens fest. Der erste Schweriner Graf, den Heinrich einsetzte, Gunzelin von Hagen, begann, auf der Burginsel eine feste Steinburg zu bauen, die als der Anfang des heutigen Schweriner Schlosses anzusehen ist. Die Form, in der wir den Bau heute vor uns haben, ist ihm im wesentlichen in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegeben. Heute dient das Schloß als Museum, wozu es sich ganz vorzüglich eignet.

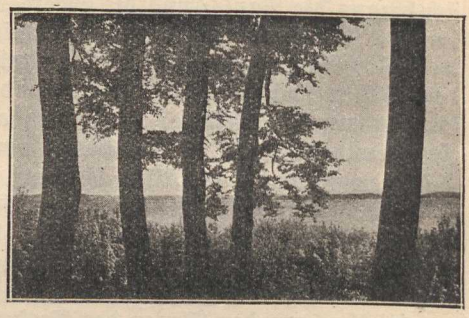
Das Schiff bringt uns nach der Insel Kaninchenwerder. Wir ersteigen den Aussichtsturm und genießen nun wieder einen Rundblick, wie er selten schöner sein wird. Immer wieder neuen Anblick bietet das Schloß, als wären es verschiedene Bauten. Die Stadt aber wird beherrscht von dem Dom und dessen 117 Meter hohen Turm. Am südlichen Ufer leuchtet der Strand von Zippendorf, dem Kurort der Schweriner. Beschattete Spazierwege ziehen sich am Ufer entlang, über Zippendorf hinaus nach Mueß und Rabensteinfeld, und wer des Schönen noch nicht genug und Zeit hat, der wandert hinüber zum Pinnower See, dessen Ufer ganz überraschende Ausblicke gewähren.

Ein buntes Leben und Treiben herrscht an sonnigen Tagen am See und auf seinem klaren Spiegel. Die Schweriner treiben eifrig Wassersport. Freilich auch tückisch ist das Wasser, und wenn die vielfach durch Buchten und Inseln unterbrochenen Winde den ahnungslosen Segler überraschen, ist es leicht um ihn geschehen. Heimtückische Strudel gibt es, wo nach dem Volksglauben unheimliche Geschöpfe aus der Tiefe auf den Schiffer warten.

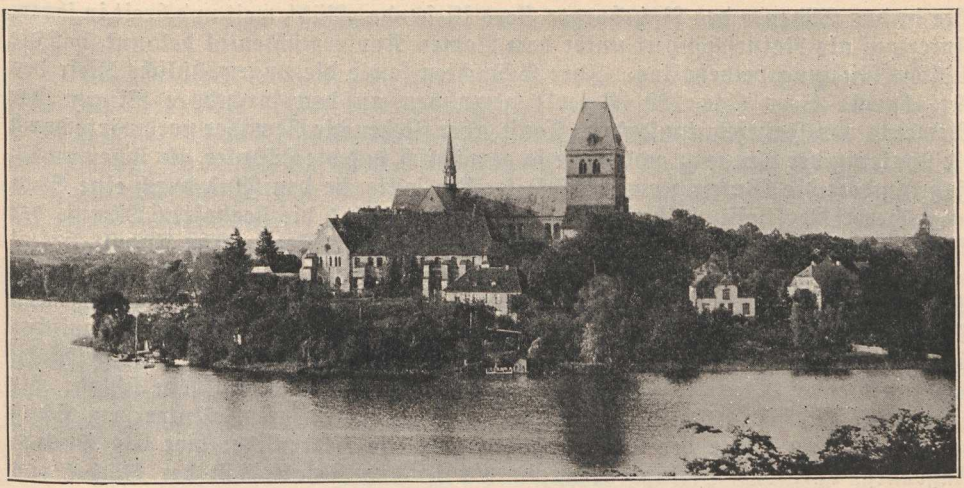
Vielleicht sind das Wesen aus Petermännchens versunkenem Reich, das einst wieder auftauchen soll, wenn der Burggeist erlöst wird.



Blick vom Werder auf Schwerin.



Blick vom Werder auf Kaninchenwerder.



Dom zu Ratzeburg.

# Am Ratzeburger See.

Von Fr. Buddin, Schönberg.

Gemeinhin heißt es, das Fürstentum Ratzeburg sei arm an Seen. Das stimmt auch, gilt aber nur für den nördlichen Hauptteil des Ländchens. Dieses Gebiet umfaßte ehedem unter dem Namen Boitin die 250 Hufen Landes, mit denen Heinrich Botwide, der Graf von Ratzeburg, das von Heinrich dem Löwen um 1154 gegründete Bistum Ratzeburg ausstattete. Man findet hier ebenso wenig nennenswerte Seen wie in der Rehnaer und Grevesmühlener Gegend und im ganzen Klützer Winkel. Es scheint, als wenn Heinrich Botwide die zur Zeit der Kolonisation an Nutzungswert auch das fruchtbarste Ackerland übertreffenden Seen nicht aus der Hand geben wollte; denn südlich vom alten Boitin liegen große Wasserflächen, die wir uns noch vermehrt vorstellen müssen, weil auch die großen Moore dort ursprünglich unter Wasser gestanden haben. Einige Maße mögen das veranschaulichen: Klocksdorfer (oder Röggeliner) See 200 Hektar, Mechower See 173 Hektar, Lankower See 100 Hektar, Kuhlrader Moor 86,5 Hektar, Molzahner Moor 12,5 Hektar und schließlich der Ratzeburger See selber 1565 Hektar. Der mächtige Schaalsee mit seinen geräumigen Ausbuchtungen hinzugenommen ergibt einen Bezirk, der als respektabler Abschluß der Mecklenburgischen Seenplatte nach Westen hin gelten kann.

Der Ratzeburger See gestattet in mancher Hinsicht einen Vergleich mit dem Schweriner See. Da ist zunächst sein Kartenbild mit der bei ihm noch schärfer ausgeprägten Fischblasenform. Stellenweise bis zu 2 Kilometer breit erstreckt er sich in der ansehnlichen Länge von 12 Kilometern genau nordwärts. Sodann ist auch er, geologisch betrachtet, ein Stausee. Am Ende der Eiszeit schufen sich Gletscherbäche, die nach Süden hin dem gewaltigen, im „Rinnsal" der Elbe noch kümmerlich erkennbaren Urstrom zuflossen, in mächtigen Dämmen eine Hemmung, die sie letzten Endes nicht mehr überwinden konnten. Nur die aus dem Mechower

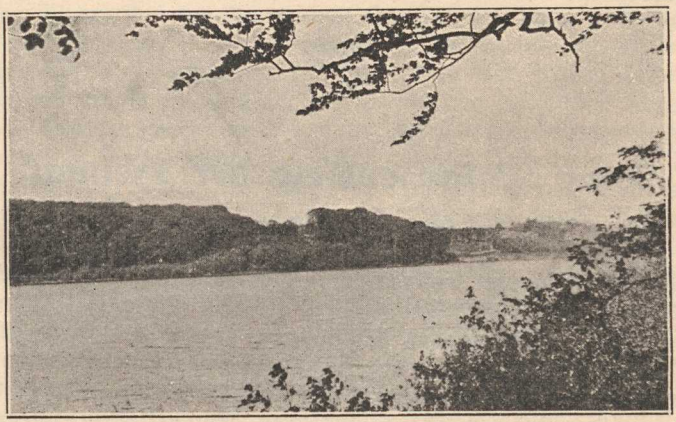
See in das Südende des Ratzeburger Sees fließende „Bäk", weit und breit in ihrem Unterlauf als Naturschönheit unter dem Namen Kupfermühlental bekannt, hat die südliche Richtung beibehalten. Ihre Schluchten sowie die ungewöhnliche Tiefe des Ratzeburger Sees (bis 120 Meter!) gemahnen an das furchtbare Ringen der Elemente vor Jahrzehntausenden. Sonst aber fließen die Gewässer nordwärts durch die Wakenitz der Trave zu und zwar so gemächlich, daß die Lübecker, als ihnen im 13. Jahrhundert die Wakenitz eine Mühle treiben sollte, sie den Fluß durch eine Stau zu größerer Kraftleistung haben erziehen müssen. Und die sieghaften Dämme der Eiszeit? Es sind die Endmoränenzüge im Süden des Sees. Ihr Inhalt liefert den Kieswerken in der Gegend von Schmilau das nötige Verarbeitungsmaterial. Man sieht, wie der Mensch, sobald er seßhaft geworden, Erde und Wasser in seinen Dienst zwingt. Die blauen Fluten des Ratzeburger Sees müssen ein slavisches Heiligtum schützen, wie das auch bei der Schloßinsel im Schweriner See geschieht. Als das Wendentum versunken ist, baut sich hier wie dort ein Graf sein Schloß: wir haben eine Grafschaft Ratzeburg und eine Grafschaft Schwerin. Unter dem Schutz der Grafen und später der Fürsten stehen geistliche Herrensitze: hier das Bistum Ratzeburg, dort das Bistum Schwerin. Es ist nur Zufall, daß der Bischof von Ratzeburg seine Residenz nicht hier, sondern in Schönberg errichtete. Aber Domkapitel und Kloster ließen sich das Recht nicht nehmen, auf der wunderfeinen Insel Gottes Lob zu singen. Ehrwürdige Dome, hier wie dort, erinnern an die mittelalterliche Herrlichkeit. Und sogar die Entwicklungen der Wirtschaftsgeschichte sind nicht ohne eine merkwürdige Übereinstimmung. Wie man sich vornahm, den Schweriner See mit Wismar zu verbinden, so hat das auch mit dem Ratzeburger See und Lübeck geschehen sollen, und — beide Projekte sind bisher nicht verwirklicht. Eisenbahn und hier bei uns noch der Stecknitz- und später der Elbtravekanal übernahmen den Handelsverkehr. Mögen auch Ruderschlag und Segel den Ratzeburger See entlang manche Ladung Lüneburger Salz nach Lübeck gezogen haben, heute ist das vorbei. Was heute an Last hier befördert wird, ist die Rede nicht wert.

Wie man von irgendwelcher kommerzieller oder industrieller Bedeutung der Stadt Ratzeburg nicht sprechen kann, so wäre es vermessen, ihr eine solche zu prophezeien. Woher sollte die Insel den Platz nehmen? Anders ist es mit den außerhalb des Sees liegenden Vorstädten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird hier das demnächst in Betrieb kommende Schaalsee-Wasserwerk noch mancherlei Wunder wirken. Es hat sich darum gehandelt, den Abfluß des Schaalsees durch den Pfuhl-, Piper- und Salemersee in einem 5,5 Kilometer langen Kanal nach dem Ratzeburger See weiterzuleiten und hier zur Erzeugung elektrischer Energie zu verwerten. Das Gesamtgefälle von rund 30 Meter wird durch Turbinen ausgenutzt. Man rechnet mit einer Durchschnittsleistung von 1½ Millionen Kilowattstunden im Jahr. Neuerdings will der Kreis „Herzogtum Lauenburg" den Kanal auch für die Schiffahrt einrichten, um damit das Schaalseegebiet wirtschaftlich zu erschließen. Eine Verbindung mit dem Ratzeburger See kommt hier zwar nicht in Frage, wohl aber mit der Ratzeburger Kleinbahn mittels Umschlaghafens.

Es liegt auf der Hand, daß diese Unternehmungen für die Stadt Ratzeburg sowohl wie für den gesamten Süden unseres Fürstentums von größter Bedeutung sind, aber in die idyllischen Reize der Stadt werden sie, wie schon angedeutet, nicht eingreifen können, es sei denn, daß der architektonische Schmuck durch die Wohlhabenheit der Bevölkerung bereichert wird, was aber an sich ja kein Nachteil zu sein braucht. Wer von Ratzeburg hört, wird nach wie vor an die wunderschönen Spaziergänge durch die Buchenwaldungen am Küchensee (so heißt der südlich von Ratzeburg gelegene Teil) über Waldesruh und Farchau denken dürfen oder an den Ausblick auf Ratzeburg vom Weinberg aus oder, nicht zum letzten, an das einzig-

artige Bild vom Dom und seiner Umgebung, wie es sich uns von der „Bäk“ aus darbietet.

Was wunder, wenn es in Ratzeburg zur Sommerszeit von schönheitsdurstigen Menschen wimmelt. Aber merkwürdig: die meisten Kurgäste und Ausflügler begnügen sich, wenn sie nicht Ruder- oder Segelsportler sind, mit dem Gewässer, das um die Stadt herum liegt. Auf den großen Ratzeburger See schauen sie höchstens vom Wasserturm aus, oder sie genießen, wenn ihnen ein guter Freund die wenig bekannte Stelle verrät, den entzückenden Fernblick auf dem Kirchhof der St. Georgskapelle. Nun ja, es gibt nicht viel Punkte, von denen aus der zwischen Höhenzügen tief eingebettete See seine ganze Schönheit zeigt. Wer sie aufsuchen will, muß ein rüstiger Fußgänger sein. Meist geht man von der „Bäk“ aus über Römnitz durch das Seebruch, das ist ein Wald mit tiefen Schluchten und einem prachtvollen Buchenbestand. Von der Kalkhütte aus (jetzt Försterei) sieht man den vorspringenden Teil des jenseitigen Ufers, der dem Umriß des Sees die eigenartige Fischblasenform gibt. Auf der Halbinsel liegt das lauenburgische Dorf Buchholz,



Ratzeburger See (Durchblick auf Buchholz).

in dessen Umgebung neuerdings eine Reihe von neuzeitlichen Lusthäusern entstanden ist. Bei der „Hohenleuchte“, einem kleinen Gewese mit wenigen alten Häusern, ist der Wald zu Ende. Bald ist Campow erreicht, ein ratzeburgisches Bauerndorf, das sich in den letzten Jahrzehnten zu einem vielbesuchten Ausflugs- und Sommerfrischlerort aufgeschwungen hat, und weiterhin das lübsche Dorf Utecht, das ebenfalls hart am See liegt. Ersteigt man hier die Höhen, so hat man einen guten Teil der Wasserfläche vor sich, doch wird der Blick bald abgelenkt auf das prachtvolle Bild der siebentürmigen alten Hansestadt. Bei Rothenhusen, am nördlichsten Punkte des Sees, kann man sich mit einer Fähre über die Wakenitz setzen lassen. Hier fährt von Lübeck her eine Menge Ruder- und Segelboote vorbei, meist mit dem Ziel auf Campow, von wo aus sie an bestimmten Tagen ihre Regatten veranstalten. Hier legen auch die Motorboote an, und es lohnt sich, sie zu einer Fahrt die Wakenitz „hinauf“ nach Lübeck zu benutzen; denn die Wanderung am Westufer des Sees nach Ratzeburg zurück ist wegen der weiten Entfernung nicht ratsam. Nur sehr geübte Fußgänger würden das bewältigen können. Wem aber daran liegt, ein Gesamtbild vom Ratzeburger See zu bekommen, der merke sich den folgenden Vorschlag. — Man fahre mit der Bahn von Lübeck bis Sarau und gehe nach Holstendorf, es sind kaum 2 Kilometer. Der von hier nach Gr. Disnack

führende Weg bringt uns an den Hohen Buchberg. Von diesem Berge, auf der Karte mit 73 Meter Höhe verzeichnet, hat man eine Aussicht auf den See in seiner gesamten Länge von Rothenhusen bis zum Dom. Am jenseitigen Ufer steigen die Höhen an wie in einem Stufentheater. Unser Ratzeburger Land mit seinen Dörfern und Heckenlandschaften entfaltet sich in einer Pracht, die unbeschreiblich ist und das Auge nicht loslassen will. Hier war es, wo vor bald tausend Jahren die Benediktinermönche ihre ersten Versuche zur Kultivierung des Wendenlandes unternahmen. Zwischen Gr. und Kl. Disnack soll das Kloster gelegen haben.

Zögernden Schrittes steigen wir den Berg hinab, überschreiten das Bahngeleise und sind alsbald in Pogeez, das dicht am Ufer liegt. Von hier aus geht die Chaussee geradeswegs nach Ratzeburg. Kurz vor Einhaus erfragen wir uns den Weg zum Ansveruskreuz. Vielleicht gelingt es, an das hochragende, aber trotzdem im üppigen Baumschlag schwer zu findende Denkmal heranzukommen. Nach der Volksmeinung steht es an der Stelle, wo der Heilige Ansverus mit 28 Brüdern vom Orden des Hl. Benediktus bei dem großen Wendenaufstande von 1066 erschlagen worden ist.

# Vom Pflanzenkleid der Heimat.

Von Dr. Walter Bruhn, Rostock.

Gar eigenartig mutet es uns an, daß Fremde unser Land und seine beschauliche Schönheit erst entdecken mußten. Vielen gilt auch jetzt noch leider die engste Heimat gering, ihr eigenes Deutschland wenig, das ferne Ausland aber alles! Die Frage, worin liegt der Zauber deiner Heimat, wird von jedem verschieden beantwortet werden. Für den einen ist's die Gegend der Seen, wo sich dunkle Buchenwälder in den silberglänzenden Wasserflächen spiegeln, für den andern ist's die Vielgestaltigkeit des Bodens, die im Schmuck von Wald und Wiese, von Heide und Moor reizende Bilder hervorruft. Meeresrauschen tönt durch lichtgrüne Buchenwälder der Küste. Zwischen waldbedeckten Hügeln liegen rohrumsäumte Seen eingebettet. Rote Giebeldächer tauchen auf über winkeligen Gassen der kleinen Städte. Tief gedunkelte Ziegeldächer und ehrwürdige, moosbewachsene Strohdächer, zwischen denen die blühenden Obstbäume gar freundlich grüßen, laden zum Verweilen. Wundervolle und immer neue Schönheiten offenbaren sich dem Wanderer, der sehenden Auges und offenen Herzens die Heimat in sich aufnimmt. Und auch den oft geschmähten eintönigen Landschaften der südlichen Heideflächen und Kiefernwaldungen wird er neue Reize abgewinnen. Die von Unkraut überwucherten Wege der Grasgärten, die buntbepflanzten Bauerngärten mit ihrer Farbenpracht und dem betäubenden Duft alter Blumenherrlichkeit werden ihm das Herz für Landschaft und Bewohner höher schlagen lassen. Nicht zum wenigsten liegt die Schönheit des Landes in dem bunten Farbenspiel und in der eigenartigen Wuchsform der Flora, die den Bodenverhältnissen und der klimatischen Lage des Landes entsprechend, mehrere besondere Pflanzengebiete schafft.

Nach dem Rückgang des letzten Gletschereises lag für das Land ein jungfräulicher Boden da, der erst von neuem mit Pflanzen besiedelt wurde. Die älteste Schilderung vom Aussehen der Landschaft unserer Heimat stellt uns das Land als

eine Gegend voll rauher Wälder und ausgedehnter Sümpfe dar. Wälder und Sümpfe zeigen uns auch heute noch am ersten Pflanzenbestände in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung. Bald haben dann Veränderungen durch den Menschen mit seiner Kulturarbeit eingesetzt. Die sich ansiedelnden Wenden haben eine ganze Anzahl von Orten nach Pflanzen benannt, die ihnen in der Umgebung ihres neuen Wohnortes auffielen. Diesem Volk war ein reich entwickeltes Naturgefühl eigen. Dambeck und Damm bedeuten Eichenort, Bresen, Bresewitz: Birkenort, Bresegard Birkenberge, Bristow Ulmenort, Klenow Ahornort, Borkow Kiefernort, Jasnitz und Jessenitz Eschenort, Röcknitz Weidenort, Beselin Epheuort, Parber Farnkrautort, Wozeten Diestelort, Grieben, Griebow, Griebnitz Pilzort u. a. m. Auch Obstbäume, Gartenpflanzen und Getreidearten sind von den Wenden zur Namengebung ihrer Dörfer verwandt. Jabel, Jabelitz heißt Apfelbaumort, Grüssow Birnbaumort, Schlieven Pflaumenort, Bobitz Bohnenort, Zibühl Zwiebelort, Rosin Roggenort. Wir finden auch Orte, die ihren Namen der Tätigkeit der Bewohner bei der Verarbeitung pflanzlichen Materials verdanken: Degtow ist der Ort, wo Birkenteer gewonnen wird, Schmölln heißt Teerort, Rattey ist der Ort der Ackerbauer, Drefahl, Kladrum und Kloddram sind Behausungen der Holzhauer. An anderen Stellen des Landes haben die alten Flurnamen vielfach die vorherrschende Vegetation der alten Zeiten erhalten. Bäukenbarg ist der Name eines längst der Beackerung dienenden Hügels, auch der Eschenbarg, Hoppenbarg, Krammtbeerenmuur, Kliebenhorst, Giertzenbusch und viele andere sind von der Kultur erobert worden. Viele Sollnamen der Fluren sind von Pflanzen abgeleitet oder mit ihnen in Zusammenhang zu bringen. Sie verraten deutlich dem Kenner der volkstümlichen Botanik, welche Pflanzen in oder am Soll früher einmal sich so üppig entfaltet haben, daß ihr Wachstum die Bewohner der Gegend zur Namengebung und Bezeichnung veranlaßt hat. Der Beispiele sind gerade auf diesem Gebiet sehr viele. Im Bramsählen und Gläusensoll sind der goldgelbe Besenginster und der zum Gelbfärben früher viel benutzte Färberginster zu Hause, in der Duwickskuhl und im Rugsoll wächst der Schachtelhalm, im Klünnersahl wuchert „dei dowe Rattel", der Klappertopf, aus dem Säkersoll fährt man noch jetzt wohl die stachlig gesägten Blätterbüschel der Krebsscheere zur Düngung auf den Acker, und aus der Kettikkuhle holt sich die Dorfjugend noch jetzt die beliebten „Bullenpäsel", die braunen Blütenkolben des Rohrkolbens. Auch die Erinnerung an heilige Bäume ist nicht erloschen. Es gibt heilige Bäume, deren Vernichtung den Zorn der Götter hervorruft, wundertätige, zusammengewachsene Krupbäume, die Krankheiten heilen, wenn man hindurchkriecht. Linden, Birnbäume, Fliederbäume und Dornbüsche sind durch die sich daran knüpfenden Sagen als heilig bezeugt. Die Kultstätten waren vor Jahrhunderten von dichten Waldungen umgeben. Die Flora der Burgwälle zeigt manche Pflanzen, die wohl zu kultischer oder medizinischer Benutzung gedient haben. Starke und große Bäume wachsen noch vielfach auf den Feldern und Weiden der Güter und Dorfgemeinden — vielfach Restbestände größerer Wälder. Die natürlichen Landschaftsbilder der Pflanzenwelt sind an manchen Stellen völlig verschwunden. Die Reste der ursprünglichen Natur finden sich verstreut, eingesprengt, in der Kulturlandschaft, die der Mensch durch intensive land- und forstwirtschaftliche Nutzung erst geschaffen hat. Der Ackerbau hat die Wälder in Saatfelder verwandelt, die Industrie verarbeitet, verkleinert und verhandelt die Wälder. Kaum ist noch irgendwo die Flora in ihrer ursprünglichen Form vorhanden. Sie ist nicht sicher vor dem Kulturmenschen. Die ursprünglichsten Pflanzenbestände werden wir noch dort finden, wohin der Mensch mit seiner Kulturarbeit noch nicht gekommen ist. Das sind die Ödländereien, die Heiden und Moore, die Dünen und auch einige

weniger bewirtschaftete Wälder — der Urwald der Heide. Einseitige Betonung privatwirtschaftlicher Interessen führt vielfach zum Untergang der ursprünglichen Florenbestände. Wiesen und Moore werden trockengelegt, Entwässerungsgräben gezogen, es wird „drainiert", der Grundwasserstand ist verändert. Bodenfeuchtigkeit und Bodenflora stehen aber in engen Beziehungen. Ebenso wie Bodenfrische liebende Pflanzen auf trockenem Boden kümmern, befinden sich Trockenheit bevorzugende Pflanzen in frischer Erde nicht wohl. Das Ödland auf den Rücken der Wallberge verschwindet, es wird „aufgeforstet", und damit sind die sogenannten „pontischen" Bestände der Flora gefährdet. Gerade diese sonnigen Hügel und Hänge beherbergen charakteristische Restbestände der mecklenburgischen Flora. Die „gerade Linie" der Pflanzbäume und der unweigerlich folgende Kahlschlag wird tiefgreifende Veränderungen schaffen. Die Bestrebungen des Heimatschutzes suchen uns wenigstens einige natürliche Landschaftsbilder der Pflanzen- und Tierwelt als „Naturschutzgebiet" zu erhalten. Ob ihre Erhaltung bei dem Meliorationstaumel unserer Tage dauernd möglich sein wird, ist aber zweifelhaft. Die Sölle werden abdrainiert und zugepflügt, Hecken und Raine werden gerodet, Gesträuche und eigenartige Bodenflora werden Opfer der Forstwirtschaft, die die finanzielle Seite immer mehr in den Vordergrund stellt. Wirtschaftlicher Fortschritt zerstört seit Jahrhunderten. Die Länder Nordamerikas, die jetzt den Überfluß der Weizen- und Maisfelder auf den europäischen Markt werfen, waren im 16. Jahrhundert noch die „Waldländer". Auch bei uns deuten zahlreiche Ortsnamen auf Wald und Hagen endend oder mit Baumnamen zusammengesetzt darauf hin, daß früher dort Wald war, wo heute das Vieh auf der Weide geht oder sich Saaten im Winde wiegen. Die Ackerfluren sind gerodet worden. Der umgestaltende Einfluß des Menschen auf die Pflanzendecke des Landes zeigt sich auch in der Menge der Felder und Gärten, die er geschaffen. Wenige der bei uns gebauten Pflanzen sind Bürger unserer Heimat. Keine unserer Getreidearten ist mit Sicherheit ursprünglich bei uns vorhanden gewesen. Die Gewürzpflanzen wie Senf, Kümmel, die verschiedenen Laucharten sind ähnlich wie die Arzneipflanzen, z. B. auch der weit verbreitete Kalmus, eingeführt. Viele der Unkräuter — ein Name, der fälschlich auf alle wild, also auch in Wäldern, in Heiden oder im Moore lebende Pflanzen ausgedehnt wird — sind seit Jahrhunderten eingeschleppt. Die näheren Verwandten der Kornrade, der Kornblume, der Mohnarten und des Eisenkrautes finden sich erst in den Mittelmeerländern, denen die meisten unserer älteren Nutzpflanzen entstammen. Der in der Jetztzeit stetig zunehmende Verkehr führt auch heutigen Tages noch Veränderungen im Pflanzenkleid herbei. An den Verkehrsmittelpunkten, an den Verkehrsstraßen und an den Orten, an denen fremdländische Einfuhrerzeugnisse abgelagert werden, treten häufig neue Pflanzen auf, die sich in unsere Flora oft im Laufe weniger Jahre eingliedern. Der schwarze Nachtschatten mit den violetten Blumen und den roten Beeren ist früher von unseren Vorfahren als Heilmittel eingeführt, jetzt ist die Pflanze zum „Unkraut" herabgesunken. Das kleinblumige Knopfkraut wurde vor 60 Jahren zuerst bei Schwerin bemerkt. Es ist südamerikanischer Herkunft. Jetzt ist es auf Kartoffeläckern im ganzen Lande weit verbreitet. Auch das lästige „Franzosenkraut", kanadisches Berufskraut, mit weißen Strahlblüten, ist eine Wanderpflanze. Seit 100 Jahren ist die Nachtkerze auf Dünen, Böschungen, Schuttplätzen, auf Sandboden ganz gemein geworden. Sie trägt durch ihren hohen Wuchs und die sehr großen schwefelgelben, am Abend aufbrechenden Nachtblüten mehr als andere Einwanderer zum Schmucke ihrer Standorte bei. Seit 1873 haben wir das zierliche gelbblütige Frühlingskreuzkraut mit fliegendem Samen als Wanderpflanze aus dem Osten bei uns auf sonnigen Äckern und in lichten Tannenwäldern antreffen

können; jetzt hat dieser Fremdling längst den Rhein überschritten. In fließenden und stehenden Gewässern des Landes ist seit 1867 die kanadische „Wasserpest“ allmählich allgemein geworden, eine im Grunde wurzelnde Wasserpflanze mit reich verzweigten Trieben. Von der Pflanze sind bei uns nur weibliche Exemplare bekannt, so daß die starke und so sehr gefürchtete Verbreitung nur durch losgelöste Zweigstücke erfolgt ist. Neben den Bodenformen und den Seen bestimmen Wald, Wiese, Moor und Ackerland das Landschaftsbild. Der Pflanzenwuchs ist abhängig von der Verschiedenartigkeit des Bodens. Die Vegetationsregion der nordatlantischen Niederung bildet in Mecklenburg und der sich südlich anschließenden Mark ein interessantes Übergangsgebiet. Mecklenburg ist ein Teil des scheinbar so eintönigen norddeutschen Flachlandes, dessen nordwestlicher Teil stark unter dem Einfluß des atlantischen Ozeans steht. Als eine Folge dieses ozeanisch milden und feuchten Winterklimas, frei von streng anhaltender Kälte, dürfen wir das wilde Vorkommen der Stechpalme, des Hülsen- oder Hülsbusches ansehen. Die Pflanze hat derbe lederartige, stechende Blätter und scharlachrote, bis tief in den Winter hinein sich haltende Beeren. Im Südosten und Osten treten die Ausläufer der osteuropäischen, binnenländischen Steppenformation auf den trockenen, sonnigen Hügeln mit ihren reichhaltigen Pflanzenvereinen hervor. Da blühen Schwarzdorn, Wildrosen, die prächtigen Küchenschellen und der große Formenkreis der Nelken. Auch Gewächse der Gartenkultur lassen vielfach den bereits erwähnten klimatischen Einfluß des Ozeans erkennen. Manche Pflanzen, die in Mitteldeutschland einen besonderen Winterschutz verlangen, überwintern hier im Freien z. B. die Rhododendronarten. Sie erfreuen in jedem Frühling durch den überreichen Blütenansatz. Das frische Grün der mecklenburgischen Wälder und Wiesen, das kräftige Wachstum mancher Feldpflanzen ist neben der Fruchtbarkeit des Bodens auf die stete feuchte Seeluft der Entwicklungsmonate zurückzuführen.

Wald und Wiese, Heide und Moor mit ihren vielfachen Übergängen und ihrem häufigen Ineinandergreifen sind die ursprünglichen Vegetationsformationen, die auch jetzt noch in reizvollem Wechsel mit dem vom Menschen durch Pflug und Düngung neu geschaffenen Ackerlande im Landschaftsbilde Mecklenburgs auftreten und der Gegend ihr Gepräge verleihen. Im Küstengebiet gesellt sich ihnen die Formation des Seestrandes und der Dünen hinzu. Die im Innern des Landes in der Nähe von Salzquellen vorkommende Pflanzenwelt ist zwar auch charakteristisch, aber doch nur von untergeordneter Bedeutung. Unter den Mooren finden wir besonders zahlreich die Wiesen-, Niederungs- oder Grünlandmoore. Sie unterscheiden sich in der Flora nur wenig von den Sumpfwiesen. Die Anfänge der Moorbildung bestehen der Regel nach in der Verlandung eines Sees. Flache, ruhige Gewässer sind reich an schwimmenden oder festwurzelnden Gewächsen. Am Grunde treten oft Moose und Armleuchtergewächse Rasen bildend auf. Alljährlich sinken in ihnen große Mengen abgestorbener Pflanzenteile nieder, von Laichkräutern, Wasserpest, Seerosen und Wasserhahnenfuß stammend. Es entsteht ein fauliger Schlamm, der den Untergrund immer mehr erhöht und sich namentlich zwischen den Rohrgrasbeständen ablagert. Die Verlandungsflora breitet sich immer mehr aus, schiebt sich in den See hinein vor. In der Nähe des Ufers unterliegt sie dem Wettbewerb der Wiesengräser und Sumpfpflanzen. Die schwimmenden grünen Rasen verschmelzen miteinander, und nach einigen Jahren hat sich das Gewässer mit einer schwankenden Decke überzogen, es ist ein „Schaukelmoor“ entstanden, das durch weitere Auflagerung sich ständig verdickt und schließlich als Wiese benutzt werden kann. Die toten Massen des Untergrunds werden durch einen Teppich lebender Pflanzen von der Luft abgeschlossen. Sauerstoff dringt wenig zu ihnen, und der Sauerstoff des Wassers ist bald

verbraucht. Die Pflanzen verfaulen daher nicht, sie verkohlen wie das Holz im Meiler — es bildet sich der Torf. Dieser Niederungstorf ist fast ganz aus abgestorbenen Pflanzenresten gebildet ohne wesentliche Beimischung mineralischer Substanzen. Er stellt die reinste Form des Humus dar, aber in den luftarmen Boden können nur die gut durchlüfteten Sumpf- und Moorpflanzen eindringen. Viele Pflanzen breiten ihre Wurzeln flach in der obersten Schicht aus. Das Flachmoor wird aus dem Grundwasser gespeist, mit einem Wasser, das mehr oder weniger reich an Mineralstoffen ist. Die Undurchlässigkeit der beim Weiterwachsen des Moores entstehenden Torfschichten schließt die Moorgräser von diesem Grundwasser ab, sie gedeihen weniger üppig. Die Ried- oder Sumpfgräser machen den echten Gräsern Platz. Neben ihnen werden Bäume zur Entwicklung kommen können. Erlen, Birken, Kiefern siedeln sich an, es entsteht ein Bruchwald, und damit beginnt der Übergang zu der zweiten, in unserem Lande allerdings selten vorkommenden Moorart, dem Hochmoor. Das ist eine Moorbildung aus Pflanzen, die des Grundwassers nicht mehr bedürfen. Sie können unmittelbar vom Regenwasser leben und haben geringen Bedarf an mineralischen Nährstoffen. Zur Nährstoffarmut des Bodens kommt hier noch das den Pflanzenwuchs und den stärkeren Jahreszuwachs erschwerende Auftreten der Humussäuren. Die Charakterpflanze des Hochmoors ist das Torfmoos, das vielfach große, weißlichgrüne Moospolster und, miteinander verschmelzend, eine Moosdecke bildet. Die einzelnen Pflänzchen sterben unten ab, wachsen oben weiter und schließen dadurch wie ein Wiesenmoor. Die toten Teile sind auch hier von der Luft abgeschlossen. Sie verkohlen wie die Pflanzen eines Wiesenmoores und bilden sich zum schwammigen, gärtnerisch viel verwandten Sphagnumtorf um. Die Ränder des so entstandenen Moores verlieren durch Austrocknen vielfach Wasser. In der Mitte ist der Wasserverlust geringer, hier sind das Wachstum der Moose und die Torfbildung am stärksten. Alljährlich verlängern sich die dicken, schwammigen Torfmoospolster nach oben und zwingen dadurch alle die zwischen ihnen wachsenden Pflanzen, ihnen zu folgen, wenn sie nicht bald mit ihren Wurzeln in der luftarmen Tiefe stecken wollen. Daraus erklärt sich die eigenartige Oberflächengestalt dieser Moore. Sie sind vielfach uhrglasartig aufgewölbt. Da viele der echten Heidepflanzen diese Moore besonders an den trockeneren Rändern bewohnen, so werden sie auch wohl „Heidemoore“ genannt, eine Bezeichnung, die Irrtümer hinsichtlich der Höhenlage ausschließt.

Auf dem ärmsten Boden des Landes kommt die Heideformation zur Entwicklung, eine einförmige Landschaft, aber bei weitem nicht die uninteressanteste und stimmungsärmste. Das tiefe Braunrot der deutschen Vertreterin der Steppe breitet einen Purpurschimmer über den ärmsten Boden, der vielfach nur aus unfruchtbarem, ausgelaugtem Sande besteht. Da das Heidekraut und seine Gefolgschaft keine dauernde starke Trockenheit zu ertragen vermag, verschwindet es vom sandigen Boden, der sonst alle Bedingungen zu Heidevegetation zeigt. Es zieht sich in den Windschutz und die Windstille lichter Wälder, besonders der Kiefernwälder zurück, die deshalb im Lande vielfach auch als „Heiden“ bezeichnet werden. Wird die Verwesung der abgestorbenen Pflanzenteile durch schlechte Durchlüftung und reichliche Niederschläge gehindert, so bleiben filzige Massen von unfruchtbarem Rohhumus übrig, der die Lebensverhältnisse in dem darunter liegenden Boden durch Luftabschluß der Wurzeln und Auslaugung mit Hilfe der Humussäuren wesentlich verändert. In Sandböden bleibt oft wenig mehr als reiner, nährstoffarmer Quarzsand übrig, der durch Humusbeimischung die bläulichgraue Färbung des Heidesandes, des „Bleisandes“ erhält und zur Ortsteinbildung führt. Das verschlechtert die Vegetationsbedingungen weiterhin. Die Wurzeln

können kaum noch durchdringen, es gibt Flachwurzeler. An die Armut des Bodens und an das feucht ozeanische Klima mit der gut ausnutzbaren Verlängerung der Vegetationsperiode sind nach neueren Untersuchungen die Heidepflanzen angepaßt, durch sie aber auch in ihrer Verbreitung begrenzt.

Wir haben die Lebensbedingungen der Moore und Heiden kennen gelernt, ein Ausflug wird uns einige der wichtigsten Vertreter dieser Pflanzenwelt vor Augen führen. Uralte Eichen und hohe Buchenbestände wechseln mit leuchtenden Birken und harzduftenden Kiefern. Bei einem versteckten Fundort der nordischen Linnaea, einer immergrünen Kriechpflanze mit weißen, glockigen Blüten mit lieblichem Geruch, machen wir auf bemooστem Boden des Nadelwaldes Rast. Da die Pflanze sonst nur in den Wäldern Schwedens und auf den Fjelden Norwegens wächst, ist der Samen wohl durch Zugvögel zu uns gekommen. Meterhohe Exemplare des Adlerfarns bilden auf weniger fruchtbarem Boden dichte Unterbestände. Dann sind wir am Ziel angelangt. Vor uns liegt das Niederungsmoor mit üppig wachsenden Krautpflanzen. Dort in den Gräben des Erlenbruchrandes stehen zwischen den glänzendgrünen Dickichten der Teichsimsen und den mächtigen Blütenschäften des Rohrkolbens, den „Bullenpäseln" der Jugend, die schöngefärbten, hochgelben Blüten der Schwertlilie, der „Adebarsblom" unserer Vorfahren. Die weiße Seerose, die Königin unserer Wasserpflanzen, und die Blumenbinsen mit den weißen, außen rotbraun gefärbten Blüten, die „Swanenblom" oder der Wasserliesch, sind die Charakterpflanzen der Verlandungsgebiete, am Ufer macht ihnen der starrgeschlossene Rohrwald das Fortkommen unmöglich. Am Rande findet sich das uralte Geschlecht der Schlammschachtelhalme und die spitzkantigen Seggen, deren Rand so scharfkantig ist durch eingelagerte Kieselsäure, daß sie von den Weidetieren gemieden werden. Von den vielen andern Arten der Riedgräser fällt uns nur noch eins auf, das so aussieht, als sei jeder Halm mit mehreren großen Schneeflocken behängt. Das ist das Wollgras. Es blüht bereits im April. Jedes kleine Samenkörnchen ist mit einem Schopf weißer, seidiger Haare ausgestattet, die es ihm ermöglichen, länger in der Luft zu schweben und mit dem Winde weit wegzufliegen, so wie wir es auch an den reifenden Samen der Weidenarten und des Weidenröschens sehen können. In den Blänken und Gräben leben untergetaucht Hornblatt und das zarte Tausendblatt, dessen Stengel von langen Luftkanälen durchzogen ist. Manche Löcher sind erfüllt von den dicht beblätterten Stengeln der Wasserpest. Viele Torflöcher sind überzogen von den kleinen Pflänzchen der Wasserlinse, dem „Ahntenflott", das sich durch Knospung und Sprossung am blattartig verbreiterten Stamm so schnell vermehren kann. Feine kleine Wurzeln dienen als Gleichgewichtsorgane und schützen die kleinen Pflanzen vor dem Überkippen. Im August ragt aus Gräben und Tümpeln die goldgelbe Rachenblüte des Wasserschlauchs hervor. Die fein zerschlitzten Blätter sind alle untergetaucht und teilweise in linsengroße Bläschen umgewandelt, die kleinen Wasserinsekten, Wasserflöhen, Muschelkrebsen, Hüpferlingen Unterschlupf bieten. Die Besucher können leicht hinein, nicht aber wieder heraus. Durch eine nur nach innen sich öffnende Klappe wird der Ausgang verwehrt. Die Tiere gehen elend zu Grunde. Die aus den verwesten Leibern gelösten Stoffe werden von zahlreichen Drüsenhaaren der Blaseninnenwand aufgenommen. Die Untersuchungen haben festgestellt, daß wir in diesem Tierfang eine Anpassung an die Stickstoff- und Nährsalzarmut des Bodens zu erblicken haben. An anderen Stellen haben sich dem Niederungsmoor bereits Torfmoose, Sphagnumarten, aufgesetzt. Dadurch vollzieht sich der Übergang zum Hochmoor und zu anderem nicht minder interessanten Pflanzenbestand. Die Wasser- und Nahrungsverhältnisse haben sich geändert. In den niedrigen Stellen des Moores,

in alten, allmählich wieder ausgewachsenen Torfstichen haben die Polster des bleichen Torfmooses die Oberhand gewonnen, überrankt von der zierlichen Moosbeere, die mit zartrosa gefärbten Blüten einen reizenden Anblick bietet, und durchsetzt mit der kriechenden Moorweide. Hier und da hat sich der insektenfangende Sonnentau auf dem weichen Moospolster niedergelassen. Stellenweise bildet er sogar ganze Kolonien, deren gelbrote Blattrosetten mit ihren kleinen, gestielten, klebrigen Fangdrüsen, hell in der Sonne blitzend, ihre zarten rötlichen Blütenstände mit den kleinen, gelblichweißen Blüten dem Lichte zukehren. Aber wehe dem Insekt, das aus Versehen oder mit Absicht den Tröpfchen zu nahe kommt. Es bleibt im zähen Schleim hängen. Die Nachbardrüsen krümmen sich ebenfalls der zappelnden Beute zu, umhüllen sie auch ihrerseits mit der klebrigen und zugleich verdauenden Flüssigkeit, bis nach einigen Tagen die Verdauung und Aufnahme der löslichen Tiersubstanz beendet ist und die Drüsen zu neuem Fang ihre Stellung einnehmen. Die unverdaulichen Reste der hornartigen Insektenhülle werden vom Blatt heruntergeweht. Noch eine dritte tierfangende Pflanze können wir hier vielleicht finden: das Fettkraut. Die fettglänzenden Blätter bilden eine kleine Rosette, aus deren Mitte sich der Blütenschaft mit der gespornten, blauvioletten Blüte erhebt. Die drüsigklebrigen Blätter rollen sich vom Rande und schließen so das kleine Tier ein, das auf sie gekrochen oder geflogen ist. An einigen Stellen leuchten die dicken, roten Beeren der Moosbeere aus dem Torfmoos uns entgegen. Ihr dünner, feiner Stengel mit den myrtenähnlichen Blättern zieht sich zwischen den Moosstämmchen dahin. Die Torfmoore bergen in ihrer Flora noch manches Sträuchlein. Da ist die dunkelgrüne, schwarzbeerige Rausch- oder Krähenbeere. Mit nadelförmig zusammengerollten, immergrünen Blättchen besetzt, erinnern die Triebe an die des Heidekrautes. Auch diese Pflanze sucht durch Verkleinerung des Blattes und seine Anschmiegung an den Stamm Verringerung der Winddruckfläche zu erreichen. Viel seltener treffen wir das niedrige, bläulichgrüne Strauchwerk der Sumpfheidelbeere oder Rauschbeere, des „Bullgrabens“ oder der „Drunkelbeer“ unserer Volksflora. Auf den höheren, daher schon etwas trockneren Torfstellen haben sich als typische Rohhumusbewohner Kronsbeeren („Tütebeeren“ oder Preißelbeeren) und Heidelbeeren („Bickbeeren“) angefunden, die in größeren und geschlossenen Beständen in den Kiefernwäldern auftreten und von hervorragender volkswirtschaftlicher Bedeutung sind. An einer anderen Stelle wächst der Sumpfporst. Große, weiße Blütendolden trägt er an meterhohen Zweigen. Ein betäubender, scharfer Geruch geht von ihm aus und macht den „Kienporst“, „will Rosmarin“, im Volke beliebt. Stellenweise findet sich der aus dem nordatlantischen Florengebiet eingewanderte Gagelstrauch, die Heidemyrte, im Volksmund „Gagel oder Gevelken“ genannt. Er macht sich in der Mittagssonne durch den eigenartig würzig, harzigen Duft seiner leuchtend braunen Zweige schon auf einige Entfernung hin bemerkbar. Diese Eigenschaft hat dem sommergrünen Buschwerk auch den Namen „deutscher Zimt“ gegeben. Zwischen der oft nur spärlichen Grasnarbe bildet ein silbergrauer, seidenglänzender, liegender Zwergstrauch dicht verschlungene Nester. Es ist die kriechende Weide. Weidenähnlich ist auch die schmalblättrige, immergrüne Rosmarinheide. Die Blütentrauben sitzen wie rosaweiße kleine Glöckchen am schwankenden Zweigende. Dort an den trockneren Stellen haben sich zwischen Erlen und Weiden sogar einige Kiefern und Birken frei ausgesamt, auch eine Eiche hat sich vom Walde her dazwischen angesiedelt, und daß der „Knirk“ oder Wacholder mit seinen dunkelgrünen, vielgestaltigen, stachligen Buschkronen nicht fehlt, ist selbstverständlich. Das ist der sagenumwobene „Machandelbaum“ des deutschen Märchens. Den schwarzen, blau-bereiften Beeren rühmt man vielerlei Heilkraft nach und benutzt

sie auch gelegentlich als Gewürz. In manchen Gegenden gibt der Busch gesuchtes, angenehm duftendes Räucherholz. Mitten im feuchten Bruch auf dem torfigen, sumpfigen Boden, besonders an den Grabenrändern, gedeiht hier noch in seltener Menge der stolze Königsfarn, das schönste von all unseren Farnkräutern. Breit ausladend reckt er seine Wedel ringsum empor. Der mittlere Teil trägt oben die aufrechtstehenden, eigenartigen, hellbraunen Fruchtstände, die von den unfruchtbaren Blattabschnitten völlig verschieden sind. Von dem sagenumwobenen, dunkelblau blühenden Teufelsabbiß erzählt sich das Volk, daß man noch jetzt an der Wurzel den Eindruck der Zähne des Teufels sehen kann, weil er die gegen Zauberei wirksame Wurzel dem Menschen nicht gönnte.

Den höchsten Grad der Anpassungsfähigkeit an den Standort zeigen die Bewohner der echten Heideformation. Auf diesem durch Auslaugung der Nährstoffe verarmten, kalk- und lehmarmen Boden gedeiht die anspruchslose Besenheide, in deren rosenrotem Blütenmeer wir so gern wandern und träumen. Alle Heidekrautgewächse vertragen aber keine dauernde, starke Trockenheit. Große Bestände von dieser Pflanze finden wir nur im milden, regenreichen Klima. An feuchteren Stellen finden wir eine andere Heide, die noch zarter im Aufbau und auch in der Blattbildung ist: die Glockenheide oder Dopheide, deren längliche Glöckchenblüten fast kopfförmig am Ende des Triebes sitzen. Die außerordentliche Verkleinerung des Heideblattes, die Dicke seiner Oberhautzellen und die Einsenkung seiner Spaltöffnungen in eine durch Haare versperrte Rinne sah man früher als Einrichtungen zur Herabsetzung der Verdunstung an, weil das Wasser des Heidebodens infolge der Anwesenheit von Humussäuren und anderer die Wurzeltätigkeit hemmender Stoffe von den Pflanzen nicht aufgenommen werden kann. Jetzt hat man durch Versuche und Messungen festgestellt, daß die Pflanze durch die erwähnten Einrichtungen ihre Winddruckfläche verkleinert, die Blätter versteift und sich durch die Rinne vor dem unmittelbaren Einblasen des Sturmes schützt. Sie versucht sich ein ozeanisches Klima auf kleinstem Raum zu schaffen. Das Heidekraut bleibt vielerorts das vorherrschende Gewächs. Daneben siedeln sich Flechten, Moose, Gräser, Feldthymian, Ginsterarten, Kiefern, Birken und Wachholder an. Auf unseren Heidegebieten macht sich neben dem Rot des Heidekrauts am meisten die gelbe Blütenfarbe bemerkbar, die vielfach von einem stattlichen Strauch, dem Besenginster, „Hasenbram", „Hasengeil" herrührt. Die Zweige stehen steif und besenartig in die Luft. Der Ginster besitzt als Trockenlandpflanze nur sehr kleine Blätter, deshalb müssen die Zweige die Assimilationsarbeit, die Aneignung des zum Wachstum nötigen Kohlenstoffs aus der Luft, mit übernehmen. Sie sind überall grün gefärbt. Die einzeln stehenden, goldgelben Blüten bringen infolge ihrer Größe den eigenartigen Bau der Schmetterlingsblüte besonders deutlich zum Ausdruck. Über und über blitzt der Strauch von lauterm Gold. Die schwarzen Hülsen drehen sich bei der Reife schraubig zusammen, sie springen in der Mittagshitze mit hörbarem Knacken auf, so daß der schwärzliche Same weithin fortgeschleudert wird. Bis in den Herbst hinein blüht und duftet der würzige Feldthymian. Unter den krautartigen Gewächsen fällt uns eine alte Heilpflanze, die „Wulferlei", d. h. Wohl verleih oder Arnika, auf. In der Blütezeit färbt sie große Flächen leuchtend rotgelb. Im Spätsommer findet sich nicht selten der große Enzian mit seinen prächtig himmelblauen Blüten und der zierliche weiße Augentrost. Sie vervollständigen den weiten, farbigen Blumengarten, den wir soeben durchwandert haben. Wir sind am Ende unserer Moor- und Heidewanderung! In der Ferne braust und brandet das Meer. Wir gehen durch den „Gespensterwald", steigen auf den Kamm einer Düne und lagern unter einem alten „Windfahnenbaum". Die Abendsonne beleuchtet golden die

Wipfel der Bäume; tiefer Schatten breitet Ruhe und Frieden über die Natur. Purpurn taucht die Sonne ins Meer hinab und ergießt in ihrem letzten Glanze das Abendrot über Himmel, Meer und Erde. Der aber nur kennt den Zauber und die Eigenart von Heide und Moor, der sie gesehen hat, in der schweren Sonnenglut des Sommers, im jagenden Regensturm des Herbstes und im eisigen Ostwind des Winters. Vom eintönigen Kiefernwald aber wollen wir die Verse Heinrich Seidels uns merken:

„Langweilig ist der Kiefernwald!“
Mein Freund, das widerrufst du bald!
Da denk ich wohl, du sahst ihn nimmer,
Wenn rötlich in den Wipfeln träumt
So still der letzte Sonnenschimmer
Und alles rings mit Gold sich säumt.

# Der mecklenburgische Wald.

Von Forstmeister von Arnswaldt, Schlemmin.

Wenn wir durch das mecklenburgische Land fahren oder wandern, so wird neben seinen reichen, korntragenden Fluren, neben den leuchtenden Flächen seiner Seen auch der Wald unsern Blick auf sich lenken. Der erste Eindruck ist der, daß Mecklenburg ein sehr waldreiches Land sein muß, denn immer wieder zeigen sich neue Waldstücke, selten nur kann das Auge weit über freies Feld schweifen. Und doch hat Mecklenburg-Schwerin weniger Waldungen als die meisten anderen deutschen Länder. Nur ein Fünftel seiner Fläche ist mit Wald bedeckt; nur Oldenburg und Schleswig-Holstein haben verhältnismäßig noch weniger Forsten. In Mecklenburg-Strelitz steigt der Waldanteil auf ein Viertel der Fläche und erreicht damit den Durchschnitt des deutschen Reiches. Der anscheinende Waldreichtum ist also eine Augentäuschung, die dadurch hervorgerufen wird, daß jede Stadt und jedes Gut seinen Wald hat und auch die Staatsforsten zumeist nicht in großen zusammenhängenden Gebieten liegen, sondern über das ganze Land zerstreut sind.

In ältester Vorzeit ist auch unser Land ein einziger zusammenhängender Urwald gewesen, in dem sich erst allmählich die menschlichen Siedelungen einfanden. Der wachsenden Bevölkerung mußte dann der Wald immer mehr weichen und wurde schließlich auf die Teile des Landes beschränkt, die wegen ihrer Bodenform und Beschaffenheit sich nicht zum Ackerbau eigneten. So finden wir die Wälder auf den steinigen Rücken der Grund- und Endmoränen und im Gebiete des weniger fruchtbaren Sandur und des Talsandes. Der Kampf zwischen Wald und Feld ist dann durch die Jahrhunderte weitergegangen. Nach dem 30jährigen Kriege sind manche Feldmarken wüst liegen geblieben und haben sich allmählich wieder in Wald zurückverwandelt. Zeiten landwirtschaftlicher Hochblüte, so noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, haben wieder viel Wald zu Feld werden lassen. Aber auch schon seit Jahrhunderten ist man bestrebt, Ödland und weniger ertragreiche Äcker in Forst zu legen, und gerade in den letzten 60 bis 70 Jahren ist die Waldfläche Mecklenburgs ständig gewachsen und ist heute noch im Zunehmen begriffen.

Friedrichsmoor, Buchenwald im Frühling.

Ein Blick in die geologische Übersichtskarte von Mecklenburg von E. Geinitz zeigt uns, daß zwei Hauptendmoränenzüge Mecklenburg durchqueren. Der nördliche bei Klütz beginnend und bei Feldberg die Landesgrenze erreichend, der südliche von Zarrentin über Schwerin, Lübz bis Fürstenberg sich erstreckend. Zwischen den beiden Endmoränen liegt die Mecklenburgische Seenplatte. Nördlich der Moränen liegen auf Lehmböden die Laubwälder des Landes, südlich von ihnen im Gebiete des Sandur und Talsandes die Nadelholzforsten, im Südwesten in den Forstämtern Jasnitz, Kaliß, Leussow, Ludwigslust und Wabel sich zu einem großen Waldgebiete vereinend. Ähnliche zusammenhängende Wälder finden wir zwischen Dobbertin, Krakow, Goldberg und Malchow, ferner südöstlich der Müritz, im ganzen südlichen Strelitzer Lande und schließlich im Nordosten zwischen Rostock und Ribnitz.

So verteilt sich die Waldfläche schön über das ganze Mecklenburger Land, krönt in den Gegenden mit gutem Boden die Höhenzüge und breitet sich auf den Sandgebieten zu weit ausgedehnten Kiefernforsten aus.

In den Flußtälern und den moorigen Niederungen herrschen Erle, Esche, Eiche und Birke, die in der Lewitzniederung südlich von Schwerin sich zu großer, zusammenhängender Forst zusammenschließen, sonst aber zerstreut die Flächen einnehmen, die nicht von der Landwirtschaft als Wiesen und Weiden in Anspruch genommen werden.

Die Verteilung von Laub- und Nadelwald ergibt sich naturgemäß aus der Beschaffenheit des Bodens. Die anspruchslose Kiefer hat sich die Sandböden als fast alleinige Holzart erobert, ist dann, je besser der Boden wird, immer mehr mit anderen Holzarten gemischt, bis sie auf den besten Böden fast verschwindet und reinem Laubwalde Platz macht, dem erst die neuere Forstwirtschaft Nadelhölzer, und zwar zumeist die nicht heimische Fichte, beigemengt hat. Dieses Verhältnis der

Holzarten im mecklenburgischen Walde ist aber nichts Ursprüngliches, sondern es ist hervorgerufen durch die Forstwirtschaft, die den Bedürfnissen der Menschen entgegenkommend, diejenigen Holzarten bevorzugte, die für sie am nutzbringendsten erschienen. Das waren neben der Eiche aber lange Zeit die Nadelhölzer, die mit ihrer höheren Nutzbarkeit die größte Anspruchslosigkeit verbanden. Die Kiefer ist nicht immer der herrschende Baum im mecklenburgischen Walde gewesen. In Urzeiten waren unsere Wälder überall Mischwälder, in denen die Laubhölzer die Herrschaft führten, und selbst auf unseren geringsten Böden ist damals wohl die Buche, sicher aber die Eiche heimisch gewesen. Die masttragenden Bäume Eiche und Buche waren durch die alten Forstverordnungen ganz besonders geschützt, weil sie dem Wilde und auch den Schweineherden, die in den Wald getrieben wurden, die nötige Nahrung gaben. Ein letzter Rest dieses Schutzes hat sich bis in unsere

Schlemmin, Schwarzer See.

Zeit erhalten in einer Bestimmung des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755, nach der der Einschlag von Eichen und Buchen auf den ritterschaftlichen Hauptgütern auf eine bestimmte Anzahl beschränkt war. Dieser Bestimmung verdanken wir es zum großen Teil, daß auf den Gütern überall Eichen und Buchen auch über die schlechtesten landwirtschaftlichen Zeiten hinübergerettet sind. Aufgehoben ist diese Hiebsbeschränkung erst im Jahre 1919 durch das mecklenburgische Waldschutzgesetz, das in anderer Weise den Waldbestand der nichtstaatlichen Forsten zu erhalten versuchte, bis es schon 1923 durch das zweite, heute noch geltende Waldschutzgesetz abgelöst wurde.

Während nun die Forstwirtschaft in den letzten 50 Jahren immer mehr vom Mischwald auf den reinen ungemischten Wald nur einer Holzart, sei es nun der Eiche oder der Buche, der Fichte oder der Kiefer, überging, in der Annahme, daß so dem Boden die höchste Ernte abgewonnen werden könnte, haben die Wirtschaftserfolge gezeigt und denkende Forstmänner erkannt, daß durch diese Einseitigkeit der Bewirtschaftung, die man dem Beispiele der Landwirtschaft entnommen hatte, das Wesen des Waldes zerstört würde. Das Wesen der Landwirtschaft, bei der auf die Saat in demselben oder im nächsten Jahre die Ernte folgt, ist von dem der Forstwirtschaft, bei der zwischen Saat und Ernte Zeiträume von 80 bis 200 Jahren liegen, grundverschieden. Der Wald ist ein lebender Organismus, der sich aufbaut

aus Wechselwirkungen zwischen Boden und Bestand und nur gesund erhalten werden kann, wenn die natürlichen Grundlagen seines Gedeihens nicht zerstört werden. Eine der wichtigsten natürlichen Grundlagen ist aber die Holzartenmischung. Man darf hoffen, daß diese Erkenntnis dahin führen wird, daß in absehbarer Zeit auch bei uns in Mecklenburg überall wieder Mischwald entsteht, wo sich jetzt reine gleichmäßige Forsten ausdehnen. Das ist wichtig für die Schönheit des Waldes und ist aus diesem Grunde eine Sache, die die Allgemeinheit unseres Volkes sehr nahe berührt; denn der Wald soll nicht nur ertragreich sein, sondern er soll auch schön sein, damit er eine Erholungsstätte sei für unser Volk.

Nun hat wohl jeder Baum für sich genommen seine eigenartige Schönheit. Man denke nur an die alte knorrige, wetterzerzauste Eiche, den hohen Dom der Buchenforst mit seinen schlanken Säulen, die lichte Birke im grünwehenden

Schlemmin, Waldwiese.

Frühlingskleide, die ernstere Eller am Bachrande, aber auch an die einzelstehende, weit verzweigte Kiefer, den echten Sonnenbrüter mit dem rotgoldenen Geäst und dem schwarzgrünen Nadeldache, die ragenden Fichten, Edeltannen und Lärchen. Jede ist schön in ihrer Eigenart, jede hat ihr besonderes Wesen, jede zeigt auch neue Eigenschaften in den verschiedenen Jahreszeiten, die herzerfreuendsten wohl in der schönen Frühlingszeit vom ersten violetten Schimmer, der die Kronen der Laubbäume verschönt und das Nahen des Frühlings meldet, über die schüchternen grünen Zweiglein und die Blüte, die ihnen meist voraufeilt, bis zu der vollen Frühlingspracht der Maienzeit. Dann kommt der Sommer mit seinen tiefschattigen Waldgeheimnissen, dem Spiele der Sonnenflecken auf dem Waldboden, den lichten Nächten auf verschwiegenen Waldwegen, den tosenden Gewittern und dem stillen Wachsen und Heranreifen. Dann der Herbst, die Zeit der Reife, mit fruchtbeschwerten Zweigen, die Zeit der leuchtendsten Farbenfreude, vom Grün zum Purpurrot, vom Goldgelb zum satten Braun, die Zeit des fallenden Laubes, der Nebel und Stürme, des Sterbens und Vergehens. Schließlich der Winter, für den Forstmann die Zeit der Ernte, in der die Axt klingt und die Säge singt; für den Naturfreund die Zeit, in der die Laubbäume die zarten Schattenrisse ihrer feinsten Verästelung am goldgelben Abendhimmel abzeichnen, die wintergrünen Nadelhölzer schwere Schneehauben tragen, der Rauhfrost und der Schnee oft Bilder hervor-

Rüting, Kiefernwald.

Friedrichsmoor, Wundereiche.

zaubern, deren Schönheit kaum vom lichten Frühlingswald übertroffen wird. So bietet der Wald in allen Jahreszeiten seinen Freunden neues schönes Erleben und Genießen.

Wenn wir nun unsern mecklenburgischen Wald durchwandern, dann merken wir erst, wie vielgestaltig er ist in seinem Baumbestande, wie er nicht nur neben den schon genannten zahlreiche andere Holzarten birgt, sondern auch viele Einzelbäume, die durch ihre Höhe und Stärke, durch Alter und eigenartige Gestalt sich hervorheben. Soweit es im beschränkten Raume möglich ist, sei hierüber ein kurzer Überblick gegeben.

Von der Eiche beherbergt unser Wald zwei Arten, die Traubeneiche und die Stieleiche, erstere mit gestielten, auf der Oberseite wie lackiert aussehenden Blättern und traubenförmig sitzenden Früchten, letztere mit gestielten Früchten und büschelartig an den Zweigen sitzenden Blättern. Die knorrigen Feldeichen und die uralten Veteranen der Wälder sind wohl ausnahmslos Stieleichen. Von der Buche kommt die Abart der Blutbuche nicht nur in Gärten, sondern auch urwüchsig im Walde vor, ebenso Formen, die an die Trauerbuchen unserer Parks erinnern. Mit ihr gemischt finden wir die lichtere Hainbuche, die sich mit ihren geflügelten Samen weithin verbreiten kann. Die kleinblättrige Linde ist ein nicht allzu häufiger Bewohner unseres Waldes; man sagt, daß ihr Vorkommen alte, verlassene Menschensiedlungen anzeigen soll. Die Birke ist wieder in zwei Arten vertreten, der Haarbirke und der Warzenbirke, von denen die erstere sandigen Boden, die zweite Moorboden bevorzugt. Schwarz- und Weißerle ist neben der Warzenbirke der Baum unserer moorigen Niederungen. Von sonstigen Laubholzbäumen seien genannt: Die Esche, viel in Brüchen angebaut, aber auch auf bestem Boden mit der Buche gemischt, die Ulme auf Kalkböden, Spitz- und Bergahorn dort, wo auch die Esche gedeiht, vereinzelt auch der Feldahorn. Ferner die Vogelkirsche und der wilde Birn- und Apfelbaum. Selten ist die Elsbeere, in der Rostocker Heide „Huddelbaum“ genannt. Die Pappeln sind durch Schwarzpappel

und Aspe vertreten und die Weiden in Baumform durch die Salweide. Das einzige baumartige Nadelholz, das urwüchsig in Mecklenburg vorkommt, ist die Kiefer, „Danne", wie der Volksmund sie nennt. Buschartig finden wir sehr vereinzelt die Eibe, die früher weit verbreitet war. Die baumartige Eibe in Mönchhagen bei Rostock wird wohl ein erhaltener Waldrest sein, sonst aber sind die alten Eiben des Landes ausnahmslos Zierbüsche des 18. Jahrhunderts, also jetzt höchstens 200 Jahre alt. In der Rostocker Heide findet sich eine Eibenhorst, die aus Stockausschlag entstanden sein soll. Ein wohlbekanntes Nadelholz in Buschform ist der Wacholder, der in Kiefernforsten oft auf weiter Fläche den Unterstand bildet. Fichte, Lärche und Weißtanne sind nicht ursprünglich heimisch in Mecklenburg, sondern erst vor etwa 150 Jahren aus den deutschen Mittel- und Hochgebirgen eingeführt. Sie haben sich aber ihren Platz im mecklenburger Walde gesichert und werden wohl kaum wieder daraus verschwinden. Die Versuche, die im letzten Jahrhundert gemacht sind, noch weitere Holzarten und zwar meist aus Nordamerika, aber auch aus dem Kaukasus, aus Sibirien, China und Japan und andern Weltgegenden im deutschen und auch im mecklenburgischen Wald einzubürgern, sind noch nicht abgeschlossen. Man darf aber wohl annehmen, daß nur sehr wenige heimisch bei uns werden können. In stärkeren Stämmen finden wir in unsern Wäldern schon die Weymouthskiefer und die Douglastanne, von Laubhölzern die Robinie, die Roteiche in verschiedenen Arten und einige andere mehr.

Zu diesen Bäumen treten dann die Büsche, die im Unterstande gedeihen und dem Walde erst sein vielgestaltiges, eigenartiges Gepräge geben, Traubenkirsche und Pulverholz, Weiß-, Schwarz- und Kreuzdorn, Pfaffenhütchen und Kornelkirsche, Schneeball und Holunder. Dazu die Kleinsträucher: Himbeere und Brombeere, Haidekraut und Hasenbrahm, Bickbeere, Kronsbeere, Trunkelbeere und Moosbeere, der starkduftenden Sumpfporst der Hochmoore, Rosmarin- und Glockenheide, um nur einige zu nennen. An den Bäumen ranken Epheu und Geißblatt, Hopfen und Waldrebe.

Ivenack, stärkste Eiche.

Kurzen-Trechow, Herzogstanne.

Das Bild des Waldes würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht an die kleine Flora dächten, die alljährlich von neuem seinen Boden schmückt und dem kundigen Auge die Eigenart dieses Bodens und seines Zustandes offenbart, die zahlreichen Farne, vom Adler- und Königsfarn bis zum zierlichen Buchen- und Eichenfarn, die Moose und Flechten, die auch an den Baumstämmen hinaufwachsen und oft auf weiter Fläche die einzige Bodendecke im Walde bilden, die artenreichen Gräser und die ungezählten Blumen und Kräuter, die das Auge erfreuen und den Wald mit ihrem Duft erfüllen, und endlich das Heer der Pilze.

Alles dies zusammen gibt aber noch kein Bild unseres mecklenburgischen Waldes, wenn wir nicht an die Bodenform denken, auf der er gewachsen ist, die sanften Höhen und die steilen Abhänge und Einschnitte im Moränengebiete, die weiten, unabsehbaren Flächen im Gebiete des Talsandes. Wir müssen an die Seen, Teiche und Waldwiesen denken, die in ihn gebettet sind, die Bäche, die ihn durchfließen, die Niederungs- und Hochmoore, die in ihm liegen. Vervollständigt wird das Bild durch die Felsblöcke der Eiszeit, die bald als Einzelfindlinge von riesiger Größe unsere Bewunderung erregen, bald zu Klippen geschichtet, oder zu Hünengräbern, den Grabmalen vorgeschichtlicher Heldenkönige, aufgebaut sind. Auch die Kegelgräber, die Steintänze und manche Opferstätten aus vorgeschichtlicher Zeit sind gerade im Walde besser erhalten als auf den Feldern, ebenso mancher Burgwall und andere vormals von Menschen bewohnte Stätten.

Ganz besonders aber werden unsere Blicke gelenkt auf die Riesen des Waldes, die sich erhalten und mehrere Generationen überdauert haben. Man hat den ältesten Bäumen in Deutschland ein Alter von über 1000 Jahren zugesprochen, und zwar ist es die Eiche und die Eibe, die dieses hohe Alter erreichen. Nun haben wir in der stärksten der Ivenacker Eichen die überhaupt stärkste Eiche von Deutschland und Österreich-Ungarn vor uns, vielleicht wohl die stärkste Eiche Europas. Man nimmt an, daß sie ein Alter von 1300 Jahren hat, d. h. daß sie zur Zeit von Niklots Tod schon ein ansehnlicher Baum im Alter von etwa 400 bis 500 Jahren gewesen ist. Die übrigen starken Ivenacker Eichen sind vielleicht gleich alt, vielleicht auch einige Jahrhunderte jünger, jedenfalls auch tausendjährige Bäume. Außerdem gibt es noch einige andere, die ihnen nahe kommen mögen, so eine Eiche in Pinnow bei Neubrandenburg, die Törbereiche bei Rehna, die leider jetzt umgefallene Wundereiche in Friedrichsmoor, das sind vielleicht neben der Eibe von Mönkhagen die ältesten Bäume im mecklenburgischen Wald. Ein sehr hohes Alter erreicht auch die Linde, die in den zahlreichen alten Kirchhofslinden unseres Landes ihre ältesten Vertreter hat. Man kann wohl annehmen, daß sie bei Erbauung der Kirchen gepflanzt sind, also ein Alter von 600 bis 700 Jahren haben. Unter ihnen ist auch der dickste Baum Mecklenburgs, die Kirchhofslinde in Polchow bei Laage, mit einem Umfange von 13 Meter. Für die meisten anderen Bäume ist eine Altersgrenze von 400, höchstens 500 Jahren gesetzt, und manche Arten erreichen auch diese Lebensdauer noch nicht annähernd.

Der dickste Baum Mecklenburgs ist schon genannt. Ihm nahe kommt die stärkste Ivenacker Eiche mit 10½ Meter Umfang, in Brusthöhe also einem Durchmesser von 3 Meter. Sie ist ein gewaltiger Riese, da sie sich noch in voller Gesundheit mit weit verzweigter Krone zu einer Höhe von über 30 Meter erhebt. Im Kreise ihrer Schwestern macht sie einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer. Der höchste Baum Mecklenburgs ist wahrscheinlich die Herzogstanne in der Kurzen-Trechower Gutsforst bei Bützow. Es ist eine etwa 130 bis 140 jährige Edeltanne, deren Höhe mit 47 Meter angegeben wird. Ihr Stammumfang beträgt in Brusthöhe über vier Meter. Fast gleiche Höhen mit etwa 43 Meter erreichen einige Buchen in der Darguner Heide und im Herrenholz

bei Tarnow. Höhen bis zu 40 Meter finden wir bei Eichen, Kiefern, Fichten und Pappeln.

Allerlei alte Sitten und Gebräuche knüpfen sich an die Wunderbäume, von denen hier nur die Wunderbuche in der Rühner Forst, die Hexenbuche in Siedborn bei Korleput, die Wundereiche in Friedrichsmoor genannt sein mögen. Die meisten Krupbäume, d. h. solche, die durch Verwachsungen des Stammes und der Zweige ein Loch bilden, durch das man hindurchkriechen kann, werden im Volksglauben mit irgendwelchen wundertätigen Eigenschaften ausgestattet. Hierher gehören auch die Stelzbäume, die dadurch entstehen, daß zwei getrennt dem Boden entwachsene Stämme zusammenwachsen und oben nur einen Stamm bilden. Auch ihnen werden Heilungen von allerlei Krankheiten zugeschrieben. Sehr bemerkenswert sind auch die Zwillingsbäume, die aus enger Verwachsung oft verschiedener Holzarten, so z. B. Eiche und Buche, entstehen. Schöne Zwillingsbäume finden sich z. B. bei Jabelitz im Schlemminer Forst und in Volkshagen. Die besondere Art des Wuchses hebt dann auch noch andere Bäume hervor unter ihresgleichen. So finden wir eine Harfenbuche in der Kühlung bei Brunshaupten, eine Leierkiefer im Forstamte Kogel, eine Kandelaberbuche in der Wulfsbraak bei Schlemmin und andere mehr. Besonders bemerkenswert sind die Bäume, die der Volksmund schon vor langen Jahren mit besonderen Namen belegt hat. Einige davon sind schon genannt, als weitere Beispiele seien angeführt: der „Stutenbaum" unweit von Redefin, die „Hundeeiche" im Gelbensander Revier, die „Borwinseiche" in der Rostocker Heide, die „Franzosenbuche" am heiligen Damm, verschiedene Kronenbuchen, z. B. im Klädenschen Holz bei Dobbertin und im „Hütter Wohld" bei Parkentin, die „Waldmutter", eine gewaltige, vor Jahrzehnten vom Sturm gefällte Eiche im Volkshäger Revier, und die ebenfalls seit Jahrzehnten verdorrt stehende „Spuktanne" an der Straße von Malchow nach Kogel.

Man könnte ein Buch schreiben über all die gewaltigen und bemerkenswerten Bäume und sonstigen Schönheiten unseres mecklenburgischen Waldes, und dieses Buch sollte geschrieben und den Hütern unseres Waldes in die Hand gegeben werden, damit die Schätze auch späteren Generationen erhalten bleiben. In diesen kurzen Zeilen kann aber nur auf die Schönheit und Eigenart unserer Wälder hingewiesen werden, damit immer mehr heimatliebende Menschen mit sehendem Auge den Wald durchschweifen und immer neue Schönheiten in ihm entdecken mögen. Dann wird sich eine große Gemeinde bilden in unserm Lande, die für den Schutz der Schönheit und Eigenart des Waldes eintreten wird, wenn sie einmal gefährdet sein sollten, und wir werden unsern Wald erhalten so schön, und eigenartig, wie wir ihn von unseren Vätern überkommen haben.

Verschneiter Waldweg (Kirch-Rosin).

Waldbild im Winter (Schlemmin).

Windflüchter am Hüttelmoor in der Rostocker Heide.

# Die Rostocker Heide.

Von Adolf Ahrens, Warnemünde.

Schmunzelnd und händereibend verließen die Ratmannen der See- und Hansestadt Rostock am 25. März des Jahres 1252 die Ratsstube. War ihnen doch ein feiner Handel gelungen. Um 450 Mark Rostocker Pfennige hatten sie von ihrem Fürsten Borwin III. jenen Wald erstanden, der sich erstreckte „von Hinrichsdorf bis Mönkhagen, dann bis Völkshagen, hernach gerade durch den Weg, welcher nach Ribnitz führt, bis an den Ort, wo einst Wilhelm Wulebresme getötet ward, dann den Zarnezstrom durch den Heuweg querüber bis an das Gestade des Meeres und längs dieses bis an das Ostufer der Warnow." Im Grunde war's schließlich für beide ein feines Geschäft: in des Fürsten Säckel konnten die 450 Mark bei damals guter Valuta ein tüchtiges Loch zustopfen, und die reichen Pfefferſäcke legten ihre aus dem nordischen Handel gewonnenen Reichtümer in guten Sachwerten an. Als die Zeugen ihre Unterschrift unter die Urkunde gesetzt hatten und des Fürsten Siegel in grünem Wachs an weißroter Schnur daran baumelte, da gehörte der schöne Wald den Städtern.

Wenn man heute die Karte zur Hand nimmt, kann man jene in der alten Urkunde gezogenen Grenzen des Waldes noch genau verfolgen. Sie umschließen ein Gebiet von etwa 5500 Hektar. Der Umfang des Waldes ist nach der Feststellung des Volkes „soeben Milen rundüm." So hatte die Stadt zu ihren sieben Rathaustürmen, Landtoren, Strandtoren und sonstigen Siebensachen noch eine Siebenzahl. Freilich der Ertrag war zunächst nicht so groß. Ein jeder Bürger konnte sich Holz holen, so viel er wollte, dazu noch auf Jagd gehen, so oft ihn die Lust ankam. Erst als im Süden des weiten Waldgebietes gerodet wurde und die ersten Dörfer dort erstanden: Röversdagen, Wasmodeshagen und Porrikenshagen, da flossen von den Abgaben der Siedler bald namhafte Beträge in die Stadtkasse. Auch im Innern des Waldes legten die betriebsamen Bürger der Stadt Siedlungen

an: Kleine Höfe und Schäfereien. Hinrichshagen, jetzt ein Waldarbeiterdorf, Markgrafenheide, eine Försterei mit Koſſatenſtellen, ſowie die Namen der untergegangenen Siedlungen Moorhof, Müggenburg, Fullerie erzählen noch davon.

Lange Zeiten konnte ſich Roſtock in Ruhe ſeines Beſitzes erfreuen. Die Bürger holten ſich friedlich ihr Holz und ſchoſſen ſich ihr Wildbret, die Böttcher legten um die weit verſchickten Salz- und Biertonnen ihre aus der Heide geholten Bänder, die Gerber ſchätzten die Eichenlohe, und der Roſtocker Greif flatterte an manchem Maſtbaum, der ſeine Jugendzeit in der Heide verlebt hatte. Da kamen böſe Zeiten für die Stadt, in denen ſie bald ihre ſchöne Heide verloren hätte. Herzog Karl Leopold (1713—1747) wollte ſie ihnen nehmen, und wenn auch die Roſtocker noch ihren Kaufbrief vorzeigen konnten, es war eine Zeit, da Gewalt vor Recht ging. Die auf ihr Recht pochenden Bürgermeiſter wurden einfach ins Loch geſteckt, von ſeiten des Herzogs 20 Dragoner nach Röversdagen gelegt, und hundert fürſtliche Bauern mußten zu „mehrerem Jagdplaiſier“ „einige“ Jagdſchneiſen in der Heide ſchlagen. Wenn man aber nachher die Koſtenrechnung der Stadt anſieht und das viele geſchlagene Holz, ſo ſind es doch mehr als einige Schneiſen geweſen. An den Kaiſer nach Wien ging die Botſchaft, „die Hayde, das größte Kleinod der Stadt ſei gänzlich ruinirt.“ Aber ſchließlich ſiegte doch das Recht, und der Wald blieb der Stadt.

Das kann man alles in alten Briefen und Urkunden leſen. Über ſeine früheſte Geſchichte, über die Entſtehung des Heidebodens aber erzählt der Wald noch ſelber. Sandgruben, der von der See angeſchnittene Heideklint, Bohrprofile zeigen die Schichtenlagerungen des Bodens und erzählen, daß der Boden der Heide ein Erzeugnis der Eiszeit iſt. Sie ſchüttete auf den Geſchiebemergel in verſchieden ſtarker Decke den feinen, mehligen Heideſand. Wo Wind und Waſſer arbeiten konnten, iſt auch der Geſchiebemergel bloß gelegt, im weſtlichen Teile des Waldes liegt der Sand nur in dünner Schicht. Jetzt zeigen die Anſchnitte des Bodens folgende Lagerung: Unter einer dünnen Humusſchicht liegt hell- bis dunkelgrauer Bleichſand, durch Sickerwaſſer ausgelaugt. Sodann folgt in einer Tiefe von 0,30 bis 1 Meter eine für Baumwurzeln ſchwer durchdringbare Schicht von Ur- oder Ortſtein, darunter ſieht man den gelben bis ockerfarbenen Heideſand. In abflußloſen Vertiefungen entſtanden Tümpel und Teiche, die im Laufe der Jahrhunderte verlandeten, an den Bachläufen entwickelten ſich Niedermoore.

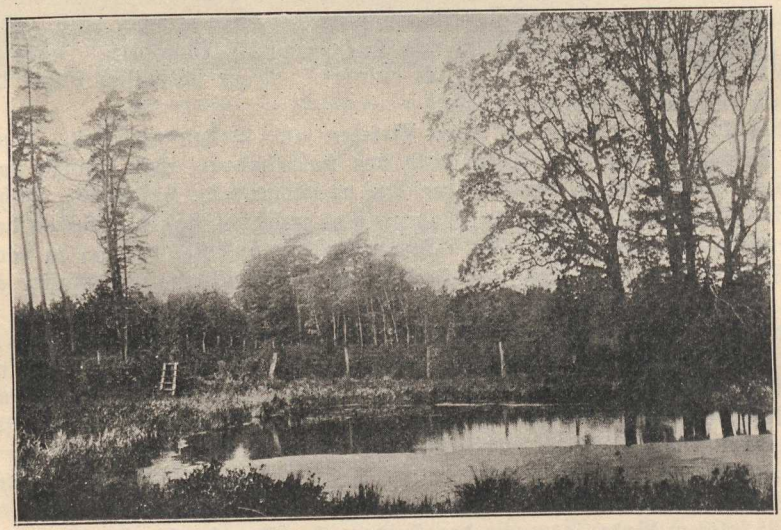
Auf ſolchem Boden erwuchs der Heidewald. Das feuchte Seeklima, die Höhe des Grundwaſſers, der Ortſtein ließen einen herrlichen Baumbeſtand aufkommen. Seine Schönheit liegt in ſeinem Wechſel. Du ſchreiteſt durch hohen Tannenwald und freuſt dich ſeiner Schönheit. Nach wenigen Minuten rauſchen Eichen über deinem Haupte oder du wandelſt durch herrliche Buchendome. Dann kommſt du an eine blumenbedeckte Waldwieſe, in der ſich baumbeſtandene Horſte wie Inſeln erheben. In das Rauſchen der Bäume klingt die Brandung des Meeres. Da oben iſt der Wald am ſchönſten. Da ſieht man die alten Veteranen aus dem ewigen Kampfe zwiſchen Wald und Nordſturm, narbenbedeckt und ſturmzerzauſt. Weit zum ſchützenden Walde laden ihre Äſte aus, der See zu kahl und verkrüppelt. Der eiſige Meerwind, das ſchleifende Sandkorn, der ätzende Salzkriſtall ſchufen dieſe „Windflüchter.“ Am Wiedort ſteht der Geſpenſterwald, krumm, ſeltſam gewachſene Buchen, deren weiße Stämme in dunkler Nacht den Wanderer das Gruſeln lehren mögen.

Aber hinter dem Schutzgürtel der Vorpoſten ſtehen dann die Kerntruppen, wohlbehütet von den Genoſſen am Strande. Daran hat nicht nur der Naturfreund, auch der Forſtmann ſeine Freude. Und auch der Kaſſenmann der Forſtbehörde. Denn ein erkleclicher Gewinn iſt es, den der Holzreichtum der Heide für den Stadt-

säckel abwirft. Ein Kanal ins Herz der Heide, ein Schienenstrang der Stralsunder Bahn und eine Bahn zu den Badeörtern Müritz und Graal sorgen für gute Abfuhrgelegenheit.

In dem großen Walde stehen auch einige seltsame Bäume. Der Wanderer lenkt gerne seine Schritte zu der alten Borwineiche, die am Wege zum Schnatermann steht. Der Botaniker sucht sich die beiden Elsbeeren oder Huddelbäume auf (Sorbus torminalis), oben am Heuweg bei Torfbrücke und weiter im Süden, nicht weit von der Seekenwiese. Den Globusbaum dicht beim Moorhof betrachten Kinder gerne voll Staunen, auch wenn sie aus dem Alter heraus sind, wo man alles glaubt, auch daß der Globus an Bäumen wächst. Ganz im Osten der Heide, nicht fern der Straße Rostock—Ribnitz, an der Hundeteichschneise, stehen noch Eibenbäume, wohl die ältesten der Heide.

Groß ist auch der Wildbestand der Heide. Die vielen Wiesen und Brüche, die offene Verbindung mit der Gelbensander Heide und damit mit anderen großen



Rostocker Heide bei Müggenburg.

Revieren des nordöstlichen Mecklenburg geben die Grundlage, sorgsame Pflege erhalten und veredeln ihn. Von dem Reichtum mag es zeugen, daß der Jagdpächter jährlich 115 Sauen, über 100 Stücke Rotwild, 36 Rehe abschießen darf. Wer Glück hat und allein durch den Wald geht oder höchstens noch mit einem Freunde, der „stumm mit dir des Waldes Schönheit trinkt", der kann wohl am Hüttelmoor oder auf der Raminschen Wiese manchmal ein Schock Hirsche stehen sehen. Den Schwarzspecht, die Kornweihe, den Kranich kriegt auch wohl ein weniger vorsichtiger Wandersmann zu Gesicht.

Unter den grauen Stämmen des Waldes, am Grabenrand sitzt Frau Sage und spinnt ihre Geschichten. Sie erzählt vom „Bröderrecht", einem einsamen Tannenschlag, wo aus heiterem Scherz zwischen zwei Brüdern blutiger Ernst wird und der Brudermord noch jetzt die Stätte für den Wanderer unheimlich macht. Sie erlebte noch die Tage Störtebeckers, der am Moorhof seinen Schlupfwinkel hatte und dort seine Schätze verteilte, verräterische Genossen und arme Gefangene erschlug und dem Orte den Namen Mordhof gab. Sie kennt die Geschichte von „Brandts Kreuz", jenem einsamen „Marterl" im nordischen Tannenwald, gesetzt

zur Erinnerung an Jäger Brandt, der hier 1669 sein Ende fand, durch ein Unglück durch Mord, wer weiß es noch? Frau Sage plaudert: Jäger Brandt in Markgrafenheide verfolgte einen Keiler, der ihm nächtlich seine Felder verwüstete. Er lud die geweihte Hostie in seine Flinte und schoß aufs Tier. Aber es war der Leibhaftige, und er zerriß den Jägersmann. In rauhen Herbstnächten hört man noch jetzt Heulen und Schreien. Am Müggenburger Teich bleicht eine weiße Frau in der Johannisnacht ihre Leinewand, und ein häßlicher Kobold hütet die Haselnüsse. Der „Klatthammel" aber, ein triefender Sumpfgeist, der den Pferde hütenden Hirtenknaben einst erschien, ist durch einen Schwur im Namen der Dreieinigkeit zur ersehnten Ruhe gebracht. Der Wocken ist noch lange nicht leer gesponnen; wer zu lauschen versteht, kann noch manches aus dem Rauschen des Waldes vernehmen.

Von dem großen Waldreichtum der Heimat sind uns, als der Germane zurückkam und den Samen in die gerodeten Flächen streute, nur drei große zusammenhängende Waldgebiete geblieben: jene weiten Tannenforsten auf den Sandebenen der südwestlichen Heide, die wir unter dem Namen Jabeler Heide kennen; die seengeschmückten Nadelwaldungen der Rossentiner, Woostener und Schwinger Heide und an der Küste des nordöstlichen Mecklenburg die weiten Waldräume der Rostocker Heide.

Von diesen dreien möchte ich der Rostocker Heide die Krone reichen.

## Mecklenburgs Insektenwelt.

Von Professor Dr. K. Friederichs, Rostock (Universität).

Hätte es in der Steinkohlenzeit schon Menschen gegeben, und wäre bei einem von ihnen der Verstand schon so weit entwickelt gewesen, daß er sich gemüßigt gefühlt hätte, Insekten zu fangen, nicht um sie zu verzehren, sondern um sie zu betrachten und aufzubewahren, so hätte er nicht so viel Freude daran haben können wie der Insektenfreund von heute. Freilich, die sechsbeinigen Wesen, die damals zwischen baumhohen Schachtelhalmen und Farnen umherkrochen und flogen, sahen zum Teil merkwürdig genug aus. Da gab es schabenähnliche Tiere, die etwa die Länge eines Fingers erreichten. Sie besaßen vier netzförmig geaderte Flügel, die auch in der Ruhe gespreizt blieben, kauende Mundteile und fadenförmige, lange Fühler. Andere waren libellenähnlich und von eines Armes Länge! Ihnen können wir in der heutigen Insektenwelt nichts Entsprechendes gegenüberstellen. Doch war die Erscheinung jener Insekten der Vorzeit noch ziemlich einförmig.

Erst spätere Zeitalter der Erde brachten darin einen Wandel. Mit der zunehmenden Entwicklung der Pflanzenwelt wurde auch die Insektenwelt mannigfaltiger, und gerade in Mecklenburg sind viele Insekten der Vorzeit gefunden worden. Der Fundort ist eine Tongrube bei Dobbertin; die betreffenden Schichten sind geologisch zum oberen Lias zu rechnen. Man hat dort viele wohlerhaltene Reste, insbesondere Flügel von Geradflüglern und Netzflüglern, Flügeldecken von Käfern u. a. gefunden.

In der Kreide hat man bisher nur wenige Insekten gefunden. Und doch ist das in der Kreide vor sich gehende Auftreten der Blütengewächse von gewaltigem Einfluß auf die Entstehung der heutigen Insektenwelt gewesen. Erst

als die Erde sich mit Blumen schmückte, konnte die ungeheure Mannigfaltigkeit des Insektenlebens entstehen, das uns heute umgibt; denn damit erst ergaben sich die unzähligen verschiedenen Lebensmöglichkeiten, auf denen die Existenz all der vielen verschiedenen Arten von Insekten beruht. Um eine bestimmte Existenzmöglichkeit ausnutzen zu können, muß das Insekt ihr angepaßt sein, und da es eine unbeschreiblich große Anzahl solcher Möglichkeiten gibt, so entstand eine entsprechend große Anzahl von Insektenarten. Jedes dritte Tier ist ein Käfer! Etwa vier Fünftel aller Tierarten sind Insekten! Wieviele von den etwa 400 000 bekannten Insektenarten in Mecklenburg vorkommen, kann zurzeit auch nicht annähernd geschätzt werden, weil über unser Land zu wenig in dieser Hinsicht bekannt ist. Doch werden es schwerlich weniger als 10 000 Arten sein.

*

Wenn man unser Zeitalter in der Erdgeschichte als das des Menschen bezeichnet, so könnte man es auch das der Insekten nennen, denn der Mensch ist in der Beherrschung der Erde den Insekten gegenüber noch nicht weit gediehen. Wem gehört bis jetzt das Innere des schwarzen Erdteils? Nicht den Völkern West-Europas, nicht den Negern, die von den durch Insekten übertragenen Krankheiten, wie der Schlafkrankheit, hingerafft werden, nicht dem Großwild, das ebenfalls unter solchen Krankheiten leidet, sondern den Tsetsefliegen, den Mosquitos und den Heuschrecken! Den Wanderameisen, die in gewaltigen Zügen Menschen und Tiere vertreiben und kein lebendes Wesen verschonen, das nicht flieht! Den Termiten, die jeden Quadratfuß Boden bewohnen und mit der Zeit das Balkenwerk jedes Hauses zerstören!

Und wir? Nur teilweise können wir die Schäden verhüten, die an unseren Ernten, unseren Wäldern angerichtet werden durch in Massen auftretende verderbliche Insekten. Im vorigen Jahre wurde in Mecklenburg gewaltiger Schaden durch die Engerlinge des Maikäfers angerichtet; ferner haben die jungen Zuckerrübenpflanzen zu leiden durch die Rübenfliege, das Getreide durch die Blumenfliege usw. Doch bilden diese Schädlinge die Minderzahl gegenüber der übergroßen Menge derjenigen Arten, die als buntschillernde Falter im Sonnenlicht gaukeln oder als graue Motten in der Dunkelheit geistern, als Raupen aber sich von Pflanzen ernähren, die der Mensch ihnen gönnen kann, weil er selbst keinen Gebrauch davon macht; die als große Käfer über die Wege rennen, von anderen Insekten sich ernährend oder als kleinere und kleine Käfer allerlei Abfallstoffe fressen und sie dadurch beseitigen; die über dem Wasser schweben, auf seiner Oberfläche sich tummeln oder hineintauchen: sie alle harmlose Lebewesen, die oft gar für die menschliche Wirtschaft nützlich sind.

Leider ist für die allermeisten Menschen die Frage: nützlich oder schädlich? entscheidend für den Wert oder Unwert eines Tieres. Was nicht nützlich oder schädlich ist, gilt als gleichgültig. Was nicht „wirtschaftlich“ ist, kann sich im öffentlichen Leben nur sehr schwer, oft überhaupt nicht durchsetzen. Der feiner empfindende Mensch aber kennt noch andere Maßstäbe; er wendet sich angewidert ab von dem Kampf um materielle Interessen, *nur* materielle Interessen, und flieht in das Reich der Kunst oder der Natur, zu dem, was von der letzteren noch übrig geblieben ist. Er sucht und findet geistige Erhebung und reine Freude in der Naturbetrachtung und Naturerkenntnis. Und eine der reichsten Quellen der Erholung von all den unerfreulichen Erscheinungen des Alltagslebens ist die *Beschäftigung mit unserer heimischen Insektenwelt.*

Hier in Mecklenburg haben freilich bisher immer nur sehr wenige Menschen Gebrauch von dieser Möglichkeit der Bereicherung ihres Daseins gemacht. Es ist auch immerhin keine Beschäftigung für Herrn Jedermann. Eine angeborene

Liebe zu der den Menschen im allgemeinen nichtig erscheinenden Kleinlebewelt gehört dazu, eine unendliche, nie erlahmende Sorgfalt in der Behandlung und Untersuchung der Objekte. Wer aber über diese Eigenschaften verfügt, dem erschließt sich ein Reich der Schönheit, in dem niemand arm ist, in dem jedem alles gehört und in dem nur das Gewissen die ordnende Macht ist, das Gewissen, dem das Gebot entspringt: Du sollst nicht unnütz töten! Alles ist um des Menschen

1. Schwalbenschwanz. 2. Stachelbeerspanner. 3. Himbeerglasflügler. 4. Spinatmotte (Plutella cruciferarum). 5. Spinatmotte (Heliodynes roesella). 6. Stachelbeerblattwespe. 7. Kohlwanze. 8. Haarmücke. 9. Spargelkäfer. 10. Himbeerblütenstecher. 11. Spargelkäfer (12 punktierter). 12. Goldwespe. 13. Spargelbohrfliege. (Aus „Deutschlands Tierwelt" von G. Jäger.)

willen da, aber nicht zum Mißbrauch! Und wenn er seine Sammlung betrachtet oder seine Erfahrungen zu Papier bringt, dann ergeht es ihm dabei wie jenem Entomologen, der kürzlich in der Einleitung seiner Aufzeichnungen schrieb: „In der trockenen Sachlichkeit ihrer Darstellung muten sie mich selber befremdend an. Denn in meinen Erinnerungen liegt ein Schimmer darüber, ein Hauch von Hunderten lebendiger Stunden in freier Natur, ein Duft von Wiesen und Wäldern im Sonnenleuchten und Abenddämmern."

*

Nur wenigen ist es gegeben, schwierige Fragen der Wissenschaft zu lösen, aber jeder ernsthafte Naturfreund kann beitragen zum Aufbau der Wissenschaft, indem er feststellt, welche Arten von Tieren oder Pflanzen, in unserem Falle also, welche Arten von Insekten in einer bestimmten Gegend vorkommen und Beobachtungen über das Wie, Wann und Warum des Vorkommens, überhaupt über die Lebensweise macht, und indem er sorgfältig aufzeichnet, was er gesammelt und beobachtet hat. Vor mir liegt ein Büchlein dieser Art, betitelt: Übersicht der in Mecklenburg beobachteten Makrolepidopteren. Von Franz Schmidt in Wismar (1879). Darin sind 795 Arten verzeichnet. Das mögen etwa halb so viele sein als im ganzen in Deutschland vorkommen. Nachträge hat im Laufe der Jahre besonders M. Gillmer geliefert. Schmidts Spezialgebiet waren die an Sumpfpflanzen sich entwickelnden Schmetterlinge, und er hat darin schöne Erfolge gehabt. — Einige Schwärmer-Arten, die man gelegentlich bei uns findet, sind aus dem Süden zugeflogene Gäste, so der Totenkopfschwärmer (Acherontia atropos), den man 1924 bei Rostock mehrfach fand, und der Große Weinschwärmer (Chaerocampa celerio), während der Oleanderschwärmer (Daphnis nerii) von Schmidt als „nach Norden vorgerückt und bei uns bereits akklimatisiert" bezeichnet wird, da ihm die häufig im Sommer im Freien stehenden Oleanderbäume die Raupennahrung liefern.

Über die Anzahl der Kleinschmetterlinge (Microlepidoptera) des Landes äußerte Dr. E. Boll 1850, daß 746 Arten bekannt seien, doch seien sicher viele noch nicht gefunden worden, und es möchten wohl tausend Arten vorkommen.

Für die Kenntnis der Käferfauna unseres Landes bildet die Grundlage die „Übersicht der Käfer Mecklenburgs" von F. W. Clasen (1853—1861 erschienen). Nachträge haben S. Brauns und der Verfasser dieses Artikels geliefert. Clasen kannte 2604 Arten. Er hat hauptsächlich bei Rostock gesammelt. Es wäre wahrlich an der Zeit, daß seine Arbeit wieder aufgenommen und eine neue Käferfauna unseres Landes herausgegeben würde. Wenn auch von mecklenburgischer Seite nicht viel Neues beigebracht werden könnte, so haben doch sicher die Sammler der angrenzenden Gebiete oft in Mecklenburg gesammelt und könnten manchen neuen Beitrag liefern.

Eine von der des Binnenlandes in vielen ihrer Glieder abweichende Käferfauna bewohnt den Ostseestrand, wiewohl einige der dort vorkommenden Arten auch an Salzstellen im Binnenland vertreten sind. Auf den Ostseedünen findet man überall den Laufkäfer Amara convexiuscula, den schwarzen Rüsselkäfer Otiorrhynchus atroapterus, die Schwarzkäfer Olocrates gibbus und Phaleria cadaverina (diesen letzteren aber nur selten) und manche andere. Auf den Wiesen hinter den Dünen leben besondere Laufkäfer, wie der große Carabus clathratus und die kleineren Anisodactylus poeciloides und Harpalus melancholicus; auch der auf den Wiesen bei Warnemünde vorkommende Aaskäfer Silpha carinata ist bemerkenswert. Auf tonigem Boden, so am Strand der Wismarschen Bucht, lebt der kleine Laufkäfer Bembidium saxatile. Als eine Seltenheit ersten Ranges erhielt Clasen einmal „aus dem östlichen Teil des Landes" Trechus rivularis, der in Deutschland sonst nur bei Danzig und Braunschweig festgestellt worden ist. Clasen berichtet auch über das frühere Vorkommen des Alpenbocks, Rosalia alpina, eines schönen großen, graublau und schwarz gefärbten Tieres am Wall bei Parchim. — Der Hirschkäfer (Lucanus cervus) fehlt in den Eichenbeständen der Rostocker Heide, auch ist der große Prachtkäfer Chalcophora mariana daselbst nicht und über-

haupt im Lande bisher nicht freilebend gefunden worden, sondern nur in eingeführtem Holz. — Im Rohr am Breitling bei Rostock entwickelt sich Dicranthus elegans, ein Rüsselkäfer, der zu den Seltenheiten der deutschen Fauna gehört. — In Rostock früher in den Gerbereien nicht selten war Oryctes nasicornis, der Nashornkäfer; seitdem meist ausländische Rinden zum

1. Rüsselkäfer (Gymnetron). 2. Wollblumenrüßler. 3. Wollblumenrüßler. 4. Rüsselkäfer (Cleonus sulcirostris). 5. Erdrüsselkäfer (Molytes germanus). 6. Distelrüßler. 7. Blattkäfer (Chrysomela cerealis). 8. Distelbock. 9. Schwebfliege. 10. Distelfalter. 11. Distelzünsler. 12. Stengeleule. 13. Wollblumeneule. 14. Bohrfliege aus Habichtkraut. 15. Raupe der Wollblumeneule. (Aus „Deutschlands Tierwelt" von G. Jäger.)

Gerben verwendet werden, ist er hier verschwunden, doch ist er in Gärtnereien in Schwerin häufig, wie mir Prof. Friese mitteilt.

Dieser in Schwerin lebende, weitbekannte Bienenkenner hat schon 1895 eine Liste der mecklenburgischen Bienen veröffentlicht und seitdem noch viele Beobachtungen über unsere Bienen hinzugefügt. In jenem Verzeichnis beschrieb er die Osmia maritima, eine Küstenbiene, die bei Warnemünde an Hornklee fliegt. Den Küstengegenden eigentümlich ist auch eine ganz gelb behaarte, nur auf dem Mittelrücken mit einer schwarzen Binde versehene Varietät der Erdhummel (Bombus subterraneus), die Küstenhummel (var. distinguendus),

die bei Stühlow in der Gegend von Doberan vorkommt, wo sie Dr. Ulrich fing. — Nachträge zu Frieses Fauna rühren von Fr. Tiede in Schwerin her (1916). Der Süden des Landes ist reicher an Bienen als der Norden, woran wohl die geringere Anzahl von Sonnentagen im nördlichen Teil schuld sein mag. Insbesondere der südwestliche Heideteil des Landes enthält manche Bienenart, die im Endmoränengebiet und im Ostseevorland nicht oder nur selten zu finden ist. — Im Berliner Zoologischen Museum befindet sich eine schöne Sammlung von Schlupfwespen (Ichneumoniden) aus der Rostocker Heide, die von Brauns gesammelt sind, vermutlich von O. Brauns (dem Sohn von S. Brauns), der 1898 im „Archiv" neue Schlupfwespen aus Mecklenburg beschrieb. Einer der bedeutendsten Entomologen unseres Landes war Pfarrer Fr. W. Konow zu Teschendorf, der eine Reihe von Jahren hindurch die „Zeitschrift für systematische Hymenopterologie und Dipterologie" herausgab. — In den Swienskuhlen, einem Walde bei Rostock, findet man seltene Gallen an Brombeeren, hervorgerufen durch die Gallwespe Diastrophus rubi (Prof. P. Schultze).

Ein Verzeichnis der in Mecklenburg von ihm beobachteten Blatt- und Holzwespen (237 Arten) gab A. Raddatz (weiland Realschuldirektor in Rostock) 1873, und derselbe hat auch die ihm aus Mecklenburg bekannten Zweiflügler (Diptera) zusammengestellt: 1025 Arten. Über die Stechmücken (Culicidae) besonders des östlichen Küstengebietes hat Prof. E. Martini (Hamburg) viele Beobachtungen gemacht und über die Kribbelmücken (Simuliidae) des nordöstlichen Landesteils der Verfasser dieser Zeilen. Fast jedes fließende Gewässer (die Kribbelmückenlarven leben nur in solchen) wurde auf seine Bewohnerschaft an Kribbelmücken untersucht und eine neue Art, Simulium costatum, gefunden. Merkwürdigerweise saugen diese Mücken im nordöstlichen Mecklenburg weder an Menschen noch am Vieh Blut (wenigstens ist es bisher am Vieh nie beobachtet worden und beim Menschen nur ein einziges Mal), während sie anderswo besonders Rinder und Pferde und zuweilen auch den Menschen arg plagen. Von Stechmücken kennt Martini 21 Arten aus Mecklenburg. Zwei davon sind neue, zuerst in Mecklenburg, später auch anderenorts gefundene Arten (sie kommen z. B. bei Bad Müritz vor), nämlich Aëdes (Ochlerotatus) rostochiensis und semicantans. Anopheles nigripes ist nur bei Graal und Heiligendamm gefunden worden, entwickelt sich in Baumhöhlen. Bei Warnemünde tritt im Hochsommer vor allem Aëdes dorsalis auf, daneben andere Aëdes-Arten, besonders salinus. Hinter den Dünen bei Müritz war nach Martini Aëdes variegatus die vorherrschende Art (im August 1921). — Bei Waren ist einmal ein „Heerwurm", eine Massenwanderung von Larven einer Trauermücke (Sciara thomae) gesehen und darüber im „Archiv" berichtet worden.

Raddatz hat auch die mecklenburgischen Wanzen und Zikaden aufgezählt (1874), Füldner (1855 und 1863) die Libellen. Über die Geradflügler (Orthoptera) Mecklenburgs ist mir keine Literatur bekannt. Wer wird sich das Verdienst erwerben, unsere Heuschrecken, Schaben und Ohrwürmer zu sammeln und die vorkommenden Arten bekannt zu machen? Auch die Eintagsfliegen, Uferbolde, Rindenläuse, Pelzfresser, Läuse, Blasenfüßler, Pflanzenläuse, Köcherfliegen u. a. harren noch ihres Fauniſten! Mecklenburg ist in dieser Hinsicht ein unbekanntes Land!

An der Mole bei Warnemünde lebt der Küstenspringer (Halomachilis maritimus) und im Moor bei Parkentin in Holzmulm Campodea staphylinus, beides flügellose Urinsekten.

*

Alles in allem ist also die Kenntnis, die wir von der Insektenfauna unseres Landes haben, sehr dürftig (besonders im Vergleich zu anderen Teilen deutschen Landes) und ist in den letzten 60 Jahren sehr wenig gefördert worden. Es ist höchste Zeit, daß hierin ein Wandel eintritt, denn die fortwährenden Veränderungen der Erdoberfläche durch die Arbeit des Menschen werden bald auch bei uns nur noch kleine Reste der ursprünglichen Natur übrig gelassen haben, und damit wird die Gelegenheit zur Erforschung der ursprünglichen Flora und Fauna für immer geschwunden sein.

So sei denn die dringende Bitte ausgesprochen um Mitarbeit zu dem Ziele: Erforschung der mecklenburgischen Insektenfauna (und Fauna überhaupt)! Wer diesem Ruf folgen will*) und dazu Rat und Hilfe braucht, der wende sich an den Verfasser dieser Zeilen oder an Professor P. Schultze in Rostock oder an Professor Friese in Schwerin. Aber auch wer schon über beträchtliche Erfahrungen verfügt, gehe seinen Weg nicht als Einzelgänger, sondern halte enge Fühlung mit den Gleichgesinnten und Gleichstrebenden und versäume nicht, andere anzuregen zur gleichen Tätigkeit. Wer hierbei mittut, der arbeitet an einer hohen kulturellen Aufgabe und dient dem Gemeinwohl, aber den größten Gewinn wird er selbst davon haben.

# Aus Mecklenburgs Tierwelt.

Von Professor Dr. Horst Wachs.
(Zoologisches Institut der Universität Rostock.)

## Aus der Tierwelt der Seen und Wälder.

Die beiden Mecklenburg und die angrenzenden Gebiete, im Westen die Lübecker, im Osten die pommersche Landschaft, sind gekennzeichnet durch ihren Reichtum an Wasser und Wald. In den Staubecken und zwischen den Moränenrücken der Eiszeitlandschaft liegen die Flächen der Seen, von denen der Müritzsee mit den anschließenden Seen, dem Cölpin-, Fleesen- und Plauer See, die bedeutendste Wasserfläche Deutschlands darstellt, ihr vergleichbar nur die großen Seen der masurischen Landschaft. Ihre Ufer laufen, gemäß ihrer Entstehung, meist weithin flach aus, so daß weite Flächen mit Seichtwasser bedeckt sind, von denen weite undurchdringliche Rohr- und Schilfflächen einen allmählichen Übergang zum Festland vermitteln. Diese Rohrwälder, in die vom Wasser aus kein Kahn und vom Lande keines Menschen Fuß eindringen kann, da jeder Schritt im grundlos tiefen Moor versinkt, bilden für das am Wasser lebende Getier, vor allem also für die Wasser- und Sumpfvögel, ein natürliches und nicht leicht zu zerstörendes Schutzgebiet. Zwischen diesen Schilfflächen und dem festen Lande liegen stellenweise noch weite Sumpfwiesen und Brüche, ebenfalls Gebiete, die sich der Nutzung durch den Menschen großenteils entziehen, und deren Betreten erst möglich ist, wenn zur Winterszeit eine tragende Eisfläche sie deckt. Große und kleine Inseln und Halbinseln, je nach ihrer Höhenlage zum Wasserspiegel selbst wieder alle Übergänge von der Sumpfvegetation zum Busch- und Baumwald bildend, vermehren die natürlichen Schutzgebiete, so geeignete Brutstätten auch für die Arten bietend,

*) Zur Einführung sehr geeignet ist der Band „Insekten" von Brehms Tierleben, 4. Auflage, 1915, das in der ganzen Welt seinesgleichen nicht hat.

die, wie Kranich, Gänse und manche Enten, festeren Nistgrund lieben. Auch für den Menschen bildeten diese Inseln natürliche Wasserburgen, Stätten der Sicherung und Zuflucht. Wo aber die Seeflächen durch Steilufer begrenzt sind, wie am Tollense-See und gewissen Strecken des Goldberger, Plauer oder Schweriner Sees (Rabensteinfelder Ufer), da reicht der Hochwald, meist Laubwald aus Buchen und Eichen, bis an die Fläche des Sees heran, dank liebevoller Erhaltung und Pflege durch die Besitzer noch heute durchweg in voller Schönheit und Ursprünglichkeit erhalten.

Dieser Lebensraum enthält eine Lebensgemeinschaft (Tiergemeinschaft), deren Daseinsbedingungen nur in geringem Maße von den Begleiterscheinungen der menschlichen Siedelung, der Kultivierung des Bodens und Verdichtung der Bevölkerung, betroffen wurden. Im Wasser entsteht die Grundnahrung dieser tierischen Lebensgemeinschaft, die kleinen und kleinsten pflanzlichen und tierischen Lebewesen, wegen ihrer „schwebenden" Lebensweise „Plankton" genannt. Durchfischen wir mit einem Netz aus dichtester Gaze, wie der Müller sie zum Sieben des feinsten Mehls benutzt, vom Boot aus diese Gewässer, so fangen wir darin hunderte und tausende dieser „Mikroorganismen", und die Betrachtung unter dem Mikroskop zeigt uns eine fast unübersehbare Fülle von Formen; kleine Krebstiere der verschiedensten Art, die sich ihrerseits von allerkleinsten Pflanzen ernähren, bilden zumeist den Hauptbestandteil dieser Lebewelt. Diese Krebstiere, deren Zahl mit der Zunahme der Temperatur im Frühjahre rasch ansteigt, da viele von ihnen ohne Befruchtung (parthenogenetisch) sich vermehren können, so daß also jedes Individuum als Weibchen fort und fort Nachkommen hervorbringt, bilden vor allem die Grundnahrung einerseits für Fische aller Arten und Altersklassen, andererseits für zahlreiche Wasservögel. Betrachten wir den Schnabel einer Ente, so sehen wir an seinen Seiten zahlreiche Hornplättchen, von denen diese Gruppe auch den Namen Lamellirostres (Lamellenschnäbel) erhalten hat. Jetzt verstehen wir die Wirkungsweise dieses Baues: indem die Ente das Wasser und den weichen Grund durchschnattert, siebt sie das kleine Getier und Pflanzen heraus. Ähnlich beim Fisch, bei dem das aufgenommene Wasser durch die Kiemenspalten abfließt, ihm Sauerstoff liefernd, während die Tiere und Pflanzen dieser Kleinlebewelt als Nahrung geschluckt werden.

So sehen wir innerhalb dieser Lebensgemeinschaft aus niedersten Formen heraus den Aufbau höher organisierter Arten, vor allem der Fische und gewisser Vögel vor sich gehen. Von den Fischen unserer Seen gehören hierher der kleine Bitterling, der Gründling, Schleie, Karpfen, Plötze u. a. und die Jungfische aller dieser Arten, von den Vögeln die Enten- und Schnepfenvögel, wenngleich letztere ihre Nahrung mehr aus der niederen Tierwelt des feuchten Bodens gewinnen. Den Tierformen, die in dieser Weise ihre Nahrung erwerben, stellen nun wiederum andere Tiere nach, um sich davon zu nähren. Unter den Fischen gehören hierher vor allem Barsch und Hecht, die als sogenannte „Raubfische" anderen Fischen nachstellen; für sie sind in einem Gewässer also erst dann geeignete Lebensbedingungen gegeben, wenn eine genügende Anzahl von „Friedfischen" in eben geschilderter Weise im Gewässer heranwächst; ist dies nicht der Fall, so suchen wir zum mindesten den Hecht vergebens.

Friedfische (und auch Raubfische) haben aber auch Nachsteller (meist sagen wir fälschlich „Feinde") unter den Vögeln und Säugetieren: am fischreichen Gewässer hält sich der Fischotter auf, früher auch der Nörz, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei uns in Mecklenburg ausgerottet wurde. Will man den Otter zu Gesicht bekommen, so muß man seine Ausstiege aus dem Wasser, seine „Wechsel" aufsuchen und gut gedeckt bei Mondschein wachen, denn unablässige

Nachstellungen durch den Menschen ließen ihn vorsichtig und scheu werden. Auch zur Winterszeit ruht er nicht, sondern hält im Eis einige Stellen offen, und im frischen Schnee sieht man dann seine Spuren.

Unter den Vögeln haben wir in drei Gruppen ausgesprochene Fischfresser: den Tauchern, Sägern und Reihern. Wo wir diese Vögel am Gewässer sehen, können wir mit ziemlicher Sicherheit auf reichen Besatz mit Fischen schließen, — es sei denn, daß der Reiher im Graben auf Frösche Jagd macht. Können wir diese Vögel als „Räuber des Wassers" bezeichnen, so haben alle zusammen noch andere Nachsteller zu fürchten, die „Räuber der Lüfte". Sehr zu Unrecht bezeichnen wir nur diese letzteren als „Raubvögel".

Im Vorstehenden haben wir in kurzen Zügen einiges aus den ernährungsbiologischen Beziehungen, dem Ineinandergreifen der Hervorbringung und des Verbrauches innerhalb der Lebensgemeinschaft der Seen gebracht. Besuchen wir nun ein solches Gebiet.

## An der Müritz.

In Waren gehen wir an Bord des Dampfers, der quer über die Müritz nach Röbel fährt. Kaum haben wir abgestoßen, so zeigt sich uns ein ungewohnt reiches Tierleben: braundunkle Vögel mit spiegelweißer Unterseite, die sie uns flügelschlagend zeigen, bevölkern allenthalben das Wasser, verschwinden mit einem Kopfsturz kurz vor dem Bug des Dampfers und tauchen hinter dem Heck wieder auf. In einer schilfumwachsenen Bucht, die wir passieren, treiben sie ein anderes Spiel: langhälsig stehen sie einander gegenüber, mit aufgesträubten Halsfedern, in denen der Kopf wie in einer schmucken Krause sitzt, und so lassen sie eigenartige, unnachahmliche Töne hören, offenbar zur freudigen Erregung der Partner. So treiben sich hier die Haubentaucher in erstaunlicher Zahl, oft 60 und 70 Stück, umher. Der Haubentaucher, auch Langhals oder Düker genannt, ist der häufigste Taucher auf unseren Seen. Unter Wasser schießt er mit eng angelegten Flügeln, von den breitlappigen, in der Verlängerung der Körperachse stehenden Füßen getrieben, dahin; tiefes Wasser ist ihm am liebsten. Die andern bei uns heimischen Arten, Rothals-, Schwarzhals- und Zwergtaucher, finden sich auch vielerorts, besonders in den ruhigeren Buchten der Seen; den Schwarzhalstaucher bekommt man u. a. sicher zu Gesicht bei einem Besuch der Teiche in der Lewitz, den Rothalstaucher ebendort gelegentlich, öfter bei Röbel und sicher auf dem Möllner*) See. Den Zwergtaucher beobachtete ich ebenfalls in der Lewitz, in Mölln und gelegentlich an der Schloßbrücke in Schwerin.

Inzwischen hat unser Dampfer die „Binnen-Müritz" verlassen und vor uns öffnet sich die unabsehbare Fläche des eigentlichen Sees. Da gewahren wir im Blau des Himmels einen Vogel von Bussardgröße, aber mit schmalem Stoß und heller Unterseite; mit einer Schwenkung stürzt er sich ins Wasser hinab, das ihn hochaufspritzend zu verschlingen scheint. Aber schon streicht er wieder ab. Ein Fischadler war es, wie sie hier tagtäglich erscheinen, nur daß ihm diesmal der Fang mißlang.

Nach unserer Ankunft in Röbel besteigen wir das Segelboot, das uns ins Schutzgebiet bringen soll. Hellstiebend klatschen die Wellen gegen das mühsam kreuzende Fahrzeug. Zuckenden Fluges schwebt weißbeschwingt eine Seeschwalbe über uns, wie sie dem Dampfer schon folgte, mit senkrecht abwärts gerichtetem Schnabel, aufmerksam nach Beute unter Wasser äugend. Es ist eine Flußsee-

*) Wenn hier und später von Mölln die Rede ist, so ist das zwischen Stavenhagen und Neubrandenburg gelegene Mölln, nicht aber Mölln i. L. gemeint.

schwalbe, kenntlich an der dunklen Spitze des roten Schnabels; außer ihr brütet noch eine kleinere Art, die Zwergseeschwalbe, nicht allzu selten an geeigneten Stellen unserer Seen und Flüsse. Über dem Röhricht ziehen langsamen Fluges braune Vögel, immer spähend, von Zeit zu Zeit zwischen den Halmen verschwindend; Rohrweihen, gefräßige Eierräuber, die Geißel alles Wassergeflügels. Ihnen gleich tun es die grauen Krähen, die sich und ihre Jungen zur Brutzeit tagaus, tagein mit Eiern mästen. Diese Allesfresser, Folger und Schmarotzer der menschlichen Wohnstätten, wußten sich der Kultur anzupassen, auf deren Abfallstätten vor den Toren der Städte sie den Winter verbrachten. Damals balgten sie sich um jeden kärglichen Knochen, jetzt sind die Eier der Enten und des andern Wassergeflügels ihre ausschließliche Nahrung.

Unser Boot nähert sich unserm Ziel, einer mit Gras und niederem Gesträuch bestandenen Insel, in deren Mitte sich ein kleiner Hügel erhebt. Schon von ferne sehen wir am flachen Sandstrande Enten aller Art lagern; wir erkennen die metallisch grünblau schillernden Köpfe der Stockerpel, die sattschwarzen Rücken der Reiherentenerpel, mit ihrem koketten Federstutzen, die dunklen Farben der Tafelenten und die weißleuchtende Brust der Löffelerpel. Zwischen ihnen laufen mit schnellen Schrittchen, wie auf Rädern rollend, lerchengroße Vögel mit schwarzweißem Halsband, dem sie ihren Namen, Halsbandregenpfeifer, verdanken, und ab und zu wird das schwarze Brustschild eines Alpenstrandläufers sichtbar, der, auf einem Bein stehend, der Ruhe pflegt. Bei unsrer Ankunft erheben sich die Stock- und Löffelenten in die Luft und entschwinden sausenden Fluges, während Reiher- und Tafelenten zu Wasser gehen und sich schwimmend zurückziehen. Dies verschiedenartige Verhalten ist charakteristisch für die beiden verschiedenen Gruppen der Enten, die Schwimm- und die Tauchenten. Die Schwimmenten, von denen die Stockente, die Stammform unserer Hausente, unsere größte und häufigste, die Löffelente, eine mehr östliche Form, unsere schönste ist, tauchen nur in der Not, sonst „grundeln" sie in der bekannten Stellung, während die Tauchenten ihre Nahrung gern tauchend vom Grunde der Gewässer holen. Deshalb treffen wir die Tauchenten regelmäßig auch auf tiefen Gewässern, so die Tafelenten außer auf der Müritz immer zahlreich auf dem Schweriner, Plauer, Fleesen-, Cölpin- und Cummerower See, der Tollense und dem schon erwähnten Möllner See — die Reiherenten ebenda in wechselnder Zahl, besonders häufig auf dem Goldberger See. Während die Tafelente an Zahl abnimmt, scheint die Reiherente stark zuzunehmen.

Jetzt läuft das Boot knirschend auf Sand. Sogleich heben sich laut rufend in schwankendem Flug die Kiebitze aus den Wiesen, die stets wachen Warner der Niederung. Erst sind es 5 oder 6, aber schnell steigt ihre Zahl. Bald sind es 20 und mehr, die weithin die Störung verkünden, von allem Getier wohl verstanden. Nun schießen in schnellem Fluge die schmalflügeligen Rotschenkel heran, schnepfenähnliche Vögel mit einem Körperchen von der Größe einer Schwarzdrossel, aber langem roten Schnabel und roten Ständern. Mit pfeifendem Kampfruf stoßen sie dicht auf unsere Köpfe herab, ein Zeichen, daß ihr Nest oder Junge nahebei sind. Und in der Tat, kaum haben wir einige Schritte über das Grasland getan, da stockt unser Fuß vor 4 kleinen, spielzeugähnlichen Eiern. Indes haben sich die Rotschenkel entfernt, ihr Nest ist's also nicht, aber da sehen wir jenen kleinen Vogel mit dem schwarzweißen Halsband in bemitleidenswertem Zustande davonhinken, offensichtlich ein gebrochenes Flügelchen nachschleppend. Wir folgen ihm, suchen ihn zu greifen, er entwischt, und so geht es wohl hundert Schritte und weiter. Da hebt er sich laut trillernd und entfliegt. Alles war nur — Verstellung. Und vergebens mühen wir uns, das inzwischen verlorene Nest wieder zu finden.

Geschieht das eigenartig erfolgreiche Beginnen, diese Verstellung (menschlich gesprochen) bewußt, in Voraussicht der bewirkten Täuschung, oder weiß der Vogel selbst nicht, warum er diese „List" übt? Wie finden wir Weg und Methoden, die Bewußtseinsvorgänge der Tierseele zu prüfen, wo wir unserm lieben Nächsten nicht einmal ins Herz zu sehen vermögen?

Im Weiterschreiten werden wir staunend der Fülle des Lebens gewahr, die sich hier drängt. Zum Greifen nahe fliegen die brütenden Weibchen der Enten vor unsern Füßen auf, die ungesehen bis zum letzten Augenblick auf ihren Nestern ausgeharrt haben, unbeweglich, unsichtbar infolge wundervollster Gleichstimmung des Gefieders und der Farben der Umgebung, alles schlicht braun in verschiedenen Tönungen, mit Flecken und Streifen, gleichermaßen bei den Weibchen der Schnepfen, Bekassinen, Rotschenkel, Kampfläufer und allen Enten, deren buntfarbige prahlende Erpel wir vorhin am Strande sahen. Wieder bestaunen wir die ihre Gaben in sinnreicher Ungleichheit verteilende Natur.

Da wird unser Blick durch ein Schauspiel gefesselt, das alles bisher Gesehene übertrifft: in buntfarbigsten Prachtkleidern stehen sich wohl ein Dutzend kleine Vögel gegenüber, untereinander kämpfend wie kleine Turnierritter. Kampfläufer sind es. Die dünnschnäbligen Köpfe sind geschmückt mit zwei hochragenden Federstutzen, deren Farben bei keinem der Kämpfer gleich dem andern sind, und stecken in einer Federkrause, die an Größe und Farbenpracht die phantastischsten Erwartungen übertrifft: blendend weiß bei dem einen, bronzebraun bei andern, dunkelschwarz, auf weißem Grunde graumeliert, oder helldunkel gesprenkelt, kurz, in allen nur erdenklichen, aber immer fein abgestimmten Farben prangen die Krausen dieser Ritter, die, auf grünem Wiesenplan jeder gegen jeden kämpfend, in ständiger Bewegung uns ein Schauspiel wie aus einer Märchenwelt gewähren. Da tritt ein unscheinbarer brauner Vogel gleicher Größe zwischen sie. Wie durch Zauber gebannt hält das Spiel inne, langsam sinken die Kämpfer zu Boden, bis der Kopf mit der Halskrause die Erde berührt. Und des Rätsels Lösung? Ein schlichtfarbiges Weibchen war zwischen die Kämpfer getreten. Eine gleiche Weile steht es still, blickt ringsum, und kaum ist es weitergeschritten, so beginnt das Kampfspiel von neuem.

Lange noch schauen wir mit inniger Freude diesem Spiele zu, bei dem sich ein Überschuß frühlingsfroher Kraft in Sonne und Farbe und Lebenslust im Kampfspiel vor den Weibchen betätigt. Also gibt es doch noch eine Märchenwelt, in der wir die Zwergenritter und ihr Liebesspiel belauschen können, das sich hier in harmonischeren Formen äußert als in dem naturfremden Treiben der Geschlechter der Großstadt, deren „Kultur" diese Einblicke ins Wunderland der Natur stets unmöglich bleiben werden.

Wir ersteigen eine flache Anhöhe und überblicken nun die andere Seite des Brutgebietes. In der Wiese stehen, etwa 200 Meter entfernt, Gänse. Plötzlich kommt Bewegung in die Masse, und mit lauttönenden Flügelschlägen erheben sich 50, 80 Stück, ordnen sich schnell zu keilförmigem Fluge und streichen davon. Es waren Graugänse, unsere gewöhnliche Wildgans, wiederum Stammform eines Haustiers, der zahmen Gans. Noch heute werden ihre Jungen vielerorts gegriffen, wenn sie mit den Alten zur Weide an Land gehen, und auf den Höfen aufgezogen. Sie halten sich dann aber immer unter sich und getrennt von den Hausgänsen, deren Gewicht sie nicht entfernt erreichen.

## Im Lewitzgebiet.

Südlich von Schwerin erstreckt sich in Richtung Parchim-Ludwigslust das Niederungsgebiet der Lewitz. Vom Schweriner See, der nach der Ostsee durch den

Das Herablassen der Brücken ist für die Teilnehmer an der Fahrt eine besondere Freude.

Wallensteingraben in die Wismarsche Bucht Wasser abgibt, führt an Plate und Bantzkow vorbei und durch den Störkanal ein schiffbarer Wasserweg quer durch die Lewitz zur Elde und damit bei Dömitz in die Elbe, also zur Nordsee. Um in das Wald-, Wiesen- und Teichgebiet der Lewitz zu gelangen, ist der schönste Weg dieser Kanal; unser Ziel sind die Teiche an der Mittelschleuse.

Bei der Wasserfahrt von Schwerin aus sehen wir als Erstes eine Menge Wasserhühner, „Zappen" oder „Bleßnörks" genannt, die hier, wie auch an der Tollense bei Neubrandenburg, so an die Nähe des Menschen gewöhnt sind, daß sie in wenigen Metern Abstand schwimmend und tauchend ihrer Nahrung nachgehen. Bei der Fahrt über den See, zur „Fähre" hin, wieder Taucher und Tafelenten. Wir fahren in die Stör ein, rechts und links rufen in den Wiesen Kiebitze und Rotschenkel, Ringeltauben streichen vorüber, ab und zu steht ein Bussard kreisend im Blau des sonnenklaren Himmels. Auf den Spitzen der Büsche sehen wir öfters Goldammern, einmal einen Ortolan, der hier und im südlichen Mecklenburg nicht allzu selten ist. Auf den Pfählen der Zäunungen sitzen braunkehlige Wiesenschmätzer, ab und zu steigt ein Wiesenpieper singend im Balzflug in die Luft, gleitet singend wieder zu Boden und beendet sitzend sein Lied. Der Gesang der hoch in der Luft stehenden Lerchen tönt ohne Unterlaß.

Über dem Wiesengelände sehen wir jetzt zahlreiche Lachmöven, an den schwarzen Köpfen leicht kenntlich, die in eigenartig schnellen Wendungen, hin und her fliegend, steigen und fallen: sie sind beim Libellenfang! Wenn an warmen Tagen die Larven der Libellen zu Hunderten und Tausenden das Wasser verlassen, an den Schilfstengeln hochsteigen, sich festklammern und aus der im Sonnenbrande trocknenden Haut die Libelle schlüpft, dann wandern stundein, stundaus die geschlüpften Libellen in dichten Zügen davon, wie Löns das so schön geschildert hat, oder sie zerstreuen sich über die Wiesen, um dem Mücken- und Fliegenfange obzuliegen. Dann kommen die Lachmöven, und nun werden die Libellen, erst Jäger, selbst zum Opfer. Mit gewandtem Griff fassen die Lachmöven eine nach der andern. Ebenso treibt es der Baumfalk, der die gefangenen Libellen in der Luft verzehrt (kröpft), indem er sie mit dem Schnabel aus den Fängen nimmt.

Hinter Bantzkow kommen wir in das Waldgebiet. Buchen, Eichen und Erlen bilden den Bestand. Die Erlen, zwischen denen linkerhand von uns zum Teil blankes Wasser steht, stehen hier in geschlossenem Bestande, in Dicken, wie man sie

kaum anderswo wiederfindet. Ein Stamm schöner als der andere. Hier hören und sehen wir den Trauerfliegenfänger, dessen Männchen in seiner auffallenden Färbung, der schwarzen Ober- und weißen Unterseite, ganz unverkennbar ist. Hinter der Gaarzer Brücke, die noch nach altem Vorbilde als Zugbrücke vor uns gehoben wird, folgt Buchen- und Eichenwald; allenthalben schlagen die Buchfinken, dazwischen läßt sich der Fitislaubsänger und der Waldlaubsänger (schwirrende Laubsänger) hören. Plötzlich meinen wir, das Zirpen von Grillen zu vernehmen; wir folgen dem Ton, sehen einen kleinen Vogel im niederen Gebüsch schlüpfen, anhalten und mit weitoffener Kehle dies Schwirren hervorbringen — im nächsten Augenblick schlüpft er schon weiter: ein Heuschreckensänger war es, der hier recht häufig ist. Sind wir erst auf ihn aufmerksam geworden, so hören und sehen wir ihn hier immer wieder.

Nach dreistündiger Fahrt kommen wir an die Teiche. Schon von ferne sehen und hören wir die Lachmöven, die auf einem der Teiche eine große Kolonie haben. Auf dem gleichen Teich nisten aber auch zahlreiche Entenarten: in nächster Nähe schwimmen wieder Tafel- und Reiherente, entfernter zwei Erpel der Knäkente, an dem weißen Kopfstreif leicht kenntlich, ferner Bleßhühner, Rot-, Schwarzhals- und Zwergtaucher, allerdings nur in geringer Anzahl (der Haubentaucher wird hier nicht geduldet); auf den Bülten sitzen weiße Flußseeschwalben, und allenthalben die schwarzköpfigen Lachmöven. Im flachen Kahn fahren wir an die Nester heran, die meist 3 Eier enthalten; einige sind im Ausschlüpfen, und ab und zu schwimmt schon ein Junges auf dem Wasser. Diese Lachmövenkolonie wird systematisch genutzt, indem alljährlich eine große Menge Eier an das Stift Bethlehem in Ludwigslust unentgeltlich abgegeben werden.

Jetzt schweben zuckenden Fluges dunkle Vögel vorbei, Trauerseeschwalben, eigenartig schöne Tiere, die hier eine kleine Kolonie haben. Eine wohl von hundert Paaren besetzte Kolonie sah ich 1924 auf dem Mönchsee bei Wredenhagen.

Die rechte Vorstellung bekommen wir aber erst, wenn wir am Abend an den Teichen verweilen. Wenn die scheidende Sonne hinter den Baumkronen entschwindet, so ist es das erwachende Leben der Wasser- und Sumpfvögel, das der sonst toten Landschaft ihren Reiz, dem lauschenden, erholungsdürstenden Menschlein Freude gibt. Jetzt streichen die Kraniche, die über Tag fern in den Wiesen standen, auf breiten Schwingen heran, fallen ein und lassen erhobenen Halses ihr Trompeten hören. In den mit orientalischer Phantasie geschaffenen Farben ihres Hochzeitskleides tummeln sich die balzenden Männchen der Löffel- und Krick- und Knäk- und Stockenten, zwischen ihnen bewegen sich in wirkungsvoll kontrastierendem Schwarz-Weiß die reiherstutzgeschmückten Erpel der Reiherenten, und als ein Wunder leuchtender und doch zartest abgestufter Farbenpracht erscheinen die Männchen der Kolbenenten, Kinder des asiatischen Ostens, die hier auf diesen Teichen ihren westlichsten Brutplatz haben. Der Balzruf der Limosen mischt sich mit dem Lockton der Kronschnepfen, während die unwahrscheinlich vielfarbigen Männchen der Kampfläufer, ermüdet von den endlosen Spielen des Tages, am Ufer stehen. Erst leise, dann schwellend und dröhnend hebt sich der Ruf der Rohrdommel, de Ruhrdump, dieses „mecklenburgischsten“ aller Vögel, dessen Name und Ruf jeder, ihn selbst kaum einer kennt.

Die Tierwelt dieses Gebietes in ihrer Eigenart zu erhalten, läßt sich die Forstverwaltung und insbesondere ihr Leiter, Oberforstmeister Freiherr von Maltzahn, seit langen Jahren angelegen sein. Eine Zusammenstellung aller im Lewitzgebiet vorkommenden Wasservögel findet sich im 15. Jahrgang der Zeitschrift „Mecklenburg“ des Mecklenburgischen Heimatbundes, September 1920.

Wollen wir ein vollständiges Bild der Lewitz bekommen, so müssen wir am nächsten Tage einen Gang durch den Wald machen und danach quer durch das Wiesengebiet nach Spornitz wandern. Dank sorgsamer Hege wurde hier trotz vieler Schwierigkeiten noch ein sehr guter Wildstand erhalten; schon am Abend sahen wir, unweit der Kraniche, das Rehwild auf die Wiesen austreten. Im Wulfshorst beobachteten wir ein Rudel von etwa 40 Stücken Rotwild, die Hirsche noch im Bast, zum Teil aber schon mit kapitalen Geweihen. — Am Rande des Waldes heben sich weißleuchtend die Stämme eines Birkenbestandes ab, und schmerzlich vermissen wir zwischen ihnen den Elch, den unsere Vorfahren noch vor wenigen Jahrhunderten hier jagten. — Wollen wir Rotwild zur Brunstzeit beobachten, so ist das geeignetste Revier wohl die Rostocker Heide. Denn wenn unser Weg uns in abendlicher Stunde zur Brunstzeit von Graal oder Müritz nach Gelbensande führt, so hallt der Wald weithin wieder vom Schreien der Hirsche. Wer dann die Mühe nicht scheut, einige Stunden an einer der großen Waldwiesen zu warten, der kann das Rotwild dort in nächster Nähe beobachten, und mancher Naturfreund hat dort schon klopfenden Herzens die Kämpfe der Geweihten mit angesehen.

Bei solchem Warten und Lauschen am Waldrande fällt uns auch manch andere schöne Beobachtung zu: über uns hören wir plötzlich ängstliche Vogelstimmen, die einem ungesehenen Etwas von Baum zu Baum folgen. Nun gleitet ein langer dunkler Körper den Ast entlang, dunkeläugig blickt ein schmaler Kopf hervor, darunter leuchtet goldgelb Hals und Brust — ein Sprung, und gerade entschwindet noch ein buschiger Schwanz — ein Edelmarder, ein nicht häufiger, aber doch noch an vielen Stellen heimischer Bewohner unserer Baumbestände. Seinen Verwandten, den Steinmarder, kennt und fürchtet jeder Hofbesitzer und Geflügelhalter, ebenso den Stinkmarder oder Iltis. Die kleineren Vertreter dieser Gruppe, das kleine und das große Wiesel, dessen Winterfell als Hermelin geschätzt wird, nutzen im Felde und in der Scheune durch Vertilgung der Mäuse, lassen aber, nach „Nutzen“ oder „Schaden“ ihres Tuns nicht fragend, auch Ei und Küken mitgehen. Ähnlich ist's beim Fuchs: sehen wir ihn im ersten Morgendämmern die Wiese oder den Acker entlangschnüren, so ist er auf der Mausejagd, beim „Mausen“, findet er dabei Junghasen oder ein Fasanennest, so wird auch diese Kost nicht verachtet. Besonderes Glück müssen wir aber haben, wollen wir im Abenddämmer oder Mondenschein den Einsiedler unserer Wälder, den Dachs, sehen. Früher in liebloser Weise aus dem Bau gegraben, wird er heute, dank wachsender Liebe zur belebten Heimat, allenthalben wo angängig geschont. Die ruhigsten Stellen des Waldes sind sein Revier, in dem er seinen Bau gräbt. Bei einem Ansitz mögen wir wohl auch das Glück haben, eine Rotte Schwarzwild austreten zu sehen. Diese Schwarzkittel sind ja noch vielerorts in unseren Waldungen recht zahlreich. Wegen der argen Verwüstungen, die sie vor allem nächtlicherweile an den angrenzenden Feldern üben, genießen sie im Gegensatz zu allem anderen Wilde keine Schonzeit; aber kein waidgerechter Jäger wird es übers Herz bringen, eine alte Bache von ihren Frischlingen abzuschießen. Mancher Wanderer, der unbewußt einem jungen Frischling zu nahe kam, ist schon von der erbosten Bache auf den Baum hinaufgetrieben worden und mußte da harren, bis das Rudel sich verzog.

Bei der Wanderung durch das Wiesengebiet der Lewitz begleiten uns laut rufend Kronschnepfen und Limosen, in banger Sorge um Nest und Brut. Haben wir die Wiesen durchquert, so ändert sich, am Wege zum Dütschower Holz, wo der Boden wieder sandiger wird und Heidekraut am Wegrand sich findet, die Fauna wieder; Pirol und Kuckuck begrüßen uns, und vor Spornitz hören wir eine Heidelerche, wie wir sie auch am andern Ende der Lewitz vor Goldenstädt treffen können. In dem

Lewitzgebiet besitzt Mecklenburg ein hochinteressantes, weit über Deutschlands Grenzen bekanntes Faunengebiet, das anderswo nicht so bald seinesgleichen hat. Daß Schwarzstorch, Fischadler und Seeadler hier als Brutvögel verschwunden sind, ist ein trauriges Zeichen „menschlichen" Wirkens. Noch wäre es Zeit, die Fehler früherer Jahre wieder gutzumachen, denn noch haben wir in Mecklenburg alljährlich junge Seeadler und nahebei wohl auch junge Schwarzstörche, die ein passendes Wohngebiet suchen. Hier könnten sie es finden, wenn geeignete Maßnahmen für ihre Sicherheit in diesem Gebiet sorgten. Die Staatskasse würde dabei nicht zu leiden brauchen. Videant consules . . .!

## Aus der Tierwelt der Küstengebiete.

Unablässig brandet die See gegen die Küste; am Steilufer trägt sie ab, am Flachstrand baut sie mitunter wieder an, aber immer und immer ändert sich die Küstenlinie. Je nachdem, ob Steilufer oder Flachstrand, ob Feld oder Wald oder Dünen mit Strandhafer und Stranddorn die Festlandgrenze bilden, ist auch der Lebensraum verschieden. Und nach dem Charakter des Lebensraumes richtet sich die Zusamensetzung seiner Tierwelt. An der Küste grenzen zwei Lebensräume aneinander, Seewasser und Festland.

Wollen wir die Bewohner des Seewassers studieren, so wählen wir entweder solche Stellen, wo Kunstbauten ins Meer fassen, wie die Hafenbauten Warnemündes mit ihren Übergängen vom reinen Salzwasser zum Brackwasser, das bis Rostock reicht, bezw. Süßwasser, — oder Stellen des Flachwassers, an denen womöglich Felsblöcke den Meerespflanzen Ansatzstellen und damit zahlreichen Tieren Aufenthaltsmöglichkeiten bieten, wie dies in ausgesprochenster Weise im Gebiete des „Breitlings" bei Wismar, dem Meeresteile zwischen Poel und dem Festlande, der Fall ist. Hier finden wir dann eine artenreiche Fauna von den niedersten Tierformen, Einzelligen, Schwämmen, Polypen, Medusen und Würmern bis zu den Wirbeltieren des Wassers, den Fischen. Diese Lebewelt, aus der ein jeder die glasklaren Quallen kennt, (die häufigste ist die Ohrenqualle, Aurelia aurita, aber auch die in der Nordsee häufige Cyanea kommt vor, gelegentlich in gewaltigen Exemplaren), müssen wir hier leider unbesprochen lassen aus Mangel an Raum. Von besonderem Interesse ist daran die Tatsache der allmählichen Einwanderung mancher Arten ins Brack- und Süßwasser hinein, vor allem des Polypen Cordylophora, der ständig weiter vordringt und seit Jahren schon in der Oberwarnow bei Rostock seßhaft geworden ist.

Die Fauna des Festlandes ist, wie oben gesagt, verschieden je nach dem Charakter des Gebietes. An der Küste der Ostsee ist die Grenze zwischen dem Wasser und Festland eine festere, strengere als an der Nordsee; dort werden durch Ebbe und Flut zweimal täglich weite Gebiete vom Wasser freigegeben und so eine enge, biologisch außerordentlich bedeutungsvolle Verbindung zwischen der Tierwelt des Landes und des Wassers hergestellt, wobei das Wassergetier als Nahrung für die Landtiere dient. Da allein schnellbewegliche Landtiere diese Nahrungsquelle nutzen können, sind es wiederum die Vögel, die dieses Vorteils teilhaftig werden. An der Ostsee fehlt dieser regelmäßige Wechsel des Wasserstandes fast ganz, und dies ist der Grund der wesentlichen Verschiedenheit der Küstentierwelt zwischen Nord- und Ostsee. Trotz der geringen Ernährungsmöglichkeiten hat unsere Küste aber doch ihre charakteristische Tierwelt. Diese ist wesentlich verschieden zur Frühjahrs-Sommer- und zur Herbst-Winterszeit, denn im Spätsommer und Herbst stellen sich zahlreiche Zugvogelarten ein, die zur Zeit der Brut hier fehlen, und im Winter kommen die Wintergäste. Wir wollen deshalb ein charakteristisches

Gebiet, Wismar—Poel—Langenwerder zur Brutzeit, und ein zweites, den Riedensee bei Kaegsdorf, zur Zugzeit besuchen.

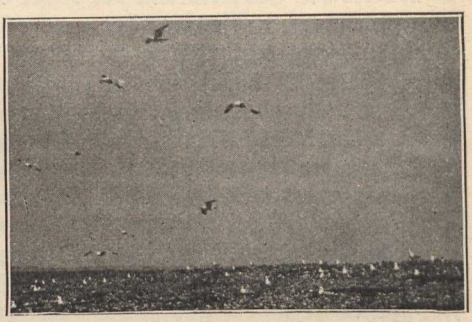
### Wismar—Poel—Langenwerder.

Gegen Ende Mai fahren wir am frühen Morgen mit dem kleinen Dampfer „Insel Poel" von Wismar aus hinüber nach Kirchdorf. Schon im Hafen von Wismar sehen wir zwei Arten von Möven, von denen wir die kleineren schwarzköpfigen als unsere Lachmöven wiedererkennen, die größeren hellen aber, die Sturmmöven, sind Charaktervögel unserer Ostsee, und ihnen vor allem gehört die Freistätte Langenwerder. Wenn unser Dampfer nach etwa halbstündiger Fahrt am „Walfisch", jenem mitten in der Wismarschen Bucht gelegenen kleinen Eilande vorüberfährt, sehen wir rechts und links dunkle, gänseartige Vögel mit hellem Halsring schwimmen, Ringelgänse, auch Rottgänse genannt, die hier um diese Jahreszeit noch in ihrem Winterquartier liegen. Noch hat in ihrer hochnordischen Heimat die Brutzeit nicht begonnen. Es ist bemerkenswert, daß diese Tiere alljährlich wieder die Wismarsche Bucht aufsuchen, während sie an der ganzen übrigen mecklenburgischen Küste nicht zu finden sind. Das zeigt uns, daß die ziehenden Vögel nicht nur alljährlich an bestimmten Brutplätzen sich sammeln, die sie jahraus, jahrein wieder beziehen, sondern daß offenbar auch ihr Winterquartier immer ein bestimmtes ist. Wenn das gleiche für unsere Zugvögel gilt, was aber nicht ohne weiteres sicher ist, so würde also z. B. ein bestimmtes Storchenpaar nicht nur alljährlich wieder zum gleichen Nest zurückkommen, sondern wir müßten annehmen, daß es auch irgendwo im Innern Afrikas seinen bestimmten Winterstandplatz hätte, doch wissen wir darüber heute noch nichts Sicheres. Gegen Ende des Mai brechen dann die ersten Flüge der Ringelgänse aus der Wismarschen Bucht nach Norden auf, und in wenigen Tagen ist keine einzige mehr zu sehen.

Wenn der Dampfer anlegt und wir ins ruhige Wasser hinabschauen, sehen wir dort eine Menge Quallen aller Größen, die meisten zwischen 8 und 10 Zentimeter im Durchmesser. In gleichmäßigen Stößen sich zusammenziehend, schwimmen sie vorwärts. Die kleinen polypenähnlichen Muttertiere, aus denen sie ungeschlechtlich, durch Abschnürung entstehen, sitzen am Grunde des Wassers an Steinen und Pfählen fest, und alljährlich wachsen hier Abertausende junger Ohrenquallen heran.

Von Kirchdorf aus überqueren wir jetzt die überaus fruchtbare Insel Poel, die am schönsten ist, wenn die unabsehbaren Flächen der Rapsfelder im Gelb ihrer Blüten leuchten. Der Weg steigt langsam an, und plötzlich auf der Höhe angelangt, bietet sich uns ein landschaftliches Bild von unvergleichlicher Schönheit.

Im flachen Boot kommt der alte Schwarz, uns überzusetzen.



Die Flugbilder der weißen Möven heben sich in scharfem Kontrast vom Himmel ab.

Von der Höhe der Düne bis an die Grenze des Wassers ist der Strand bedeckt mit den brütenden Möven.

Rings um uns liegen die blühenden Felder, dahinter fast als voller Kreis das blaue Meer, nach Nord und West sich unabsehbar dehnend. Am westlichen Horizont erblicken wir bei klarem Wetter die jütländische Küste. Im Osten aber liegt hinter dem Flachwasser des „Breitling" die mecklenburgische Küste, deren Felder und Wälder sanft aufsteigend sich bis Kröpelin, der Kühlung und dem Bastorfer Leuchtturm hinziehen. Gerade vor uns schneidet das Salzhaff weit ins Land ein, so die Halbinsel Wustrow abtrennend.

Wir passieren Gollwitz und kommen zum Strande. Im flachen Boot oder barfuß geht's hinüber nach Langenwerder. Eine Überfülle tierischen Lebens empfängt uns hier. Von den Möven, die wir sonst nur einzeln im Fluge zu sehen gewohnt sind, sitzen hier auf den Pfählen der Einfassung wohl ein Dutzend, und kaum haben wir die Insel betreten, so erheben sich immer mehr von ihren Nestern. Der alte, jetzt 85jährige Wärter führt uns. Schon nach wenigen Schritten zeigt er uns das erste Nest, aus Seegras locker zusammengefügt, in ihm drei Eier, etwa von der Größe eines Hühnereies, in der Farbe aber den Kiebitzeiern ähnlich. Bei unserm Rundgang treffen wir Dutzende dieser Nester an, sowohl im Graslande als auch auf der Höhe der Steindüne, hier oftmals im Schutze eines Busches der Stranddistel. Dieser schöne Schmuck der Küste ist ja an weiten Strecken schon fast vollkommen ausgerottet worden; hier aber wird er geschützt und allenthalben glänzen die festen, silbrig leuchtenden Blätter. Das Wiesenland innerhalb der Düne ist bedeckt von den Blumen des Steinbrech und der Grasnelke, allenthalben in diesem Blütenteppich sitzen und stehen die weißen Möven, ein wahrhaft paradiesisches Bild.

Wenn wir mit Aufmerksamkeit die Nester und Eier betrachten, so fällt uns die außerordentlich starke Verschiedenheit in der Färbung der Eier auf. Zwar sind sie alle dunkel gefleckt, aber die Grundfarbe wechselt vom dunklen Braun bis zum lichten Grün. Mitunter gewinnt man den Eindruck, daß die lichtgrünen in den Wiesen häufiger seien und die dunklen auf der Düne und am Strande.

Gegen Ende des Mai schlüpfen die ersten Jungen aus, und im Laufe des Juni werden es immer mehr. In einigen Nestern sehen wir die Eier vom jungen Vogel von innen aus angepickt und hören das junge Tier innerhalb der Eischale leise rufen. In anderen Nestern sitzen die braunfarbigen Dunenjungen, dem Ei in Färbung überaus ähnlich und daher wie dieses nur schwer sichtbar. Die älteren

Nest der Sturmmöve zwischen den lila Blüten der Grasnelke.

haben ihre Nester schon verlassen und drücken sich unter die Büsche der Strandisteln. Zu Beginn des Juli sind die meisten geschlüpft, und dann laufen sie gruppenweise umher, bei Störung tunlichst zum Wasser hinunter, um sich schwimmend zu retten. Da aber das lockere Gefieder sich schnell mit Wasser durchtränkt, suchen sie in diesem Alter immer wieder bald an Land zu kommen. Erst wenn sie flügge werden, ist ihr Gefieder zum Schwimmen geeignet.

Die Sturmmöven bilden hier bei weitem die Hauptmasse der Bevölkerung, ihnen gehört die Insel. Ihre Nester finden wir von einem Ende bis zum andern. Gehen wir nun so den Strand entlang, dann erhebt sich plötzlich vor uns eine Schar ebenfalls weiß beschwingter, aber kleinerer, schlankerer Vögel: es ist eine Gesellschaft von Seeschwalben, die hier dicht am Strande eine eigene Kolonie haben. Nur mit Mühe finden wir das erste Gelege, denn ohne alle Unterlage liegen die zwei kleinen Eier auf dem Sande. Aber indem wir jetzt sorgsam suchen, sehen wir, daß wir, ohne es zu merken, schon mitten in der Kolonie der Seeschwalben standen. Auf einem Raum von nur vier oder fünf Quadratmetern können wir wohl an zwei Dutzend Nester auffinden. Entfernen wir uns ein wenig, so kommen die Tiere zurück, und nun sehen wir mit Staunen, wie diese kleinen Vögel mit Kraft jede Möve verfolgen, die in die Nähe ihres Wohnplatzes kommt. Jetzt begreifen wir auch die Vorteile dieses engen Zusammenschlusses. Die Angehörigen der gleichen Art halten unter sich zusammen und schädigen sich gegenseitig nicht. Es droht ihnen, vielmehr ihren Eiern, aber Gefahr von den größeren Möven, ebenso wie die Nester der Sturmmöven mitunter von der größeren Silbermöve geplündert werden. Von dieser Art, die für die Nordsee charakteristisch ist, und von der z. B. auf Sylt, dem Memmert, und an der holländischen Küste große Kolonien stehen, brüten hier nur zwei Paare. Alljährlich stellen sich diese Tiere wieder ein und bauten bisher ihre Nester immer am gleichen ungünstigen Platz an der Ostseite der Insel außerhalb der Düne an derjenigen Stelle, die am meisten einer Plünderung ausgesetzt ist. Erst in

Im weißen Blütenmeer des Steinbrech.

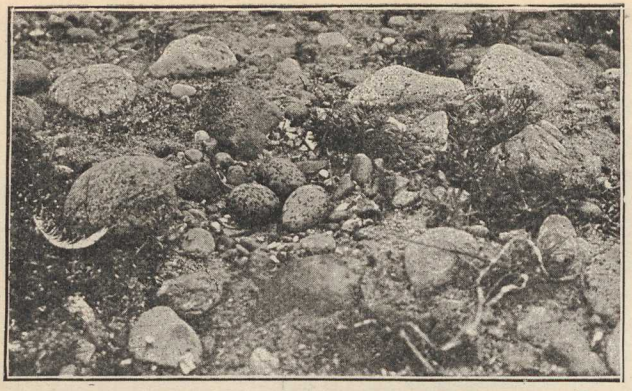
Sturmmövennest am Stranddistelbusch.

diesem Jahre hat sich das eine Paar entschlossen, das Nest in der Wiese anzulegen, während das andere auch dieses Mal wieder am gewohnten Platz brütet.

Noch eine zweite Kolonie der Seeschwalben treffen wir am Ostrande von Poel in der Nähe der oben genannten Nester der Silbermöwen und eine dritte an der Wattseite der Insel, dort, wo die Fischerboote ankern. Hier aber finden wir außer den Eiern der bisher gesehenen Seeschwalbe, der rotschnäbeligen Küstenseeschwalbe, noch die kleineren Eier der Zwergseeschwalbe, kaum größer als die einer Lerche, abgelegt ebenfalls auf dem Sande ohne alle Unterlage. Auch diese kleine Art hält wieder unter sich eng zusammen, und die Nester stehen so dicht beieinander, daß wir sorgfältig jede Stelle prüfen müssen, bevor wir im Weiterschreiten den Fuß niedersetzen.

Im Gegensatz zu den Möven sind die Seeschwalben Fischfresser oder nehmen wenigstens ihre Nahrung vorzüglich aus dem Wasser, wo sie natürlich außer Fischen auch allerhand anderes Getier finden. Mit zuckenden Flügelschlägen gleiten sie über dem Wasser dahin, rüttelnd halten sie still, plötzlich fallen sie wie ein Stein in das hochaufspritzende Wasser hinab, verschwinden einen Augenblick und gehen, wenn der Fang glücklich war, mit einem zappelnden Fischchen im Schnabel zum Neste zurück.

Außer den Möven und Seeschwalben sind es nur noch zwei Vogelarten, die auf Langenwerder brüten. Ein großer langschnäbeliger und ein kleiner kurzschnäbeliger, der Austernfischer und der Halsbandregenpfeifer; ihn trafen wir schon im Müritzgebiet, obgleich die Seeküste sein eigentlicher Aufenthalt ist. Der Austernfischer, der wie manch anderer seinen Namen vollkommen zu Unrecht trägt, ist einer der schönsten Vögel unserer Küste, oberseits tiefschwarz, unterseits weiß gefärbt, mit rotem Schnabel und roten Ständern; im Volksmund wird er wegen seiner Färbung „Strandhester" genannt. Etwa ein Dutzend Paare brüten zurzeit auf Langenwerder. Ihre Nester sind über die Insel verstreut. Er hat die merkwürdige Gewohnheit, die Nestmulde mit kleinen und kleinsten Steinen



Nest des Austernfischers an charakteristischer Stelle zwischen Steinen.

auszufüttern, die er wie ein Mosaik zusammenträgt. Ihn in seinem Treiben zu beobachten, gehört mit zu dem Unterhaltendsten, das man sich wünschen kann.

Der Halsbandregenpfeifer, Regenpieper, auf Poel auch „Tühlüt" genannt, ist der Einzige, der allenthalben am Strande der Ostsee Brutgelegenheit findet, denn er selbst wie auch seine Eier sind so gut an die Umgebung angepaßt daß beide wohl immer übersehen werden. Wir bemerken ihn nur dann, wenn er mit Trippelschritten, wie auf Räderchen rollend, dahinläuft. Steht er still, so verlieren wir ihn im Augenblick aus dem Auge. Es ist sicher kein Zufall, daß wir bei allen Küstenvögeln diese auffällige Kontrastfärbung in Schwarz-Weiß finden, und zwar bei Angehörigen der verschiedensten Arten. So sind z. B. die Verwandten unseres Halsbandregenpfeifers, die nicht an der Küste brüten, wie der Kiebitz- und Goldregenpfeifer, dunkel-bräunlich gefärbt, ebenso wie all die andern im Binnenland brütenden Schnepfenvögel. Selbst von den Seeschwalben, die ebenso wie die Möven als typische Meeresvögel alle lichtweiß mit schwarzen Flügelspitzen und silbergrauer Oberseite gefärbt sind, ist eine Form, die abseits der Küste im Binnenland brütet, die Trauer-Seeschwalbe, dunkelfarbig geworden. Wir kennen nicht die Gesetze, die diese Farbgebungen beherrschen, aber es ist in diesem Zusammenhange von Interesse, daran zu erinnern, daß wir die gleiche schwarz-weiße Kontrastfärbung an ganz anderen Orten wiederfinden, wo, ähnlich wie an der See, hellstes Licht und folglich dunkelster Schatten kontrastiert, in den afrikanischen Steppen. Erinnert sei hier nur an die Färbung des Zebra, der Giraffe und die helle Streifenzeichnung, wie wir sie bei zahlreichen Antilopen haben.

Die Erhaltung dieser Vogelfreistätte war während der Kriegs- und Nachkriegsjahre bei zunehmender Knappheit und Teuerung der Lebensmittel nicht leicht. Ihre Begründung verdankt sie dem Hamburger Verein „Jordsand", dessen rühriger Vorsitzender, Prof. Dr. Dietrich-Hamburg, im Jahre 1900 alle nötigen Verhandlungen führte, unterstützt vor allem durch Justizrat Knebusch-Güstrow. 1910 wurde ein Wärter angestellt; die Pächter und

An der Nordsee sind die Silbermöven am Strande teilweise ebenso vertraut wie unsere Sturmmöven auf Poel.

Jagdberechtigten sagten ihre Unterstützung zu, und so konnte sich im Laufe weniger Jahre eine schöne kleine Freistätte entwickeln. Aber das Jahr 1919 brachte einen schweren Rückschlag; man vertrieb den Wärter, den alten Schwarz, mit roher Gewalt, und vom Morgen bis zum Abend war die Insel der Tummelplatz von Leuten, die einen bequemen Verdienst darin sahen, die Seevögel ihrer Eier zu berauben. In jenem unglücklichen Jahre ist dort nicht ein einziges Paar zur Brut gekommen, und nur ein- oder zweimal hätte sich solch eine unsinnige Plünderung zu wiederholen brauchen, so wäre die Freistätte verloren und unsere Küste ihres schönsten Schmuckes, der Seevögel, endgültig beraubt gewesen. Es ist dem verständnisvollen Entgegenkommen und energischen Eingreifen der mecklenburgischen Regierung, die alljährlich zur Brutzeit einige Schutzbeamte entsendet, zu danken, daß die Erhaltung dennoch gelang. Da auch vor allem die Landwirtschaft ein dringendes Interesse an den Sturmmöven als den besten Vertilgern der Engerlinge und anderer Ackerschädlinge hat, ist wohl zu hoffen, daß diese Freistätte für immer sichergestellt ist. So wird es gelingen, auch die Kulturlandschaft ein Stück ursprünglichster Natur, ein Stücklein „Paradies", herüberzuretten.

## Zur Zugzeit am Riedensee.

Wenn wir von Brunshaupten — Arendsee entlang der Küste westwärts wandern, so erblicken wir nach etwa einer halben Stunde den Riedensee. Links auf einer Anhöhe steht der Bastorfer Leuchtturm; in sanftem Abfall senkt sich der mit Feldern bedeckte Hang in Richtung aufs Meer. Zwischen dem Fuß des Hügels und der Küste dehnt sich Niederungsland, Wiese, nur wenig höher als der Spiegel der Ostsee. Mitten darin liegt die Fläche des Riedensees, eben jene Teile des Vorlandes bedeckend, die tiefer liegen als der Meeresspiegel. Auf der Karte ist sein Wasserstand mit — 0,6 Meter angegeben; das ist nur bedingt richtig, denn die Höhe seines Spiegels ist abhängig von zwei Momenten. Er erhält vom Lande her, von den Hängen der Bastorfer Anhöhe, den Zufluß des Niederschlagwassers, also Süßwasser; sein Wasserstand wird also, da er für gewöhnlich keinen Abfluß hat, in hohem Maße durch die Menge und Häufigkeit der Niederschläge bezw. ihr Ausbleiben und gleichzeitigen Wasserverlust durch Verdunstung beeinflußt. So kann es kommen, daß sein Spiegel sich beträchtlich senkt, teilweise ein breites, sandiges Ufer freigebend. Nun trennt ihn aber von der See nur ein schmaler Dünenstreifen, der an einer Stelle, der „Flut", unterbrochen ist. Treiben die Stürme das Wasser der See hoch über den normalen Stand hinaus, dann ergießt sich durch die „Flut" das Salzwasser der Ostsee in den Rieden. Anfangs nur ein kleines Rinnsal, kann dieser Zufluß in wenigen Stunden zu einem mächtigen Einstrom werden, in dem das reißende Wasser so stark strömt, daß man kaum wagen darf, hindurchzuwaten, wo man vor 24 Stunden noch trockenen Fußes herumging. Nach solchen Tagen hebt sich der Spiegel des Sees und setzt ringsum die Wiesenflächen weithin unter Wasser. Mit dem einfließenden Salzwasser kommen Miesmuscheln und Herzmuscheln, Schollen und Aale mit. So enthält der Rieden stets ein brackiges Wasser, und die Herzmuscheln und Schollen und Aale leben dauernd in ihm, während die leeren Schalen der abgestorbenen Miesmuscheln in Menge den Grund bedecken.

Bei normalem Wasserstand ist der See etwa 1000 Meter lang und an der breitesten Stelle 300 Meter breit; seine Fläche beträgt etwa 150 000 Quadratmeter. Diese Wasserfläche hat mit ihren Schilfbeständen und den anschließenden weiten Wiesen und dem breiten, ruhigen Sandstrande außerhalb der schützenden Düne eine starke Anziehungskraft auf die Scharen der Zugvögel, denn zwischen

dem Darß im Osten (Pommern) und dem „Kieler Ort“ und „Langenwerder“ im Westen (Wismar) finden sie keinen so geeigneten Platz zum Rasten; zudem bietet ihnen der Riedensee noch mehr: Trinkwasser. Wenn es auch im See selbst brackig ist, so enthalten die Zuflüsse und die kleinen Wasseransammlungen in den Wiesen doch Süßwasser. Und die Enten und Brachvögel finden in dem weichen Schlamm des Sees und seiner Ufer reiche und leicht zu erlangende Nahrung.

So wird es verständlich, daß der Rieden, in dessen Wiesen als Brutvögel nur einige Enten, Kiebitze, Rotschenkel und Bekassinen wohnen, zur Zugzeit der Sammel- und Tummelplatz einer zahl- und artenreichen Vogelwelt wird. Vor allem im Herbst, wo die Scharen der Zugvögel ja weniger eilig reisen, als bei der Heimkehr im Frühjahr, sammeln sich hier zahlreiche Vertreter verschiedener Arten von Sumpf- und Wasservögeln, viele von ihnen als Gäste des fernen Ostens, aus den Tundren (Moossteppen) Nordrußlands kommend. Am zahlreichsten treffen die Alpenstrandläufer und ihr kleinerer Verwandter, der Zwergstrandläufer, von Ende Juli an hier ein. Im August werden ihrer immer mehr. Gesellschaften von 40 bis 60 Stück sind dann keine Seltenheit. Im August tragen sie meist noch die schwarze Brust des Sommerkleides. Gegen Ende August und den ganzen September hindurch sind sie dann am zahlreichsten. In kleineren oder größeren Gruppen stehen diese zierlichen Schnepfenvögel am Strande der See, emsig im angetriebenen Seegras und am Rande des Wassers, das ihnen die Füßchen bespült, nach Nahrung suchend. Dort aufgestört, wechselt der ganze Flug über die Düne zum See, fällt am Rande der Wiese ein, läuft zum Wasser hin, und jeder Einzelne setzt seine emsige Tätigkeit fort. Oft schwenkt die ganze Gesellschaft im leichten Flugspiel über den See dahin, sich hebend und senkend, Ordnung und Richtung wechselnd, um schließlich weit ab oder dicht bei wieder einzufallen. Streicht der Flug über sitzende Artgenossen oder Halsbandregenpfeifer dahin, so reißt er sie mit fort, so oft zu hoher Kopfzahl anwachsend, so daß ihrer bis 80 oder 100 zusammenkommen. Die Hauptmenge bilden immer die Alpenstrandläufer; der Zwergstrandläufer ist meist in kleinen Gesellschaften von 3 bis 5 Stück darunter, außerdem ziemlich regelmäßig einige bogenschnäblige Strandläufer, während die größeren „isländischen“ Strandläufer, die „Kanutsvögel“ sich mehr gesondert halten. Nur selten sahen wir hier einige Sanderlinge, die hellfarbiger als die andern sind, und nur einmal sah ich einen Steinwälzer, eine Art, die nach Clodius (Die Vögel der Großherzogtümer Mecklenburg. Opitz u. Co., Güstrow. 1900) früher auf Poel — Langenwerder gebrütet hat. Als sehr seltenen Gast trafen wir am 9. September 1918 einen schmalschnäbligen Wassertreter, der im hohen Norden auf Island, den Faröern und anderwärts brütet, und auf seiner Wanderung bis jenseits des Äquators geht.

Außer diesen kleinen Schnepfenvögeln verweilen vor allem die Kronschnepfen, (Austvagel oder Kronsnepp), unsere größten Schnepfenvögel, hier auf dem Zuge. Aus welchen Brutgebieten sie hierher kommen, ist natürlich schwer zu sagen. In seinem schönen Buche „Die Vögel des Freistaates und Fürstentums Lübeck“ (W. Junkg, Berlin, 1913) meint Hagen, daß sie zumeist quer über See von Skandinavien kommen. Vielleicht erhalten sie auch Zuzug aus dem Binnenlande, also aus unseren mecklenburgischen Brutgebieten, wie dem Müritzgebiet und der Lewitz. Aus Pommern berichtet Hübner-Stralsund (Avifauna von Vorpommern und Rügen. Th. O. Weigel, Leipzig 1908), daß sie in milden Wintern z. B. 1898/99 bei Stralsund und anderwärts geblieben seien. Schon vom Juli an hört man die Stimmen der Brachvögel im Riedengebiet; sie kommen hier fast immer von Osten her angestrichen, und ich glaube, daß es meist immer neue Flüge sind, die hier eintreffen, Stunden oder einige Tage rasten und westwärts weiterziehen.

Auch sie lieben, vor allem zur Nachtruhe, am meisten die „Sandbank“ bei der Flut, wo auch die anderen Zugvögel sich gern ruhen. Mit sinkender Sonne stellen sie sich ein, von weither melden sie sich durch ihren flötenden Ruf. Lange sucht das Auge vergebens, bis plötzlich im Dämmerlicht die dunklen Schatten auftauchen, vorüberziehen und entschwinden. Glauben sie alles sicher, so fallen sie auf der Sandbank ein. Selten einzeln, meist zu 5 bis 8, oft auch zu 15 bis 20 in einem Fluge, heben sich ihre langbeinigen Gestalten dann scharf gegen den im Licht der sinkenden Sonne glänzenden Spiegel des Sees ab. Hochaufgerichtet stehen sie, die Köpfe mit den mächtigen krummen Schnäbeln nach allen Seiten gerichtet. Der Platz ist vorzüglich gewählt, weithin keine Deckung, die einen Feind bergen könnte. Oft habe ich sie im hellen Mondlicht stundenlang auf der Sandbank im Rieden vor mir gehabt: zeitweise ruhend, gehen sie dann wieder der Nahrung nach, weit ins Wasser hineinwatend, allenthalben mit dem langen Schnabel herumsuchend. Ihr braunes Kleid entzieht sie dabei, ebenso wie am Tage, in hohem Maße den Blicken. Besonders reizvoll wird solch nächtliches Bild, wenn noch ein grauer Reiher sich einstellt und langsam im flachen Wasser umhersteigt. Nie erscheint das Silbergrau seines Gefieders so schön wie im Lichte des Vollmondes.

Seltenere Gäste sind die rostroten Uferschnepfen, die östlichen Verwandten unserer schwarzschwänzigen Uferschnepfen der Lewitz. Bei uns kommen meist nur einzelne Stücke durch, während man sie an der Nordsee in ungeheuren Flügen beobachtet. Auch die Bekassine und die kleine Sumpfschnepfe stellt sich zur Zugzeit hier ein, ferner Austernfischer, Kiebitz und Goldregenpfeifer. Daß die Sturmmöven nach beendigter Brut hierher kommen, bedarf kaum der Erwähnung, aber auch Silber- und Mantelmöven mit ihren Jungen kommen zur Herbstzeit hier durch und verweilen dann oft mehrere Tage.

Während diese Strandvögel den Küstenstreif und die Ufer des Sees bevölkern, sammelt sich auf der Wasserfläche des Rieden selbst gegen Ende des Sommers eine immer größer werdende Menge gefiederter Gäste, vor allem Enten, Bläßhühner und Taucher. Wenn wir vor Tagesgrauen zum Rieden hinauswandern und dann, uns außerhalb der Düne haltend, von günstigem Platz über die Düne spähen, sehen wir im ersten Leuchten des erwachenden Tages auf der spiegelblanken Fläche des Sees ein vielköpfiges Völkchen sich sorglos umhertreiben. Teils einzeln, teils in Trupps schwimmen die Bläßhühner und Stockenten umher; ruhen sie noch am Lande, so bevorzugen sie dabei bestimmte Plätze. Im August und September liegen dann oft große Gesellschaften beisammen; so zählte ich am 19. September 1919 in einem Fluge ca. 240 Stockenten, und Gesellschaften von einigen 50 Stück bilden die Regel. Die Stockenten halten sich ja bei uns solange noch irgend offen Wasser ist; so treffen wir sie in manchen Wintern, wenn die Seen schon durch eine Eisdecke geschlossen sind, noch an den offenen Stellen der Flüsse oder in wärmeren Gräben; und selbst wenn die Fläche des Meeres weithin mit Treibeis oder zusammengefrorenen Schollen bedeckt ist, halten sie sich noch außerhalb der Eiskante, arg unter Hunger leidend.

Außer der Stockente können wir hier wieder die Löffelente, Krick- und Knäkente beobachten, und als Durchzügler in einzelnen Stücken die Spießente. Ganze Gesellschaften finden sich gelegentlich von der Pfeifente zusammen, die auffliegend einen scharf pfeifenden Ruf hören lassen. Treiben sie sich auf dem Wasser herum, so heben sie sich oftmals flügelschlagend ein wenig heraus und lassen dann die weißleuchtende Unterseite sehen, so leicht kenntlich.

Bläßhühner und alle Arten von Tauchern machen auf ihrem Durchzug hier Station; oft genug treffen wir auch den grauen Reiher, mitunter nur einen, manchmal ihrer auch 8 bis 10. Sein scharfes Auge erspäht gewöhnlich den

Kommenden schon auf viele Hunderte von Metern, und vorsichtig entfernt er sich beizeiten. Auch in der Wismarschen Bucht, im Ribnitzer Bodden und am Konventer See halten sie sich gern auf; bei Langenwerder sah ich im Herbst einmal einen Flug von 45 Stück beisammen. Im Fliegen trägt er den langen Hals eingelegt, und dies und die weich tief durchgebogenen Flügel lassen ihn aus großer Entfernung erkennen.

Auch unser größter einheimischer Wasservogel, der wilde Schwan, fehlt hier nicht. Unter Wildschwan wird hier immer der Höckerschwan gemeint, unsere freilebende Brutform, während zur Winterzeit auch als nordische Gäste die Singschwäne sich einstellen. Oft genug habe ich am Rieden die Schwäne kommen und gehen sehen; meist kommen sie aus der Richtung Heiligendamm angezogen, entweder über See, dann ganz niedrig fliegend, oder über Land, dann in beträchtlicher Höhe ziehend. Mitunter halten sie sich viele Tage am Rieden auf, ruhen sich auf der Sandbank und „grundeln" im See, nach Entenart sich aufrichtend. Leider sieht man nur selten Junge unter ihnen, die ja im Herbst des ersten Jahres an der dunklen Färbung kenntlich sind. Wie alle unsere Wasservögel leidet auch der Schwan nur allzusehr unter Eierraub; man darf annehmen, daß von den Schwänen, Gänsen und Enten auf diese Art bei weitem mehr umkommen bezw. ungeboren bleiben, als je auf der Jagd erlegt werden. Pflicht eines jeden Naturfreundes ist es, diesen groben Unfug zu bekämpfen.

Im August 1920 sah ich 22 Wildschwäne, alles alte, schneeweiße Tiere, über See dahinziehen. In langgestreckter Reihe einer hinter dem anderen flogen sie ganz dicht über dem blauen Wasser der See, getragen von den mächtigen, sich im Wechselspiel hebenden und senkenden schneeweißen Schwingen, ein unvergleichlich schönes Bild. Schon von weither leuchtet das blendende Weiß des Gefieders, wenn diese schweren Vögel klingenden Fluges über dem staunend bewundernden Beobachter schweben, um dann, einer weißen ziehenden Wolke gleich, über den Wäldern oder Hängen zu entschwinden. Oft ziehen sie vom Rieden wieder zurück in Richtung Heiligendamm; dort liegt ihr Heim, der Konventer See. In sicherer Obhut nistend, brütet hier der heilige Vogel Doberans, und im Herbst sollen sich dort bis zu 200 versammeln. Leider wurden in den harten Wintern der letzten Jahre unzählige Schwäne abgeschossen und nach Berlin versandt; jetzt ist ihr Abschuß durch eine Ministerialpolizeiverordnung das ganze Jahr hindurch verboten.

Gelegentlich sehen wir hier über See auch eine Gesellschaft von Kormoranen vorbeiziehen; auch sie hatten sich an einigen Stellen in Mecklenburg, vor allem in Reiherkolonien, angesiedelt, aber unablässige Verfolgung hat sie wieder vertrieben bezw. ausgerottet; noch jetzt brüten sie aber in einem Privatbesitz auf Rügen.

Als Ansiedler, die immer von neuem nach Brutplätzen an unserer Küste suchten, und denen immer von neuem das Gelege zerstört wird, sehen wir hier, vor allem im Frühjahr, Fuchsenten, jene schönen und größten unserer Entenvögel, die als die einzigen in Höhlen brüten. Auf Poel, auf dem Boiensdorfer Werder und hier am Rieden, ebenso wohl auch auf dem Kieler Ort, beziehen sie alljährlich die Bauten der Kaninchen, die hier allenthalben zahlreich sind, und mitunter glückt es ihnen, eine Brut hochzubringen. Auf Sylt pflegt man diese Art als halbe Haustiere, indem man ihnen künstliche Nisthöhlen anlegt, die sie regelmäßig beziehen, ihnen einige wenige Eier fortnimmt, die übrigen ausbrüten läßt und danach die Dunen des Nestes aushebt. Es ist überaus bedauerlich, daß bei uns dieser schönste unserer Küstenvögel wohl über kurz oder lang infolge fortgesetzten Eierraubes dem Untergange geweiht sein wird.

Als seltenste Gäste des Riedensees sah ich am 22. August 1922 zwei Schwarzstörche. Sie standen am Ostufer im Schilf, in der Nähe von 5 Fischreihern, dann

trieben sie sich auf den östlichen Wiesen umher, und schließlich überquerten sie fliegend den See nach Westen. Am gleichen Abend wurden sie in dem kleinen Arendseer Gehölz gesehen, wo sie offenbar auch die Nacht verbrachten, denn am nächsten Morgen, am 23. August, fanden wir sie wieder in den Wiesen am See. Offenbar war es ein Paar alter Waldstörche, die wohl von Osten herunterkamen, denn innerhalb Mecklenburgs brütet schon seit mehreren Jahren kein Schwarzstorch mehr.

## Winter.

Schon seit lange sind die Stimmen der Singvögel verstummt; als erste zogen die Mauersegler ab, die sich im Hochsommer mitsamt ihren Jungen schrill rufend über den Häusern und rund um die Türme herum jagten, mit Vorliebe über den größeren Städten, deren hohe steinerne Häuser ihnen eigens für sie und ihre Nistplätze geschaffene Felsenmauern dünken. Dann scharten sich die Schwalben vor dem Abzuge, immer mehr wurden ihrer auf den Dächern und zwischen den Gebäuden des Gutshofes; flogen sie auf, so stiebte es wie schwarz-weißer Schnee, setzten sie sich, so bedeckten sie alle Leitungsdrähte zwischen dem Herrenhaus und den Ställen. Aber eines Morgens waren sie verschwunden, mit dem allerersten Sonnenlicht fortgezogen nach einem sonnigen Süden. Auch von den Kranichen, die in Scharen von Dutzenden und dann von Hunderten über der Niederung kreisten, sind die letzten verschwunden, ebenso die großen Scharen der Jungstare, die erst die Kirschbäume geplündert, aus denen die alten Stare im Frühjahr die Raupen und anderes Ungeziefer als Futter für die junge Brut abgelesen haben; jetzt holten die Jungen sich reichlichen Tribut dafür an saftigen Früchten. Auf den Weiden aber folgten sie dem Vieh und fingen die lästigen Fliegen weg, im Rübenacker suchten sie nach Ungeziefer, und wo irgend das Feld umgebrochen wurde, waren sie zur Stelle als eifrigste Sammler der Engerlinge. Wo sie abends rauschend ins Rohr einfielen, zeterten sie, indem jeder und jeder zu geselligem Lärmen seine Stimme erhob, bis sie mit sinkender Sonne verstummten und in Schlaf sanken. Aus den Wiesen scharten sich die Kiebitze und zogen süd-westwärts, so daß in den Marschen Schleswig-Holsteins sich Flüge von Hunderten und Aberhunderten vereinten. Nächtlicherweile zogen die Graugänse mit ihren Jungen fort, immer in Familien, die Jungen unter der Führung der Alten, oft viele Familien vereint, und ihre Rufe mischten sich mit denen der Brachvögel, die auch als nächtliche Wanderer in großen Flügen südwestwärts zogen. Kamen sie an dem Lichtermeer einer Stadt vorbei, so erhoben sie ihren klagend-melodischen Ruf, ein froher Gruß für den, der sie an ihren sommerlichen Brutstellen besuchte, ein Schrecken für abergläubisch furchtsame Gemüter.

Auch im Walde ist es stiller geworden; der Brunstschrei der Hirsche, der bis in den Oktober hinein den Wald durchhallte, ist verstummt. Der Rehbock hat sein Gehörn abgeworfen, und die Rauschzeit des Schwarzwildes, die im November begann und im Dezember ihren Höhepunkt hat, geht ohne viel Lärmen vorbei. Eines Morgens hat erst der Schnee eine weiße Decke über die Landschaft gebreitet, eine „Neue“, wie der Forstmann sagt, in der er Fuchs und Marder an ihren Fährten spürt. In wunderbarer Anpassung hat jetzt das große Wiesel sein braunes Sommerkleid gegen ein weißes Winterkleid vertauscht und ist so zum „Hermelin“ geworden. Steinmarder und Iltis ziehen sich zum Hofe hin, denn draußen gibt es keine Vogelnester mehr und keine jungen Fasanen und Rebhühner, und auch die Kaninchen, deren Junge im Bau eine leichte Beute waren, sind jetzt flink geworden und schwer zu fassen. Manch anderm Getier, wie den Mäusen, dem Igel und den Spitzmäusen, ergeht's jetzt noch schlimmer, und oft muß der Schlaf

über den Hunger hinweghelfen, denn an Raupen, Schmetterlingen und andern Insekten ist jetzt Mangel, alles ruht als Puppe oder als Imago wohlverborgen.

Mit der Minderung des tierischen Lebens wurde der Wald schweigsam, kein trommelnder Specht, kein ruckfender Tauber unterbricht die Stille. Nur der Häher läßt seinen Warnruf hören, wenn von irgendwo verdächtige Laute kommen oder die gefahrdrohende Annäherung eines Menschen merkbar wird.

Und doch ist auch der winterliche Wald und die ruhende Saat nicht alles Lebens bar; als von der heimischen Tierwelt die einen in Schlaf sanken, die andern teils einzeln und unbemerkt, teils geschart zu mächtigen Flügen das Land verließen, da zog von Norden und Osten eine neue Tierwelt in die frei werdenden Gebiete ein: die Wintergäste. Aus dem Osten kamen Kreuzschnäbel und Kirschkernbeißer, in strengeren Wintern auch Scharen des Seidenschwanzes, jenes drosselgroßen, wunderfein gefärbten Vogels, in dem Abergläubige einen Künder kommender Seuchen oder des Krieges sehen, während er doch nur dem allzu strengen Winter seiner russischen Heimat ausweicht. Unbekannt mit dem Menschen und seinen unfreundlichen Gewohnheiten, kommen die Seidenschwänze mitten in die Anlagen und Gärten der Städte hinein und bleiben oft in Greifweite ruhig sitzen, wie ja auch die Strandläufer, Kinder der menschenleeren russischen Tundra, sich uns im Herbst am Meeresstrande auf wenige Schritte näherten. Aus Nordost kommen auch die Saatgänse herunter, von denen sich an passenden Plätzen, vor allem dort, wo der Wind den Schnee von der Rapssaat oder dem Winterkorn gefegt hat, unzählbare Massen sammeln. Aber so viele ihrer auch sind, so schwer ist auch nur eine einzige zu erlangen, denn im Gegensatz zu den andern östlichen Gästen sind sie unglaublich vorsichtig. Immer wieder heben beim Äsen einzelne den langen Hals auf und äugen; sobald sich etwas Verdächtiges naht, geht ein leise warnender Ton von Mund zu Mund, alle Hälse heben sich auf, eine kurze Weile wird beobachtet, und dann fliegt die ganze Gesellschaft auf, weithin abstreichend. Während bei der Hausgans die geistigen Fähigkeiten durch ihr Leben als Haustiere, durch die Domestikation vermindert, ihre Sinne stumpf geworden sind, wie dies auch für andre Haustiere, z. B. Rind und Schwein zutrifft, sind unsre Wildgänse, sowohl die Graugans als die Saatgans, außerordentlich intelligente Tiere mit einem ausgeprägten Familien- und Sippenleben; gleichwertig an Intelligenz, Vielseitigkeit des Gemütslebens und Fähigkeit zu Kombination und Urteilsbildung dürfte unter den heimischen Vögeln nur der Kranich sein. Über die Sitten und Gewohnheiten der Gänse, Enten und Schwäne hat Heinroth hervorragende Beobachtungen gemacht, auf die hier nachdrücklichst verwiesen sei.*)

Außer den Saatgänsen sind mit Beginn des Winters aus dem Norden und Osten auch die Enten gekommen, Enten aller Arten. Solange an den großen Seen noch offene Stellen sind, sei es in der Mitte des Sees, wo die Wasserbewegung am stärksten ist, oder in einer Bucht, wo eine warme Quelle, wie z. B. am Möllner See, oder die Zersetzungswärme des Moorbodens das Wasser offen hielt, wie am Schweriner See, solange halten sich auch diese Wintergäste, oft in erstaunlicher Arten- und Kopfzahl, hier auf. In dem strengen Winter des Jahres 1921/22 waren Flüsse und Teiche vereist, aber an der Schleuse am Mühlendamm bei Rostock, wo das gestaute Wasser der Oberwarnow rauschend durch die Wehre stürzt, gab's noch eine offene Stelle; da sammelten sich die Reiherenten, Schellenten und Bergenten, die beiden letzteren nur selten in Mecklenburg brütend,

*) O. Heinroth: „Beiträge zur Biologie, namentlich Ethologie und Psychologie der Anatiden", in: Bericht über den 5. Internationalen Ornithologen-Kongreß, Berlin 1910 und: „Die Brautente", Neudamm 1910.

aber regelmäßige Wintergäste. Gemeinsam mit ihnen saßen Männchen, Weibchen und Junge des großen Sägers am Rande des Eises, und die prächtig weißen Männchen des kleinen Sägers, der bei uns nur Wintergast ist, suchten tauchend zu fischen. Im gleichen Winter schoben und drängten und türmten sich auf der Ostsee die Eisschollen, bis eine breite zusammenhängende Eisfläche sich vor der Küste dehnte. Da war schlimme Zeit für das viele Getier, das sonst in den Buchten, dem Ribnitzer Bodden, auf dem Breitling, dem Conventer See, dem Salzhaff und der Wismarschen Bucht überwintert. Die Eisenten, Klashahn genannt, deren klingender Ruf aus Hunderten von Kehlen sonst längs der Küste tönt, mußten weit hinausrücken, jenseits der Eisgrenze, ebenso die schwarzen Trauerenten und die schwarzbraunen Samtenten; die Trauerente wird wegen des starken, rundlichen Höckers am Oberschnabel „swarte Ant mit en Knust", die größere Samtente wegen ihres kleinen weißen Flügelspiegels „swarte Ant mit witt in de Flünken" genannt; beide sind nicht zahlreich, aber doch regelmäßige Wintergäste unserer Ostseegewässer. Am schlimmsten aber erging es in jenem Winter den Höckerschwänen und den nordischen Gästen, den Singschwänen, denn während die Enten tauchend ihre Nahrung vom Grunde zu holen vermögen, können die Schwäne sich nur ernähren, soweit sie „grundelnd", mit ins Wasser gesenktem Hals und verkehrt-aufrecht gestelltem Körper die Wasserpflanzen noch zu greifen vermögen. Deshalb kamen sie immer wieder an die künstlich offen gehaltenen Stellen nahe der Küste, wo sie zu Hunderten zusammengeschossen wurden. Erfreulicherweise wurde diesem Unfug jetzt ein Ende gemacht durch eine Ministerialverordnung, die dem Schwan das ganze Jahr hindurch Schonzeit gewährt.

Wie vielseitig sich das Tierleben im Winter an eisfreien Stellen unserer großen Seen gestalten kann, davon gibt eine Schilderung von Herrn Bartels in Waren, die er mir als briefliche Mitteilung sandte und die im 2./3. Jahresbericht der Norddeutschen Vogelwarte Rostock wiedergegeben wurde, ein lebendiges Bild. Herr Bartels schreibt: „Am letzten Sonntag (23. März 1924) war ich den ganzen Tag am Kölpinsee. Um besser beobachten zu können, hatte ich mir schon vor einigen Tagen nahe der Molenspitze einen kleinen Ansitz aus Gras und Zweigen herrichten lassen. Der Betrieb war fabelhaft, man wußte zeitweise tatsächlich nicht, wohin man zuerst sehen sollte. Schon der Hinweg am frühen Morgen versprach für den Tag das allerbeste. Kraniche, Graugänse, Reiher, Brachvögel, Bussarde und Falken, alle Drosselarten und auch vereinzelte Ringamseln waren in großen Mengen auf dem Zuge. Auf der Elde lagen unterhalb der Fischerhütte mindestens 400—500 Wasserhühner und einige Paare Haubentaucher. Der Betrieb steigerte sich jedoch riesenhaft an der Mündung der Elde, direkt vor den Molen, nach denen das Eis noch näher herangerückt war. Den Ansitz erreichten wir unbemerkt und hatten nun das ganze Bild in fast greifbarer Nähe vor uns. Ich schätze das dort liegende Entenvolk auf mehrere tausend. Vertreten waren sehr viele Schell- und Reiherenten, Tafelenten, Spießenten, einzelne Paare Märzenten, Löffelenten, zwei einzelne Paare Bergenten, 3 Trauerenten, 7 Singschwäne, 10 Gänsesäger und viele Zwergsäger, außerdem am Rande des Eises 14 Sturmmöven und zahlreiche Lachmöven. Eigenartig war es, als vom Werder her ein Seeadler anstrich und ca. 20 Meter vor uns am Eisrand sich niederließ. Beim Anstreichen wurde er mit einem unbeschreiblichen Geschrei sämtlicher Festteilnehmer empfangen, jedoch nach 5 Minuten überhaupt nicht mehr beobachtet, obgleich er etwa 35 Minuten hart am Eisrande fußte und die Enten unmittelbar an ihm vorbeischwammen. Es war ein alter Kerl mit schneeweißem Stoß. Weiße Bachstelzen

strichen vereinzelt an und liefen auf den Molenköpfen umher. Auf dem Rückweg machten wir dann noch zwei Waldschnepfen hoch und trafen auf eine Rotte Sauen von fünf Stück."

## Die heimische Tierwelt und der Einfluß des Menschen.

Der Bestand an Tieren innerhalb eines Wohngebietes ist nicht jahrein, jahraus der gleiche, sondern auch hier gilt die alte Wahrheit „Alles fließt". Versuchen wir, uns von dem Tierbestande Mecklenburgs Bilder aus dem Zustande vergangener Zeiten zu formen, so sehen wir die großen Wälder, die nach der Eiszeit den fruchtbaren Boden der nördlichen Teile Mecklenburgs, der Moränenlandschaft, bedecken, bevölkert mit großem und wehrhaftem Wilde, Elch, Bär, Auerochs und Wisent. Aber es liegen, soviel mir bekannt, keine geschichtlichen Daten vor, die uns über Zahl und Verbreitung oder auch nur über die Erlegung des letzten Stückes einer dieser Tierarten Kunde geben. Es fehlen uns aber nicht nur aus diesen geschichtlich weit zurückliegenden Zeiten Gesamtdarstellungen der Fauna, sondern auch in späterer Zeit finden wir keine solche, die uns ein lebensvolles Gesamtbild der Landesfauna oder einzelner Gegenden in solcher Form entwürfe, daß sie vor unsern Augen das Leben ihrer Zeit neu erstehen ließe. Dies liegt, wie Professor Krause in seinem Aufsatz „Rostocker Botaniker des 16. bis 18. Jahrhunderts" im Archiv mecklenburgischer Naturforscher 1924, Heft 2, S. 15 richtig sagt, daran, daß derartige Aufzeichnungen meist unterbleiben, weil sie erst in *späterer* Zeit wertvoll werden und zur Zeit ihrer Veröffentlichung nur geringes Interesse finden. „Hätte im Jahre 950 ein Mecklenburger des Juden Abraham Jakobson Reisebericht gelesen, er hätte gefunden, daß nur wenig und für ihn nichts Neues darin stände; heute gehört dieser Bericht zu den wichtigsten Geschichtsquellen unseres Landes".

Wie mutet es uns, um nur einige Beispiele herauszugreifen, aber heute an, wenn wir im „Handbuch zur systematischen Kenntnis der Mecklenburgischen Land- und Wasservögel" von M. A. Ch. Siemssen, der freien Künste Magister, der Weltweisheit Doktor und Privatdozent in Rostock (Rostock und Leipzig, Stiller 1794) auf Seite 15 vom „braunen Adler" (gemeint ist der Steinadler, de Stenaar) lesen: „Dieser einsame Raubvogel, der an drittehalb Fuß hoch wird und auf Rehe, Hasen und Gänse stößt, findet sich bei Doberan, Klütz, in der Lewitz und in der Rostocker Heide", oder auf Seite 29 vom Uhu: „Den Uhu, diesen Adler der Nacht, hört man zur Sommerzeit, um Mitternacht in allen großen Wäldern Mecklenburgs, in der Rostocker und Hagenower Heide, in der Lewitz und in Zechow bei Strelitz heulen". Betreffs des Steinadlers sagt Zander dann 1837 (Naturgeschichte der Vögel Mecklenburgs, Wismar, 1837—53, S. 25): „Dieser Adler bewohnt bei uns große, an alten und hohen Bäumen reiche Waldungen, namentlich die Rostocker Heide und die Lewitz; soll aber auch schon einmal in der Gegend von Doberan erlegt sein. Sein Erscheinen in Mecklenburg gehört indessen zu den größten Seltenheiten. Im Winter, wo er streicht, kommt er vielleicht etwas öfter hier vor als im Sommer, wo er lieber gebirgige Gegenden zu seinem Aufenthalt wählt", und vom Uhu (S. 146): „Der Uhu bewohnt in unserm Vaterlande die großen Waldungen, wie z. B. die Rostocker Heide, die Lewitz, den Zölkower Forst u. a.; doch ist er überall nur einzeln und wird, weil seine Fänge ausgelöst werden, (d. h. Schußgeld gezahlt wird), immer seltener." Nach Clodius (Die Vögel der Großherzogtümer Mecklenburg, Güstrow 1900, S. 25) soll der Steinadler gemäß v. Preen im Jaßnitzer Forst genistet haben, 1862 noch bei der Goldenbaumer Mühle im Strelitz'schen, ferner nach Greve mehrmals bei Neubrandenburg, wo auch Eier

ausgehoben wurden. Das Museum in Waren besitzt Eier von Doberan, Remplin und Peccatel, welche alle wohl in den 50er Jahren ausgehoben sind. — Während der Steinadler also ehedem wie noch heute der Seeadler in der norddeutschen Ebene seine Horste in den Wäldern baute, hat er sich jetzt, dem Menschen weichend, gezwungenermaßen in die Felseinöden der Gebirge zurückgezogen. Auch heute noch kommen aber zur Winterszeit Steinadler von Skandinavien bei uns auf dem Zuge durch; leider wurden im vergangenen Winter (1924/25) 2 Stück getötet, von denen der eine sich in einem Fuchseisen fing. Ebenso wurde im gleichen Winter ein Uhu auf dem Durchzuge geschossen. Leider war es nicht möglich, irgend einen dieser drei Vögel für eine öffentliche Sammlung zu erwerben, so daß sie, wie viele andere, im Privatbesitz einem allmählichen Untergange anheimfallen werden. — Vom Uhu soll damals (1900) das letzte Exemplar in der Specker Forst am Müritz-

Alter Seeadler, fliegend am Horst.

see gebrütet haben, wie Clodius sagt (S. 45), „natürlich geschont, um die Jungen zu guten Preisen für die Krähenhütten zu verkaufen." In der Rostocker Heide brütete damals kein Uhu mehr, 1842 wurde er bei Tesdorf erlegt, von wo auch Eier stammen, 1843 wurden unter dem in Mecklenburg erlegten Raubzeug noch 3, und 1850 noch 2 Uhu prämiert und am 8. Januar 1888 ein Exemplar bei Satow bei Plau geschossen, das jetzt im Maltzaneum steht.

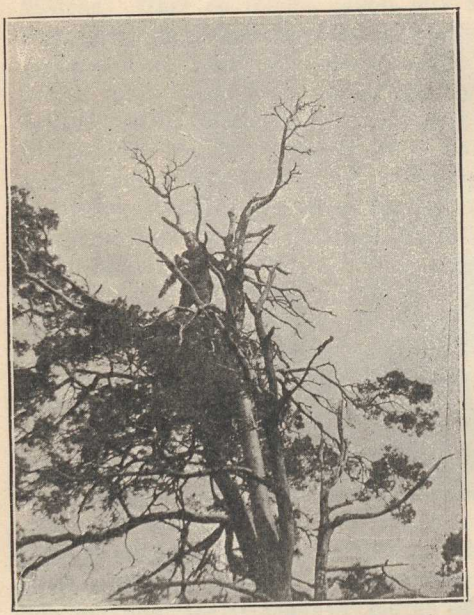
Vom Seeadler besitzen wir in Mecklenburg dank der Fürsorge der staatlichen Forstverwaltungen und einiger Großgrundbesitzer noch mehrere Brutpaare; unsere Bilder zeigen uns die Beringung junger Seeadler und den Alten, fliegend am Horst; aufgenommen an Mecklenburgs Grenze — mehr wird besser nicht gesagt; von ebenda stammt auch das Bild des Fischadlerhorstes.*)

Wenn wir so Tierarten, über die uns Funde ihrer Überreste oder alte Schriften als Bewohner Mecklenburgs berichten, aus dieser Lebensgemeinschaft schwinden sehen, (und ähnliches gilt z. B. auch für den Schwarzstorch und andere), so fragen wir uns: „Mußte das sein?" Darauf können wir in vielen Fällen mit einem „Nein" antworten! Gewiß stellt sich die eine Tierart anders ein gegenüber dem Menschen als eine andere; so ist z. B. der Schwarzstorch ein ausgesprochener

*) Vergl. den 2./3. Jahresbericht der Norddeutschen Vogelwarte Rostock, Archiv mecklenburgischer Naturforscher 1924, Heft 2, das Kapitel „Im Fischadlerrevier".

„Kulturflüchter", er weicht der näher rückenden Ansiedelung, dem Treiben des Menschen aus, während der weiße Storch ein „Kulturfolger" ist, sich an die Ansiedelung anschließt und das Dach des Hauses als Wohnplatz wählt. Unter den Singvögeln haben sich vor allem der Buchfink, und etwa seit 1900 die Schwarzdrossel an die Siedelung angeschlossen. Damals sagt Clodius noch (S. 125): „In Süd- und Westdeutschland durchaus Gartenvogel, so daß sie dort sogar auf Straßenbäumen und in kleinen Hausgärten nisten. Hier bei uns scheuer Waldvogel, besonders Fichtendickichte liebend, selten in großen Gärten nistend." Heutigentags dürfte die Schwarzdrossel kaum in irgend einem Garten fehlen.

Diejenigen Arten, die in dieser Weise den Anschluß an den Menschen gewinnen, nehmen oftmals an Zahl schnell zu und schließlich überhand, wie dies



Die Beringung der jungen Seeadler.

Die Horste der Fischadler stehen auf den Kronen der Kiefern.

am offensichtlichsten für die Krähen und Sperlinge, jetzt auch schon für die Schwarzdrossel zutrifft, — die Kulturflüchter hingegen nehmen an Zahl ab und das letzte Paar ist verschwunden, bevor noch recht darauf geachtet wird! Selbst in Fällen, wo die an die menschliche Siedelung sich anschließende Tierart als „schädlich" verfolgt wird (Hausmaus, Haus- und Wanderratte, Iltis und Steinmarder), ist sie doch gegenüber den Kulturflüchtern (Baummarder) im Vorteil. So wird also der Tierbestand durch den Menschen und durch die Veränderungen, die die Kultivierung des Bodens im Landschaftsbilde schafft, wesentlich verändert, durch Minderung oder Ausrottung einerseits, durch Überhandnehmen an Individuenzahl andererseits.*)

*) In diesem Zusammenhange ist auch der Veränderungen zu gedenken, die die Fauna durch Aussetzen neuer Tierarten (Jagdfasan) oder Einwanderung (Kaninchen) erfährt, sowie der starken Zunahme solcher Arten, für die die „Kulturfsteppe" besonders günstig ist, z. B. Hase.

Das natürliche Gleichgewicht, das innerhalb der unberührten Natur im Laufe von Jahrtausenden sich herstellte zwischen Nahrungstieren und Raubtieren, zwischen Pflanzenfressern und ihren Feinden, wird im Laufe vielleicht weniger Jahrzehnte zerstört. Hierbei leiden in erster Linie und durch direkte Verfolgung die Fleischfresser im weitesten Sinne, — wodurch folgerichtig die Pflanzenfresser überhand nehmen. Unter diesen letzteren finden sich aber, vor allem in der Gruppe der Insekten, die gefährlichsten Feinde unserer Kulturpflanzen, der Nahrungspflanzen wie der Wälder. Indem wir unsere Nahrungspflanzen in Reinkultur züchten, schaffen wir ungewollt auch für diese Pflanzenfresser die denkbar besten Bedingungen zu ungeheurer Vermehrung. Die wechselreiche Landschaft, in der die Feinde und Vertilger der Pflanzenfresser, vor allem die Vögel, Wohnung und Schutz fanden, verwandeln wir in eine baum- und buschlose Kultursteppe — den in natürlicher Verjüngung sich selbst neubauenden Mischwald, den das biologisch wohlgestellte Gleichgewicht zwischen den Pflanzenfressern und ihren Feinden vor Schädlingsschaden schützte, machten wir zur Stangenholzfabrik. Die leicht berechenbare Folge dieser kurzsichtigen Zerstörung jahrtausendjähriger Naturweisheit mußte die Überhandnahme der „Schädlinge" sein, und als deren Folge die furchtbare Zerstörung von Nutzpflanzen und Waldbeständen. So rächte sich an Arbeit und Besitz die Nichtbeachtung biologischer Gesetze. Brachten diese Zerstörungen schwerste materielle Verluste, so wurden nun für die Schädlingsbekämpfung abermals ungeheure Summen aufgewandt, die Zerstörer zu zerstören.

Auch hier können wir unsere Frage: „Mußte dies sein?" mit einem klaren „Nein" beantworten! Nicht der Kampf gegen die biologischen Gesetze der Natur wird uns hier, nachdem der Fehler begangen, helfen, sondern allein die Wiederherstellung des leichtfertig zerstörten biologischen Gleichgewichtes. Mit Freuden sehen wir daher gerade unsere mecklenburgischen Forstleute als Vorkämpfer dieser Erkenntnis den Mischwald und die natürliche Verjüngung des Waldes wieder einführen, mit Freude sehen wir unsere Grundbesitzer (und sei der Grundbesitz auch nur ein Gärtchen) die wertvollen Arten der heimischen Tierwelt hüten, mit Freude die Gesetzgeber sich des Schutzes der durch Unverstand bedrohten heimischen Tierwelt annehmen. Nicht das Suchen nach den Seltenheiten der Fauna, den „interessanten Raritäten", nicht die Erbeutung des „letzten" Stückes einer Tierart ist das ernste Ziel heimischer zoologischer Arbeit, sondern die Erfassung des Gesamtbildes der heimischen Tierwelt in ihren charakteristischen Zügen, in ihrem biologischen Zusammenhange mit den Eigenarten ihres Lebensraumes, in ihrer Abhängigkeit von den Änderungen, die menschliches Wirken, direkt und indirekt, in diesem Lebensraume schafft — und die Voraussicht dessen, was gemäß den biologischen Gesetzen, nach denen das Geschehen läuft, kommen wird. Wie die Kenntnis der Wetterlage uns das kommende Wetter auf kurze Zeit voraussagen und den Landmann danach seine Arbeit einrichten läßt, so läßt uns die Kenntnis der biologischen Zusammenhänge im Geschehen der belebten Natur die kommenden Folgen der Behandlung vorauswissen, die der Mensch der Natur seiner Heimat angedeihen läßt. Stehen wir bei Witterung und Wetter machtlos unbeeinflußbarem Naturgeschehen gegenüber, so haben wir hier selbst die Zügel in der Hand, dies Geschehen zu lenken — zum Schlimmen durch Eigennutz und Unverstand — zum Guten durch die Liebe zur belebten Natur. Indem wir die Tiere unserer Heimat kennen, die argen im Zaume halten, die wertvollen lieben und pflegen, pflegen wir das Beste, was wir haben, das Leben unserer Heimat.

# Zur Vorgeschichte von Mecklenburg.

Von Professor Dr. R. Beltz, Schwerin.

Die Vorgeschichte eines Landes umfaßt jene weiten Zeiträume menschlichen Daseins und Wirkens, welche vor der schriftlichen Überlieferung in Urkunden und Geschichtsschreibung liegen. Diese beginnt in unserer Heimat spät. Das Jahr 780 nach Chr. G. ist das erste, aus dem ein Ereignis, das Mecklenburg betrifft, berichtet wird; es ist die Zeit, wo der große Frankenkönig, Kaiser Karl, seine Macht bis an die Elbe vorschiebt und mit dem Nachbarvolke, den Obotriten in Mecklenburg, einen Vertrag schließt. Den rund 1150 Jahren überlieferter Geschichte steht eine fast zehnmal so große Zeit menschlicher Kultur ohne Geschichtsberichte gegenüber. Ihre Geschichte hat auch diese Zeit, denn schon die älteste nachweisbare Bevölkerung lebt in Gruppen, Völkern, Stämmen, die in verschiedenster Weise mit einander in Berührung kommen und sich entwickeln, und das ist Geschichte. Aber die Geschichtsquellen sind andere; es ist die Hinterlassenschaft, welche der Boden bewahrt hat, das heißt ihre körperlichen Reste, Geräte, Wohnungen, Gräber. Das sind die Gegenstände, mit denen sich die Vorgeschichte beschäftigt. Die Geschichte der Vorzeit ist eine Geschichte ihrer Kulturen; und sie benennt die einzelnen Perioden, in die ihr Stoff sich zeitlich gliedert, nach dem Material, welches für den betreffenden Kulturabschnitt das wichtigste war und spricht von einer Steinzeit, einer Bronzezeit, einer Eisenzeit. Als Übergang zur Geschichte schließt sich dann die Wendenzeit an.

## Steinzeit.

Das erste Auftreten des Menschen. Es gab eine Zeit, wo große Teile Europas von dem Eise eines von Norden kommenden Gletschers überdeckt waren, die Eiszeit oder Diluvialperiode. Bei ihrer stärksten Entwicklung war hier kein Leben möglich, aber zeitweise hat sich das Eis zurückgezogen, und da sind die diluvailen Tiere, Mammut und Höhlenbär, nachgerückt, und es könnte auch der Mensch seinen Weg hierher gefunden haben. Spuren von ihm sind bisher nicht aufgedeckt. In der Zeit um 10 000 vor Chr. hat das Eis unsern Boden endgültig verlassen, und es wurde der Raum frei für Pflanzen, Tiere, Menschen. Erst kam das Renntier und nach ihm der Renntierjäger in die noch waldlosen, feuchten Steppen der Ostseegegenden, dann, als der Wald sich entwickelt hatte, eine riesenhafte Waldtierwelt, unter der der Elch und der Urstier (bos primigenius) (Abb. 1. Urstierschädel von Toddin), eine jetzt ausgestorbene Wildrindart, besonders charakteristisch sind. Als Jäger und Fischer hat sich der Mensch in die Wildnis hineingewagt, und eine Anzahl Fischereigeräte, Harpunen u. ä., die bei Dobbertin gefunden sind, sind seine ältesten Zeugnisse. In einer etwas jüngeren Zeit, wo Eiche und Buche herrschende Waldbäume geworden waren, tritt dann eine Kultur auf, die an der Ostküste der jütischen Halbinsel reicher vertreten ist und in derb

muschelig geschlagenen Feuersteingeräten ihre Charakterform hat; es sind kleine beilartige Stücke, sog. Kernbeile, Spalter und Schaber; auch dieses Volk, das von der Lübecker Bucht her die waldfreie Seeküste entlang seinen Weg in das Land genommen hat, steht noch auf der Kulturstufe der älteren Steinzeit; es sind Jäger und Fischer. Eine größere Siedelung desselben lag bei Teterow am Fuß der Haidberge, und das Schweriner Museum besitzt als kostbaren Schatz auch ein Grab dieser Frühzeit, ein sog. Hokkergrab, gefunden bei Plau. Der erhaltene Schädel zeigt primitive Züge und gehört sicher einer ganz alten, für uns noch namenlosen Rasse an; als Beigaben hatte der Beerdigte eine Axt aus Hirschhorn und Schmuck aus Tierzähnen.

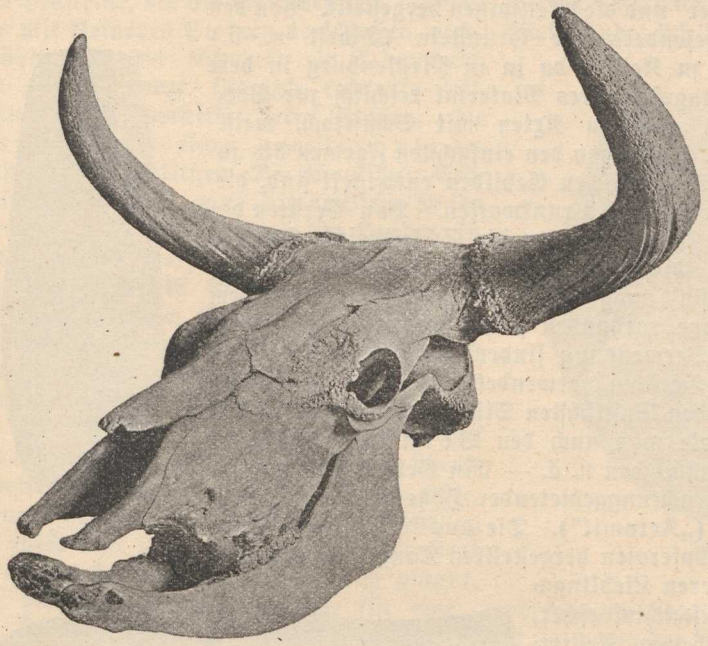


Abb. 1

Auf diese Anfänge der Kultur folgt mit gewaltigem Fortschritt die jüngere Steinzeit, der man die Zeit von 4000 bis 2000 vor Chr. G. zuschreibt. Der Unterschied ist durchgreifend. Der Mensch der jüngeren Steinzeit ist im Besitz der Nutztiere, die wir noch heute gebrauchen, er treibt Ackerbau, zunächst mit Hirse und Gerste, dann mit allen Körnerfrüchten der gegenwärtigen Wirtschaft und ist damit zur seßhaften Lebensweise übergegangen; die großartigen Hünengräber, die eine höchst bedeutende, nur von einer nach einem Plane gemeinsam arbeitenden Menge zu leistende Arbeit darstellen, zeigen, daß die Bevölkerung in einem sozialen Zusammenschluß lebt, und die ganze Anlage dieser Gräber zeugt auch von feineren seelischen Empfindungen, von Pietät gegen die Angehörigen und Sinn für Monumentalität; Schönheitssinn spricht auch aus der Form und Verzierung ihrer Geräte.

Unter den Geräten stehen die aus Feuerstein an erster Stelle. Es war eine folgenschwere Erfindung, daß man den Stein durch Schleifen zu glätten lernte. Das Hauptwerkzeug war eine keilförmige, im allgemeinen trapezoide Klinge mit scharfer Arbeitsfläche an der längeren Schmalseite, ein Universalwerkzeug zum Schlagen, Hacken, Schaben, Schneiden, Hobeln u. a. m., für dessen Zwecke einen gemeinsamen Namen zu finden nicht möglich ist und das wir darum seiner Form nach als Keil (Abb. 2) bezeichnen. Die Formenverschiedenheiten ermöglichen es, eine zeitliche Entwickelung festzustellen. Verwandt ist die Form des Meißels. Den Höhepunkt der Feuersteinbearbeitung stellt eine andere Reihe von Werkzeugen dar,

die nicht geschliffen sind, sondern an denen die Oberfläche durch muschelige Absprengungen, oft von erstaunlicher Feinheit, hergestellt ist. In dieser Art sind Klingen, die als Dolche (Abb. 3) oder Lanzenspitzen dienten, die sägeartigen „halbmondförmigen Messer“ und die Pfeilspitzen hergestellt. Von den Felsgesteinen ist besonders der Grünstein (Diorit u. ä.) verwendet, seltener zu Keilen, da ja in Mecklenburg in dem Feuerstein ein leistungsfähigeres Material reichlich zur Verfügung stand, wohl aber zu Äxten mit Schaftloch, meist Hammeräxten (Abb. 4), die von den einfachsten Formen bis zu formenvollendeten, künstlerischen Gebilden entwickelt sind, die letzteren offenbar Kampf- und Prunkwaffen. Von Geräten des täglichen Gebrauchs seien hier nur die Schleifsteine, Quetschmühlen und die zu diesen gehörenden Reibsteine genannt. Die Quetschmühlen sind ausgehöhlte Granitblöcke, die auf dem Lande noch in Menge vorhanden sind und noch jetzt zu verschiedenen Zwecken Verwendung finden. — Auch Horn und Knochen sind zu Geräten verwendet; Äxte aus Hirschhorn (Abb. 5) gehören zu den künstlichsten Stücken der Vorzeit. — Als Schmuck verwendete man auch den Bernstein in Form von axtförmigen Anhängern u. ä. — Ein Gebiet, auf dem die Steinzeitleute es zu achtunggebietender Höhe gebracht haben, ist die Töpferei („Keramik“). Die aus freier Hand ohne Töpferscheibe und Töpferofen hergestellten Tongefäße der Vorzeit sind die besonderen Lieblingsstücke der Vorgeschichtsforscher, denn sie sind die besten Bestimmungsstücke für die zeitliche Stellung und Kulturzusammenhänge. Und gerade am Anfang, in der Steinzeit, stehen Gefäße von feinster Abwägung der Formenelemente und einer eindringlichen, aus Tiefstichlinien u. ä. hergestellten Verzierungsart. (Abb. 6.)

Abb. 2

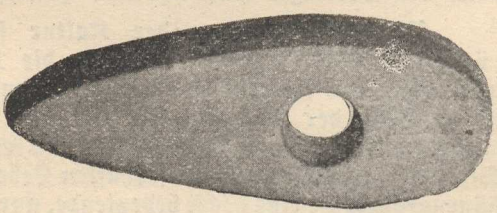


Abb. 3 und 4

Ihren eigenartigsten Ausdruck hat diese Kultur in ihren Denkmälern und Grabmälern gefunden, denn als beides zugleich sind die machtvollen Hünengräber aufzufassen. Man braucht den Ausdruck Hünengrab oft unterschiedlos für alle vorgeschichtlichen Gräber, wird aber gut tun, ihn auf die großen Steinbauten der Steinzeit zu beschränken, für welche er auch ursprünglich geschaffen ist, denn nur einem Riesen(Hünen)-Geschlechte glaubte das Volk die Bewältigung dieser Steinmassen zutrauen zu können. (Abb. 7. Hünengrab von Ruthenbeck. 8. Hünengrab von Katelbogen.) Die Grundform des Hünengrabes („Megalithgrab“) ist die aus starken Geschiebeblöcken (Granit oder auch Gneis) errichtete

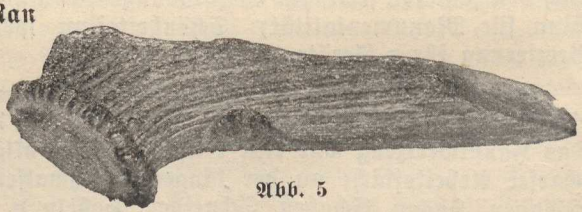


Abb. 5

Grabkammer. Tragsteine sind in den Boden versenkt und darüber Decksteine gelegt, die oft riesige Maße, bis 3 Meter Länge haben. Die Form der Kammer ist meist ein längliches Rechteck, die Größe verschieden, je nach der Zahl der Decksteine, die bis vier betragen können. Eine Schmalseite bildet den Eingang, der mit kleineren Steinen verschlossen wird. Stets findet sich bei den unberührten Gräbern an der Kammer ein Erdanwurf, der rundlich oder länglich rechteckig sein kann; stets umstellt mit Blöcken, die den Raum als einen geweihten von der Außenwelt abschließen. Die länglichen Erdaufwürfe können ganz beträchtliche Maße erreichen: das schönste Grab des Landes, in der Jameler Forst bei Naschendorf (bei Grevesmühlen) ist 38 Meter, eines bei Friedrichsruhe bei Crivitz sogar 54 Meter lang. Im Innern der Kammer (also nicht in dem Erdhügel) hat die Beisetzung stattgefunden: der Boden ist mit Steinplatten oder Lehmschlag abgelegt und darauf der Tote liegend oder an der Wand sitzend gebettet, sein Hab und Gut, Steingeräte, Tongefäße, Bernsteinschmuck, auch Nahrung an Wild usw. ist ihm beigegeben. Es liegt aber nicht so, wie man gewöhnlich glaubt,

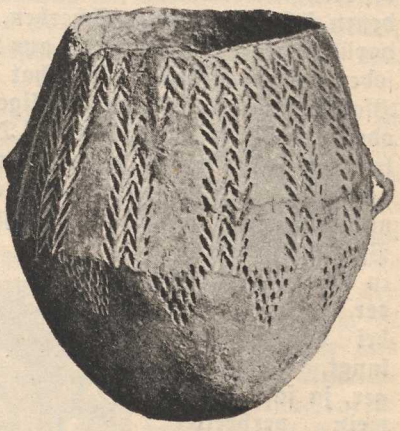
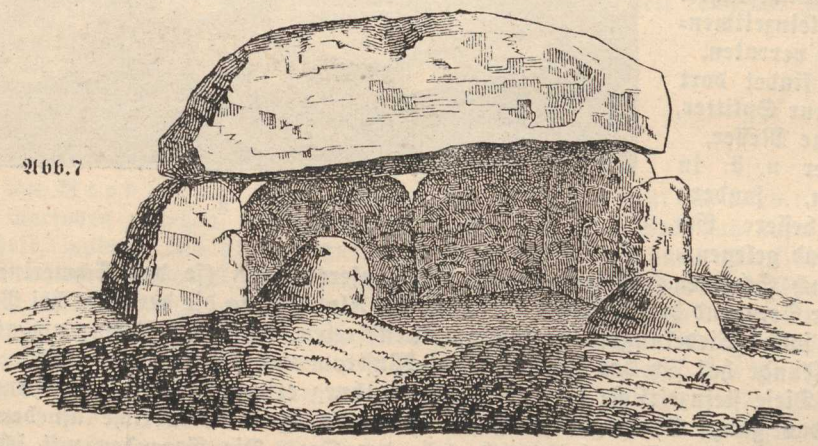


Abb. 6

daß die ganze mächtige Anlage für eine, bevorrechtete, Persönlichkeit geschaffen ist. Stets enthalten die Gräber mehrere Leichen, ja, wenn der Raum zu eng wurde, hat man die Reste der früheren Insassen zusammengeworfen, um für die neuen

Abb. 7



Platz zu gewinnen, und so werden die Hünengräber zu Massenbegräbnissen. In anderen Ländern hat man über hundert Skelette in einem Grabe gezählt; in Mecklenburg war ein ähnlicher Fund bei Lenzen bei Goldberg deutlich.

Nun ist aber das große Steingrab nicht die einzige Bestattungsform des Steinzeitmenschen. Wir haben auch Flachgräber, in denen der Tote einfach,

ohne Steinschutz, im Boden versenkt ist, auch unter Mitgabe seiner Habe. Aber das ist etwas sehr seltenes, deutlicher nur auf der kleinen Insel Tannenwerder im Ostorfer See bei Schwerin, und muß unten in anderem Zusammenhange besprochen werden.

Wo und wie haben nun die Steinzeitleute gesiedelt? Da finden sich zwei Formen der Siedelung: Grubenwohnungen und Pfahlbauten. Die ersteren sind erkennbar an den unter der Bodenoberfläche liegenden Herdstellen, an denen sich Tierknochen, Scherben, vereinzelte Geräte finden; über die Form der darüber liegenden Hütte, die aus Balken mit Flechtwerk oder überdeckenden Rasensoden bestanden haben wird, hat sich sicheres nicht ergeben. — Künstlicher sind die Pfahlbauten, Hütten, nach hiesigen Beobachtungen Rundhütten, auf seichtem See- oder sumpfigem Ufergelände. Da der ganze Abfall, auch an Geräten, in den feuchten Boden geriet, der der Vertorfung ausgesetzt war und so die Sachen trefflich bewahrte, sind diese Pfahlbauten eine unschätzbare Fundgrube alter Kultur, natürlich aber auch sehr schwer zu erforschen. Eine besondere Bedeutung hat die Pfahlbausiedelung in dem Moore bei der Müggenburg bei Wismar erlangt. — Häufiger, ja fast allgemein verbreitet sind die Feuersteinwerkstätten, d. h. die Stellen, die durch Abfälle von der Herstellung der Geräte die Anwesenheit der Steinzeitmenschen verraten. Man findet dort nicht nur Splitter, kleine Messer, Schaber u. ä. in Massen, sondern auch bessere Geräte und gelegentlich auch Scherben.

Abb. 8

Besonders die Ufer unserer Seen (so des Schweriner und Plauer Sees und der Müritz), aber auch die Flußufer, so die der Elde bei Parchim haben solche Siedelungsplätze fast an allen freien, sonnigen Höhen; am reichsten durch Funde hat sich das Fischland bei Wustrow und Niehagen erwiesen.

Diese steinzeitliche Kultur in Mecklenburg erstreckt sich nun durchaus nicht über das ganze Land gleichmäßig. Es überwiegen die Striche an den Endmoränen, auf der Seenplatte und nahe der See. Die Gegenden mit schwerem Boden, der ja der Bearbeitung mit den einfachen Ackergeräten Widerstand leisten mußte, sind im ganzen arm, aber auch die Striche mit leichtem Sande im Südwesten und das feuchte Gelände der Lewitz und der Rostocker Heide luden nicht zu stärkerer Besiedelung ein.

Die Mecklenburger Steinzeit ist ein Glied eines großen Kulturganzen, das man als nordische Steinzeit bezeichnet, das seinen Mittelpunkt in Däne-

mark hatte und sich die Nord- und Ostseeküstengebiete von Holland bis zur Oder, südlich etwa bis zur Höhe von Magdeburg hinzog. Alle Kulturerscheinungen sind auf diesem Gebiete im wesentlichen gleich, und es kann auch nur ein im wesentlichen einheitlicher Stamm ihr Träger gewesen sein. Es ist derselbe Stamm, dem auch wir angehören, die Germanen, und die Heimat der nordischen Steinzeit ist auch die Urheimat der Germanen. Aber auch schon in dieser frühen Zeit der Menschheitsgeschichte hat verschiedenartige Bevölkerung den Siedlungsboden teilen müssen. Die schon oben erwähnten Flachgräber von Ostorf enthielten Schädel, die nicht germanischer Art waren und die wahrscheinlich einer älteren, für uns namenlosen Bevölkerungsschicht entstammen.

Wenn die nordische Steinzeit einen geschlossenen Kulturkreis bildet, so ist damit nicht gesagt, daß dieser von der damaligen Kulturwelt, die ja im Orient und auch den Mittelmeerländern zu hoher Blüte gediehen war, völlig getrennt gewesen ist. Es haben Beziehungen bestanden, die ja auch Kulturpflanzen und Haustiere nach dem Norden brachten, und so ist auch das älteste Nutzmetall nach dem Norden gekommen, das Kupfer. Wo der Ausgangspunkt des Kupferhandels liegt, ist noch dunkel, aber der Weg war weit; die nächsten in der Vorgeschichte benutzten Kupfergruben liegen in Oberösterreich. Kupfer kam in fertigen Fabrikaten in das Land, Äxte, Nadeln, Schmuckringe aus Kupfer sind von den Steinzeitmenschen aufgenommen und benutzt, aber das eigentliche Arbeitsmaterial bildete nach wie vor der für die meisten Zwecke ja viel brauchbarere Stein. Eine neue Kultur hat die Bekanntschaft mit dem neuen Werkstoff nicht herbeigeführt. Eine solche ist erst gekommen, als in einem fernen Lande, — auch hier ist die Urheimat ungewiß —, die Entdeckung gemacht war, daß das Kupfer durch einen Zusatz von Zinn leichter schmelzbar und doch härter wird und damit die Bronze erfunden war, die nun ihren Weg auch nach dem Norden nahm. Damit hebt unsere Bronzezeit an, die geheimnisvollste und anziehendste Periode unserer Vorgeschichte, denn über ein Jahrtausend hin hat sie hier eine Kultur begründet, deren führendes Material ausnahmslos durch weit reichende Handelsbeziehungen beschafft werden mußte.

## Bronzezeit.

Die Bronzezeit (etwa 2000 bis 750 vor Chr.) läßt sich wieder in drei große Perioden zerlegen. Wir sahen, wie nicht ein neues Volk das neue Metall einführte, sondern das alte es auf dem Handelswege gewann. Es findet also kein Bevölkerungswechsel statt, sondern die Bronzeleute sind ebenso Germanen, wie die Steinzeitleute es waren. In der frühen Bronzezeit (2000 bis 1800) empfing die einheimische Bevölkerung in größerer Menge Geräte, die aus der Ferne kamen, und lernte auch schon sie nachzuarbeiten. Der Handelsweg, der in unser Land führte, war der Elbweg, und der Handel wurde ermöglicht dadurch, daß der Boden eine Gegengabe zu bieten hatte, die bei südlichen Völkern hoch im Werte stand, den Bernstein. Die Mischung, welche die eingeführten Bronzen hatten, ist fast von Anfang an dieselbe, die sich als die praktischste bis in die Gegenwart bewährt hat, 90 Prozent Kupfer und 10 Prozent Zinn. Die Form, in der die Bronze befördert wurde, waren ringförmige Barren. Diese sind dann auch als Schmuck, als Hals- und Armringe getragen und zu immer feineren Formen, Ösenringen, Spiralringen, Halsschmuckplatten u. ä. ausgearbeitet. Als Waffe diente der Dolch, der allmählich größer gestaltet wurde, so daß das



U.B. Rostock

Kurzschwert entstand. Arbeitsgerät war die Flachaxt (ohne Loch), die ihren Ursprung aus dem Feuersteinkeil nicht verleugnet. Das sonderbarste Stück ist der Dolchstab, eine in einen bronzenen Schaft seitlich eingelassene Dolchklinge, ein Gegenstand, der einen praktischen Gebrauchszweck nicht haben kann und als Würdezeichen oder rituelles Gerät bei gottesdienstlichen oder ähnlichen feierlichen Handlungen anzusehen ist. Alle diese Erscheinungen teilt Mecklenburg mit weiten deutschen Landstrichen, besonders in Mitteldeutschland. Aber aus ihnen hat sich eine neue, originale und glänzende Kultur entwickelt, die ältere nordische Bronzezeit (etwa 1800—1250 vor Chr. G.). Ihr Schauplatz ist im wesentlichen derselbe, wie der der jüngeren Steinzeit, erstreckt sich aber nicht so weit. Das Hauptland bleibt Dänemark, über Mecklenburg greift sie wenig hinaus, schon im Lande Stargard (Mecklenburg-Strelitz) wird sie wesentlich schwächer.

Die Eigenart dieser Zeit besteht in erster Linie in der Bildung der Geräte. Es ist ein eigentümlich anziehender Geist, der aus den mit feinstem Formgefühl und vollendeter Technik hergestellten Formenreihen (Typen) spricht. Mit dem wertvollen Material, der Bronze, wird schonend umgegangen, die Stücke gehen an Größe nicht über das Notwendige hinaus, streben aber nach zurückhaltender Schönheit in den Umrißlinien und dem Aneinanderpassen der Formenelemente und besonders auch der Verzierung, die in reichen, zarten, mit der Punze hergestellten Linienmustern besteht, das Lieblingsmotiv der Zeit ist die Spirale. Über Art und Verwendung der Geräte belehren die reich ausgestatteten Gräber, in denen die Toten mit der Ausstattung, wie sie sie im Leben trugen, beigesetzt sind. Da hat der Mann sein Schwert, eine zweischneidige flache Klinge, stets ohne Parierstange mit einer flachen Griffzunge, die für den Belag mit Holz, Horn, Knochen bestimmt war (Abb. 9) oder gegossenem, oft erstaunlich künstlichem Griff; die Lanze tritt dem Schwert gegenüber zurück, wohl aber findet sich die Streitaxt, die, eine Weiterentwickelung der alten Flachaxt, jetzt mit einer Nute zum Festhalten des gebogenen Schaftes gebildet wird, und auch Pfeilspitzen, zu denen man seltener die wertvolle Bronze, meist den Feuerstein benutzt. Am Handgelenk trägt der Mann einen goldenen Ring, der anscheinend das Würdezeichen dieser Zeit darstellt. Auffallend reich ist die Ausstattung der Frauengräber: eine Fülle von Ring-, Platten- und Nadelschmuck für Hals, Brust, Gürtel, Arme, Hand und Fuß, darunter zwei besondere Formen, die „Halsberge“ (Abb. 10) und die „Handberge“ (in Wirklichkeit ein Fußgelenkschmuck) (Abb. 11), ein Wunderwerk der Technik und für uns von besonderem Interesse, da sie ihre

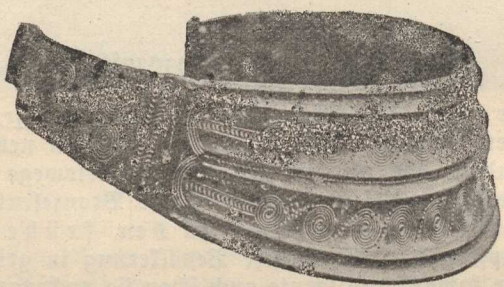


Abb. 10

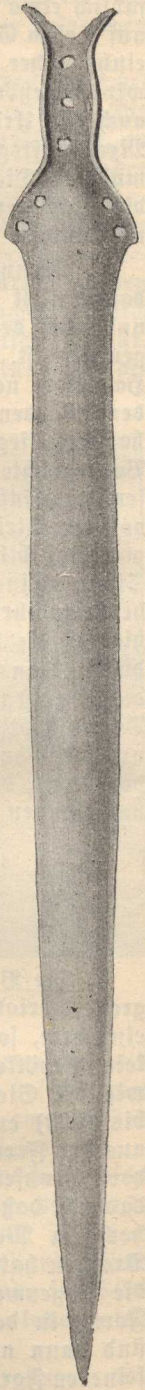


Abb. 9

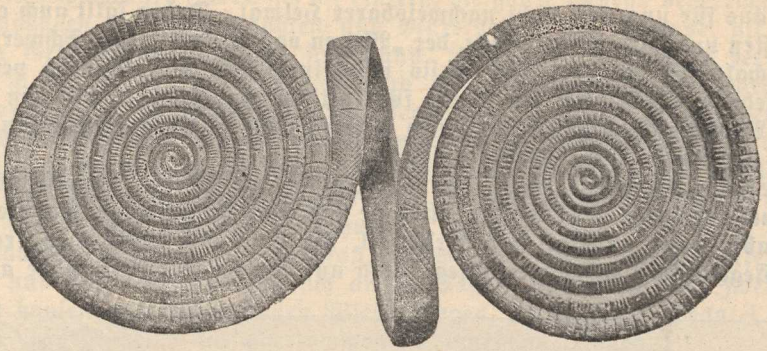


Abb. 11

Hauptverbreitung und eigentliche Heimat in Mecklenburg hat; auch Gold-, Glas-, Bernsteinschmuck gehört zum weiblichen Schmuckinventar. Ein wichtiger Toilettengegenstand, der von Männern und Frauen gebraucht wird, ist die „Fibel", d. h. Nadel zum Zusammenhalten des Gewandes, die in der nordischen Bronzezeit eine eigentümliche Konstruktion hat: die Nadel um einen Bügel sich bewegend und auf Platten auflagernd. (Abb. 12.)

In der Bronzezeit finden sich viele Besonderheiten; dahin gehört ein Signalhorn von Wismar (Abb. 13), dessen Bronzebeschlag figürliche Darstellungen (Schiffe, Räder usw.) enthält, deren Deutung noch dahinsteht.

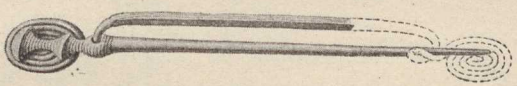


Abb. 12

Sehr zurücktretend sind die Arbeitsgeräte aus Bronze, Äxte mit Nute oder Tülle für den Schaft, Meißel, Sicheln, Messer, alles nur in kleinen Formen.

In Ton ist natürlich auch gearbeitet, Näpfe und Töpfe gehören zur Grabausstattung; die Formen haben sich seit der Steinzeit grundlegend geändert, Verzierungen hören fast auf, in der Formengebung ist südlicher Einfluß merkbar.

Beziehungen zu den südlichen Kulturen machen sich auch sonst geltend, wohl begreiflich, da ja die Beschaffung des Rohmaterials dauernde Verbindung mit den Kulturen südlicher Länder herbeiführte. So sind denn aus süddeutschem, keltischem Kulturkreise einzelne Stücke, Nadeln, Ringe, Messer nach dem Norden gelangt, und eine ganze Gruppe bronzezeitlicher Gefäße ist Import, das sind Schalen, Tassen u. a. aus getriebenem Bronzeblech. Die Kunst des Treibens war im Norden nicht beliebt, der Bronzeguß überwog durchaus, und die Blechgefäße kamen

Abb. 13

weither, aus für uns noch nicht nachweisbarer Heimat. Dahin fällt auch eines der bekanntesten und seltsamsten Stücke, der „Wagen von Peckatel“ (bei Schwerin), eine breite Schale mit zylinderischer Basis und einem mit vier Rädern versehenen Gestell, sehr wahrscheinlich ein Gerät für kultische Handlungen, also ein „Opferwagen“. Auch die Glasperlen sind durch weitreichende Handelsbeziehungen, die bis Ägypten verfolgbar sind, hierher gelangt.

Derselbe vornehme Geist, den die Geräte der älteren Bronzezeit zeigen, spricht auch aus ihren Gräbern. Auch sie sind echte Monumente, wie die Hünengräber, aber ganz anderer Art, Erdhügel, die man mit nicht ganz treffendem Namen Kegelgräber zu nennen pflegt, gern auf einer natürlichen Höhe aufgesetzt,

Abb. 14

so daß sie sehr beträchtliche Höhen, bis 10 Meter, erreichen können. (Abb. 14 Kegelgrab von Stellshagen, Abb. 15. Kegelgrab von Blengow.) Der monumentale Charakter zeigt sich oft auch an der Lage, denn sie krönen gern hoch gelegenes Gelände und sind sichtlich für Fernblick berechnet, so an der ganzen Küste von Wismar bis Doberan. Auch die Kegelgräber haben meist einen sie umschließenden Steinkranz. Das Innere birgt auf dem Urboden oder in diesem versenkt die Bestattung, die Normalform ist ein Sarg aus einem gehöhlten Eichenstamm, in dem der Tote in seinem Wollegewande mit seiner Habe und Beigabe an Speise und Trank gebettet ist. Über dem Sarge wird meist eine Steinüberdeckung aufgewölbt. Es kommen auch mehrere Bestattungen in einem Hügel vor, Männer- und Frauengräber sind an ihrem Inventar scheidbar. Im Laufe der Periode dringt die Sitte des Leichenbrandes ein und ist am Ende derselben durchgedrungen. Wiederholt finden sich beide Bestattungsformen nebeneinander, auch so, daß neben dem beerdigten Manne die Frau verbrannt beigesetzt ist. So ergibt sich eine Fülle von Kombinationen, die den Kegelgräbern eine außerordentlich große Abwechslung und etwas persönlich Individuelles geben.

Die Kegelgräber finden sich oft einzeln, die ganze Gegend beherrschend, z. B. bei Stellshagen bei Grevesmühlen und Martensdorf bei Wismar, oft aber zu größeren Gruppen vereint, und sind dann, besonders im Schmuck der Buchenwälder, so im Primer bei Güstrow und bei Brudersdorf bei Dargun, ein Charakterbild unserer Landschaft. Die Verteilung im Lande ist sehr verschieden; manche Landstriche sind leer, in anderen finden sie sich dicht zusammen, so besonders in der Gegend bei Bützow, Sternberg, Güstrow, wo z. B. eins dieser inhaltreichsten Gräber, das „Königsgrab" von Ruchow liegt. Andere durch ihren Inhalt wichtigen Gräber sind die von Peckatel bei Schwerin, Friedrichsruhe bei Crivitz, Blengow bei Neubukow, Stülow bei Doberan, Schwaan. Viele tragen altertümliche Namen, und allgemein knüpfen sich an sie Sagen, besonders von Zwergen, die in ihnen hausen und der goldenen Wiege, Sagen, die z. B. bei Peckatel wie eine durch die Jahrtausende hin überkommene Erinnerung klingen.

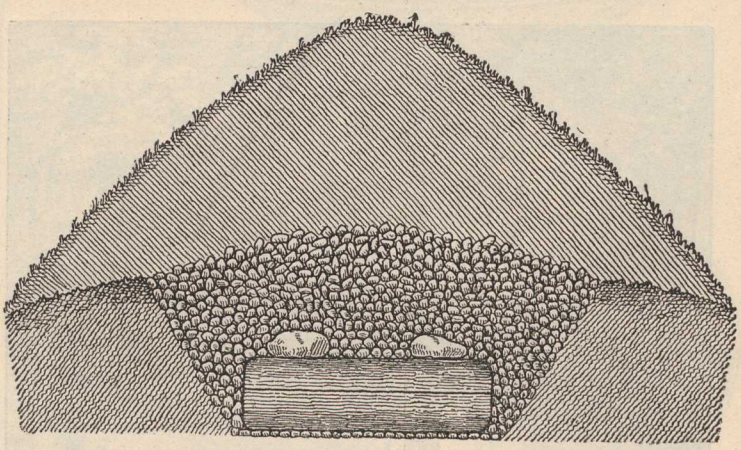


Abb. 15

Den Gräbern gegenüber treten andere Fundstellen mit älteren Bronzen weit zurück. Wohnplätze besitzen wir nur ganz vereinzelt, und so sind wir auch über die materielle Kultur, das Wirtschaftsleben jener Zeit nicht unterrichtet. Was uns aus seiner Hinterlassenschaft entgegentritt, ist die Kultur eines Herrenvolkes, dessen Wesen sich für uns in den aufwandreichen, auf Repräsentation gerichteten Gräbern mit ihrem reichen, feinen Inhalt auslebt.

Ganz anders der Charakter der jüngeren Bronzezeit (etwa 1250 bis 750 vor Chr.). Wir beginnen hier mit den Gräbern. Der Unterschied von den besprochenen ist tiefgreifend. Mit dem Siege des Leichenbrandes, der den Körper vernichtet, verbindet sich eine völlige Änderung der Bestattungsart. Die Sitte der Beigaben hört allmählich fast auf. Man beschränkt sich schließlich, dem Toten ein kleines, minderwertiges Stück, z. B. einen Ring, eine Nadel, ein Messer beizugeben, vielfach werden es Gegenstände sein, die bei der letzten Toilette benutzt sind; meist fehlen Beigaben ganz. Zur Bergung der Reste hat sich die Beisetzung in einem Tongefäße (Urne) durchgesetzt. Die zerbrannten Gebeine werden sorgsam behandelt, von den Beimengungen des Scheiterhaufens gereinigt, gelegentlich sogar sortiert, in ein Tuch geschlagen und so in die Urne gelegt. Diese wird zunächst noch, meist mit anderen zusammen, mit Steinen umgeben und einem kleinen Hügel überdeckt, in späterer Zeit im Boden versenkt, ohne ein uns noch erkennbares Merkmal; und so entsteht schon in der Bronzezeit die

Grabform des Urnenfeldes, die dann über ein Jahrtausend die herrschende im Lande geblieben ist. Urnenfelder findet man ausschließlich in sandigem oder leicht kiesigem Boden, gern werden flache Kuppen dazu gewählt. Sie haben oft eine ganz bedeutende Ausdehnung. Es kommt vor, daß Gruppen von Urnenstellungen nach außen durch einen Steinkranz bezeichnet werden. Dahin gehören wahrscheinlich die sagenreichen Stellen des Steintanz von Boitin bei Bützow (Abb. 16) und der „Sieben Steine" von Spornitz. Die Verteilung der jungbronzezeitlichen Gräber ist eine ganz andere als die der älterbronzezeitlichen: sie finden sich besonders im Süden des Landes, auch das Land Stargard wird jetzt reich an Funden; bei Lübz (Lanken) lag auch das einzige stattlichere Grab dieser Zeit, auf einem natürlichen Hügel Erdauftrag mit Steinkiste, darin die Urne mit dem Leichenbrand, und Beigaben: Messer, Ringe von Bronze und Gold, auch eine

Abb. 16

eiserne Nadel, das erste Eisen im Lande; daneben ein Tongefäß mit einer bronzenen Tasse, offenbar eine Trankbeigabe; über der Kiste eine Brandstelle mit Tongefäßscherben, Reste eines Leichenmahls. Im allgemeinen aber sind die Gräber, besonders die Urnenfelder, von öder, ärmlicher Gleichartigkeit.

Wäre man nur auf die Gräber angewiesen, so würde die jüngere Bronzezeit nur ein mattes Bild bieten. Aber wir haben einen eigenartigen Ersatz, die sog. Depot- und Votivfunde, d. h. einzelne besondere Stücke oder eine Anzahl von Stücken, die an besonders geschützten Stellen, unter Steinen oder in feuchtem Boden, Seen oder Sumpfland, niedergelegt waren. In vielen Fällen sind es Wertstücke, die zeitweilig, in Zeiten der Not etwa, verborgen waren, also Depots, aber in anderen kommt man mit der Erklärung nicht aus; es handelt sich da klärlich um eine dauernde Entäußerung, die ihren Grund in der Weihe an Göttern oder Ahnen hat, das sind also echte Votive, die vielleicht aber auch in den Gedanken der Selbstausstattung für ein anderes Leben wurzelt. Eine besondere

Art der Depots sind noch die „Gießerfunde", d. h. die Vorräte von Bronzegießern, wahrscheinlich wandernden, uns unschätzbar, weil hier ein handgreiflicher Beleg für die einheimische Herstellung vorliegt und sich die Art der Herstellung an den z. T. unfertigen oder verworfenen Stücken erkennen läßt. Solche Gießerfunde sind z. B. bei Holzendorf bei Sternberg, Ruthen und Karbow bei Lübz in

Abb. 17

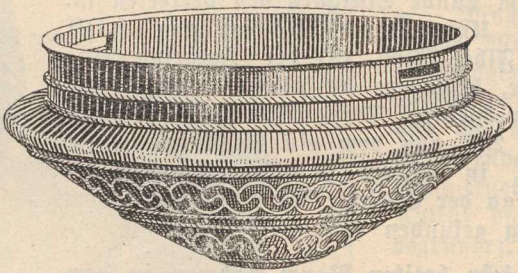


Abb. 18

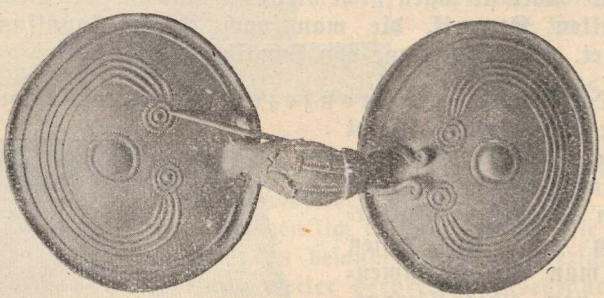


Abb. 19

Torfmooren zu Tage getreten. Sie enthalten neben einheimischen Dingen auch Sammelerz, das Material unbrauchbar gewordener Stücke, die zum Teil weither kommen.

Diese auswärtigen Beziehungen geben der jüngeren Bronzezeit ihren besonderen Charakter. Die Zeit um die Wende zum letzten vorchristlichen Jahrtausend ist ja eine Zeit starker Völkerbewegung, eines großen Drangs nach Süden, deren Auswirkungen bis in unsern Norden sich fühlbar machen, Schwerter, ein Helm und Äxte, die ihre Heimat in Ungarn haben, getriebene Kessel und Schalen aus Italien, Schwerter und Messer aus der Westschweiz oder dem Rhonebecken finden sich auf unserem Boden zusammen und wirken auf die einheimische Produktion. Selbst südliche Ornamentmotive, der Mäander und der „laufende Hund" dringen in sie ein, und das Ergebnis ist ein ganz neuer, in seiner Art auch höchst anziehender Stil. Die Geräte werden schwerer, massiger, die feine Profilierung der älteren Bronzezeit macht der Neigung zum Runden, Aufgetriebenen Platz, in die Ornamente kommt ein starkes Leben: flechtbandartige Bänder und ähnliches überzieht in starker Bewegung die Fläche oder die wellenförmigen Kurven lösen sich in lebendige Gebilde, Drachenköpfe, auf. Auch

die Form wird von der Bewegung ergriffen, die Geräte runden und blähen sich auf. — Die Schwerter (Abb. 17) sind jetzt breite starke Klingen geworden, an der Formengebung aller Geräte macht sich die neue Geschmacksrichtung geltend, besonders an den Hängebecken, d. s. gegossene Schalen von ausgezeichneter Technik, die zur Aufnahme von wertvollen Gegenständen dienten, eine originelle nordisch jungbronzezeitliche Form, die besonders im Lande Stargard best vertreten ist. (Abb. 18). Unter den Toilettenstücken spielt neben der Fibel (Abb. 19) der Halsring eine große Rolle, besonders auffallend der gedrehte Ring mit wechselnder Torsion (Torques, Wendelring, Abb. 20), von dem ein Stück später, im Mittelalter, in schöner gotischer Fassung als Türklopfer an der Südseite des Güstrower Doms Verwendung gefunden hat.

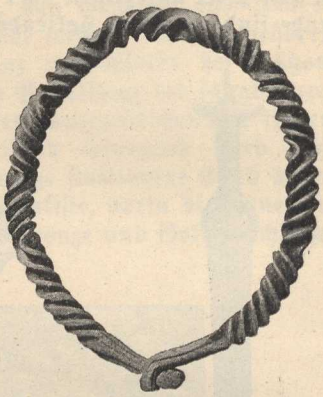


Abb. 20

Einen sehr breiten Raum nahmen in dem jungbronzezeitlichen Bestande die Töpfereiprodukte ein. Tonurnen waren ja die Leichenbrandbehälter. Aber sie sagen nicht viel. Es sind im wesentlichen Abarten einer hoch entwickelten Keramik, die man nach ihrem Hauptfundgebiet als Lausitzer bezeichnet. (Abb. 21. Urne von Schaliß.)

Das Ende der Bronzezeit bezeichnet ein langsames Absterben. Die Einfuhr der Bronze scheint schwieriger geworden zu sein, die Formen verkümmern. Es tritt ein allgemeiner Kulturrückgang ein, als dessen Grund man ein Zusammenwirken von Übervölkerung, Abschneiden von den südlichen Kulturländern durch Völkerbewegungen in Mitteleuropa, auch eine durch neueste Forschungen sichergestellte Klimaverschlechterung mit Eintreten einer naßkalten Periode annehmen mag. Ob man diesen Kulturabschnitt im nordischen Kulturgebiet, in der die Bronze verkümmert, das Eisen aber noch nicht recht zur Geltung kommt, noch zur Bronzezeit oder zur Eisenzeit rechnen will, bleibt dem Gutdünken überlassen. Wir ziehen es vor, ihn bei der Eisenzeit zu besprechen, um den Anschluß an die südlichen, für unsere Zeitbestimmung maßgebenden Kulturgebiete zu finden.

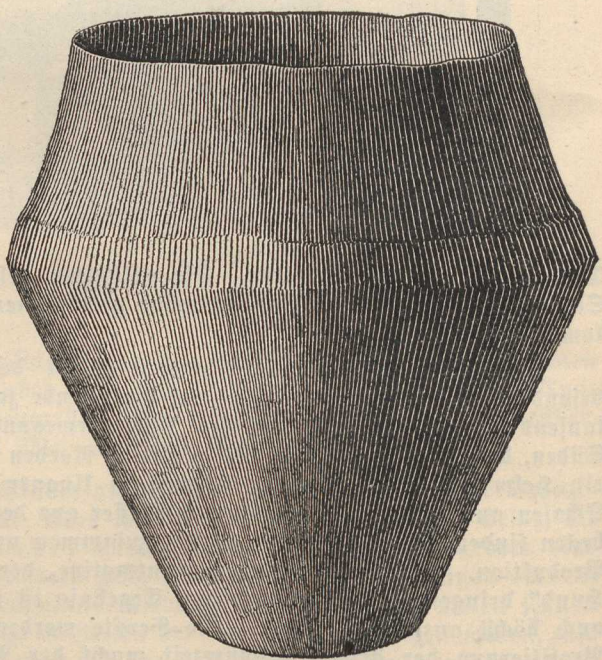


Abb. 21

Nur langsam drang das Metall, dem die Zukunft gehörte, in das Land. Als in Mitteleuropa schon eine sehr hohe Blüte eisenkundiger Technik herrschte, die man nach dem bekanntesten Fundort in Oberösterreich als Hallstattkultur bezeichnet, sind es im Norden nur geringfügige Dinge, Nadeln, Ringe, Messer, die das Eindringen des neuen Stoffes darstellen. Auch hier hat nicht ein neu auftretendes Volk im Besitz einer überlegenen Kultur die neue Zeit begründet, sondern die alte, also germanische Bevölkerung übernimmt zögernd kümmerliche Momente einer fremden Kultur, ohne wesentlich neues zu schaffen. Das Gesamtbild dieser älteren Eisenzeit (etwa 750 vor Chr. G bis Ch. G.) ist

Abb. 22

zunächst noch ganz bronzezeitlich. Die Urnenfelder bleiben dieselben, daneben niedrige Hügelgräber, die Urnen stehen gelegentlich in Steinkisten. Die Töpferei bleibt auch dieselbe ziemlich charakterlose; an besonderen Formen erscheint, ein Ausläufer eines im östlichen Harzvorland weiter verbreiteten Gebrauches, eine Urne in Gestalt einer Hütte (sog. Hausurne, von Kiekindemark bei Parchim) (Abb. 22). Ein neuer Zug dieser Periode, des ersten Abschnittes der älteren Eisenzeit (etwa 750—500) ist die Siedelung auf hoch gelegenen, auch durch Umwallung geschützten Stellen. Das sind die ältesten Burgwälle des Landes, eine Erscheinung, über die die Untersuchungen noch im Gange sind. Bei Basedow, Kl. Luckow bei Teterow, Zislow bei Plau, Kratzeburg bei Neustrelitz hat man dahin gehende Erscheinungen beobachtet, die noch dadurch an Interesse gewinnen, daß es etwas Vorübergehendes ist. Wirklich heimisch ist die Burgenanlage im germanischen Gebiet nie geworden; erst nach langer Pause sind hier zu Lande von einem stammfremden Volke, den Wenden, wieder Burgen errichtet.

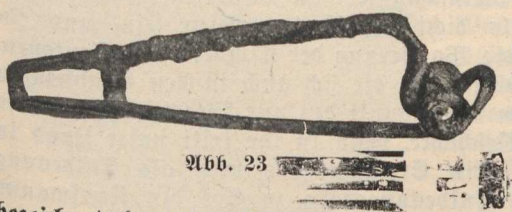


Abb. 23

Allmählich wird der Einfluß der Hallstattkultur stärker, und als in der Mitte des Jahrtausends diese in Mitteleuropa von einer neuen glänzenden Kultur abgelöst wird, deren Träger das Volk der Kelten ist und die man nach einem Fundort in der Westschweiz als Latène bezeichnet, kommt auch Mecklenburg unter den Einfluß. Aber es bleibt ein mattes Bild. Aus der ganzen dreiviertel Jahrtausende umfassenden älteren Eisenzeit besitzen wir kein einziges Schwert, auch sonstige Waffen verschwindend wenig. Die

Grabausstattung besteht fast nur aus Toilettestücken aus Eisen oder seltener Bronze, Gürtelhaken mit den zugehörigen Ringen, Nadeln, Fibeln (Abb. 23). Nur ein besonderes Stück hat diese Zeit hervorgebracht, dieses allerdings eines der berühmtesten unserer Schweriner Sammlung, die sog. „wendische Krone", (Abb. 24. „Wendische Krone" von Langen-Trechow.), ein durch ein Charnier aufklappbarer Reif, in seiner entwickelten Form mit Zacken und hohem Charnierstift, die an die mittelalterlichen Kronen erinnern.

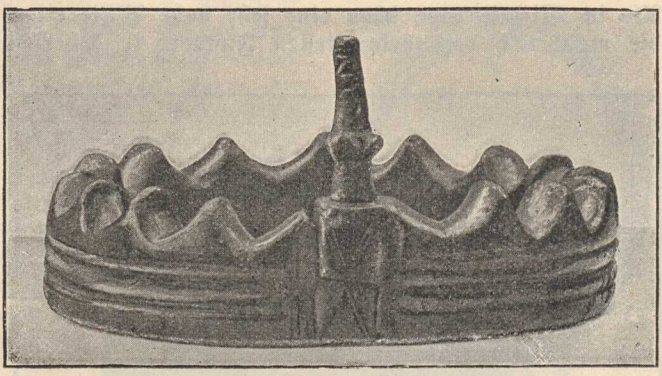


Abb. 24

Kronen im gewöhnlichen Sinne sind es aber nicht, und auch der Name „wendisch" ist irreführend, er geht auf eine Zeit zurück, in der man die gesamte Hinterlassenschaft der Vorzeit dem letzten vorgeschichtlichen Volke, den Wenden zuschrieb. Es sind germanische Würdezeichen, ursprünglich Halsringe, später wohl auf einem turbanartigen Kopfschmuck oder ähnlich getragen. — Eine sehr große Bedeutung hat auch jetzt die Töpferei, sehr wechselnde Formen, die auch eine zeitliche Scheidung der Grabfelder ermöglichen. Ein besonders charakteristischer Typ vom Ende der Periode ist die „Situla", ein stark profiliertes Gebilde von südlichem Einfluß. (Abb. 25.)

Abb. 25

Die Grabfelder, welche diese Urnen bergen, überziehen das ganze Land in reichster Fülle, es ist die häufigste Gruppe vorgeschichtlicher Denkmäler überhaupt: ausschließlich Urnenfelder, in älterer Zeit die Urnen unter Steindämmen oder in Steinpackungen, später ohne Steinschutz frei im Sande, oft von größter Ausdehnung. Das Land muß damals dicht bevölkert gewesen sein, und ein so großes geschichtliches Ereignis, wie die Wanderung der Cimbern und Teutonen, findet seine Erklärung aus der Übervölkerung, die sich auch in den Grabfeldern äußert. Auch sonst bedeutet diese, vom Standpunkt des nur Altertümersammlers so öde Periode den Anfang unserer Geschichte, denn in ihr tritt unser Land in den Gesichtskreis der Kulturvölker. Ein Ereignis, das man als Entdeckung Deutschlands bezeichnen kann, ist die Entdeckungsreise zu See des Kaufmanns und Geographen Pytheas von Massilia (in den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts), die ihn zu den friesischen Inseln führte. Damals bewohnten Teutonen unser Land. Über die spätere germanische Bevölkerung sind wir wenig

unterrichtet. Im Südwesten saßen Langobarden, im Nordwesten wahrscheinlich Sachsen. Den Osten scheint ein recht dunkler Stamm, die Lemovier, eingenommen zu haben. Vielleicht dürfen wir auch den schwer faßbaren Stamm der Warnen für Mecklenburg mit in Anspruch nehmen.

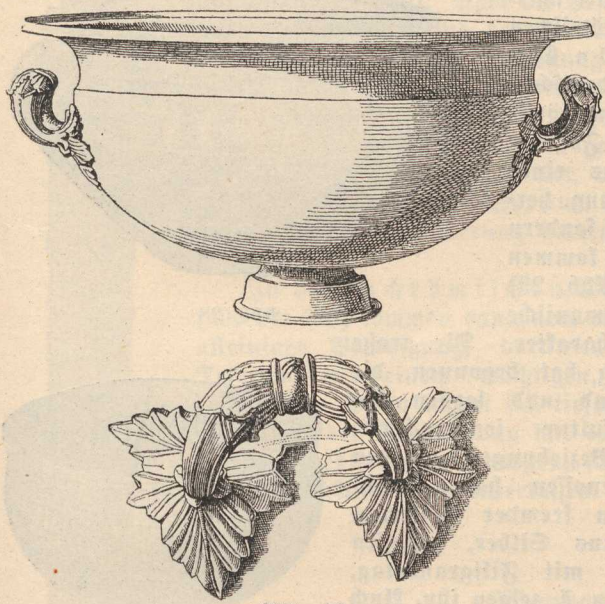


Abb. 26

Eine grundlegende Umwälzung auch für unseren Norden bedeutete es, als Julius Cäsar Gallien unterwarf, der Rhein die römische Reichsgrenze wurde, und die ersten Kaiser den römischen Einfluß auch in das Innere Germaniens ausdehnten. Nie ist ein römisches Heer bis Mecklenburg gekommen, aber das Land fällt jetzt in die Einflußsphäre der Weltmacht, und dieser Einfluß ist stark genug, daß wir die nun folgende Periode (Chr. G. bis 400 nach Chr.) als römische Eisenzeit bezeichnen. Römische Industrieprodukte führt der Handel vom Rhein, zum Teil vielleicht auch von der Donau her; nicht Waffen oder Nutzgeräte, sondern römisches Tafelgeschirr, Schalen, Krüge, Kessel, Siebe usw. aus Bronze und auch aus Silber in dem feinen Geschmack und der ausgezeichneten Technik des ersten Jahrhunderts (Abb. 26. Schale von Dobbin), dieselben Geräte, welche Pompeji ergeben hat, finden sich hier in Gräbern bei Hagenow und Gr. Kelle bei Röbel, sie gehören zu den Glanzstücken der Schweriner Sammlung. Neben diesen eingeführten Stücken steht aber eine bedeutende eigene Gewerbetätigkeit, die sich von der römischen stark unterscheidet; jetzt haben wir wieder Schwerter, zunächst auf die keltischen (Latene) Formen zurückgehend, und Lanzenspitzen, auch Schilde (Abb. 27) und Sporen eigener Form. Das Kleingerät, besonders Fibeln und die Beschläge der Trinkhörner, aus Bronze, Eisen und Silber (jetzt zuerst wird auch in Silber gearbeitet) hat einen ganz besonderen, fast überzierlichen Geschmack, der so gar nicht mit dem Bilde stimmen will, das man sich gewöhnlich von den rauhen Germanen der

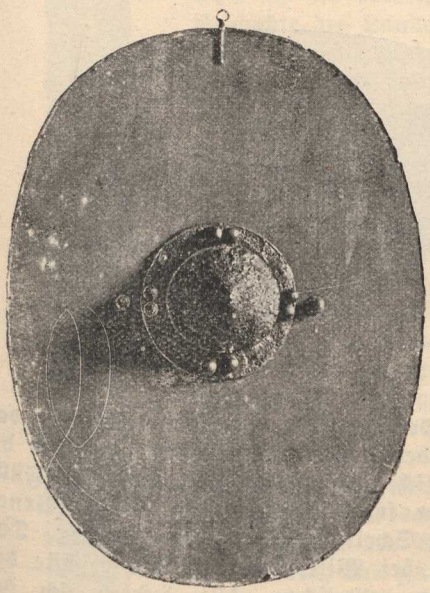


Abb. 27

Zeit des Arminius macht. Hervorragend ist auch die Töpferei: fein gearbeitete, schalenförmige Urnen mit ihrer glänzend schwarzen Oberfläche und dem klassischen Verzierungsmotive des Mäander. (Abb. 28.)

Innerhalb der römischen Periode lassen sich wieder zwei Abschnitte scheiden. Der Niedergang der römischen Macht äußert sich etwa seit 200 n. Chr. auch in dem Charakter der deutschen Gräber. Der Import aus dem römischen Reiche nimmt andere Formen an: es sind jetzt Gefäße aus einer minderwertigen Kupferlegierung, hergestellt nicht mehr in Italien, sondern in den Provinzen; von dort kommen auch Glassachen, Schalen (Abb. 29) und Perlen. Auch die germanische Produktion ändert ihren Charakter. Die große germanische Völkerwanderung hat begonnen, die Goten stehen in Südrußland und lernen die griechisch-orientalische Mischkultur jener Übergangsgegend kennen; die Beziehungen zu den zurückbleibenden Stammesgenossen haben nicht aufgehört, und so dringt ein fremder Geschmack nach dem Norden, Fibeln aus Silber, gegossen oder blechartig (Abb. 30), mit Filigranbelag, Aufsetzen von farbigem Glas u. ä. zeigen ihn. Auch die Keramik wird anders: gut gearbeitete, reich, oft auch plastisch verzierte, meist schalenförmige Gefäße. (Abb. 31.)

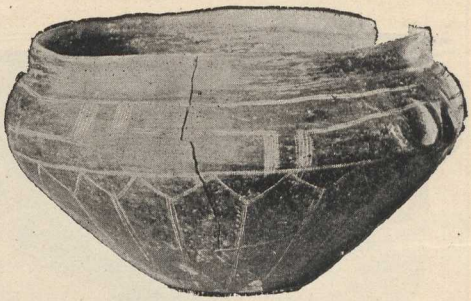


Abb. 28

Abb. 29

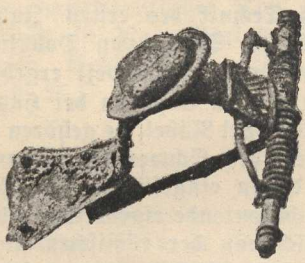


Abb. 30

Abb. 31

Die Grabform bleibt auch in der ganzen römischen Periode das Urnenfeld, die Beisetzung der Leichenbrandbehälter in freiem Boden. Aber die Ausstattung ändert sich: an Stelle der ärmlichen Beigaben tritt eine reiche Fülle Ganze Waffenausrüstungen werden in der frührömischen Zeit in die Urnen gepackt, meist mit Spuren, daß sie auf dem Scheiterhaufen gelegen haben. Das hierhin gehörende Urnenfeld von Körchow bei Wittenburg ist das reichste des Landes. Mit dem Übergang zur jüngeren römischen Zeit ändert sich der Charakter. Die Ausstattung mit Waffen hört auf, weibliches Inventar (Spindel-

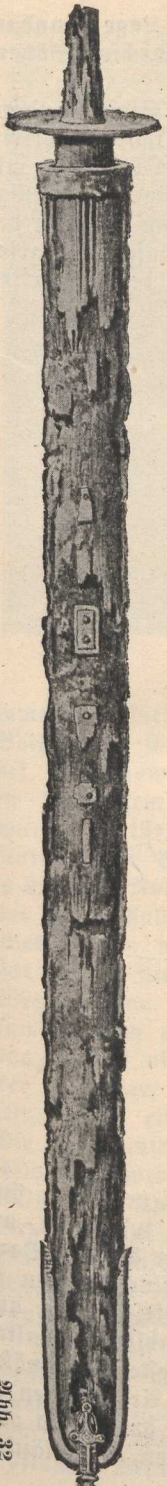


Abb. 32

steine, Nähnadeln, seltsamer Weise auch Schlüssel zu Holzkästen) überwiegt. Auch aus dieser Zeit haben wir Grabfelder von größter Ausdehnung, die letzte Ausgrabung hat bei Ruthenbeck an einem Tage 160 Urnen ergeben, und das Feld ist noch nicht annähernd erschöpft. Aber die Bestattung nimmt eine Änderung an. Der Leichenbrand herrscht nicht mehr unbedingt, es tritt vereinzelt daneben die Beisetzung unverbrannter Leichen, und gerade diese haben die reichsten Beigaben, besonders in römischer Art Tafelgeschirr. In dem jüngeren Abschnitt (drittes Jahrhundert) finden wir sogar ein ganzes, auf das reichste ausgestattetes Grabfeld dieser Art, bei Häven bei Brüel. Dann werden die Funde spärlicher; auch die Bevölkerung Mecklenburgs ist in die Völkerwanderung hineingezogen und das Land wird leer.

In der nachrömischen Völkerwanderungszeit (400 bis 500) kommen dann noch einige Funde, Gräber, jetzt mit alleiniger Beerdigung, darunter der glänzende Fund von Teterow mit einem mächtigen, silberbeschlagenen Schwerte (Abb. 32). Dann lagert sich tiefe Stille über dem Lande; der alte Kern der Bevölkerung hat es verlassen, die kleinen Reste, die zurückgeblieben sein mögen, sind kulturell verkümmert und haben kein Andenken hinterlassen.

## Wendenzeit.

Langsam rückt ein stammfremdes, slawisches Volk, die Wenden in die verlassenen Landstriche. Mit ihm beginnt die Geschichte des Landes, aber das früheste Datum liegt spät, 780, und die Geschichte der ganzen Wendenzeit beruht nicht auf eigenen Aufzeichnungen, sondern ist die Darstellung fremder, feindlicher Völker, der Deutschen und Dänen. Die einzigen einheimischen Urkunden sind die Bodenaltertümer, und damit fällt auch die Wendenzeit in den Rahmen unserer Betrachtung. Es ist bekannt, daß die Wendenherrschaft in Mecklenburg eine Episode darstellt, die rund 600 Jahre gedauert hat. Mit dem Jahre 600 n. Chr. dürfen wir das Eindringen der Wenden vermuten, um 1200 ist der Sieg des Deutschtums entschieden, die Neugermanisierung begründet. Aber die wendische Landnahme hat unserm Lande und seiner Bevölkerung dauernde Züge aufgedrückt. Die Wenden sind ja nicht ausgerottet, sondern allmählich in der deutschen Herrenschicht aufgegangen. Davon zeugen nicht nur die zahlreichen wendischen Personennamen (wobei aber die nach Ortsnamen auszuscheiden haben, denn diese konnten ebensogut von alteingesessenen Wenden wie von eingewanderten Deutschen angenommen werden), sondern auch körperliche Züge, an denen Abkömmlinge der Wenden noch heute erkennbar sind. Wendisch war ja auch das Fürstenhaus und sicher auch ein Teil des alten Adels. Wendisch ist ein großer Teil der Ortsnamen, und die Städte gehen fast ausnahmslos auf wendische Gründungen

zurück. Ihre Keime, die Burgwälle, sind zum Teil an ihrer Lage kennbar, wie in Schwerin, zum Teil sogar noch heute erhalten, wie in Parchim, Bützow (Hopfenwall), Rehna, Teterow, Malchin.

Das wendische Mecklenburg bildete nicht einen einheitlichen Staat, sondern zerfiel in eine Anzahl von Stämmen, die ziemlich lockere politische Einheiten bildeten. Im Westen saßen die Polaben, daran grenzend die Obotriten, mit denen die Warnower (bis Plauer See) und auch die Müritzer meist vereinigt erschienen. Der ganze Osten gehörte einem anderen großen Stamm an, dem der Wilzen oder Lutizen, die wieder in Kessiner, Circipaner, Tollenser, Redarier zerfielen. Der Westen hatte eine stärkere politische Einheit, bei den Obotriten

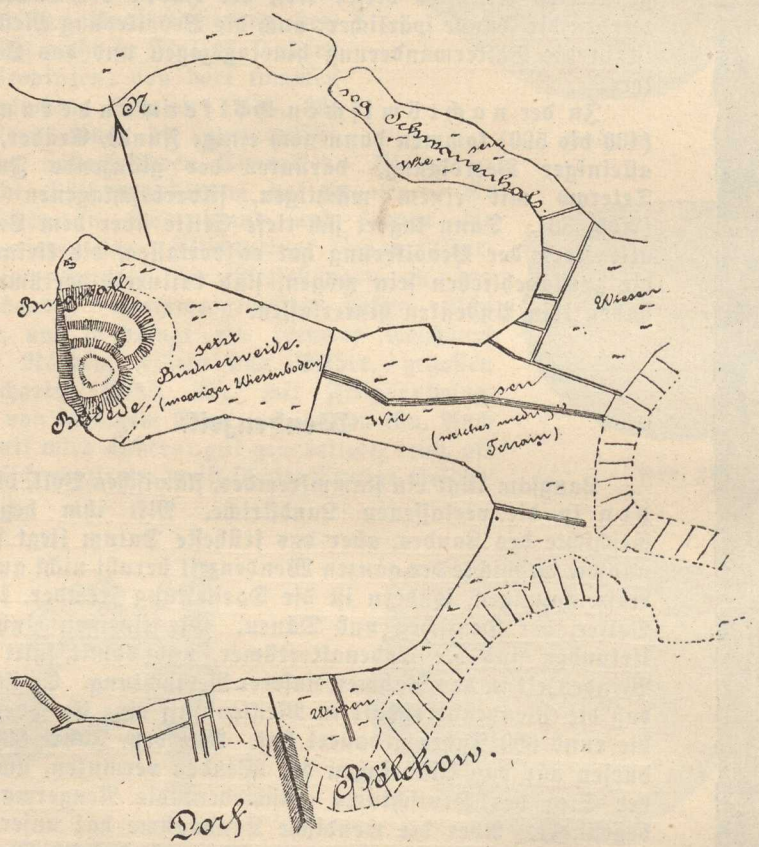



Abb. 33

bestand früh ein Königtum, wodurch sie zum führenden Stamm geworden sind. Die Stämme setzten sich aus einer Anzahl von Gauen (terrae) zusammen, und die Mittelpunkte dieser Gaue waren die Burgwälle. Auf oder bei den Burgwällen war der Sitz des Gauoberhauptes, sie bildeten die Zufluchtsstätten im Falle der Not, hatten also den Charakter von Fliehburgen, enthielten aber auch das heiligste des Volkes, seine Tempel. Solche Burgen sind noch zahlreich erhalten, und es sind neben Hünengräbern und Kegelgräbern die augenfälligsten Denkmäler, welche die Vorzeit hinterlassen hat. Steinbauten irgend welcher Art kannten die Wenden noch nicht. Die Burgwälle sind Erdumwallungen, fast stets rund oder rundlich in von Natur geschütztem Gelände, in oder an Seen, Flußläufen,

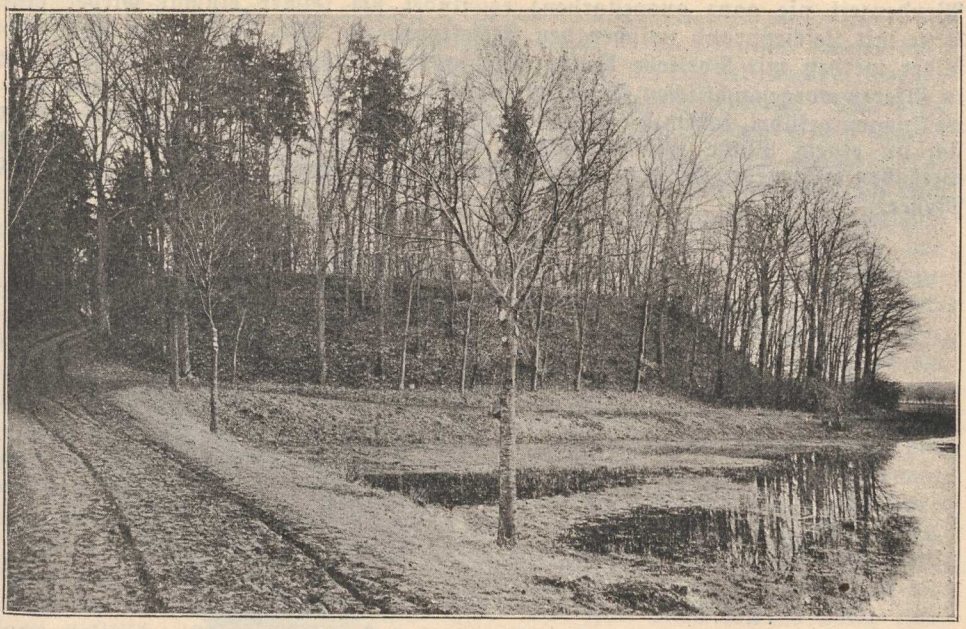


Abb. 34. Burgwall Mecklenburg.

sumpfigem Gelände. Man verlegte sie auf Inseln z. B. bei Teterow, Krakow, Bölkow bei Güstrow (jetzt verlandet, Abb. 33) oder Halbinseln z. B. „Dobin" bei Flessenow am Nordende des Schweriner Sees, Bützow, oder Horste in sumpfigem Gelände, so wahrscheinlich Mecklenburg (Abb. 34); seltener wurden natürliche Höhen gewählt z. B. Liepen bei Tessin; wo sich kein von Natur fester Boden bot, hat man sie auch im Sumpfe oder See aufgeschüttet, so das alte Rostock auf der Petribleiche und Neu-Nieköhr bei Gnoien. Im Schutze der Burg haben sich dann auch Siedelungen gebildet. die an den Resten der Wohnhütten noch heute erkennbar sind. Ein Tempel oder eine Tempelstätte hat bisher nicht nachgewiesen werden können. Der Kultus spielte bei den Wenden eine sehr große Rolle, und sie besaßen neben sehr vielen Gauheiligtümern auch eine Zentralstelle, die auch eine hohe politische Bedeutung hatte, das ist das viel umstrittene und viel gesuchte Rethra. Rethra lag im Lande der Redarier, dem heutigen Lande Strelitz; ein abschließendes Ergebnis über seine Lage, ein Nachweis der Tempelstadt selbst ist bis heute nicht gelungen. Die Fischerinsel bei Wustrow in der südlichen Tollense und der Schloßberg bei Feldberg, zwei in ihrer ganzen Art grundverschiedene Plätze sind die zuletzt für Rethra in Anspruch genommenen Stätten. — Auch über die Anlage und den Bau der Wohnstätten der Wenden läßt sich noch kein rechtes Bild gewinnen. Städte in unserm Sinne besaßen die Wenden kaum. Die Reste der Wohnungen bestehen nur aus den Herden, die im Boden versenkt sind, doch sind auch Pfahlbausiedelungen nachgewiesen.

Die Gräber der Wenden sind ganz überwiegend Skelettgräber, die zu Grabfeldern in der Art unserer Friedhöfe werden. Nur liegen die Toten flacher und nicht so regelmäßig, wie es bei uns Sitte ist. Auch Särge sind schon gebraucht. Aber in der Beerdigung liegt doch schon christlicher Einfluß. Die altnationale Bestattungssitte war der Leichenbrand, und diese ist bis zum Ende der

Wendenzeit nie ganz ausgestorben; es findet sich immer einmal wieder eine Urne mit Leichenbrand zwischen den Skelettgräbern. Als Stellen für die Grabfelder werden mit Vorliebe kiesige oder sandige Anhöhen genommen, ganz wie in älteren vorgeschichtlichen Perioden, und das hat oft zu schwer deutbaren Verwicklungen geführt, indem die Grabhinterlassenschaften ganz verschiedener Perioden sich an einem Platze zusammenfand. Echt vorgeschichtlich ist, daß den Toten Beigaben mitgegeben werden, wenn auch recht geringfügiger Art, besonders eiserne Messer.

Abb. 35

Abb. 36

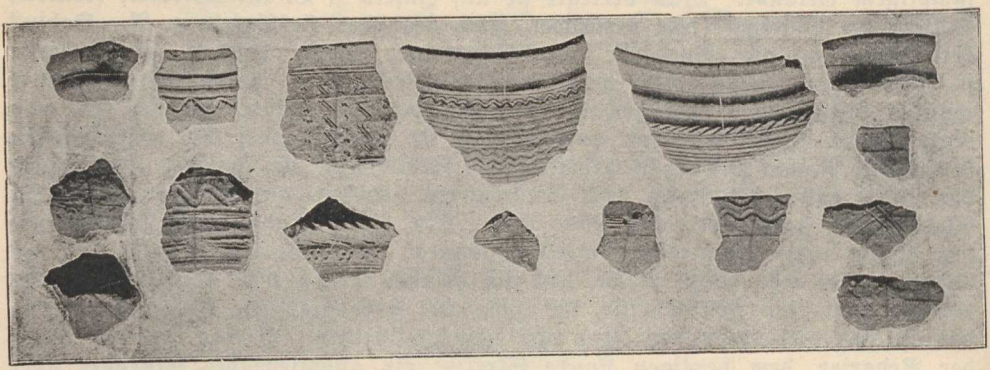


Abb. 37

So werden auch für diese Periode die Gräber die Quelle für die materielle Kultur. Aber es ist ein sehr geringer Stand, der sich da darstellt. Eisen ist zu Äxten, Messern und anderen Geräten einfachster Art verarbeitet. Bronze im alten Sinne haben die Wenden nicht; es ist eine minderwertige Mischung von Kupfer mit Zink, Blei u. a. Und auch die Formen geben wenig her. Die Wenden haben ein einziges originales Schmuckstück, einen Ring mit Öse, der am Kopfe getragen wurde, den sog. Schläfenring (Abb. 35). Äußerst zahlreich sind die Reste der Töpfereiprodukte (Abb. 36). Die Burgwälle und Siedelungen sind übervoll von Tongefäßscherben. (Abb. 37, Scherben vom Burgwall Schwerin.) Von rohen Anfängen hat sich die wendische Töpferei zu recht gut gebrannten und auch schon mit der Töpferscheibe gearbeiteten Gefäßen

entwickelt. Die Formen sind einfach, z. B. fehlt im allgemeinen der Henkel, die Verzierung aber sehr reich und abwechslungsreich, auch stilistisch ausgeprägt; die Wellenlinie und die Hohlkehle (Horizontalrieseln) sind die beliebtesten Motive.

Auch hier treten neben die einheimischen Erzeugnisse fremde. Und diese sind seltsam genug. An der deutschen Kultur haben die Wenden keinen Anteil genommen: merowingische, karolingische, romanische Kunst und Gewerbe hat keine Einwirkung auf wendisches gehabt. Das Gesicht des Landes kehrt sich nach Osten. Da treten auch unsere Wenden in den Kreis der eigentümlichen Erscheinung des sog. „arabischen" Handels; ein starker Verkehr hat zwischen den mohamedanischen Staaten Innerasiens und dem skandinavischen Norden bestanden, und Silberschätze bezeichnen seinen Weg. Sie bestehen aus Münzen und Schmucksachen, meist alles zerkleinert, daher die Benennung „Hacksilberfunde". Die Schmucksachen sind Hals- und Handring feinster Arbeit, aus gewundenem Silberdraht, Ohrringe u. ä.; bei den einzelnen Stücken ist nicht immer erkennbar, ob es orientalische Arbeit ist oder ob sie aus Skandinavien stammen, wo damals der glänzende Wikingerstil seine Entfaltung genommen hat. Mecklenburg hat dieser Handel nur berührt; ein großer Fund ist bei Schwaan gemacht; er stammt aus der Zeit nach 1030. Von besonderer Art ist ein auch mit christlichen Emblemen ausgestatteter, vor kurzer Zeit gemachter Fund von Blumenhagen bei Neustrelitz.

Die mecklenburgischen Wenden haben mit größter Zähigkeit ihre Nationalität und ihren Glauben gehalten und verteidigt. Erst in der Stauferzeit ist die deutsche Hochflut über sie hinweggegangen. Der Fall Niklots 1160 brach ihre Macht politisch. Als äußeres Datum der Begründung christlich-deutscher Art kann man den 9. September 1171 ansehen, an dem der Grundstein zum Schweriner Dom gelegt wurde und Bischof Berno die Missionierung des Wendenlandes übernahm. Damit räumt die Vorgeschichte der urkundlichen Geschichte des deutschen Mecklenburg das Feld.

# Mecklenburgs Christianisierung und Germanisierung.

Von Dr. Hans Witte, Neustrelitz.

Nach jahrhundertelangen wechselreichen Kämpfen hatte Heinrichs des Löwen Macht Mecklenburgs Wendentum endgültig niedergerungen. Der letzte Held, den der Obotritenstamm unmittelbar vor seinem Untergang hervorgebracht hatte, Fürst Niclot, war im Entscheidungskampfe gefallen (1160). Schutzlos lag sein Land da als Beute des von den siegreichen Sachsen gen Osten getragenen deutschen Wesens und des Christentums.

In der Nachbarschaft des Sachsenstammes gelegen, war das wendische Obotritenland deutschem Wesen und dem Christentum nicht ganz fremd geblieben. Einzeln oder in kleineren Gruppen waren schon in früheren Zeiten Deutsche dahin vorgedrungen, sei es dem Handel und Erwerb nachgehend, sei es als Förderer der Ausbreitung der christlichen Lehre. Mehrmals schon hatte das Christentum begonnen, in diesem Heidenland Fuß zu fassen. Am erfolgreichsten unter dem Fürsten Gottschalk nach der Mitte des 11. Jahrhunderts. Stets aber hatten wendisch-heidnische Gegenbewegungen das eingedrungene Christentum wieder hinweggefegt. Völlig wirkungslos war aber der klägliche Versuch einer

Zwangschristianisierung des Obotritenlandes geblieben, den man 1147 mit dem Wendenkreuzzug und seinen Massentaufen unternommen hatte.

So war das mecklenburgische Obotritenland samt den im Osten angeschlossenen liutizischen Gebieten der Kessiner, Circipaner, Tollenser und Redarier rein slavisch und heidnisch, als durch Heinrichs des Löwen Sieg die deutsche Herrschaft endgültig aufgerichtet wurde. Auch von dem alten Germanentum, das in entlegenen Urzeiten diese Gegenden erfüllt und sie vor dem Einströmen der Slavensiedlung geräumt hatte, war nichts übrig geblieben. Die spärlichen Flurnamen, denen wir nach der Niederlage des Wendentums hier begegnen, wie z. B. Glambike loug, Wili damb, Trigorke, Mogela u. a. 1147 bei Dargun und Guolenzkelugi, Priedoli, Parmenizke, Dolge lugi u. a. 1232 in der Gegend von Bützow zeigen ein ausschließlich slavisches Gepräge. Nicht minder die viel häufiger genannten Ortsnamen mit Formen, wie sie zum Verwechseln ähnlich im böhmischen Kessel, in Polen, Rußland und auf der Balkanhalbinsel vorkommen, bis wir mit den erstmalig auftretenden deutschen Namensformen auf Marksteine des deutschen Vordringens gen Osten stoßen.

Das mecklenburgische Obotritenland war nicht das erste Opfer dieses Vordringens. Westlich vorgelagert waren ihm die stammverwandten Polaben d. h. Elbanwohner, die das holstein-lauenburgisch-mecklenburgische Grenzgebiet einnahmen, und die Wagrier, der am weitesten nach Nordwesten in den Nordostwinkel Holsteins zwischen Kieler Föhrde und Trave vorgedrungene Obotritenstamm. Sie hatten den ersten Stoß auszuhalten.

Schon im Winter 1138/39 war das Wagrierland in einem schweren Kampfe, den es durch Überfall und grausame Zerstörung der deutschen Nachbarschaft herausgefordert hatte, erlegen. Im Sommer darauf hatte ein holsteinisches Bauernaufgebot das Werk der Verwüstung vollendet. Scharen von Holsteinern, Westfalen, Holländern und Friesen fanden auf dem eroberten Boden eine neue Heimat und leiteten das Werk der Germanisation erfolgreich ein, das in der Schaffung Lübecks, der Königin der Ostsee, einen glanzvollen Höhepunkt erreichte und bald an der ganzen Südküste dieses Meeres bis zum Finnischen Busen in unaufhaltsamem Vordringen begriffen war.

Das Schicksal Wagriens teilte das südlich benachbarte Polabenland, doch ohne ähnliche verwüstende Kämpfe. 1142, als Wagrien der Grafschaft Holstein einverleibt wurde, ward das Polabenland mit Ratzeburg zu einer neuen deutschen Grafschaft gestaltet und Heinrich von Badewide, dem Besieger der Wagrier, übergeben. Damit war dem deutschen Wesen und dem Christentum der Weg in die westlichen Grenzgebiete des heutigen Mecklenburg geöffnet.

Während die deutsche Besiedlung Wagriens, vom Holstengrafen Adolf tatkräftig gefördert, rasche Fortschritte machte, begann auch in das Polabenland langsam westfälische Einwanderung einzuströmen. Die alten Wendenbistümer Oldenburg in Wagrien und Mecklenburg, die das Unglücksjahr 1066 hinweggefegt hatte, wurden vom Bremer Erzbischof 1149 erneuert, das letztere allerdings, da Niclots ungebrochene Macht noch im Wege stand, nur dem Namen nach.

Weiter vorgeschritten als im Gebiete des Bistums Mecklenburg waren die Dinge entschieden schon im Polabenland. Hier bildete Ratzeburg schon seit 1093 einen vorgeschobenen Stützpunkt sächsischer Macht. Inmitten des Heidentums bestand hier das Kloster auf dem Georgsberge. Und seit 1142 waren gewiß auch die Burgen Gadebusch und Wittenburg von sächsischen Mannen besetzt.

Hier hätte eine Bistumserneuerung also einen ganz anderen Rückhalt gefunden als in dem noch völlig heidnischen und wendischen Mecklenburg. Wegen Streitigkeiten zwischen dem Erzbistum Bremen und dem Bistum Verden kam es

aber noch nicht dazu. Heinrich der Löwe hat sich dann nach Erlangung des Investiturrechts in den Obotritenbistümern über diese Streitigkeiten hinweggesetzt und 1154 das Bistum Ratzeburg erneuert.

So lagen die Dinge, bis Niclots Tod (1160) und der Zusammenbruch der Obotritenherrschaft den weiteren Weg in den baltischen Osten frei machten und den letzten Rest des Slaventums, der, seitdem in Polen und Pommern das Evangelium eingezogen war und auch in Brandenburg Albrecht der Bär dem Christentum zum Siege verholfen hatte, sich in diesen Gegenden noch hartnäckig gegen die Annahme der neuen Religion sperrte, unter die deutsche Macht beugte.

Neue Anfänge christlicher Missionstätigkeit hatten sich noch zu Niclots Lebenszeit ins Obotritenland wieder vorgewagt. Sie können nur unscheinbar gewesen sein. Berno, der spätere Bischof von Schwerin, hatte begonnen, hier von neuem den Samen der christlichen Lehre auszustreuen.

Was bisher nur geduldet in der Verborgenheit ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, konnte nun das Haupt frei erheben. Der Wendenbezwinger Heinrich der Löwe, der bis dahin die Wenden wegen ihrer Tribute geschont hatte, war inzwischen Oberherr der in seinem Machtbereich vorhandenen oder neuerrichteten Wendenbistümer geworden. Als solcher hatte er alles Interesse daran, diese jungen und zarten Pflänzlein schonsam und fördernd zu behandeln. Wie sie auf einem Unterbau deutscher Ansiedlung zu stattlichem Wuchs emporgedeihen konnten und wie auch die deutsche Ansiedlung imstande war, die Slaventribute nicht allein zu ersetzen, sondern über sie hinaus ungeahnte Werte dem bisher nur schwach ausgenutzten Boden zu entlocken, darüber hatten die Siedlungsvorgänge im benachbarten Wagrierland keinen Zweifel gelassen. Der Löwe hatte sie mit scharfem Auge beobachtet und zögerte nicht, anstelle seiner bisherigen Schonung des Wendentums eine nachdrückliche, planmäßige Förderung deutscher Niederlassung zu setzen.

Unmittelbar nach Niclots Tod, als dessen Söhne noch gewappnet im Felde standen, der Krieg schon entschieden, aber noch nicht beendet war, begann der Sachsenherzog schon Hand anzulegen an den deutschen Neuaufbau des eroberten Landes. Neben der von Niclot den Flammen übergebenen Inselburg Schwerin, die nun als Sachsenfeste wiedererstand, legte er den Grund zur ersten deutschen Stadt auf mecklenburgischem Obotritenboden. Sie, die als Schöpfung des siegreichen Herzogs dessen Bild auf kühn vorwärts sprengendem Roß im Wappen führt, sowie die übrigen Hauptburgen des Obotritenlandes, Ilow, Quetzin am Plauer See, Malchow im Müritzgau und Mecklenburg, tat er unter seine Getreuen aus, die sie mit ihren kampfgeübten Mannen besetzten und zu starken Stützpunkten der vorgedrungenen Sachsenmacht ausgestalteten. An ihnen fanden auch die deutschen Ansiedler Anlehnung und Schutz, die nun begannen, in die neubegründete Stadt Schwerin und in das eroberte Land einzuströmen.

Zahlreiche Einwanderer aus Flandern ließen sich namentlich in und um die Burg Mecklenburg nieder. In der Grafschaft Ratzeburg, wo die drohende Nähe des ungebrochenen Obotritentums eine stärkere deutsche Einwanderung bis dahin hintangehalten hatte, kam sie nun erst recht in Fluß. Zahlreiches Volk aus Westfalen kam landhungrig herbei. Neue Kirchen erstanden zu den wenigen schon vorhandenen nun auch in den mecklenburgischen Teilen des Ratzeburger Sprengels bis zu dem im Lande Schwerin gelegenen Eixen. Das Obotritenbistum aber, das bisher dem Namen nach in Mecklenburg bestanden hatte, wurde jetzt in dem besser geschützten Schwerin erst wirklich errichtet. Berno konnte sein Werk der Bekehrung jetzt gestützt auf die sächsische Macht und als Bischof mit erhöhtem Nachdruck fortsetzen.

Doch so fest war die Sachsenherrschaft im Obotritenlande noch keineswegs begründet, um dem Deutschtum wie der Kirche eine ungestörte Entwicklung gewährleisten zu können. Ein neuer Kampf mit den Söhnen Niclots führte 1164 zum Fall der Feste Mecklenburg. Die tapferen flämischen Mannen und Ansiedler, die die angesonnene Übergabe zurückgewiesen hatten, erlagen dem Schwerte der aufständischen Slaven. Ilow wurde durch die Tüchtigkeit Gunzelins von Hagen, des sächsischen Statthalters in Schwerin, gerettet. Malchow aber und Quetzin fielen Pribislav in die Hände, der damit den ganzen Südosten der väterlichen Herrschaft wieder an sich gerissen hatte.

Wohl blieb der Endsieg auch in diesen Kämpfen, die sich bis tief ins Pommersche hineingezogen, Heinrich dem Löwen. Bedrängt durch seine deutschen Widersacher hielt er es aber diesmal für klüger, sich in der Auswertung seines Sieges zu mäßigen. 1167 nahm er Pribislav nicht nur zu Gnaden an, sondern setzte ihn sogar in den größten Teil von Niclots Erbe wieder ein. Neben dem ungeschmälerten Küstengebiet von Dassow bis Ribnitz erhielt er das Hinterland der väterlichen Herrschaft außer den Grafschaften Schwerin und Dannenberg im Westen und dem Hauptteil Circipaniens im Osten, der bis in die Gegend von Güstrow in den letzten Kriegswirren an Pommern gefallen war.

Dies, sein wiedererlangtes Herrschaftsgebiet, in dem ohnehin die spärlichen Anfänge deutscher Niederlassung vom Kriegsgetümmel der letzten Jahre zerstampft waren, suchte Pribislav nun vor der drohenden deutschen Überflutung zu retten. Er wollte es versuchen, den nach den sturmvollen Jahren unerläßlichen Wiederaufbau mit den Kräften seines stark gelichteten Wendenvolkes durchzuführen. Dem Vordringen des Deutschtums war damit — vor der Hand wenigstens — am Schweriner See Halt geboten.

Hier aber, bis nach Schwerin und seiner Umgebung, ging die Entwicklung deutscher Siedlung und — gegenseitig sich fördernd — der Aufbau der Kirche mit raschen Schritten vorwärts. 1171 schon konnte man zur Einweihung der Schweriner Domkirche schreiten. Es war das gleiche Jahr, von dem der Chronist Helmold berichtet, daß das ganze bisherige Slavenland zwischen Ostsee und Elbe und von der Eider bis Schwerin schon eine einzige Sachsenkolonie geworden war. Das sollte natürlich nicht heißen, wie man es irrtümlich aufgefaßt hat, daß dies ganze Gebiet von seiner früheren Wendenbevölkerung schon völlig gesäubert gewesen wäre. Aber es war in der Hand von Deutschen, die es nicht nur militärisch beherrschten, sondern auch durch starke Ansiedlungen in wirtschaftliche Nutzung genommen hatten.

Und wie zur Bestätigung des Helmoldschen Wortes lassen uns auch die Urkunden des gleichen Jahres unmittelbar schauen, wie die Woge des vordringenden Deutschtums am Westgestade des Schweriner Sees brandete: der bis dahin slavisch benannte Ort Liscowe erscheint damals zum ersten Male unter seiner gegenwärtigen deutschen Benennung, ins Lateinische übersetzt Alta villa = Hundorf. Nicht weit davon aber sprießen um den neu errichteten Bischofssitz neue Kirchlein empor: In Stück, Cramon und Viecheln werden 1178 schon Pfarren genannt. In Brütz und Pampow müssen solche auch schon im 12. Jahrhundert begründet worden sein.

Im Gegensatz dazu war im Norden in den Dassow-Bresenschen Landen einem solchen Vordringen deutschen Wesens noch durch Pribislavs widerstrebende Haltung ein Riegel vorgeschoben. Im Süden aber blieben die durch ihre Unfruchtbarkeit wenig anziehenden Länder Jabel-Wehningen mit einem nur schwach mit Einwanderern gemischten, sich bis über Wittenburg und nahe an

Schwerin erstreckenden Vorland noch viel länger die Sitze einer fast rein wendischen Bevölkerung.

Mochte Pribislav nun auch dem Vordringen der deutschen Einwanderschaft an den Grenzen seiner wiedergewonnenen Herrschaft Halt gebieten können, der Ausbreitung der Kirche Grenzen zu setzen, lag nicht in seiner Macht und auch nicht in seinem Willen. Hatte er doch selber an der Weihe der Schweriner Domkirche teilgenommen und an der Ausstattung des Bistums mit Gütern mitgewirkt, die z. T. in den Ländern Bützow und Ilow, also in seinem Herrschaftsgebiet lagen.

Kam also die deutsche Massenwanderung am Schweriner See zum Stehen, so schob doch die Kirche ihre Posten weiter ins Slavenland vor. Noch im Jahre der Schweriner Domweihe (1171) bereitete Pribislav selber einer Schar von Cisterzienserbrüdern aus Amelungsborn eine Stätte in Althof bei Doberan und stattete das junge Kloster mit reichen Gütern aus. Jahrs darauf folgte auf damals pommerschem Boden von der dänischen Abtei Esdrom aus die Gründung eines Schwester-Klosters in Dargun. Und noch weiter östlich hatte sogar schon i. J. 1170 der Pommernfürst Kasimir dem Prämonstratenserorden den Ort Broda mit zahlreichen umliegenden Dörfern verschrieben.

Wo, wie in Doberan und Dargun, es damals wirklich zu Klostergründungen kam, wurden mit den geistlichen und weltlichen Stiftsangehörigen deutsche Menschen ins Slavenland verpflanzt. In Dargun allerdings mögen die Dänen überwogen haben. In Broda aber war die wirkliche Stiftung selbst i. J. 1224 noch nicht durchgeführt. Da war der reinslavische Charakter der Bevölkerung noch durch keinerlei deutsche oder sonstige germanische Beimischung gemildert.

Doch eine eigentliche deutsche Bauernsiedlung hat selbst im Umkreise Doberans damals noch nicht platzgreifen können. Wie sehr aber diese Klöster noch vorgeschobene Posten waren und als Fremdkörper empfunden wurden, offenbarte auf das Schrecklichste das Jahr 1179, wo das Kloster Doberan mit allen seinen Insassen und Angehörigen wendischer Zerstörungswut zum Opfer fiel. 1180 entging Dargun mit knapper Not dem gleichen Schicksal, und Bischof Berno mußte von seiner schon begonnenen Gründung eines Nonnenkloster in Bützow, „wegen Einfalles der Wenden“ wieder abstehen. Noch 1219 beteuerte Bernos Nachfolger, Bischof Brunward, daß dies rauhe Wendenvolk „erst durch Einwanderung von Gläubigen dem Christentum gewonnen werde“.

Ohne einen starken Unterbau deutscher Ansiedlung, wie er im Westen schon aufgerichtet war, blieb die Kirche eben im Obotritenlande ein fremdartiges Gewächs, dem es an geeignetem Boden zum Gedeihen fehlte. Das hatten die Vorgänge des Ostens nur zu deutlich bewiesen. Während westlich vom Schweriner See, getragen, von einer starken deutschen Einwandererwoge, Kirchlein neben Kirchlein erblühte, erscheinen im Osten von den ausgehenden achtziger Jahren an außer den Klöstern nur Kirchen in Lübow und Alt-Buckow (1192), in Kröpelin (frühestens 1186), Rostock und Goderac (Kessin 1189); in dem für das Christentum günstigeren pommerschen Gebietsanteil nur in Röcknitz (1178) und Lübchin. Ausnahmslos Burgwardskirchen mit besonders ausgedehntem Sprengel, also ausgesprochene Missionskirchen.

Nicht allein Pribislavs Widerstreben, auch die kriegerischen Wirren, die Heinrichs des Löwen Sturz begleiteten und noch lange Jahre überdauerten, hatten den Fortgang des deutschen Siedlungswerks im östlichen Mecklenburg hintangehalten. Zwar hatte man i. J. 1185 den Mut gefaßt, das Kloster Doberan wiederaufzubauen. 1199 aber waren die Kämpfe im Lande wieder so heftig

geworden, daß die Darguner Mönche sich aus ihrem Kloster verscheuchen ließen und weiter östlich in Eldena ein neues Kloster errichteten.

Erst mit der Befestigung der Dänenherrschaft, die sich in diesen kampferfüllten Zeitläufen am Südgestade der Ostsee ausgebreitet hatte, kamen endlich ruhigere Zeiten, in denen wieder Werke des Friedens gedeihen konnten. Mit einem Schlage begann das Siedlungswerk von neuem. Und nun machte es nicht mehr Halt an den Grenzen, die einst Pribislavs zähe Wendenfreundlichkeit ihm gezogen hatte. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich Burwy wehrte ihm nicht mehr. Er hatte den Segen deutschen Bauernfleißes kennen gelernt im Gadebuscher Ländchen, das seiner Herrschaft bei der Zerstückelung der Ratzeburger Grafschaft zugefallen war. Auch hatte er genugsam erkannt, daß das Christentum ohne den Unterbau deutschen Wesens nicht gedeihen wollte. So wurde er, der Wendenfürst, zum eifrigen Förderer der Ausbreitung des Deutschtums.

So sehen wir im Lande Bresen und mehr noch im Lande Dassow die deutsche Besiedlung zu Anfang der zwanziger Jahre in vollem Gange. Zahlreiche neugegründete Dörfer, die den Namen ihrer Begründer (Lokatoren) tragen, erscheinen hier 1230. Sogar mit Rodungssiedlungen hat man im südlichen Grenzwald nach Gadebusch zu in Dietrichshagen und Friedrichshagen schon begonnen. Selbst in das waldbedeckte Land Klütz, das 1222 von der Siedlungsbewegung noch unberührt war, war sie 1230 schon eingedrungen, hatte zahlreiche Hagennamen geschaffen und in der ganzen Gegend die Pfarrgründung ziemlich zum Abschluß gebracht.

Erheblich früher schon (1210) hatte Heinrich Burwy deutsche Bauern nach der Insel Poel gezogen, um der Dürftigkeit und geringen Zahl ihrer wendischen Bewohner aufzuhelfen. Gleichzeitig scheint auch in der viel östlicheren Gegend von Marlow die Siedlung begonnen zu haben. 1233 sehen wir das Land nach Ribnitz zu bedeckt mit Hagendörfern und anderen deutschnamigen Orten.

Um das Kloster Doberan scheint nach anfänglich unter Pribislavs Einfluß betriebener Slavenansiedlung eine regere deutsche Siedlungstätigkeit erst seit 1218 begonnen zu haben. Im benachbarten Bukowschen Küstengebiet, wo 1211 noch keinerlei Anzeichen deutscher Besiedlung zu finden sind, werden 1219 die ersten deutschen Ortsnamen Malpendorf, Jörnsdorf, Wiechmannsdorf, Brunshaupten und Neuburg genannt.

Neue Stützpunkte bildeten weiter im Hinterland Neukloster und das 1222 von Heinrich Burwy begründete Antoniushospital Tempzin. Gleichzeitig erscheint auf der Sternberger Feldmark ein deutsch benannter Ort Goldbeke, 1235 in der Nähe von Neukloster Lübberstorf, Lüdersdorf und Reinstorf.

In die Länder Bützow-Schwaan, wo noch eine Grenzbeschreibung von 1232 voller urwüchsig slavischer Ortsbezeichnungen wimmelte (s. oben), mußte doch schon eine starke deutsche Einwanderung eingedrungen sein. Schon 1233, als Bischof Brunward dort das Kloster Rühn stiftete, waren 13 Kirchen vorhanden, und Namen wie Baumgarten und einige Hagennamen hoben sich von dem überwiegend wendischen Ortsnamenbestande ab, nachdem schon 1229 Weitendorf und Steinhagen hier erschienen waren.

Um das Kloster Dargun, das erst 1209 von Doberan aus wieder ins Leben zurückgerufen wurde, im weithin verwüsteten Circipanien tritt, abgesehen von dem 1215 bei Malchin in verdächtiger Urkunde überlieferten Flurnamen „Vosgroven", als erster deutscher Ortsname 1225 Lelkendorf auf.

Deutlich läßt der Strom der deutschen Siedler, dessen Kraft sich in den Küstenstrichen aufs handgreiflichste kundgibt, nach Süden nach. Um das bald nach Neukloster gegründete Benediktinerkloster Dobbertin zeugen von ihm

die Errichtung von Kirchen 1231 in Goldberg, 1234 in Lohmen, Ruchow, Karcheez, Woserin, 1237 auch Ortsnamen wie Wolframshagen (heute Alten- und Nienhagen), Gerdshagen, Oldenstorf unter einer Überzahl slavischer Namen. In der Sternberg-Parchimer Gegend erscheint 1235 zuerst Holzendorf (villa Holzatorum).

In der Mirower Gegend wurden dem Deutschtum erst durch die Stiftung der Johanniterkomturei (1227) die Wege geebnet. Westlich davon am Drans-See gewann das Kloster Amelungsborn durch eine Schenkung Nikolaus' von Werle reichen Besitz (1233). 1244 erscheinen dort Flurnamen wie „Voshole" und „Schiltbroke". Bei Penzlin werden 1256 deutsche Namen wie Werder (später Kratzeburg), Arnoldeshorp (= Dalmsdorf) und Blankenförde genannt. In das Land Stargard aber begann die deutsche Besiedlung erst von der Mark Brandenburg aus einzuströmen, nachdem es 1236 an diese von Pommern gekommen war. Erst 1244 wurde das längst gestiftete Kloster Broda wirklich errichtet.

So, durch eine stete, sich gegenseitig fördernde Wechselwirkung deutscher Siedlungstätigkeit und kirchlichen Aufbaues ist auch das nördliche Küstengebiet und der Osten Mecklenburgs im 13. Jahrhundert von einer nach Süden zu deutlich abnehmenden deutschen Zuwanderung überdeckt oder wenigstens durchsetzt und von einem Netz von Kirchen überzogen worden. Landesherrschaft, Kirche und schließlich auch die Ritterschaft haben hierin gewetteifert. In der Ritterschaft, bei der zu Anfang des 13. Jahrhunderts, soweit sie wenigstens durch Verbindung mit dem fürstlichen Hofe in Erscheinung tritt, das Slaventum noch weitaus überwog, tritt etwa seit 1219 ein geradezu jäher Wechsel ein durch ein starkes Einströmen von Angehörigen deutscher Adelsgeschlechter. In ihrer Gemeinschaft ist der in die Minderheit gedrängte slavische Adel überraschend schnell im deutschen Leben untergetaucht.

Für das Erwachsen einer lebensfähigen deutschen Kultur im Lande war daneben aber von höchster Bedeutung die Entstehung der Städte, wie sie längs der Ostsee in Lübecks Tochterstädten Rostock (1218) und Wismar (1226) erblühten. Ähnlich dem Fortschreiten der Bauernsiedlung vom Westen und Norden nach Osten und Süden sehen wir Parchim 1225/26 und ungefähr gleichzeitig auch Plau und Röbel entstehen, Güstrow 1228, Malchow 1235, Malchin 1236, Friedland jedoch erst 1244 und Neubrandenburg 1248.

In den Städten beruhte nächst den Bauernschaften die Hauptstärke der deutschen Stellung. Waren sie dem Wendentum auch nicht verschlossen, so hatte dieses doch keinen Zutritt zur eigentlichen Bürgerschaft. Trotz gewiß vorhandener wendischer Beimischungen zeigen daher unsere Städte von vornherein ein ausgesprochen deutsches Wesen. In ihnen hatte sich der zähen Bauernkraft, dem Herrenstolz des Adels, der frommen Hingebung der Geistlichkeit nun auch noch der Fleiß des Bürgers vermählt. Die Wenden hatten alledem nichts annähernd Gleichwertiges entgegenzusetzen. Kein Wunder, daß schon in überraschend kurzer Zeit, schon im ausgehenden 13. Jahrhundert unser Land trotz seines wendischen Herrscherhauses dem an der Oberfläche haftenden Blick den Schein eines reindeutschen Staatsgebildes bietet.

Gewiß war das nur ein Schein, hervorgerufen von dem auf allen Gebieten geradezu erdrückenden Übergewicht der deutschen Kultur. In kürzester Zeit hatte sie im öffentlichen Leben die Alleinherrschaft in solchem Maße errungen, daß das Wendentum ihm gegenüber in keiner Weise mehr zur Geltung kommen konnte, sondern nur noch überdeckt und mehr und mehr überwuchert vom deutschen Wesen, von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen in der Stille und Verborgenheit engster örtlicher Kreise ein kaum noch bemerktes Dasein fristete.

Aber der Schein wurde allmählich zur Wirklichkeit. Das Wendentum erlag diesem erdrückenden Übergewicht deutscher Kultur, dem sich ein immer rascher ansteigendes Übergewicht der Zahl zugesellte.

Doch das Sterben eines Volkes braucht Zeit. Noch im ausgehenden 14. Jahrhundert haben wir mit kleinen wendischen Bevölkerungsresten in allen Landesteilen zu rechnen, mit dichteren Massen noch in der Jabelheide und im Lande Weningen nebst Vorland bis in die Gegenden von Boizenburg, Wittenburg, Schwerin, Parchim, Marnitz. Mit weniger dichten Resten auch im waldreichen Seengebiet von Krakow, Dobbertin und Goldberg, ferner in der Gegend zwischen Güstrow, Bützow, Schwaan und Laage und am Ostufer der Müritz sowie bei Plau und Röbel.

Am längsten erhalten hat sich von allen diesen Resten das Wendentum der Jabelheide, das noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Marschalk Thurius als in Sprache und Sitten lebend bezeugt wird. Wann auch dieser letzte Rest endgültig verschwand, hat sich bisher nicht genauer feststellen lassen. Lange kann es nicht mehr gedauert haben.

# Der Hägerort.

Von Adolf Ahrens, Warnemünde.

Unter diesem Namen kennt der Mecklenburger den zwischen Rostock und Doberan gelegenen, sich zur Küste erstreckenden Landstrich. Die Bahnlinie zwischen den genannten Städten und ihre Fortsetzung nach Heiligendamm begrenzt ihn im Süden, im Osten reicht er an die Unterwarnow und den Breitling. An keiner Stelle erhebt sich das Land mehr als 20 Meter über den Meeresspiegel, die es im Süden begrenzenden Höhen weisen bedeutend höhere Erhebungen auf. Schon bei Wilsen verzeichnet die Karte 48 Meter, die höchste Stelle im Hütter Wohld steigt auf 86 Meter an, Hohenfelde verdankt seiner sogar bis 93 Meter ansteigenden Feldmark seinen deutschen Namen. Die schönste Übersicht über den Hägerort hat man von dem 63 Meter hohen Mühlberg bei Althof aus. Der Blick schweift bis zu den Waldungen, die das östliche Warnowufer umsäumen, zum blau in der Ferne verschwindenden Waldrand der Rostocker Heide. Kirche und Leuchtturm von Warnemünde sind deutlich sichtbar, und über den Ort hinweg sieht man zu passender Zeit die Rauchwolken der Dampffähren. Im Westen ragt aus bewaldeten Bergkuppen der kleine Dachreiter der Doberaner Abteikirche hervor.

Die Ebene, die zu unseren Füßen liegt, ist ein gesegneter Landstrich. Nur an wenigen Stellen fällt zwar unser Blick auf kleinere Waldstücke. Dafür aber sind die vielen Dörfer und Höfe mit Bäumen umgeben, mehrere Türme ragen in die Luft, und Windmühlen drehen ihre Flügel. Auch das durch landschaftliche Schönheit verwöhnte Auge erfreut sich an diesem abwechslungsreichen Bilde.

Nun nimm dir die Karte und bestimme die Dörfer. Es sind Diedrichshagen, Lichtenhagen, Evershagen, Sievershagen, Lambrechtshagen, Allershagen, Bartenshagen, Bargeshagen (früher Bertramshagen), Admannshagen (früher Adamshagen), Nienhagen, also 10 Hagendörfer auf einem kaum 50 Quadratkilometer großen Gebiete.

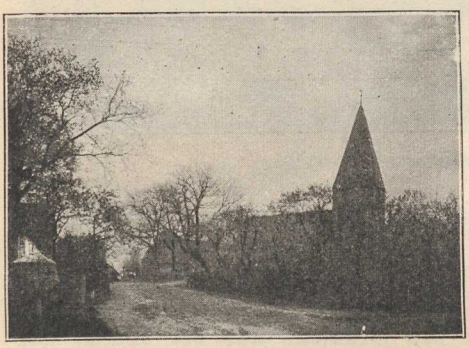
Wieviel anders wird die Gegend ausgesehen haben, als am 1. März des Jahres 1171 der erste Konvent der Zisterzienser hier erschien aus Amelungsborn,

Einzelhof im Hägerort.

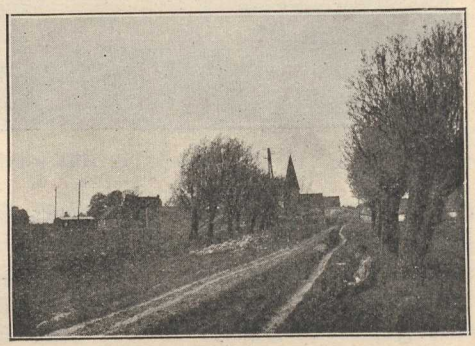
gerufen von Pribislav, um das Christentum und deutsche Kultur ins Land zu bringen. Mehr denn 200 Jahre hatte der Kampf mit den Wenden gedauert, die Lust an den Arbeiten des Friedens war den slavischen Bewohnern vergangen. Die leicht geklehmten Hütten ihrer Dörfer waren niedergebrannt und verfallen, die Felder verwüstet: es war eine Stätte des Grausens und der Wüste, wie zeitgenössische Schriftsteller berichten. Auch das dem Kloster Doberan überwiesene Gebiet vom Hügel Dobimeri Gorca d. i. der Hügel der Friedenserwerber, der heutige Kühlungsberg, an bis zu einer Eiche bei Wilsen und nordwärts von beiden Orten ans Meer, war, so umfangreich es ist, kein Ertrags- sondern ein reiches Arbeitsfeld. Meist war es Waldboden. Die Drenow d. h. Waldland hieß darum auch die Gegend in alten Zeiten. In der Stiftungsurkunde werden zwar zwölf Ortsnamen genannt, aber nur vier darunter mit der Bezeichnung villa = Dorf. Sonst treten nur Gewässer, Wiesen, Werder und Wälder in den ersten Urkunden auf. Aber das Land bot reiche Gelegenheit, die heilsame Tätigkeit, welche der Orden seinen Mitgliedern nächst der Sorge für ihre Seele als vorzüglichste zuwies, auszuüben: wüstes Heide- und Waldland durch ihrer Hände Arbeit in Kulturboden zu verwandeln. Bald treten in den Urkunden auch „Hagen“ und Ländereien auf und geben Zeugnis, daß die Mönche fleißig an die Arbeit gingen, den Wald schlugen und den Samen in die Furchen der gerodeten Flächen streuten. Mühlen, „die uff dem Wasser gebavet werden können“, entstanden, Glashütten (Glashagen, Hütten mögen davon erzählen) wurden errichtet, Kirchen mit hochragenden Türmen sammelten die Gläubigen. So gilt auch von der Schenkung der mecklenburgischen Fürsten an die Zisterzienser das Wort von Raumers: Der Wert der Stiftungsgüter war also so groß nicht, im Gegenteil machten die Mönche das Ganze den Landesherren erst nutzbar. Nach wenigen Menschenaltern stand die einem Zisterzienser-Kloster geschenkte Wüstenei als ein blühender Landstrich voll deutscher Dörfer da.“

Der Segen der fleißigen Zisterzienserarbeit scheint noch über dem Hägerort ausgebreitet zu sein; die gesegneten Fluren erzählen noch heute von der selbstlosen Tätigkeit frommer Mönche.

Dem offenen Auge des Wanderers mögen die eigenartigen Formen der Dorfanlagen auffallen. Langgestreckte Reihendörfer, manchmal die Landstraße entlang durch die ganze Dorffeldmark bis ans Nachbardorf sich erstreckend und dort ihre Fortsetzung findend, zeigen den Typus des Waldhufendorfes: Diedrichshagen, Elmenhorst, Bartenshagen. Rethwisch und Börgerende vertreten die Form des Marschhufendorfes Frieslands und mögen an die Herkunft der ersten Siedler erinnern. Diese haben hier die Verhältnisse der Heimat in den weiten Niederungen des Konventersees wieder gefunden. Hier und da ist das Reihendorf fast zum Straßendorf geworden, indem die dicht aneinander gereihten Gehöfte fast die geschlossene Baureihe aufweisen. Und in dem hübschen Admannshagen tritt uns das Gassendorf entgegen, senkrecht zur Landstraße erstreckt sich die Dorfstraße, in Sackgassen endigend. Auch der Rundling ist im Osten vertreten (Groß-Klein); dasselbe Dorf zeigt uns eine Reihe hübscher Einzelhöfe.



Dorfstraße in Lambrechtshagen.



Lichtenhagen.

Nicht immer erfreuen die Bauformen der Wohnhäuser. Der wachsende Wohlstand hat hier und dort ein Wohnhaus entstehen lassen, das sich dem Charakter der Ebene und der Siedlung wenig anpaßt. Man kann an den alten Niedersachsenhäusern, die oft stehen blieben und als Wirtschaftsräume Verwendung fanden, sehen, wieviel praktischer und schöner die Vorfahren bauten. Weiß gehaltene Wände mit dunklem Fachwerk, darüber das farbensatte Strohdach mit den „Hängels“ oder „Kniepen“ auf der First — es ist ein einzigartiger Zusammenklang zwischen Bau und Landschaft. Der Storch baut noch vielerorts sein Nest auf den Giebel, und Bargeshagen hat darum seinen alten Namen durch den Volksmund in Adeborshagen umtaufen lassen müssen.

Der Baum, der der Landschaft sein eigenartiges Gepräge gibt, ist die Kopfweide. Sie begleitet die kleinen Bäche und Gräben und überschattet die Landstraße und den Feldweg. Kinder holen sich ihre Pfeifen und Hupups von ihnen, für den Garten liefern sie stets willig die Erbsträucher und dem Arbeiter Forken- und Harkenstiele. In die weite ebene Landschaft aber bringen ihre langen Reihen Gliederung und Abwechselung.

Die Gotteshäuser des Hägerortes stammen noch alle aus der Klosterzeit und zwar Parkentin, Lambrechtshagen, Lichtenhagen aus der Zeit des Übergangsstils. Rethwisch, das erst, als die Kirche zu Rabenhorst verschwand, Mittelpunkt eines Kirchspiels wurde, hat ein jüngeres Gotteshaus, auch nur einen hölzernen

Turm. Vielleicht fehlte bei der Entstehung der Kirche dem Kloster schon die wirtschaftliche Kraft, die sich bei den übrigen Bauten, besonders bei Parkentin und Lichtenhagen offenbarte. Auch in den hohen Türmen. Sie sind Landmarken für Warnemünde ansegelnde Schiffe und dienen auch den Küstenfischern zur Ortsbestimmung beim Auslegen ihrer Netze. Zwei Kirchdörfern werden aber ihre hohen Türme verdacht, der Spottvers: „Stäbelow und Parkentin willn ut Hansestäre sin" legt's ihnen als Hochmut aus. Die Stäbelower und Parkentiner denken sich aber nicht viel dabei, sondern freuen sich der schönen Türme. Auch im Innern der Kirchen im Hägerort finden wir noch manches alte Kunstwerk von Wert. Wer durch so ein Kirchdorf wandert, gehe nicht daran vorüber: die naiven Wandmalereien des 14. Jahrhunderts in Lichtenhagen, ein alter Taufstein in romanischem Stil und eine treffliche Renaissancekanzel ebendort, ebensolche in Rethwisch und in Parkentin sind sehenswert. Die alte, eigenartige Tracht des Hägerortes ist verschwunden, doch ruht in Laden und Truhen noch manches schöne Stück und kommt bei Trachtenfesten und Volkstagen zum Vorschein, sehr zur Freude aller Freunde alten Volkstums.

# Das mecklenburgische Dorf.

Von Dr. J. U. Folkers, Rostock.

Die Geschichte des mecklenburgischen Volkstums spiegelt sich wieder in der Geschichte der Besiedelung des mecklenburgischen Landes. Die Formen der heutigen Siedlungen, also der Städte und Dörfer Mecklenburgs, sind der Niederschlag einer langen und wechselvollen Vergangenheit. Zweimal hat sich in unserem Lande in der Zeit, die unserer Geschichtsforschung zugänglich ist, ein durchgreifender Wechsel des Volkstums vollzogen. In den letzten Jahrtausenden vor Christi Geburt saßen Germanen in Mecklenburg. Sie haben für ihre Toten die mächtigen Steinkammern unserer Hünengräber aufgetürmt. In der Zeit der Völkerwande-

Niedersächsischer Bauernhof hinter dem Dorfteich zu Neuendorf, Amt Bützow.

rung sind sie gen Süden gezogen und haben Mecklenburg als ein so gut wie völlig menschenleeres Land hinter sich gelassen. Bis auf die Ueberreste ihrer Kultur, die der Spaten aus dem Boden unserer Heimat zu Tage gefördert hat, ist die Spur dieses ostgermanischen Volkstums verweht und verschollen für uns. Zur Zeit Karls des Großen sitzt ein fremdes Volkstum in Mecklenburg, Slawen oder Wenden genannt. Ob sie im Lande noch irgendwelche Reste der früheren Germanenbevölkerung vorfanden, davon haben wir keine Kunde. Auch sie haben dem Lande ihre Volksart nicht auf die Dauer aufzuprägen vermocht, sondern sind im 13. und 14. Jahrhundert dem über die Elbe vordringenden Deutschtum erlegen. Das heißt nicht, daß das wendische Volk dem Blute nach untergegangen, etwa ausgerottet wäre, wie man früher wohl geglaubt hat. Es handelt sich um eine friedliche Durchdringung des Landes mit deutschen Siedlern, die von den slawischen Fürsten selber gerufen wurden. Die Herrschaft wendischer Fürsten selbst überdauerte ja die Kämpfe der Zeit Heinrichs des Löwen, aber sie bedeutete keine Fortdauer wendischen Volkstums. Das Bedürfnis nach Hebung der Landwirtschaft, nach besseren Steuerzahlern, als es die wendischen Bauern mit ihrer rückständigen Wirtschaft waren, trieb die Fürsten wie die Ritter und die Kirche zur Förderung der Einwanderung deutscher Bauern von jenseits der Elbe. Der Wende wurde bei Seite gedrängt, deutsche Wirtschaftsweise und deutsche Kultur wurden Trumpf im wendischen Lande, und der Slawe sah keine andere Möglichkeit mehr, als sich dem kraft innerer Überlegenheit siegreich bis nach Ostpreußen, Polen und Ungarn vordringenden deutschen Volksstamm anzuschließen. So ging seine Volksart unter, und das geschah so lautlos, daß wir nicht einmal sagen können, wann der letzte Laut wendischer Sprache in Mecklenburg verklungen ist. Das war die zweite große Wendung in der Geschichte des Volkstums unserer Heimat. Seitdem war Mecklenburg ein deutsches Bauernland. Über dieses brach dann die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert herein, die das Land beinahe wieder in eine menschenleere Einöde verwandelt hätte und die meisten Dörfer als Trümmerhaufen hinterließ.

Das ist der Hintergrund der Geschichte des mecklenburgischen Dorfes. Nur das Dorf hat die ganze Geschichte des Landes miterlebt. Die andern Siedlungsformen sind weit jünger. Städte, also Siedlungen, in denen Handel und Gewerbe eine führende Rolle spielen, konnten erst entstehen, als das Land einen Ueberschuß an landwirtschaftlichen Erzeugnissen hervorbrachte, der den Eintausch von Erzeugnissen verfeinerter Handwerkstechnik und von Dingen, die der Handel aus der Ferne herbeischafft, möglich machte. Das aber ist in den Landen östlich der Elbe überall erst durch die höhere landwirtschaftliche Technik der deutschen Einwanderer des 13. Jahrhunderts geschehen. Zur Wendenzeit gab es noch keine Städte in Mecklenburg, weil der wendische Bauer keine Ueberschüsse herauszuwirtschaften vermochte. Eine heute weitverbreitete Siedlungsform ist aber noch beträchtlich jünger als die Städte. Das sind die Gutsdörfer, von denen uns heute drei Fünftel des landwirtschaftlich benutzten Bodens unseres Landes bewirtschaftet werden. Das Mittelalter hat keinen irgendwie nennenswerten landwirtschaftlichen Großbetrieb gekannt. Was man damals Rittergüter nannte, hatte einen überaus bescheidenen Umfang. Der mecklenburgische Boden befand sich bis zum Dreißigjährigen Kriege zum weitaus größten Teile in den Händen bäuerlicher Wirte. Erst die Neuzeit hat die Zusammenschlagung großer Mengen bäuerlicher Wirtschaften zu großen geschlossenen Gutsbetrieben durch das sogenannte Bauernlegen gebracht, nicht zum wenigsten als Folge der Verödung des Landes und der Erschütterung aller Besitzrechte durch die entsetzlichen Jahre des Dreißigjährigen Krieges. Wiederum noch jünger als die Gutsdörfer sind die hin und wieder

vorkommenden Einzelgehöfte. Einzeln liegende Bauernhöfe sind fast stets erst im 19. Jahrhundert aus den Dörfern ausgebaut worden infolge der sogenannten Separation d. h. einer Neueinteilung der Feldmarken, durch die jeder Bauer statt zahlreicher über die ganze Dorfgemarkung verzettelt liegender Ackerstücke eine möglichst abgerundete und in sich geschlossene Wirtschaft erhalten sollte. Auf den Rittergütern war diese schärfere Trennung der Wirtschaftseinheiten, hier vor allem der ritterschaftlichen Bauernstellen vom Hoffeld, schon im 18. Jahrhundert in vollem Gange und hatte bereits vielfach zu einer völligen Umlegung der Bauernstellen auf die abgelegeneren Teile des Gutes geführt. Noch um 1840 wurde das Bauerndorf Mestlin im Klosteramt Dobbertin abgebrochen und die fünfzehn Bauernstellen unter Verkleinerung ihrer Wirtschaftsfläche einzeln auf den entfernten Gutsteilen wieder aufgebaut, seitdem wurden die Mestliner Bauern zur Landgemeinde Rueſt gerechnet. Sind somit Stadt, größeres Gut — Rittergut wie Domanialhof — und bäuerliches Einzelgehöft verhältnismäßig junge Siedelungsformen, so bleibt als die eigentlich historische Siedlungsform Mecklenburgs das Bauerndorf übrig.

Von den Grundrißformen des Bauerndorfes sind für Mecklenburg drei bezeichnend: Rundling, Straßendorf, Reihen- oder Waldhufen-Dorf. Für das letztere wird auch der Name „Hagendorf" angewendet. Am bekanntesten ist darunter der Rundling geworden, der das Interesse der wissenschaftlichen Forschung lebhafter beschäftigt hat als irgend eine andere Dorfform. Der Rundling, der namentlich im Süden Mecklenburgs, aber auch im Ratzeburgischen, in schönen Beispielen vertreten ist, hat eine hufeisenförmige Anlage. Dabei muß man sich die neueren Teile unserer Dörfer wegdenken, vor allem die erst in der Neuzeit durch planmäßige Siedelungstätigkeit der Regierung geschaffenen Büdner- und Häuslerreihen. Die alten Bauerngehöfte des Rundlings — es pflegen nicht mehr als acht zu sein — liegen rings um einen mehr oder weniger kreisrunden Dorfplatz herum, dem sie alle ihre Einfahrt zukehren. Von außen ist dieser Dorfplatz ursprünglich nur durch einen einzigen Zugang erreichbar; er bildet also den zum kreisförmigen Platz erweiterten Kopf einer Sackgasse. Auf diesem Platz findet sich der Dorfteich, auch wohl die Kirche mit dem Kirchhof. Die alte Rundform ist heute vielfach durch allerlei An- und Umbauten stark verwischt, sie bildete auch höchst selten einen geometrisch genauen Kreis und ging wohl von jeher in unmerklichen Übergängen in die längliche Form des Angerdorfes über, dessen Mittelpunkt der ovale oder rechteckige, oft, wie in Domsühl bei Parchim, mit schönen Laubbäumen bepflanzte Dorfanger ist. Dennoch hob sich der Rundling, dessen ursprüngliche Form die ältesten Flurkarten am reinsten widerspiegeln, für das Auge des Beobachters als eine besondere und höchst eigentümliche Dorfform deutlich genug ab, um die Forschung frühzeitig anzuregen. Man entdeckte, daß die Verbreitung des Rundlings nach Westen begrenzt wurde durch eine Linie, die in Thüringen der Saale und von deren Mündung ab im allgemeinen der Elbe folgt, jedoch mit der bezeichnenden Abweichung, daß sie den westlich der Elbe gelegenen Nordosten der Altmark um Stendal und das sogen. hannöversche Wendland, die Kreise Lüchow und Dannenberg, mitumschließt und schließlich den Elblauf bei Lauenburg verläßt, um nordwärts über Plön nach Kiel zu verlaufen. Da diese Linie nun gerade die äußerste Grenze des slawischen Vordringens nach Westen in der Zeit von 800 bis 1200 bildet, da außerdem die Rundlinge großenteils Dorfnamen slawischer Herkunft aufweisen — slawisch sind z. B. die weit verbreiteten Endungen = ow (Warnow), = itz (Prisannewitz) und = in (Zarrentin) — so lag es nahe, den Rundling als die bezeichnende Siedlungsform der Slawen anzusehen. Lange Zeit galt es auch als unumstößlich, daß der Rund-

ling wendisch sei. Es hätte freilich von vornherein stutzig machen sollen, daß der Rundling östlich der Oder, also im ganzen ursprünglichen Siedelungsgebiet der Slawen, bis zum Ural nicht aufzufinden war. Nur zwischen Elbe und Oder, also auf ehemals germanischem Siedelungsgebiet, spielt der Rundling eine Rolle. Genauere geographische Untersuchungen der Siedelungen des Flußgebietes der Warnow ergaben nun, daß die Rundlinge sich ihrer Lage nach von den übrigen als slawisch bekannten Dörfern auffällig unterscheiden. Letztere lieben eine sog. Fischereilage und schmiegen sich gerne an den unteren Rand einer Höhenstufe, erstere weisen im allgemeinen eine Binnenlage und eine obere Randlage auf. Weiter erwies die Untersuchung derselben Bauerndörfer des Warnowgebietes, daß gerade die Rundlinge mit slawischen Namen durchweg auf schwerem Boden liegen, dagegen alle Orte, die slawische Namen, aber nicht die Rundform haben, auf leichterem Boden. Nun wissen wir von den Lebensgewohnheiten der Wenden so viel, daß sie die Fischerei dem Ackerbau vorzogen und daß sie bei der Bewirtschaftung schweren Lehmbodens infolge der Mangelhaftigkeit ihres Ackergerätes, namentlich des Hakenpfluges, dem noch das Eisen ganz fehlte, auf große Schwierigkeiten stießen und daher sich lieber auf leichtere Böden beschränkten. Die Lage der Rundlinge gerade im Flußgebiet der Warnow stimmt also sehr schlecht zu den Lebensgewohnheiten der Wenden. Als sich nun auch noch herausstellte, daß echte Rundlinge in recht erheblicher Zahl auf rein germanischem, nie von Slawen besetzt gewesenem Gebiet vorkommen, — nämlich in Ostfriesland und in Südschweden — und daß vielfach das für das westelbische Deutschland bezeichnende scheinbar regellose sog. Haufendorf aus einem älteren Platzdorf entstanden ist, dessen Dorfplatz später in Hausplätze und Gärten aufgeteilt worden war, da war die alte Ansicht vom wendischen Ursprung des Rundlings nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Frage war jetzt nur noch, ob der Rundling als ganz alt, schon von den Ostgermanen den Wenden hinterlassen, oder als ganz jung, erst in der Zeit der deutschen Bauernkolonisation entstanden, zu gelten habe. Und da spricht vor allem der häufig vorkommende slawische Dorfname gegen einen n a c h slawischen, also für einen germanischen Ursprung der Dorfform des Rundlings. Wenn sich das altgermanische Dorf gerne um einen mehr oder weniger ausgedehnten Dorfplatz lagerte, so entsprach dies sicherlich den wirtschaftlichen Zuständen unserer germanischen Vorfahren. Der Germane war in erster Linie Viehzüchter; Vieh war sein wertvollster Besitz, wenn auch die Römer über die Güte germanischen Viehes bedenklich die Köpfe zu schütteln pflegten. Denn Stallfütterung kannte der Germane nicht, sein Vieh war klein und struppig, aber zähe und gewohnt, jedem Wetter im Freien standzuhalten. So war der weite Dorfplatz nötig, um das Vieh für die Nacht aufzunehmen, ihm Schutz gegen Raubtiere und räuberische Nachbarn und Gelegenheit zur Tränke im Dorfteich zu bieten. Für eine solche Betriebsweise war in der Tat das Platz- oder Runddorf die geeignete Siedelungsform. Als man aber im germanischen Lande westlich der Elbe zu höheren Wirtschaftsformen fortschritt, den Ackerbau bevorzugte und das Vieh für die Nacht und den Winter im Stall unterbrachte, wurde der große Dorfplatz überflüssig und zu Hausplätzen ausgetan. Im wendisch gewordenen Land östlich der Elbe und Saale erfolgte dieser Fortschritt nicht, die Wirtschaftsweise machte eher noch einen Rückschritt gegenüber den germanischen Zeiten. War es zu verwundern, wenn der Wende die von ihm vorgefundenen, nur bei der Besetzung mit slawischen Namen benannten ehemals germanischen Rundlinge beibehielt, ja ihre Form noch charakteristischer ausgestaltete, während im germanisch gebliebenen Westelbien sich das Runddorf nur da hielt, wo, wie in den Nordseemarschen, Viehwirtschaft mit dauerndem Weidegang das Rückgrat bäuerlicher Wirtschaft

auch weiterhin bildete? Mag auch der eine oder andere vereinzelte Rundling durch Nachahmung, vielleicht auch mehr zufällig erst in späterer Zeit seine bezeichnende Rundform bekommen haben, so dürfen wir den Rundling als allgemeine Siedelungsform doch wohl als ältestes und ehrwürdigstes Denkmal unserer Siedelungsgeschichte ansprechen und seinen Ursprung bis in die Zeit der Hünengräber hinaufrücken, die ja auch an die älteste nachweisbare Bevölkerung Mecklenburgs, die Ostgermanen, erinnern.

Weniger rätselhaft als der Rundling ist das in Mecklenburg ebenfalls stark verbreitete Straßendorf. Hier ziehen sich die Gehöfte des Dorfes — natürlich sind auch hier die im 18. und 19. Jahrhundert von der Regierung neu geschaffenen Büdnereien und Häuslereien abzurechnen — zu beiden Seiten einer ziemlich kurzen Dorfstraße hin, ohne daß die beiden Häuserzeilen durch freie Zwischenräume unterbrochen würden. Diese Dorfform herrscht in ganz Polen und Rußland, also auf dem ganzen altslawischen Gebiet, ebenso wie im ostelbischen Deutschland, also vom Ural bis zur Elbe, und muß sich nur zwischen Elbe und Oder, somit auch

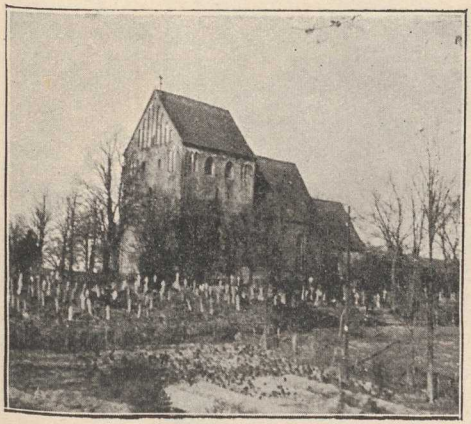


Abb. 1. Kirche zu Wattmannshagen bei Güstrow.

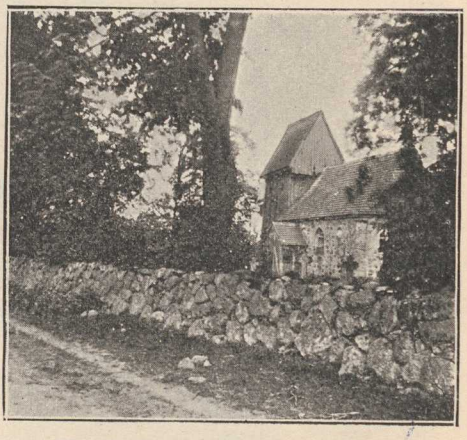


Abb. 2. Feldsteinkirche mit Holzturm zu Kossebade bei Lübz.

gerade bei uns, mit dem Rundling in die Rolle der für die Landschaft bezeichnenden Dorfform teilen. Die Siedelungsform des Straßendorfes wird daher bei uns auf die wendische Zeit zurückgehen, worauf auch die zahlreichen slawischen Namen unserer Straßendörfer hinweisen. Einzelne Straßendörfer können natürlich auch anderen Zeiten entstammen. Nun gehört zum Dorfe die Feldmark. Deren Einteilung war bei Rundling und Straßendorf dieselbe. Zu jedem Bauerngehöft gehörten zahlreiche schmale Ackerstreifen, die über die ganze Feldmark verteilt lagen und manchmal nur über das Nachbargrundstück zugänglich waren. Diesen höchst altertümlichen, aber für die Bewirtschaftung höchst lästigen Zustand hat erst die sogen. Separation des 18. und 19. Jahrhunderts beseitigt, indem sie die Feldmarken neu einteilte und jedem Bauern wenige große und jederzeit zugängliche, daher in der Bewirtschaftung von nachbarlichen Rücksichten freie Ackerstücke zuwies.

Dieses natürlich sehr schwierige und für die ausführenden Beamten höchst undankbare Geschäft der Separation der Bauernhufen war nicht notwendig bei den alten Waldhufendörfern, weil diese niemals Gemenglage der Ackerstreifen gekannt hatten. Sie bilden die dritte Siedelungsschicht des Landes und entstammen

der Zeit der deutschen Bauerneinwanderung, dem 13. und 14. Jahrhundert. Ihre Namen verraten deutsche Herkunft, meist enden sie auf die Silbe „-hagen“ und weisen schon dadurch auf ihren Ursprung hin. Sie sind von deutschen Kolonisten auf gerodetem Urwaldboden angelegt. Bei dem Worte „-hagen“ denke man an „den Haag“, die Hauptstadt der Niederlande, die eigentlich „'s Gravenhage“, also „des Grafen Wald“ heißt, oder an unser hochdeutsches Wort „Hain“, das aus „Hagen“ entstanden ist. Daher nennt man diese deutschen Kolonisten- oder Waldhufendörfer auch „Hagendörfer“, doch stimmt das Merkmal der Endung „-hagen“ nicht immer. Echte Waldhufendörfer sind auch Rethwisch bei Doberan, Bernitt bei Bützow und das diesem benachbarte Moltenow trotz seines scheinbar so

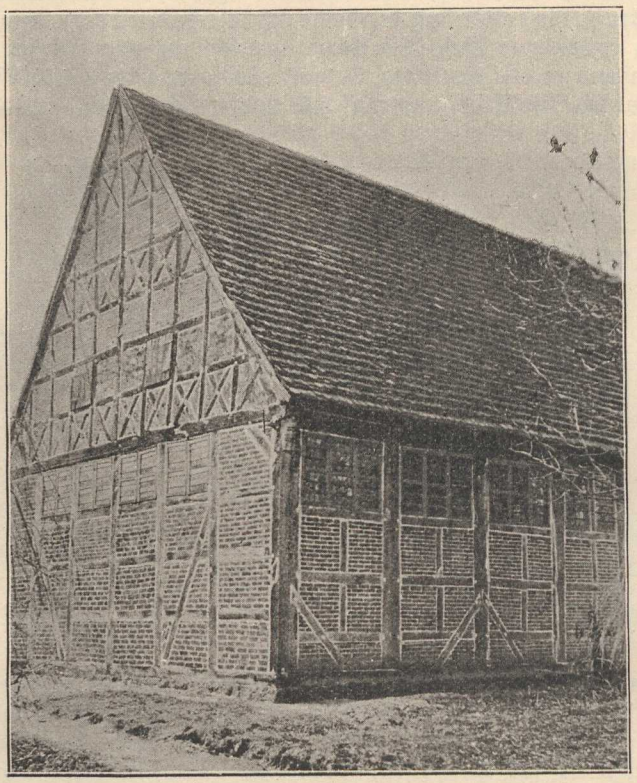


Abb. 3.
Fachwerkkirche zu Retzow bei Plau.

echt slawischen Namens, der aber nur eine volkstümliche Angleichung an die allgemein geläufigen Namen auf „-ow“ ist und in einer Urkunde von 1233 als „Hagen Altona“ erscheint.

Das Bezeichnende dieser Waldhufendörfer liegt nun in der Flureinteilung. Hier erhielt jeder Bauer von vornherein seinen Acker in einem einzigen Stück und zwar in einem sehr langen Streifen, der von der Dorfstraße — falls man die weitsauseinander gezogene, vielfach unterbrochene Zeile der Gehöfte so nennen darf — bis an die Grenze der Feldmark läuft. Da, wo der Ackerstreifen die Straße kreuzte, wurde das Gehöft angelegt. Durch den Grundsatz, daß der Acker unmittelbar hinter dem Gehöft liegen solle, erhielten diese Waldhufendörfer eine beträchtliche Länge und einen sehr losen Zusammenhang, so daß sie der Einzelhofsiedelung verwandt erscheinen. Ihre Verbreitung ist an die alten bis zum Ende

der Wendenzeit von der Axt unberührt gebliebenen Urwaldbezirke gebunden. Sie bilden in der Hauptsache vier Gruppen: Die erste umfaßt die Klützer Gegend und erstreckt sich über Grevesmühlen bis etwa zur Linie Bad Kleinen-Gadebusch; die zweite erfüllt ein Dreieck um Doberan zwischen Warnow und Kühlung, dessen Spitze landeinwärts bis dicht an Bützow heranreicht; die dritte Gruppe liegt um die Rostocker Heide verteilt zwischen Ribnitz und Rostock; die vierte weist loseren Zusammenhang auf, sie liegt südlich der Bahn Güstrow—Stavenhagen und nördlich der Seen von Krakow bis zur Müritz. Vielfach sind natürlich auch alte Hagendörfer in Güter umgewandelt worden. So könnte man wohl die Gutsdörfer nach ihrer Entstehung im 16. bis 18. Jahrhundert als vierte und die durch die Separation des 18. und 19. Jahrhunderts geschaffenen Einzelgehöfte als fünfte Siedelungsschicht des platten Landes in Mecklenburg bezeichnen und in den

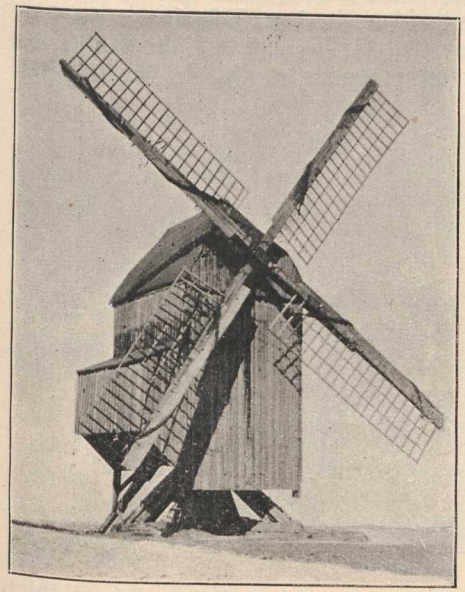


Abb. 4. Bockmühle bei Bernitt, Amt Bützow.

Abb. 5. Windmühle zu Malliß bei Dömitz.

neuesten Bestrebungen zur Schaffung von Bauernstellen und Büdnereien die ersten Anfänge einer sechsten Siedelungsschicht erblicken, die aber noch nicht zu einer klar ausgeprägten Siedelungsform geführt hat, anscheinend aber die nächste Verwandtschaft mit den Waldhufendörfern der dritten Schicht aufweisen wird, wie man ja auch im weiteren Ostdeutschland nach den Erfahrungen der letzten fünfunddreißig Jahre das Reihendorf mit Dorfkern als zweckmäßigste Form für landwirtschaftliche Siedelungen moderner Art anzusehen gelernt hat.

Das älteste Gebäude unserer Dörfer pflegt die Kirche zu sein. Sie unterscheidet sich von ihrer städtischen Schwester dadurch, daß ihre Bauart noch mehr von den zur Verfügung stehenden Baustoffen, weniger von der Kunstrichtung der Bauzeit bestimmt wird, obwohl der Einfluß des Stiles auch nicht unterschätzt werden darf. Unsere ältesten Kirchen sind Feldsteinkirchen. Manche davon reichen in die Zeit zurück, als das Christentum einzog (um 1200). Oft sieht man, wie das Feldsteinkirchlein der ersten Zeit nicht mehr ausreichte und nun erweitert wurde mit dem moderneren Backstein. Der Stil unserer Kolonisationszeit ist ja

die Backsteingotik, für die als schönes Beispiel trefflicher Anpassung an die dörfliche Umgebung die im Kern sehr alte Kirche zu Wattmannshagen mit dem schwer und wuchtig wirkenden Turm genannt sein mag (Abb. 1, jetzige Form um 1750). Dieselbe Art des Turmes mit dem in der Firstrichtung des Kirchenschiffs verlaufenden Satteldach findet sich weit öfter in Holz ausgeführt an eine der altertümlichen Feldsteinkirchen angelehnt (Abb. 2, Kossebade). Nicht selten steht der hölzerne Glockenturm frei auf dem Kirchhof, den eine ungefugte Feldsteinmauer umschließt (Abb. 2). Namentlich in den Sandgegenden sind Fachwerkkirchen häufig, die meist nach dem Dreißigjährigen Kriege erbaut sind (Abb. 3, Retzow bei Plau).

Nächst der Kirche ist die Windmühle das Wahrzeichen unserer Dörfer. In ihrer altertümlichsten Gestalt erscheint sie noch heute hie und da als Bockmühle (Abb. 4, Bernitt), bei der die ganze Mühle um den Hausbaum drehbar ist. Die meisten Bockmühlen freilich haben heute schon in den Flügeln verstellbare Klappen statt der Segel. Die modernere Form ist die sog. holländische Mühle, bei der nur die Kappe drehbar ist. Ein Kuriosum darunter ist die fünfflügelige

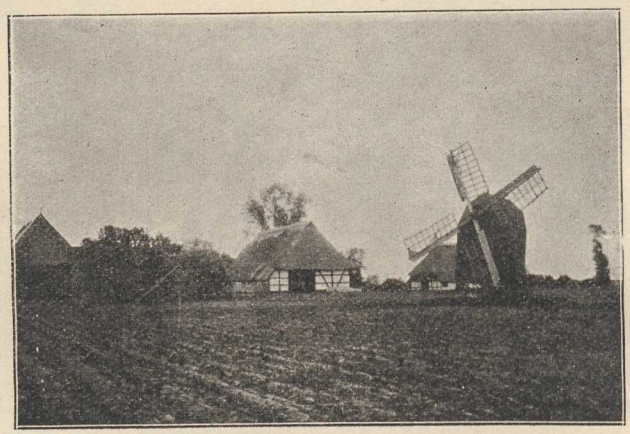


Abb. 6. Einzelgehöft mit Mühle bei Schwaan.

Mühle zu Malliß bei Dömitz (Abb. 5). Hin und wieder finden sich Mühlen kleinsten Ausmaßes nur für den Bedarf eines einzelnen Hofes (Abb. 6).

Den Hauptbestandteil unserer Dörfer stellt natürlich das bäuerliche Gehöft. Seine ältesten Vertreter stammen aus der Zeit um 1600, aber von den drei mecklenburgischen Gehöft*formen* sind wenigstens zwei sehr viel älter und bereits von den deutschen Kolonisten des 13. Jahrhunderts fertig aus dem westelbischen Mutterlande mitgebracht, daher heute ein wichtiges Kennzeichen der Herkunft unserer Einwanderer. Scheinbar höchst primitiv, in Wirklichkeit aber bereits eine fein durchgearbeitete Lösung des Problems, Menschen, Vieh und Ernte mit dem geringsten Aufwand an Baustoffen gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, ist das niedersächsische Bauernhaus, das den größten Teil des Landes in geschlossener Masse erfüllt bis zu einer Südostgrenze Lübz-Güstrow-Ribnitz, jenseits deren aber im Gebiet der großen Güter noch inselartig Gebiete mit niedersächsischen Häusern eingesprengt sind wie namentlich das Darguner Amt. Noch um 1860 reichten einzelne Vorposten des niedersächsischen Hauses bis ins Strelitzer Land hinein. Der letzte war der Krug zu Wulkenzin. Als auffälligste Kennzeichen des niedersächsischen Hauses gelten das gewaltige Strohdach, unter dem die Wände fast verschwinden, und der merkwürdige Hauptraum des Hauses, die „Grotdäl",

die der Länge nach den Mittelraum des Gebäudes einnimmt, rechts und links begrenzt durch je eine Reihe eichener Ständer, die das ganze Haus in drei längs durchlaufende Abteilungen sondern, deren Aehnlichkeit mit dem Hauptschiff und den Nebenschiffen unserer großen gotischen Kirchen in die Augen springt. Diese Eichenständer erweisen sich bei genauerer Betrachtung als Träger des ganzen Baues, während die Außenwände kaum belastet sind. „Dei Stenners, dat is de Anfang van dat Hus." Die oberen Enden der Ständer sind in der Längsrichtung des Hauses durch „Platen", in der Querrichtung paarweise durch die „Balken" im eigentlichen Sinne verbunden. Dieses eichene Gerüst, durch „Schratbänner" versteift, trägt die Sparren des Daches. Auf den beiden Enden eines jeden die Diele überquerenden Hauptbalkens — dazwischen können nach Bedarf nicht sparrentragende „Lögenbalken" eingelegt sein — steht immer ein Sparrenpaar und bildet mit dem tragenden Balken ein aufrechtes gleichschenkeliges Dreieck. Um ein Durchbiegen der langen Balken über die Diele zu verhindern, stehen die

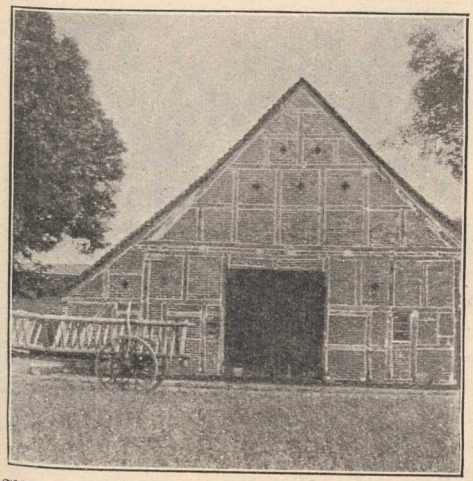


Abb. 7. Niedersächsisches Haus zu Wendischhagen bei Malchin.

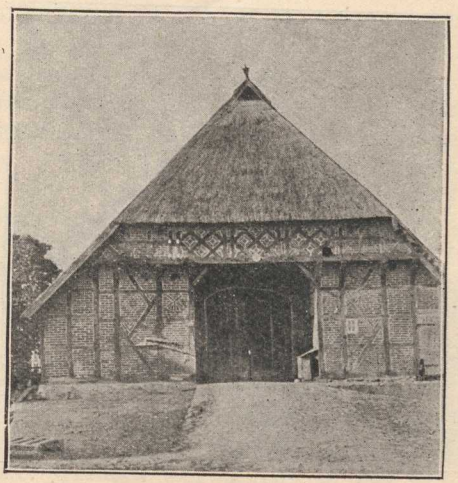


Abb. 8. Ratzeburgisches Bauernhaus zu Thandorf.

sparrentragenden Enden gewöhnlich ein Stück rechts und links der Ständerreihen vor, so daß Hebelwirkung der dachtragenden Sparren dem Drucke der „up den Balken", eigentlich auf dem von „Schleten" — einmal gespaltenen Nadelholzstämmen — gebildeten Boden über den Balken ruhenden Ernte entgegenwirkt. Die niedrigen Seitenschiffe, „Assiden", in Büchern nach einem osnabrückischen Ausdruck „Kübbung" genannt, werden durch kurze Sparrenenden überdacht, deren obere Enden auf die Hauptsparren aufgeschoben (vgl. Abb. 7, Wendischhagen) oder an sie angestückt sind und deren untere Enden auf den Außenwänden ruhen. Sie heißen „Tosparen", „Upschöt" oder „Opschellen". Hauptsparren und Upschöt tragen die Latten, die mit Weidenruten — „widen Wär" — festgebunden — „fastwrödelt" — sind, und auf den Latten das durch eingelegte „Deckelschächt" befestigte Strohdach. Die Außenwände bestehen aus einem eichenen Gerippe, dem „Ring", von „Sahlen", Ständern, Riegeln und Platen und einer Klehmstakenfüllung. „Dannen Stöck" stehen in jedem Fach mit dem unteren Ende in einer „Falz", einer Rinne von dreieckigem Querschnitt, mit dem oberen in „Stooblöckern", die mittels „Queräxt" in Riegel und Platen „inhaugt" sind. Zwischen den „dannen Stöck" wurden Strohseile durchgezogen — „uttüht" —,

das Ganze mit Lehm, in dem Kaff und Häckſel verknetet war, verſchmiert und mit Brettern geglättet. Bei ſteigendem Wohlſtand begann man das Fachwerk — nach einem Übergangsſtadium mit luftgetrockneten „Klutſteinen“ — mit Backſteinen auszumauern, vor allem auf den beſonders ſtattlichen Bauernhöfen des Ratzeburger Landes, wo um 1730 ſchon allgemein wenigſtens die Giebel Backſteinfachwerk aufwieſen, was zu hübſchen Muſtern Anlaß bot (vgl. die Mühle links der Grotdör auf Abb. 8 Thandorf). Bezeichnend für das ratzeburgiſche Niederſachſen-Haus iſt die eigentümliche Balkenverſchränkung im Giebel, der ſog. „Bauerntanz“ (auf Abb. 8 dreifach nebeneinander). Auf dem Firſt reiten in einem Gebiet, das ſich etwa mit dem oben erwähnten Hagendörfer-Dreieck um Doberan zwiſchen Warnow und Kühlung deckt, kreuzweis verbundene Hölzer, die „Dackhengels“, „Länghökels“ oder „Faſthökels“ (Abb. 15, Lichtenhagen und Abb. 12, Niendorf). Es iſt dasſelbe Gebiet, das bei niederſächſiſchen Wohnhäuſern ganz allgemein die ſog. Dreiſtänderbauart anwendet, d. h. eine Trauf-

Abb. 9. Dreiſtänderhaus auf Huſe 1 in Falkenhagen bei Rehna.

Abb. 10. Ratzeburgiſches Bauernhaus zu Wahlsdorf bei Schönberg.

wand bis zur Balkenhöhe hochzieht und die Balken ſo lang bemißt, daß jeder Balken außer auf ſeinem Ständerpaar (rechts und links der Diele) auch noch auf dem Ständerwerk der einen Außenwand aufliegt, alſo dreifach unterſtützt wird. So entſteht auf der „Hochſid“ ein Zwiſchenboden, den man freilich nur gebückt betreten kann. Solch „ſchiefhüftige“ Bauweiſe iſt im ganzen Lande bei Scheunen üblich, wo die Längsdiele auf der Seite liegt, bei niederſächſiſchen Wohnhäuſern iſt ſie nur im Doberaner Dreieck allgemein und kommt im Ratzeburgiſchen wenigſtens öfter vor (Abb. 9, Falkenhagen). Vierſtänderhäuſer, wobei beide Traufwände bis zur Balkenlage emporreichen, ſind dagegen Seltenheiten. Urſprünglich war das niederſächſiſche Bauernhaus — „dat Timmer“ — ein einziger Raum. Noch vor 80 Jahren wies das um 1600 erbaute, ſeinerzeit ſehr ſtattliche Erbſchulzengehöft in Zierzow bei Grabow nur eine einzige Stube in der einen Ecke auf. Als dann geſteigerte Kulturanſprüche zur Anlage beſonderer Wohnräume („Döns“) führten, hat man nur im Südweſten allgemein das Haus um ein Fach („dat Kamerfack“) verlängert und dadurch die alte Längsdurchfahrt geſperrt (Abb. 11, Reeſe bei Grabow). Im größten Teil des Landes blieb die Längsdurchfahrt frei (Abb. 10, Wahlsdorf bei Schönberg) oder verkümmerte zu

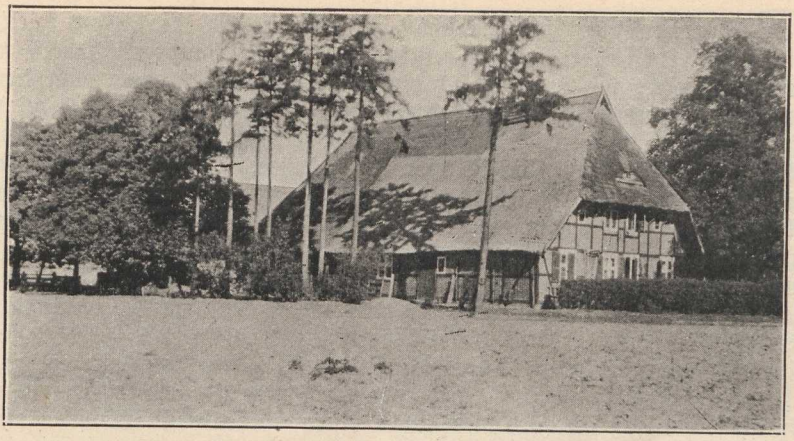


Abb. 11. Niedersächsisches Haus zu Neese bei Grabow.

einem nur für den Fußgängerverkehr ausreichenden Längskorridor. In diesem Falle liegen die Wohnräume an einem Ende zu beiden Seiten der Diele. Hatte das sächsische Bauernhaus ursprünglich Menschen, Vieh und Ernte umfaßt, hatten aus den „Affiden" die Häupter der Tiere auf die Diele geblickt, wo sich das Leben des Bauerngehöftes sammelte, wo nicht nur die Ernte abgeladen und gedroschen, sondern auch die Hochzeiten gefeiert und die Toten aufgebahrt wurden, wo des Abends das offene Herdfeuer alle Hausbewohner zu häuslicher Handarbeit und Handfertigkeit bei Volksliedern und Märchenerzählungen versammelt sah — so bildete schon um 1800 das niedersächsische Gehöft auf den besseren Böden eine ganze Häusergruppe (Abb. am Anfang des Artikels, Neuendorf), die meist durch eine Torscheune (Abb. 12, Niendorf) gegen die Straße abgeschlossen war. Dadurch wurde es dem fränkischen oder mitteldeutschen Gehöft ähnlicher, das das Land Stargard und das Amt Röbel erfüllt und mit seinen Vorposten bis an die Warnow, ja noch weiter westlich reicht und dort eigenartige Mischformen mit niedersächsischer Bauweise bildet. Beim mitteldeutschen Gehöft, das zu uns aus

Abb. 12. Torscheune in Niendorf bei Rostock.

Abb. 13. Mitteldeutsche Gehöftsanlage zu Lärz bei Mirow.

der Mark Brandenburg herüberreicht, gruppieren sich die Baulichkeiten von vornherein um einen viereckigen Wirtschaftshof. Das Hauptgebäude ist zwar wie das niedersächsische Haus ursprünglich ein Wohn- und Stallhaus, aber seine Diele — wenn sie vorhanden ist — läuft quer durch das Haus, das Dach wird in der Hauptsache von den Außenwänden getragen, und das Haus neigt zur Zweistöckigkeit. Von alter Einräumigkeit ist hier keine Spur. Die oft den Wirtschaftshof nach der Feldseite abschließende Scheune hat gewöhnlich zwei Querdielen. Das Wohnstallhaus kann im Hintergrunde der Gehöftanlage (Abb. 14, Papendorf), aber auch mit dem Giebel an der Dorfstraße stehen (Abb. 13, Lärz). Ist auch diese mitteldeutsche oder fränkische Bauweise sehr alt, wahrscheinlich die durch die Franken — Niederfranken haben Brandenburg und Land Stargard besiedelt — übernommene „Villa" der alten Römer, und sehen wir gerade sie in der Verkleinerungsform, unseren Querdielenbüdnereien, stark vordringen, so hat der Bauer in den letzten hundert Jahren durchweg eine Bauweise bevorzugt, die er den Gutshöfen absah: rechts und links eines viereckigen Wirtschaftshofes die

Abb. 14. Mitteldeutsche Gehöftanlage zu Pagendorf, Amt Rostock.

Abb. 15. Bäuerliches Gehöft vom Gutstypus in Lichtenhagen, Amt Doberan.

Wirtschaftsgebäude mit niedersächsischer Längsdiele — freilich meistens nicht mehr Mittel-Längsdiele — im Hintergrunde ein reines Wohnhaus ohne Ställe und sonstige Räume für den Landwirtschaftsbetrieb — das ist nichts anderes als ein verkleinertes Abbild des Gutshofes (Abb. 15, Lichtenhagen), der selber bei seiner späten Entstehung die niedersächsische Bauweise bei seinen Wirtschaftsgebäuden beibehielt, nur die Maße steigerte und sich für die Gesamtanlage an das ja leicht beliebig zu erweiternde mitteldeutsche Gehöft anlehnte. Dieser verkleinerte Gutshof findet sich als Typus des bäuerlichen Gehöftes über das ganze Land verstreut, insbesondere auf den besseren Böden — am wenigsten in der „grisen Gegend" des Südwestens — und zwar vor allem fast ausschließlich bei den ausgebauten Gehöften, die ja so gut wie ausnahmslos erst in den letzten 150 Jahren entstanden sind. Leider ist gerade dieser Gutstypus seit etwa 1870 der Hauptträger jener die Heimatlandschaft entstellenden Hausbauweise ohne organische Gliederung unter plattem Pappdach, die so fatal an die Form der Zigarrenkiste erinnert. Von ihr ist wiederum der Südwesten, der dem niedersächsischen Hause treu bleibt, am wenigsten heimgesucht worden. In den nördlichen Strichen tritt erst neuerdings schüchtern eine gewisse Besserung der Bauweise ein.

Wohnhaus eines Erbpachthofes in der Nähe von Wismar.

# Wie bauen wir unser ländliches Wohnhaus?

Von P. Korff, Laage.

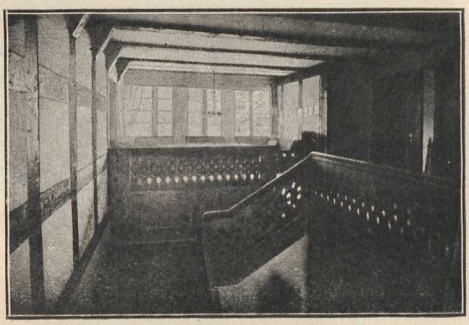
Seit einer Reihe von Jahren rühren sich im Lande berufene Kräfte, die der Verunstaltung unseres Heimatbildes durch häßliche Bauten entgegentreten und zeigen wollen, wie auch im Bauwesen die Erhaltung und Fortentwicklung ländlicher Eigenart möglich ist. Zwar sind die Widerstände groß, die es auf diesem Gebiete zu überwinden gilt, und Verständnislosigkeit, Starrsinn, Streben nach „städtischer Kultur" finden auch heute noch ihren Ausdruck in unzähligen jämmerlichen Neubauten auf dem Lande, aber es geht doch langsam vorwärts und aufwärts. Es werden nicht mehr so zahlreich Villen im „Schweizerstil" gebaut, Blindfenster mit aufgemalten Sprossen und Gardinen verschwinden auch aus der Mode, die Zementwarenindustrie hat sich von der Herstellung des Renaissancebekrönungen und Jugendstilgemüse abgewandt. — Es geht vorwärts. Die im Laufe der Jahre vereinzelt entstandenen guten Beispiele haben ihre Sprache geredet, sind verstanden worden und finden Nachahmung. Vielerorts sind Bauten entstanden, Gutshäuser, Bauernstellen, Büdnereien, Katen, Siedlungen, die als zweckmäßig und bodenständig angesprochen werden können und den Bestrebungen des Heimatschutzes entsprechen; gute alte Bauwerke werden sorgfältig erhalten.

Wandern wir an der Küste entlang, so treffen wir in Wustrow, Althagen, Ahrenshoop Perlen, die der Heimatschutz gerettet hat; Neusiedelungen im Sinne

des Heimatschutzes sehen wir bei Sternberg, Brüel, Sietow und an andern Orten. Der schwere Anfang ist gemacht, nun heißt es, das Ziel verfolgen. Führen wir — öfter als bisher — das Erreichte dem Uneingeweihten, dem noch Unbekehrten vor Augen.

Drei Beispiele ländlicher Wohnhäuser möchte der Verfasser aus seiner Praxis herausgreifen und kurz erläutern.

Unser erstes Bild zeigt uns das Wohnhaus eines Erbpachthofes in der Nähe von Wismar. Zwei Innenaufnahmen mögen dartun, daß sich behagliche Wohnräume selbst im „Bauernhause" schaffen lassen. Eine typische Diele fehlt auch hier im neuen Hause nicht, und die Zweckmäßigkeit eines solchen zentralen Wohn- und Eßraumes werden die Bewohner selbst am besten zu schätzen wissen. — Betrachtet man einmal näher das Äußere des Hauses, so kann man sich über die Höhe des Daches wundern und fragen: Warum ein so kostspieliges Dach? — Könnte der Fragesteller aber den Dachraum beschauen, so würde er sicherlich über die praktische Ausnutzung aller Dachschrägen zu wichtigen Nebenräumen, Wand-



Innenräume aus dem oben abgebildeten Wohnhaus.

schränken usw. befriedigt sein. Die höchste Spitze des Daches ergibt einen Boden zum Wäschetrocknen im Winter. Wieviele Hausfrauen beklagen sich doch bisher mit Recht über Vernachlässigung dieses wirtschaftlichen Teiles beim Bau ihres Eigenheimes! — Platt auf dem Erdboden steht das Haus. Alle wichtigen Wohn- und Schlafräume liegen hinter dem Giebel, der Südostrichtung hat. Ein Balkon vor dem Schlafzimmer sollte nicht fehlen und wurde in der einfachsten Art angegliedert, so daß er das Gesamtbild kaum stören dürfte.

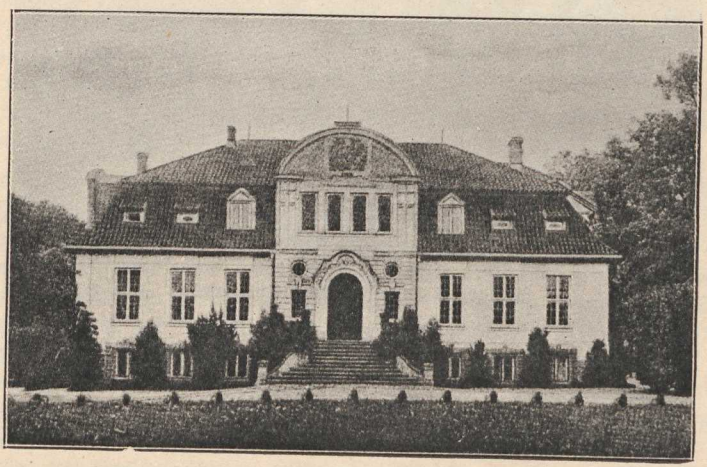
Ein heruntergeschlepptes Dach auf dieser Südostecke erinnert sehr an die „Assied". Am Westgiebel findet man diese „Assieden" ganz besonders ausgebildet. Dadurch werden die Wände ganz erheblich gegen Regenschlag und Wind geschützt. Man sieht: mit den einfachsten Mitteln, mit Formen, die sich aus dem Grundriß sehr einfach ergeben, ist hier der äußere Aufbau entstanden, der eine feste Einheit darstellt.

Die nächste Abbildung zeigt uns das kleine „Herrenhaus" eines Gutshofes in der Nähe von Sülze. Das Haus entstand vor etwa 24 Jahren, und fast jeder wird glauben, daß es sich um ein altes, wohl etwa hundertfünfzigjähriges Haus handelt.

Die Geländeverhältnisse der ganzen Hofanlage verlangten ein hohes Untergeschoß. Dieses nimmt die Wirtschaftsräume eines Gutshofbetriebes vollkommen auf. Dadurch wurde die Anlage einer Freitreppe notwendig, die vor dem herausgehobenen Mittelbau wie von alten Zeiten träumend und alte Überlieferung

würdig vertretend in aller Behäbigkeit daliegt. Dazu paßt der gerundete Giebel mit dem Wappen des Gutsherrn von altadeligem Geschlecht.

Die ruhige Wirkung der langgestreckt erscheinenden Hausfront wurde vornehmlich dadurch erzielt, daß das Untergeschoß nicht auch hell verputzt, sondern in Granitfindlingen nach alter Technik aufgeführt wurde. So erscheint denn wohl das Ganze mit dem Erdboden verwachsen und nicht „daraufgestellt". Die Form der Fenster im erhöhten Erdgeschoß steht zu der, die beim ersten Beispiel gewählt ist, im ausgesprochenen Gegensatz. Hier sind sie hoch und rhythmisch gestellt, dort sind sie niedrig und absichtlich zusammengekuppelt, um die Wirkung in der Breitenlagerung zu erhöhen. Dort sind die Fensterscheiben im Hoch-, hier im Breitformat. Diese einfachsten Hilfsmittel werden leider zu wenig beachtet; aber oft werden auch vom Laien mit aller Hartnäckigkeit große Fensterscheiben, die berüchtigten städtischen „Speigelschieben", verlangt, und der bedauernswerte Architekt muß sich schließlich dieser Verständnislosigkeit fügen. Wegen des bequemen Fensterputzens bei „Speigelschieben" — und dies ist immer wieder das



Wohnhaus eines kleineren Gutshofes.

Entscheidende, sobald die tätige Hausfrau eingreift — ist schon so manche „Fassade", so manche Traulichkeit verlorengegangen.

Das dritte Haus, ein größeres, im Herzen unseres Heimatlandes gelegenes Herrenhaus, dürfte von der Landbevölkerung meist als „Sloß" bezeichnet werden. Langgestreckt, ebenerdig auf der Vorderseite, liegt es inmitten eines alten Parkes selbstbewußt da. Kein besonderer „Fassadenschmuck" erschien nötig, nur am Haupteingang möchten flankierende schlichte Säulenschäfte das „Herrschaftliche" betonen.

Hinter den breiten Ochsenaugenfenstern, die auch „Fledermäuse" genannt werden, liegen gemütliche, geräumige Gastzimmer. Im Dachgeschoß sind absichtlich keine hochstehenden Fensteraufbauten verwendet, um möglichste Ruhe im schweren, gebrochenen Dach zu erzielen. Die Gleichmäßigkeit in den Fenstern des Erdgeschosses sowie deren Schlankheit sollen wiederum das Herrschaftliche zum Ausdruck bringen, während die Abmessungen der Fenster im 1. Stock das Schlafgeschoß kennzeichnen.

Im Gegensatz zu dem vorhin dargestellten Wohnhaus eines kleinen Gutshofes steht das „Sloß" wie so viele altehrwürdige Herrenhäuser platt auf der Erde. Auf der Rückseite aber scheint das Haus aus einer Terrassenmauer heraus-

gewachsen, und das Kellergeschoß ist in seiner ganzen Höhe sichtbar. Sanft steigt das Parkgelände ringsum zum Hause an. Durch eine lange, riesige Rasenfläche mit großem Wasserbehälter, in dem sich die ganze Hausfront spiegelt, wird der Eindruck der Breitenlagerung des Ganzen noch verstärkt. Haus und Boden erscheinen mit einander verschmolzen. — Sitzt man tief im Innern der geräumigen Wohnzimmer und schaut von dort aus zum Fenster hinaus, so überblickt man die langen Rasenflächen fast vom Hause an und dahinter ein liebliches Seenlandschaftsbild von eigenartigem Heimatcharakter.

Wohnhaus eines größeren Gutshofes.

# Die mecklenburgischen Landstädte.

Von Dr. Rudolf Jacobs, Wismar.

„Alle meine Gedanken sind einmal von dieser engen Welt ausgefüllt worden, alle Fibern meines Empfindens haben einmal dies kleine Heimwesen umsponnen und davon gesogen wie ein Kind an Mutterbrüsten, und das vergißt man nicht.“ Fritz Reuter hat diese Worte geschrieben. Sie galten seiner Vaterstadt Stavenhagen. Worte sind's eines Mecklenburgers für Mecklenburger. Gerade wenn wir fern waren von unsrer Heimat, dann erst stand sie voll vor unserm Auge, verklärt in der Erinnerung und doch in manchem deutlicher als vordem. Inmitten der drängenden Hast der Großstädte, in den engen und winkligen Gassen süddeutscher Städte wurden wir uns unsrer Eigenart an dem veränderten Aussehen der Städte bewußt. Und wo wir ähnliche Stadtbilder fanden, in Flandern etwa, da fühlten wir den Pulsschlag gleichen Blutes, eine uns gleichgeartete Volksseele. Städtebild und Volksseele, sie gehören eben ursächlich zusammen, beide ein Produkt von Boden und Geschichte.

„Naar Oostland willen wy ryden
Naar Oostland willen wy mee.“

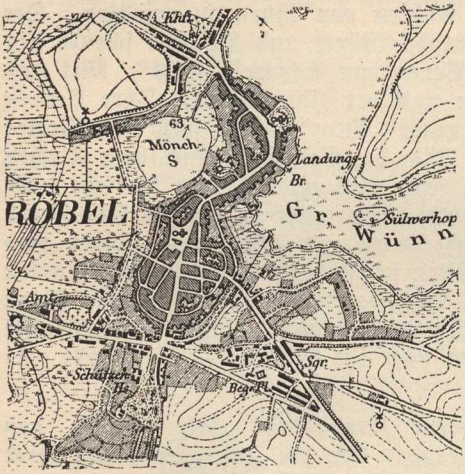
So klang es im 12. und 13. Jahrhundert durch Deutschlands Gaue. Die Heimat war zu eng geworden. In großen Scharen brachen sie auf, junge, starke Männer,

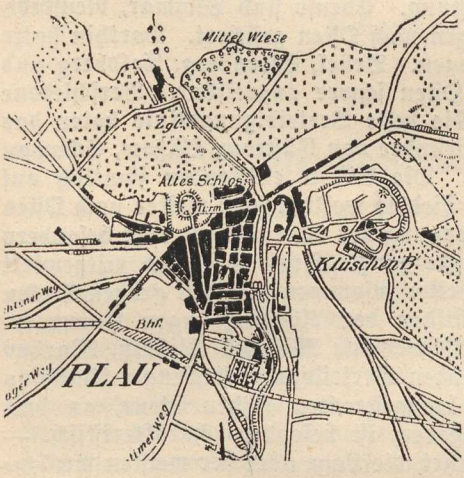
mit Weib und Kind die einen, als abenteuerlustige Ledige die anderen. Unternehmungslust hatten sie alle, die aus Westfalen, dem alten Sachsenland, kamen und östlich der Elbe im heutigen Mecklenburg Land suchten. Die leichten Böden zwar fanden sie besiedelt, Wenden bestellten hier kümmerlich den Boden. Aber jungfräuliches schweres Land war genug vorhanden. Die Kolonisten machten sich an die Arbeit. Viele Siedelungen entstanden. Man mußte auf der Hut sein gegen die immer drohenden Überfälle der Wenden. Die Drümmer von Althof bei Doberan und des Klosters Dargun wußten von ihnen zu erzählen. Der Ritter kam mit. Auch der wehrhafte deutsche Mönch und Priester scheute den Märtyrertod nicht. Wer von uns kennt Berno von Schwerin nicht? Mit und nach ihnen kamen der deutsche Kaufmann und der Handwerker. Ihre kleinen Hütten duckten sich ängstlich an die Wälle einer „Burg". Hier fand der Siedler Zuflucht in schweren Kriegszeiten. In der Nähe der Geistlichen und ihrer Kirchen fühlte er sich geborgen in Gottes Hand. Hier war zudem reger Verkehr. Er konnte Handel treiben. Die Siedelung wuchs. So leicht traute sich kein Feind mehr heran an diese Handwerker, die auch Spieß und Schwert zu führen verstanden. Ihr Selbstvertrauen stieg; sie fühlten sich stolz als Glieder einer starken Gemeinschaft. Der Marktplatz mit seinem Getriebe war ihr Kennzeichen. Eigne Tatkraft und die Gunst der Fürsten und Herren verschaffte ihnen Vorrechte: sie durften eigne Siegel führen, selbst mitreden über ihr Schicksal — die Stadt war entstanden.

Die Lage unserer mecklenburgischen Landstädte zeigt deutlich, daß militärische Rücksichten in dieser Zeit dauernder Kämpfe sehr häufig bei ihrer Gründung ausschlaggebend gewesen sind. Das älteste Schwerin um den heutigen Dom herum war schon eine natürliche Festung. Ebenso sind Wismar, Neustadt, Grabow und Dömitz durch Sumpfniederungen nach Osten gesichert. Dorthin hatte sich ein großer Teil der Wenden zurückgezogen. Brüel, Sternberg, Goldberg und Plau bilden eine zweite Linie, alle von Osten schwer angreifbar. Verschiedene Seen und das Mildenitztal schützen sie. Die beste Verteidigungslinie boten das Nebel- und das untere Warnowtal. Die Gründer von Güstrow, Bützow, Schwaan und Rostock haben diese Lage ausgenutzt. Die Städte entstanden sämtlich auf der Westseite der breiten Täler. Aber die Siedler wollten auch weiter nach Osten vordringen. Schwaans Lage an einer Verengung des Warnowtals war besonders günstig für einen leidlich bequemen Flußübergang. Auch das wird mitgewirkt haben. Die Recknitz, die Trebel und die Peene zusammen mit den großen Becken des Kummerower und Malchiner Sees bilden den Abschluß gegen Pommern. Noch heute dort im Frühjahr weithin überschwemmte Wiesen! Ribnitz, Marlow und Sülze entstanden hinter dieser natürlichen Verteidigungsstellung. Malchins Lage auf der nordöstlichen Spitze eines langgestreckten Höhenrückens, an drei Seiten vom Sumpfgelände der Peene umgeben, ist besonders charakteristisch. — Längst sind friedliche Zeiten bei uns eingekehrt, die Lage aber der meisten mecklenburgischen Städte war seitdem bestimmt.

Sicher haben nicht überall militärische Rücksichten obgewaltet. Der Fischreichtum der mecklenburgischen Seen konnte ebensogut locken (Krakow und Teterow), wie bequeme Flußübergangsstellen (Parchim). Sehr häufig wird ein schon vorhandener größerer wendischer Ort Anlaß zu neuer Siedelung gegeben haben (Malchow). Die Neigung der Zisterziensermönche, ihre Siedelungen in Niederungen anzulegen, hat auch hier größere Orte entstehen lassen (z. B. Doberan). So lockten die verschiedensten Gründe die jungen Ansiedler zur Anlegung größerer Orte.

Wehrhaft, handelsfroh und fromm waren diese neuen Kolonisten. Der Grundriß unserer Landstädte zeigt das noch heute. Ein gewaltiger Gegensatz herrscht da zwischen Mittel- und Norddeutschland. Dort die engen winkligen Gassen, langsam ohne festen Plan im Verlauf der Jahrzehnte geworden. Die neuen Siedler des Ostens aber waren entschlossen, die Nachteile ihrer alten Städte zu vermeiden. Sie bauten nach einem von vornherein festgelegten Plan. Gut zu verteidigen und für den Handelsverkehr übersichtlich sollten ihre neuen





Städte werden. Daß damit ein etwas nüchterner Zug in die Anlage kam, mußte man mit in Kauf nehmen. Auf zweierlei Art pflegte man diese Kolonialstadt zu bauen. Entweder man legte ein Netz von sich senkrecht schneidenden Straßen an, den Marktplatz an den Schnittpunkt der beiden Hauptstraßen. Neubrandenburg, Malchin, Sternberg und der Westen des alten Parchim zeigen noch heute diesen Typ. Oder man ließ vom Marktplatz strahlenförmig die Straßen ausgehen, verband sie untereinander mit kleinen Gassen, die in ihrer Krümmung der Stadtmauer folgten. Röbel und der Ostteil von Alt-Parchim haben diese Anlage noch deutlich bewahrt.

Die älteste Befestigung unserer Städte — eine ganze Reihe von ihnen sind stets offene Landstädte gewesen — ist uns durch die Ausgrabungen in Schwerin bekannt geworden. Ein Wall wurde aufgeschüttet, er wurde oben mit einer dichten Reihe schwerer Planken bewehrt. Der Laufgang auf der Innenseite dieser „Mauer" fehlte schon damals nicht. Aus Verteidigungsgründen mußte eine kleine Straße zwischen Mauer und Häusern gelassen werden. Erst später baute man dann eine richtige Mauer. Nur wenig ist von diesen alten Mauern und Wällen erhalten. Nur Neubrandenburg kann stolz sein, sie vollständig über die vieles zerstörende Zeit des 19. Jahrhunderts hinaus gerettet zu haben.

Der Raum innerhalb der Mauern wurde ängstlich ausgenutzt. So blieb nur eine schmale Straßenfront für die einzelnen Grundstücke. Die Häuser kehren deshalb noch heute vielfach den Giebel zur Straße. Schmal und lang nach hinten gebaut, haben viele von ihnen die dunklen oder halbdunklen Kabinette in der Mitte bis heute erhalten.

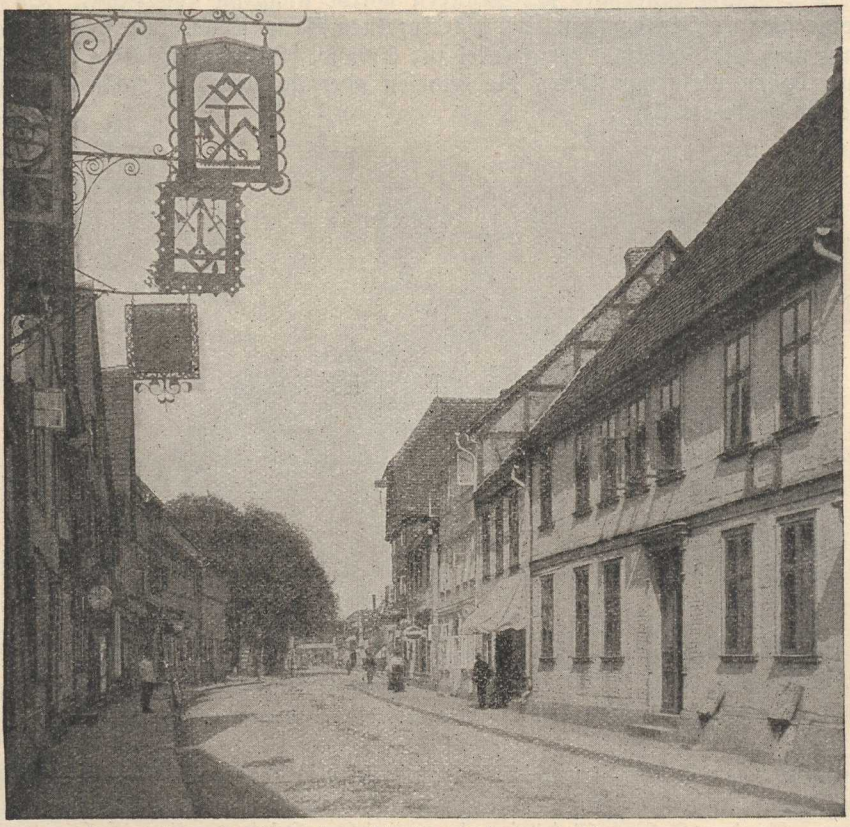
Boizenburg. Das Rathaus auf dem Marktplatz.

In friedlichen Zeiten — und die waren doch, Gott sei Dank, bald die häufigeren — hatte der auffällig große Marktplatz den regen Handelsverkehr aufzunehmen. In der Kolonialstadt konnte man schon bei der ersten Anlage auf ihn Rücksicht nehmen. Ein weites Viereck in der Mitte der Stadt ist er auch großem Betrieb gewachsen. Breit vor ihm, ein starker Hüter der Ordnung, liegt das Rathaus, bald größer, bald bescheidener, doch fast immer in Mecklenburg den Marktplatz beherrschend.

Oft entstanden, durch die Landschaft bedingt, vollkommen unregelmäßige Formen. Wer vom Klüschenberg auf Plau hinunterschaut, der sieht 6—7 Gassen sich zur Elde öffnen. Hier liegen die Kähne und Fischerboote, einige Angler stehen verträumt am Eisengitter und warten auf den Lohn für ihre Geduld; und ein paar von der Weide heimkehrende Kühe trotten ohne Hirten ihrem bekannten Stall zu. So hat Plau gleichsam zwei Fronten, die eine dem Fluß, die andre dem flachen Land zugekehrt. Ackerland und See bilden hier die Mutterlandschaft. Die Stadt hat die Züge der Mutter angenommen. — Neben diesen aus der

Landschaft heraus gewordenen Stadtbildern sind die Fürstensiedelungen mit ihren vom Schloß ausstrahlenden Straßennetz und ihren kunstvollen Anlagen nur in Neustrelitz und teilweise in Doberan, Ludwigslust und Schwerin zu erkennen.

Die Lage der Kirchen im Stadtbild ist verschieden, immer aber wird der Blick schon früh auf sie gezogen. Häufig hat man die Kirche dem lauten Treiben des Marktes entzogen (Kröpelin, Neubuckow). Seitwärts, still, eine Stätte der Sammlung, eingebettet in einen Kreis kleiner Häuschen und damit in ihrer Wucht um so wirksamer, fast stets im freundlichen Backsteinbau aufgeführt, ladet sie den Frommen zu beschaulicher Einkehr. Meisterhaft verstehen es einzelne

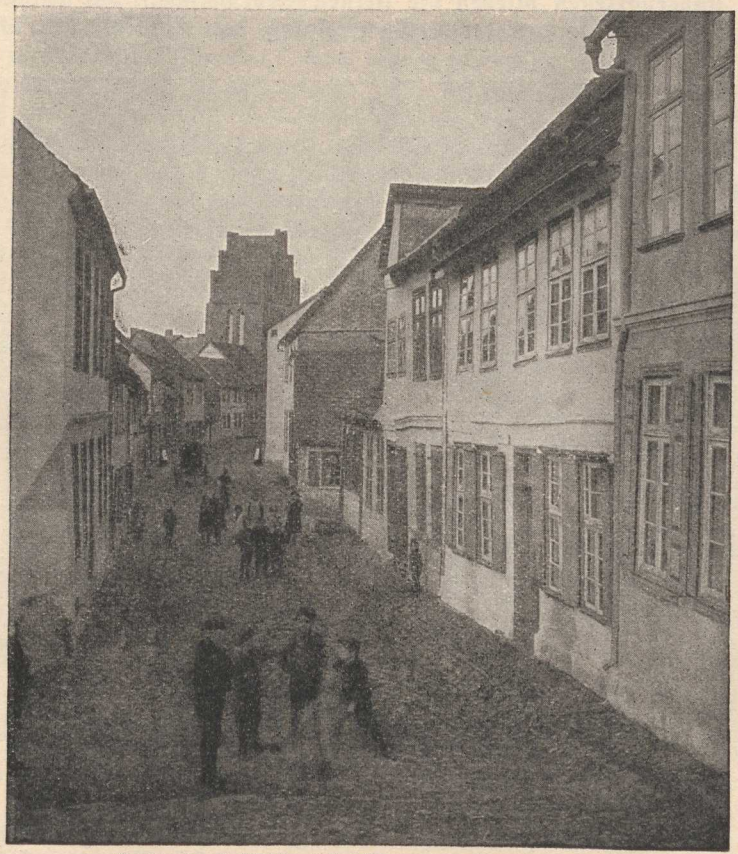


Parchim. Lange Straße mit Herbergszeichen.

mecklenburgischen Stadtkirchen, das Gefühl des Gottesfriedens im Besucher zu erwecken. Geh' nur einmal an einem schönen Pfingsttag zur Plauer Stadtkirche. Da blüht und grünt alles ringsum. Mit frischem Grün haben Konfirmandenhände das Innere geschmückt. Da zieht Festesfreude schon ins Herz, bevor die Orgel ihren Lobgesang beginnt. Dann auch wieder beherrscht öfters die Kirche den Marktplatz (Ribnitz). Auch hier sorgt ein breiter Kranz großer Bäume für Wahrung des Gottesfriedens.

Wenn's Pfingsten werden will, lieber Landsmann, dann rüste dich zur frohen Fahrt durchs Heimatland. Tagsüber streife durch Felder und Wälder, abends aber, wenn die Sonne sich neigt, halte Einkehr in die stillen Landstädte, dann sind sie am schönsten. Da siehst du von weitem schon die mächtige Kirche,

nicht gerade ſchlank in gewaltigem gotiſchen Streben, eher etwas breit und behäbig ſich vom Himmel abheben. Warm lugen die roten Dächer aus dem friſchen Grün der Obſtbäume, in ruhigen Reihen nebeneinander, ruhig und gemeſſen, wie der Mecklenburger ſelbſt. Einen breiten Kranz von Gärten wirſt du gewöhnlich durchwandern müſſen, bis du an die Stadt ſelbſt kommſt. Dicke Hecken trennen die einzelnen Gärten, ſauber und akkurat ſind die Steige mit Buchsbaum eingefaßt. Kartoffeln und Gemüſe ſiehſt du mehr als Blumen. Praktiſch, vielleicht manchmal ein wenig nüchtern, behäbig und ſinnig, und doch



Teterow. Gaſſe längs der Mauer am Treptower Tor.

zugleich verſchloſſen iſt alles. Das iſt der Eindruck, den du ſchon hier draußen bekommſt. Mecklenburger Art kündet ſich an, auch in der fleißigen Arbeit, die noch nach Feierabend auf dieſe Gärten verwandt wird.

Bald biſt du in der Hauptſtraße. Das Pflaſter, — je nun, du biſt in Mecklenburg! — ſchön iſt es manchmal nicht. Da grüßen dich vor der Herberge noch die ſchmucken Zeichen der Handwerkerinnungen. Sie legen Zeugnis ab vom Gewerbefleiß der Stadt. In Parchim, Güſtrow, Kröpelin und auch ſonſt noch findeſt du ſie.

Der Marktplatz iſt heute meiſt gut gepflaſtert. Aber komm mit mir nach Ribnitz. Nimm Quartier am Markt — es iſt gut — und dann tritt auf ihn

hinaus. Auffällig groß, berechnet für eine Zeit, als Ribnitz in der Reihe der seefahrttreibenden Städte noch etwas bedeutete. Damals war er erfüllt von reichem Leben. Damals hielten dort große Lastwagen, schwer beladen mit den weißen Säcken, voll vom schönsten Mecklenburger Korn. Heute ist er tief verträumt, grünes Gras wächst vielfach zwischen den runden Steinen. Komm' mit mir unter die hohen Bäume, die die Kirche umgeben, und leise bewegt liegt der Bodden vor dir. Die Glocken läuten, sie klagen — will es mir scheinen — über den Wandel der Zeit, der manche einst blühende mecklenburgische Stadt zur stillen Landstadt herabsinken ließ.

Am unberührtesten blieben die kleinen Nebengassen. Die darfst du nicht versäumen. Noch heute der rechte Tummelplatz der Kinder. Da können die

Schwerin. 2. Glaisinstraße.

„Jungs" noch wie einst ihre Kämpfe austragen, eine Straße gegen die andere. Da kannst du auch noch mal — aber selten — das Klappern der Holzpantoffel hören. Da tanzen noch die kleinen Mädchen ihre Ringelreihen und hüpfen „in den Himmel." An Spätsommerabenden singen sie unermüdlich „Laterne, Laterne". Schon die Vierjährigen wandern beglückt die Gasse entlang, besorgt, ihr Lichtstümpfchen könnte ausgeweht werden. Jede Jahreszeit hat hier ihre besonderen Kinderspiele. Die Tradition herrscht noch ungebrochen. Hier ist der Leierkastenmann noch immer der viel bestaunte Mittelpunkt einer ganzen Schar von Kindern, die mit offenem Munde das Wunder nicht fassen können, das dort geschieht: Ein kleiner Griff der Hand genügt, um neue, immer noch schönere Melodien hervorzuzaubern.

Ruhig und gleichmäßig stehen die Häuser in diesen Straßen nebeneinander. Hier findet man nicht die individuellen Hausformen alteingesessener Kultur wie

in Mitteldeutschland. Der Kolonist begnügte sich mit einer leicht herzustellenden Durchschnittsform. Und wenn dann ein massiger Torturm oder ein so wuchtiger Kirchturm wie in Teterow oder Malchin das Straßenbild abschneidet, dann fühlst du auch hier die Mecklenburger Art. Die weiße Wand des Putzhauses mit dem dunklen Dach darüber, auch das lebhaftere rote Backsteinhaus mit dem vom Wetter grünlich gewordenen Pfannendach, die braun oder grün gestrichenen Fensterläden sorgen für Abwechselung. Alles ist auf ruhige, warme Töne und einfache Formen abgestimmt, wie sie der mecklenburgischen Landschaft eigentümlich sind. Nichts von der Farbenfreudigkeit und bunten Formenwelt süddeutscher Städte. Das ist Mecklenburger Art.

Vergiß nicht, in eins der niedrigen Häuser einzutreten. Rechts und links vom Flur je ein kleines Zimmer. Nach hinten die Küche, oben ein Schlafzimmer oder die Werkstatt. „Klein, aber mein". An den Wänden fehlen nie die Bilder der Eltern und Großeltern. Der Stolz auf den alten Familienbesitz läßt noch heute die häßlichen Mietskasernen in den Kleinstädten nicht aufkommen. Kühe und Ziegen, Schweine und Hühner werden noch viel gehalten. Diese eigentümliche Verbindung von Handwerk und Landwirtschaft ist bezeichnend für die Kleinstadt.

Der Ackerbürger bedeutet in den Landstädten noch heute viel. Die stattlichen Rinderherden in der Peeneniederung vor Malchin sind ein Stolz der Stadt. — Es ist kaum zwanzig Jahre her, daß das große Fest des „Bullenstoßens" in Neukalen einen der Höhepunkte des Jahres für die Kinder bedeutete. Gab es doch einen halben Tag schulfrei, wenn die 5—6 Bullen im Frühjahr zum ersten Mal auf die Weide kamen. Alles hatte sich mit großen Peitschen bewaffnet. Die Bullen wurden aufeinander gehetzt. Tüchtige Hiebe fachten die Wut immer höher an. Der Sieger war der anerkannte Herr in der Herde für dies Jahr. Erst als ein gutes Tier hierbei zuschanden gestoßen wurde, hob man dies volkstümliche Fest auf, das doch engste Verbindung von städtischem und ländlichem Leben darstellte. Ein Glied mehr in dem Loslösungsprozeß der Stadt vom Lande!

Mit dem Handwerk geht es nicht anders. Wir alle kennen noch den alten Schuhmachermeister der Kleinstadt. Von allen Dörfern der Umgebung kam seine Kundschaft, bestellte die schweren Arbeitsstiefel bei ihm. Er flickte aus, solange es ging, und — schrieb an. Zum Herbstmarkt, wenn's Lohn gegeben hatte, kamen seine Kunden und bezahlten. Abzuhandeln versuchten sie gerne. Aber die übliche Bewirtung nahmen sie trotzdem in Anspruch. Weib und Kinder brachten sie mit, nötigten sie noch zum kräftigen Zulangen. Die Handwerker hatten sich für diesen Besuch vorbereitet. In Neukalen kauften die Schuhmacher für diese Tage gemeinsam eine Kuh. Dann gab's zusammengekochtes Essen mit Rindfleisch. Bei den Schneidern bekamen die Gäste Kaffee und Kuchen, bei den Kaufleuten wurden sie ähnlich bewirtet. Dies war keine leichte Belastung für das städtische Handwerk. Zu den säumigen Kunden ging der Meister Sonntags selbst über Land und zog seine Außenstände ein. Die Frau Meisterin mag dann manches Mal mit Sorge ihren Eheliebsten erwartet haben. Er war sonst der nüchternste Mensch, der seine Frau gerne die Kasse führen ließ. Dann aber kam er spät abends heim, viel sauer verdientes Geld brachte er mit, aber Augen, Zunge und Gang zeugten davon, wie eng befreundet Stadt und Land waren.

Diese alten Handwerksmeister sind selten geworden. Die Städte Kröpelin und Grabow haben ihren Ruf als Sitz eines tüchtigen Schuhmachergewerbes verloren. Der junge Meister von heute handelt gern mit fertiger Fabrikware. Neben die Werkstatt ist der Laden getreten. Aber Mittelpunkte ihrer ländlichen Umgebung sind die Städte noch heute.

Allem voran steht Doberan mit seinem „Burdanz“. Mitten in der Ernte wird er gefeiert. Die jungen Burschen zeigen dann auf der Rennbahn ihre Reitkunst. Manch einem flog die Mütze vom Kopf, selbst 60jährige Grauköpfe, deren Rücken schwere Arbeit gekrümmt hatte, stiegen noch zu Pferde. Stolz leuchteten die Augen, wenn der Sieger aus der Hand des Großherzogs selbst die Ehrenpeitsche empfangen konnte. Schon vom frühen Morgen an waren alle auf Doberan zuführenden Wege belebt. Gutsbesitzer und Bauern, Landarbeiter und Städter, alt und jung, Männlein und Weiblein, alle wollten sie beim Rennen dabei sein. Um 3 Uhr füllten sich dann die Wirtschaften Doberans mit hungrigen und durstigen Dörflern. Mancher Taler wurde dort noch heimlich verwettet. Den Hauptanziehungspunkt aber bildete der Kamp. Von Tausenden und Abertausenden kleiner Flämmchen war er abends beleuchtet, auf den Wegen schob sich die Menge. Der Tanz auf dem Kamp, bei dem der Großherzog und seine Frau mit den schmucken Bauerntöchtern und den strammen Landjungen tanzten, ist schon längst dahin. Die Reitkunst der Bauern hat entschieden modernere Formen angenommen. Die alten Originale fehlen. Einen Mittelpunkt jedoch für seine ganze reiche Umgegend bildet dies Fest noch heute, wie ihn in geringerem Maß jeder Jahrmarkt bildet.

Jahrmarkt! Kaum zu halten waren wir Jungen zu Hause. Sauer genug kam es uns an, wenn wir an diesem Tage Kartoffeln sammeln mußten. Unsere Gedanken waren in der Stadt. Kaum war es Feierabend — etwas eher als sonst —, da waren wir auch schon bereit. Im halben Laufschritt ging's zur Stadt. Da durfte doch kein Junge fehlen. Und hörten wir erst gar die Jahrmarktsmusik, dann konnte es gar nicht schnell genug gehen. Und nun erst der köstliche Geruch der Kuchenbuden! Der Groschen für den steinharten Honigkuchen wurde gern gegeben. Überall mußten wir dabei sein; wenn der „Jude“ von 12 Mark auf 50 Pfennig herunterging, wenn die Ringer zu großen Wettkämpfen einluden — ehrlich bewundert haben wir sie! — wenn die starken Knechte aus unserm Dorf sich abmühten, den „Lucas“ bis an die Spitze der Latte zu schlagen. Den Höhepunkt bildete aber doch das Karussell. Großmutter zu Hause mußte es ein paarmal mitanhören, wenn wir immer wieder erzählten, wie oft wir den Ring gegriffen hatten. Und dann die schönen Träume des Nachts! Ja, für uns Landjungen war in dieser Zeit die Stadt ein mächtiger Anziehungspunkt. — Aber auch die Bedeutung der Stadt als Handelszentrum tritt hierbei stark in den Vordergrund. Noch heute deckt gern der Landmann seinen Bedarf an Schüsseln, Töpfen, auch mal an Stoffen auf dem Jahrmarkt ein.

Jeder Sonnabend bedeutet eigentlich einen Jahrmarkt im Kleinen. Da bringen die Büdner- und Häuslerfrauen Butter und Eier in die Stadt. Von weither kommen sie, zwei Meilen ist nichts Seltenes. Mir steht noch die Gestalt jenes alten Arbeiters aus meiner Kindheit vor Augen, der zwei Meilen weit mit seiner Schubkarre nach Parchim fuhr. Auf die Frage, weshalb er denn die Karre nicht zu Hause lasse, sagte er: „Süß ward mi dat tau sur. An dei Schuwkor kann ick mi schön fasthollen“.

In der kleinen Hinterstube beim Kaufmann kommen sie dann alle zusammen, eine Flasche Bier oder ein Glas Schnaps, Butterbrot und Hering bilden das Frühstück. Ich weiß nicht, ob noch heute wie vor 20 Jahren dort die Landjungen die großen „Stuten“ mit dem Finger sorglich aushöhlen. Der Kaufmann mußte den „Stuten“ dann voll Sirup laufen lassen. Ein Biß hinein, und rechts und links lief der Sirup aus den Mundwinkeln. O, das war schön! Der Büdner, der seine Schweine gut verkauft hatte, leistete sich hier ein besonders delikates Frühstück: Lederkäse, dick mit Senf bestrichen — Brot gab's ja zu Hause genug!

Der Bedarf der Landbevölkerung ist sehr mannigfaltig. Die Geschäfte sind deshalb genötigt, die verschiedensten Waren zu führen: Kolonialwaren, Tabak, Steingut, Porzellan, Blechwaren, Spirituosen, Tuchwaren, alles finden wir bei ihnen. Geschäfte, die 5—6 Gehilfen beschäftigen, sind nicht gerade selten. Dieser Kaufmann kennt die Wünsche seiner Kundschaft. Er sorgt für Ausspanngelegenheit, er beschafft alles, nimmt Frauen zum Kartoffelsammeln an, mietet Hütejungen, vermittelt Dienstmädchen und beschafft Fahrgelegenheit für den, der nach längerer Zeit einmal wieder ins Heimatdorf zurückkehrt.

Die unternehmungslustigsten dieser Kaufleute haben hier und da an ihr altes Geschäft eine Korn- und Düngerhandlung angeschlossen. So sind in manchen Städten große Handelshäuser entstanden. Die mächtigen Kornspeicher in Grevesmühlen, Kröpelin und Bützow zeugen von diesem Übergang zur modernen Wirtschaft. Neben und aus dem Handwerk ist eine durchweg bodenständige Industrie entstanden; oft noch klein, bringt sie aber doch neues Leben. Diese Industrie, gestützt auf eine gute Verkehrslage, hat Güstrow und Schwerin aufblühen lassen. Hier hat auch das gesellschaftliche Leben entschieden moderne Formen angenommen.

Will man gesellschaftliches Leben echt mecklenburgischer Art treffen, dann muß man in die kleine Landstadt fahren. Der Wirtshausbetrieb zeigt echte Züge mecklenburgischen Wesens. Kolonist sein hieß Kämpfer sein. Wenig aufgeschlossen, mißtrauisch gegen Außenstehende mußten sie sein, wenn sie sich erhalten wollten. Fest aber schlossen sie sich zusammen mit dem als treu erkannten Nachbarn. Am Stammtisch haben sich diese Züge bewahrt. Im ersten Gasthaus der Stadt kommen die Honoratioren zusammen, die Akademiker und ein paar angesehene Kaufleute und Rentner. Da sitzen sie abgeschlossen in ihrer Ecke, wenn nicht gar im besonderen „Klubzimmer", unnahbar dem Außenstehenden, unter sich sehr gemütlich. In einem anderen Gasthaus verkehrt der Bürger und Handwerker. So steht jede Klasse für sich. Fast nie kommt ein Arbeiter in diese „bürgerlichen" Gasthäuser. Was dem Süddeutschen Standesdünkel und Hochmut scheint, das ist uns Norddeutschen angeborener Sonderungstrieb. Als soziale Härte wurde dies — wenigstens bis vor kurzem — nicht empfunden.

Ein Fest aber gibt es noch heute in den mecklenburgischen Landstädten, bei dem alle Standesunterschiede schwinden. Das ist der Königschuß. Entstanden im Mittelalter aus dem Bestreben der Bürger, ihre Wehrhaftigkeit zu stärken und den Rittern in körperlicher Tüchtigkeit nicht nachzustehen, hat dies Fest bis heute hin seinen Ruf als Höhepunkt des ganzen Jahres bewahrt. Die Schilderung des Lebens in einer kleinen mecklenburgischen Landstadt ist nicht vollständig, wenn nicht auch so ein Königschuß berücksichtigt wird.

Kurz vor der Ernte 1913 hielten die N..... ihren Königschuß ab. Die Kapelle der Demminer Ulanen war bestellt. Alt und jung hatte sich zum Fest gerüstet. Die Fenster waren geputzt, die Gardinen gewaschen, das Gras zwischen den Steinen vor dem Haus herausgepflückt. Girlanden waren von Haus zu Haus, auch quer über die Straße gezogen. Große Ehrenpforten begrüßten die Ankommenden. Am Mittwoch nachmittag begann der Trubel. Dem alten König, dem Bürgermeister und schließlich allen Schützenbrüdern wurden Ständchen gebracht. Gleichzeitig durchzogen zwei Trommler die Stadt, auch sie brachten den Schützen ihren Gruß. „Kamerad kumm, Kamerad kumm" klang's geheimnisvoll dumpf, Gehorsam heischend aus ihrem Kalbfell. Ihnen, alteingesessenen Bürgern der Stadt, gab man reichlichen Lohn. Sie hatten Mühe, all den Gaben standzuhalten. Öfters war es vorgekommen, daß der eine oder der andere Trommler erschöpft den Kampf gegen den Alkohol aufgeben mußte.

Abends durchzog dann die ganze Kapelle die Stadt, von einer schon festesfrohen Menge begleitet. Der große Zapfenstreich wurde gespielt. „Ich bete an die Macht der Liebe“ verklang auf dem Marktplatz. Diese Nacht schlief mancher Junge nicht mehr ruhig.

Am Donnerstag früh 6 Uhr weckte flotte Musik den Schläfer. „Freut Euch des Lebens.“ Mancher wirre Kopf schaute verstohlen hinter den Gardinen hervor. Nun wurd's Zeit. Denn um 8 Uhr versammelten sich die Schützen auf dem Rathaus. Die „Herren Offiziere“ mit langen Degen und Federhut, die „Jäger“ in ihren schmucken grünen Uniformen, die „Schwarzen“ im feierlichen Gehrock und Zylinder. Die Musik — sie hatte harte Arbeit in diesen Tagen — begrüßte jeden, der dort ankam, mit einem Tusch. Nun wurden die Fahnen, der König, der Herr Bürgermeister abgeholt. Endlich konnte der Rundmarsch durch die Stadt beginnen. Hinaus ging's in guter Ordnung zum Bruch.

Dort draußen wurden die Fahnen und die Gewehre ins Schießhaus gebracht. Der ernste Kampf um die Königswürde konnte beginnen. Der alte König hatte den Anfang zu machen. Nach ihm gab das Stadtoberhaupt die Ehrenschüsse für den Großherzog und dessen Familie ab. Ihnen folgten den ganzen Nachmittag hindurch die einzelnen Schützenbrüder.

Die übrigen stärkten sich unterdessen in den Zelten am Frühstückstisch. Nur Mitglieder der Zunft durften hier Buden oder Zelte aufschlagen. Allein für den Karussellbesitzer mußte man notgedrungen eine Ausnahme machen. Alte Humpen aus dem 17. und 18. Jahrhundert ließ man kreisen. Es war hergebrachte Sitte, daß der ihn zu bezahlen hatte, der den vorletzten Zug tat. Das spornte jeden Trinker zu wackerem Tun. Galt es doch, möglichst den Vordermann hineinzulegen. Also „Restweg!“ — wenn's auch manchmal schwer hielt.

Gegen 4 Uhr kamen Frau und Kinder nach, zu sehen, welchen Erfolg der Vater gehabt. Ein rechter Jahrmarktsbetrieb begann. Freilich wurde gegen Abend der neue König festgestellt, gekrönt, mit dem alten Ordensband geschmückt, auf dem jeder König seit Bestehen der Zunft ein kleines Schild mit seinem Namen angebracht hatte. Stolz zog er nun an der Spitze des Zuges in die Stadt ein. Vor dem Auseinandergehen wurde er in mehr oder weniger gut gefaßter Rede gefeiert, er, seine Frau, Mutter oder Schwiegermutter, je nach Laune der Redner. Weit feierlicher war es schon, wenn dann noch zum Schluß der Herr Bürgermeister das Wort ergriff, um die Bedeutung dieses Tages für die Geschichte der Stadt zu feiern.

Man hatte in N... diese Nacht den Schlaf nötig; denn der Freitag war noch ebenso anstrengend. Wieder wurden der König und das Stadtoberhaupt abgeholt, wieder wurde ausmarschiert, diesmal wurde um Preise geschossen. Auch Nichtschützenbrüder konnten sich beteiligen. Das Frühstück pflegte an diesem Tage besonders ausgedehnt zu sein. Und öfters ist es in N... vorgekommen, daß 3—4 Bürger sich ein paar Musikanten beschafften und sich in die Stadt einblasen ließen. Allgemeiner Jubel herrschte, wenn der originelle Zug ankam, weniger allerdings pflegten solche Extratouren den Ehefrauen zu passen. Oder man sah einen ehrsamen Handwerksmeister mitten in der Kapelle die große Trommel bedienen. Selbst als stellvertretender Dirigent der Stadtkapelle wagte sich dieser oder jener zu betätigen. Diesmal schloß sich an den Einmarsch großer Ball in den meisten Sälen der Stadt. Es soll sogar vorgekommen sein, daß der Herr Bürgermeister für diese Nacht wenigstens mit einzelnen Handwerkern Brüderschaft trank.

Zwei Tage Königschuß, das war selbst für die lebenslustigen N...er genug. Am Sonnabend mußte notwendig ausgeschlafen werden. Das waren schon ganz Hartnäckige und Standfeste, die auch an dem Tag sich zusammenfanden.

Aber am Sonntag nachmittag 4 Uhr feierte man noch einmal im Bruch, und abends beschloß ein kleines Tänzchen dies Fest. Und fragte man einen N...er Jungen, welches das schönste Fest des Jahres sei, dann leuchteten die Augen: „Königschuß!".

So ist bei Festen und bei der Arbeit die mecklenburgische Stadt eng verbunden mit unserm Land. Sie trägt unverkennbare Züge mecklenburgischer Art. Geschichte und Natur des Landes haben zu ihrer Eigenart beigetragen. Mecklenburger Land und Mecklenburger Stadt, sie gehören zusammen wie Mutter und Kind. Mögen Außenstehende über sie die Achsel zucken, uns sind sie beide zusammen die Heimat.

# Die meklenburgischen Seestädte Rostock und Wismar.

Von Dr. F. Techen, Wismar.

Die Bezeichnung der beiden einst wichtigsten Städte des Landes als Seestädte erklärt sich, um das vorweg zu sagen, aus dem Verfassungsleben Meklenburgs,*) in dem sie sich vermöge ihrer Bedeutung und ihrer Vorrechte von den übrigen, den Landstädten, abhoben. Sie führt aber noch weiter zurück, indem nicht nur sie, sondern der ganze reiche Städtekranz am südlichen Gestade der Ostsee von Lübeck bis Reval hin zur Zeit der Hanse zusammengefaßt Seestädte genannt werden.

Gegründet sind Rostock 1218, Wismar zwischen 1222 und 1229 als deutsche Städte neben älteren wendischen Ortschaften, und zwar wahrscheinlich von Lübeck aus, dessen Recht sie übernahmen. Die Einwohner stammten, wenigstens die Wismars, überwiegend aus dem Meklenburgischen mit einem beträchtlichen Einschlage von Niedersachsen, Friesen, Westfalen, Holsteinern und Lauenburgern, daneben Leuten vom Niederrhein, aus Holland, Flandern und den Marken. In der Art ihrer Gründung unterscheiden sich Rostock und Wismar dadurch, daß sich Rostock aus drei nebeneinander angelegten Städten, der Altstadt mit St. Petri (woran sich später das Kirchspiel von St. Nikolai anschloß), der Mittelstadt mit St. Marien und der Neustadt mit St. Jakobi zusammensetzte, die erst 1265 verschmolzen und unter einen gemeinsamen Rat gestellt wurden, während Wismar, das anfänglich aus den beiden Kirchspielen von St. Marien und St. Nikolai bestand und das vor 1250 durch die Neustadt, das Kirchspiel von St. Georgen, erweitert wurde, stets nur einen einzigen Rat gekannt hat, wenn auch jedes Kirchspiel seine eigene Weide hatte, bei Gelegenheit jedes seine besonderen Vertrauensleute in Ausschüsse entsandte und bei Anlegung der Wasserleitung

*) Der Verfasser des vorliegenden Artikels schreibt wie alle Hansehistoriker den Namen Meklenburg mit einem einfachen k, wie es eigentlich allein richtig ist. Ältere Schreibweisen des Wortes sind: Michelenburg, Michelinburc, dann Mekelenborch, Mekelnborch, auch Meklenborch. Die falsche Schreibung mit ck ist erst nach 1450 aufgekommen und leider bisher beibehalten.

Wismar von Süden. Schattenriß 1925.

eine Absonderung von St. Nikolai hervortritt. Ähnlich läßt sich in Rostock ein gewisses Sonderleben der Kirchspiele wahrnehmen. Der Bürgervertrag von 1417 wurde in 4 Exemplaren, je eins für jedes Kirchspiel, ausgefertigt, der Bürgerbrief von 1408 war für jede der drei Städte besonders ausgestellt.

Beide Städte haben sich rasch entwickelt, zuerst wohl vorwiegend unter dem Einflusse der Besiedlung Preußens und Livlands, dann durch Gewerbe und Handel. Für Wismar hatte vom 14. Jahrhundert an bis tief in das 17. hinein die in ihrer Blütezeit von mehr als anderthalb Hundert der hervorragendsten Bürger betriebene Brauerei die größte Bedeutung, während das Rostocker Bier erst im 16. Jahrhundert größeren Ruf bekam und den Vorrang vor dem Wismarschen erlangte. Damals waren, wie es scheint, Bergen und Dänemark die Hauptabsatzgebiete, wogegen das Wismarsche Bier früher viel nach Flandern und auch nach Preußen gesandt war, später vor allem in Stockholm und Riga seine Abnehmer fand. Mit dem Blühen der Brauerei war das des Böttcherhandwerks eng verbunden. Dies letztere hatte daneben durch den Heringsfang an den Küsten Schonens guten Verdienst, in höherem Grade vermutlich das Rostocker Böttcherhandwerk. Die Rostocker Heringstonnen wurden im 15. Jahrhundert von den übrigen wendischen Städten zur Norm für den Heringsband bestimmt, wie anderseits der deutsche Kaufmann in Flandern die Seife nach dem Bande der Wismarschen Biertonnen verkauft wissen wollte. Welchen Umfang das Heringsalzen der beiden Städte gehabt haben mag, vermögen wir mangels zureichender Quellen nicht zu ermessen. Doch kann mit einiger Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß in den Jahren 1368 und 1369 Rostocker etwa je 9600, Wismarsche aber je 11 000 Tonnen Heringe in Lübeck eingeführt haben, während sich dort die gesamte Einfuhr auf nahezu 100 000 Tonnen belief. Das ist immerhin nicht ganz wenig und natürlich nicht der ganze Ertrag der Fänge, außerdem waren es Kriegsjahre. Gegen Ende des Jahrhunderts betrug die Einfuhr Lübecks das Doppelte. Für gewöhnlich wird Rostocks Handel den Wismars übertroffen haben. Am Fange selbst waren von deutschen Fischern vor allem die Warnemünder beteiligt. Im Bergischen Handel hatten im 15. und 16. Jahrhundert Lübeck, Rostock, Stralsund und Wismar fast ein Monopol, wobei freilich Lübeck der Löwenanteil zukam. Eine privilegierte Stellung vor den übrigen deutschen Städten nahm Rostock in Oslo und Tönsberg ein, wogegen sich Wismar ein bescheidenes eigentümliches Handelsgebiet im nördlichen Teile der Insel Gotland gebildet hatte. Beide Städte aber haben sich im 15. Jahrhundert an der Fahrt nach der Bai (südlich der Loiremündung), wo an der Küste Seesalz in großen Mengen gewonnen wurde, eifrig beteiligt, um das Salz in die Ostsee zu bringen und die nordischen Reiche und Rußland damit zu versorgen. Unter den handwerksmäßig betriebenen Gewerben dürfte die Wollenweberei allein für die Ausfuhr eine nicht geringe Bedeutung gehabt haben. Die Laken fanden in Livland Absatz. Die übrigen Gewerbe haben wesentlich für die Städte selbst und ihre Umgegend gesorgt. Am wichtigsten waren offenbar die der Schuhmacher, Schmiede und Bäcker, die mit den Wollenwebern in beiden Städten die vier großen Gewerbe bildeten. Für

Wismar wenigstens kam noch die von den Bürgern auf der Stadtfeldmark ausgeübte Landwirtschaft in Betracht, für Rostock die Nutzung der Heide.

Den durch Handel und Gewerbe im Mittelalter erreichten Wohlstand der Städte bezeugen sichtlich ihre großartigen Kirchenbauten, in denen der fromme Sinn der Bürgerschaften seinen Ausdruck fand, sich zugleich aber ein Nacheifern gegenüber Nachbarstädten und der Kirchengemeinden untereinander kundgibt. Letzteres tritt namentlich in Wismar hervor, wo die im 14. Jahrhundert im wesentlichen fertig gewordene Marienkirche die andern Gemeinden reizte, ihr gleiche Bauten an die Seite zu setzen, während in Rostock die Marienkirche die weit überragende blieb. Es waren für die Bemessung der Räumlichkeiten auch die Bedürfnisse des Gottesdienstes maßgebend. Stand doch der Altardienst durchaus im Vordergrunde, und wollten Korporationen wie zu Reichtum und Ansehen gelangte Familien ihre eigenen Kapellen, Altäre und Vikare haben, um für sich und ihre Angehörigen Messe halten zu lassen und das Heil ihrer Seelen zu fördern. 1483 sind in Wismar an den drei Pfarrkirchen gegen 150 Vikare nachweisbar, wozu stimmt, daß das erhaltene Chorgestühl von St. Georgen 40 Sitze enthält und daß ein Inventar aus der Mitte des folgenden Jahrhunderts in den drei Kirchen 123 Altäre verzeichnet. Ob für Rostock die 102 Altäre seiner vier Pfarrkirchen, von denen Nikolaus Gryse etwas später berichtet, den vollen Bestand des Mittelalters darstellen, wäre noch zu erforschen. Hinzu kam noch die Geistlichkeit der Klöster, deren sich in beiden Städten je eins der Franziskaner und der Dominikaner befand, worüber hinaus Rostock noch das Hl. Kreuzkloster in der Stadt und die Karthause Marienehe unweit davon für religiöse Zwecke zur Verfügung hatte. In dem Franziskanerkloster Rostocks lebten kurz vor der Reformation 80 Mönche, in dem Wismars die Hälfte. Zur Versorgung von Armen und Kranken, aber auch zur Aufnahme von Pilgern, die sehr zahlreich die Länder durchzogen, dienten die reich ausgestatteten Hospitäler zum Heil. Geist, während die Aussätzigen vor Rostock in St. Georgen und vor Wismar in St. Jakobs Unterkunft fanden. Beginenhäuser hatten beide Städte mehrere, und in Rostock entstand noch kurz vor Ausgang des Mittelalters das Fraterhaus der Brüder des gemeinsamen Lebens mit seiner Michaeliskirche.

In einer Straßburger Chronik findet sich bemerkt, daß die Kirchenbautätigkeit durch das Große Sterben von 1350 nicht wenig gefördert worden sei. Das trifft auch für unsere Städte zu. Auf der andern Seite bedeutet es einen tiefen Einschnitt in die städtische Entwicklung. So rasch ihr erstes Aufblühen vor sich gegangen war, ist wie auch sonst bei deutschen Städten (mit wenigen Ausnahmen) bis ins 19. Jahrhundert hinein keine Erweiterung ihres Umfangs erfolgt, auch wohl nicht die Zahl ihrer Einwohner gewachsen. Man schätzt die Einwohner Rostocks im 14. und 15. Jahrhundert auf etwa 11 000, die Wismars auf 8000. Um 1800 hatte Rostock 13 000, Wismar 6500, im Jahre 1900 Rostock 50 000, Wismar 18 000, 1925 Rostock 70 000, Wismar fast 26 000 Einwohner.

Von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an gingen Handel und Wohlstand der Städte zurück. Die letzte von der Hanse über Flandern verhängte Handelssperre war fehlgeschlagen, hauptsächlich aber griffen allmählich mehr und mehr Einschränkungen ihrer Vorrechte in den nordischen Reichen Platz, und Fang und Salzen des Herings an den Küsten von Schonen nahmen ab, wogegen der Nordseehering nicht nur im Westen und Süden Raum gewann, sondern sogar in das Ostseegebiet eindrang. Vergebens waren die Bemühungen der wendischen Städte, die sich aufnehmende Schiffahrt der Holländer nach Preußen und Livland einzudämmen oder gar zu hindern. Einer Erholung, die ein Jahrhundert darauf infolge vermehrten Kornbaues und Aufnahme der Fahrten nach Spanien

einsetzte, machte der Dreißigjährige Krieg ein Ende mit Schrecken. Außer den Bedrückungen und Verlusten, die beide Städte durch diesen Krieg und die ihnen dabei eingelegten Garnisonen erfuhren, wirkten die durch Schweden eingeführten Seezölle auf das verderblichste. Wismar hatte unter diesem Zolle bis 1863 zu seufzen und genoß nur wenige Jahrzehnte Linderung durch ihm gewährte Niederlagsfreiheiten. Rostock dagegen, das die Schweden vermöge einer wohlberechneten Zweideutigkeit des Friedensvertrages auch nach dem Osnabrücker Friedensschluß weiter unter dem Druck des Warnemünder Zolls hielten, ward seiner 1748 ledig, nachdem der Zoll 1714 in Pfandbesitz der meklenburgischen Herzöge gekommen war. Im 19. Jahrhundert bestand die Hauptmasse der Einfuhr beider Städte zur See in englischer Kohle und Holz aus Schweden und Finnland, die der Ausfuhr in Getreide und Zucker, für Rostock noch besonders in Chemikalien und Drogen, für Wismar in Salz. Mehr oder minder ausgedehnte Industrien hatten sich in den letzten Jahrzehnten in beiden Städten angesiedelt.

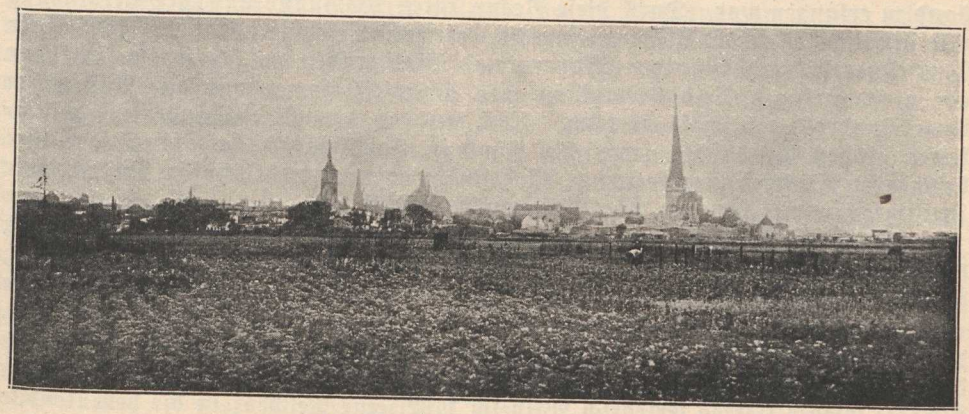
Rostocks wie Wismars Bürger nahmen von Anfang an an den Rechten des deutschen Kaufmanns im Auslande teil, die Städte aber schlossen sich eng an Lübeck an und bildeten mit Stralsund sowie Hamburg und Lüneburg die Gruppe der wendischen Städte in der Hanse. Die erstgenannten drei schlossen, nachdem Wismar ein paar Jahre früher die zwischen den andern beiden entstandenen Zwistigkeiten vertragen hatte, 1259 einen Bund zur Befriedung der See und nahmen damit eine Tätigkeit auf, die ihnen und ihren Genossen noch jahrhundertelang zu tun gab. Die von Zeit zu Zeit erforderlichen Beratungen in dieser Sache und anderen gemeinsamen Angelegenheiten vereinigten die Städte zu einer engeren Gemeinschaft, und indem sie die Vertretung des deutschen Kaufmanns im Auslande übernahmen und ihn, der anfangs sehr selbständig aufgetreten war, ihren Beschlüssen unterstellten, bildeten sie die Hanse der deutschen Städte heraus. Ein Bund war diese nicht, vielmehr sind nur aus besonderen Anlässen von einzelnen Städtegruppen Bündnisse für einige Jahre abgeschlossen und hat man sich erst gegen Ende der hansischen Zeit abgemüht, einen allgemeinen Bund für längere Jahre zustande zu bringen.

In dieser Städtehanse nun, deren Haupt Lübeck war, nahmen unsere meklenburgischen Seestädte vermöge ihrer nahen Nachbarschaft mit dem Vororte eine hervorragende Stelle ein, obgleich sie hinter andern hansischen Städten wie etwa Köln, Braunschweig und Danzig an Bedeutung zurückstanden. Sie hatten vollen Teil am Aufblühen der Hanse und ihren Erfolgen, z. B. gegen Norwegen und Dänemark, und wurden von deren Niederlagen und ihrem Niedergange mit betroffen. Zu den hansischen Kriegen stellten sie ihre Schiffe und bemannten sie je nach Zeit und Gelegenheit mit Bürgern oder Söldnern. Rostock traf im ersten Kriege gegen König Waldemar von Dänemark ein besonders harter Schlag, indem sein Hauptmann mit zahlreichen Bürgern und Söldnern gefangen genommen wurde. Noch 1364 schmachteten deren 83 in Gefangenschaft, und erst 1366 wurde der Hauptmann frei. Es dauerte lange, bis diese Niederlage verwunden war. Wismar wurde jahrzehntelang von der Hanse fast zu ebenso hohen Leistungen herangezogen wie die ihm sonst (bis auf eine gewisse Zeit nach 1440) durchaus überlegene Schwesterstadt, deren Ratssendeboten die Wismarschen im 16. Jahrhundert wohl als ihre Ältesten, d. h. Vorsteher, zu bezeichnen liebten und deren Stellungnahme sie sich zuweilen in einer Weise anschlossen, daß es die Rostocker verdroß.

In dem 1426 ausgebrochenen Krieg der wendischen Städte gegen König Erich von Dänemark sonderte sich Rostock wegen innerer Schwierigkeiten wie aus andern Gründen mit Stralsund vorzeitig von seinen Verbündeten ab und schloß

Frieden mit dem Könige, wogegen Wismar trotz des schmerzhaften Verlustes seiner Salzflotte bis zu Ende aushielt und dadurch die Befreiung vom Sundzolle mit erkämpfen half, die auch Rostock und Stralsund mit zugute kam, während die nicht zu den wendischen Städten gehörigen Hansestädte eine weniger günstige Behandlung erfuhren. Seinerseits wurde Wismar 1511 durch einen dänischen Überfall betroffen. Den letzten in alter Weise 1629 gehaltenen Hansetag hat Wismar wegen der Nöte des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr besandt, wahrscheinlich auch Rostock nicht. Als hansisch aber wurden beide Städte noch einige Jahrzehnte lang angesprochen, jedoch hatte das anscheinend nur noch für den Bergischen Handel eine gewisse Bedeutung. Die Handwerkerkreise freilich hielten ihre Verbände und ihre meist alle sieben Jahre in Lübeck anberaumten Konvente noch lange, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein aufrecht und machten sich damit gelegentlich ihren Obrigkeiten unbequem, indem sie sich auf ihre Konventsbeschlüsse steiften, auch hin und wieder Verruf verhängten.

Aus dem Umstande, daß Rostock und Wismar nicht allein Hansestädte, sondern zugleich Territorialstädte waren, ergaben sich manchmal eigentümliche



Rostock. Blick auf die Stadt von Osten.

Verwicklungen, in die wir uns schwer hineindenken können, die aber in den vielfach verquickten Lehnsverhältnissen des Mittelalters ihr Gegenstück hatten und mit denen man sich damals unschwer abgefunden zu haben scheint. So konnte Wismar 1311 nach seiner Niederlage gegenüber seinem Landesherrn die Leistung einer Kriegshilfe für seine Verbündeten ihm gegenüber vorbehalten. In den 1370 aber mit Dänemark und Norwegen eingegangenen Friedensschlüssen behielten Rostock und Wismar, obwohl sie als Hansestädte in den Frieden eintraten, die Möglichkeit, ohne den Frieden zu brechen, ihrem Landesherrn auf mecklenburgischer Seite (örtlich verstanden) Hilfe gegen jene zu leisten, mußten aber, wenn sie mit zum Angriffskriege schreiten wollten, vorher den Frieden aufsagen. Und dazu kam es, als der zum Könige Schwedens erwählte mecklenburgische Herzog Albrecht in die Gefangenschaft der Königin Margarete gefallen war. Indem aber damals beide Städte in den Krieg zur Befreiung ihres Herzogs eingriffen und den Vitalienbrüdern ihre Häfen öffneten, gerieten sie, da diese gleichmäßig über Feind und Freund herfielen, in schwere Konflikte mit den übrigen Städten und entgingen mit Mühe und Not einem Ausschlusse aus der Hanse. Ihr Handel und Erwerb erlitt dadurch großen Schaden, und noch lange nach Herstellung des Friedens wurden sie mit Ersatzansprüchen heimgesucht.

Früh wußten beide Städte gegen klingende Münze oder gegen Dienstleistungen von ihren Landesherren weitgreifende Privilegien zu erwerben. Das freie Stadtregiment und die Selbstergänzung des Rats ohne Einwirkung der Landesobrigkeit lagen in der Verleihung des lübischen Rechts begriffen. Bald schlossen sich autonome Gesetzgebung und Erwerb der vollen Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Sachen an. Vom Vogt- oder Niedergerichte konnte man sich an den Rat berufen, von dessen Urteil in bürgerlichen Sachen aber an den Rat zu Lübeck und weiter an das kaiserliche Hof- und Kammergericht. Das herzogliche Hofgericht trat erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit dem lübischen Rate in Wettbewerb, und erst nach langwierigen Kämpfen setzte sich seine Gleichberechtigung (nach Wahl der mit dem Spruche nicht zufriedenen Partei) durch. In peinlichen Sachen hatte der einheimische Rat das letzte Wort, auch das Begnadigungsrecht. Endlich erwarben die Städte auch den Zoll, das Münzrecht und das Recht der Besteuerung. An ihre Landesherren zahlten sie statt Steuern eine jährliche, ein für alle Mal feststehende „Orbör", weitere Steuern nur nach besonderer Bewilligung, die kaum je ohne hartnäckigen Widerstand zu erlangen war. Durch diese Rechte, ihren Wohlstand und ihre Verbindung mit den benachbarten Städten erwuchs bei dem Gewichte, das der Zahl ihrer Einwohner hinter schützenden Mauern und Stadtgräben an sich zukam, in ihnen ein nicht geringes Selbstbewußtsein, das sich nicht immer mit den Ansprüchen ihrer Landesherren wohl vertrug. Auch bei den daraus entstandenen Zwistigkeiten gingen die Städte gemeinhin Hand in Hand, jedoch hatte auch jede ihre besonderen Sachen auszufechten. Mehrfach waren namentlich für Rostock diese Zwistigkeiten mit inneren Streitigkeiten verknüpft.

Über der Geschichte der verschiedenen fürstlichen Burgen vor und in Rostock, hier in der Altstadt, der Mittelstadt und der Neustadt, liegt ein gewisses Dunkel, sie sind aber sämtlich noch im 13. Jahrhundert in Güte an die Stadt abgetreten worden, die letzte in der Neustadt in einen nicht befestigten Hof umgewandelt, der noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Besitze des Landesherrn war, um dann zu unbekannter Zeit in Bürgerhand überzugehen. Erst nach Jahrhunderten verlegte wieder Herzog Friedrich Wilhelm 1702 seine Residenz in die bedeutendste Stadt des Landes und baute sich dort das Neustädter Schloß, das die Herzöge Karl Leopold und Christian Ludwig zum Palais erweiterten und umbauten. Von einem Burgwalle vor dem Lübschen Tore Wismars haben wir nur dürftige Nachricht. Vielleicht war er schon bei Gründung der Stadt aufgegeben. Hernach hat sich Herr Johann von Meklenburg am südöstlichen Rande der Stadt eine durch den Mühlenteich gedeckte Burg auf dem Weberkampe errichtet, die er 1257 bezog. Als aber sein Sohn Heinrich seine Pilgerfahrt angetreten hatte und dabei in langjährige Gefangenschaft geraten war, zogen in Anlaß der darüber ausgebrochenen Vormundschaftsfehde die Bürger Mauer und Stadtgraben so, daß die Burg außerhalb der Stadt zu liegen kam. Nach Rückkehr des Pilgers hierüber und aus anderm Anlaß entstandene Weiterungen wurden im Jahre 1300 dadurch ausgeglichen, daß die Stadt die Burg zum Abbruch ankaufte und ihren Landesherren zwischen St. Marien- und Georgenkirche einen Hof überließ, der nicht befestigt werden sollte.

Ein Stachel mag doch zurückgeblieben sein. Es gärte aber überhaupt damals zwischen den Städten und den Fürsten Norddeutschlands. Die einen drängten nach immer größerer Selbständigkeit und suchten durch öfter erneuerte Bündnisse Halt aneinander. Dagegen waren gerade damals unter den Fürsten machthungrige Persönlichkeiten wie König Erich von Dänemark, der Askanier Waldemar, Markgraf von Brandenburg, und in Meklenburg der fehdefrohe Herr Heinrich

der Löwe. Rostock war durch den Wankelmut seines Landesherrn Nikolaus des Kindes unter dänische Herrschaft geraten. Es kam zum Kampf. Was den eigentlichen Anstoß dazu gegeben hat, ist unbekannt. Daß es die Weigerung Wismars gewesen sei, eine fürstliche Hochzeit in seinen Mauern zu dulden, ist eine auf Verwechselung beruhende Sage. Vor Wismar aber brach der Kampf aus. Er endete für die Städte unglücklich. Lübeck hatte sich kurz vorher unter den Schutz des Dänenkönigs gestellt und half nur mit Geld. Rostock schickte seiner Schwesterstadt Kriegshilfe, aber diese sah sich dennoch genötigt, mit Herrn Heinrich Frieden zu machen (Winter 1311). Zwei Jahre später mußte auch Rostock sich fügen, das außer von dem Könige von dem zu seinem Landeshauptmann ernannten Herrn Heinrich und dem Markgrafen von Brandenburg bedrängt wurde. Dort war nach dem Verluste des Warnemünder Turms ein Aufstand ausgebrochen. Im Jahre 1317 empfing Herr Heinrich von Meklenburg das Land Rostock als erbliches dänisches Lehen, seine Söhne aber nahmen es 1348, als sie zu Herzögen erhoben waren, vom Reiche zu Lehen und lösten es, wenn auch nicht sofort, aus dem dänischen Lehensverbande.

In den nächsten Jahrzehnten festigten sich die Verbände der Städte wieder, und die beiden meklenburgischen Seestädte gewannen auch das an Rechten zurück, was sie im Kampf mit ihren Landesherren eingebüßt hatten. Wismar insbesondere erwarb nach dem frühzeitigen Tode Herrn Heinrichs unter der vormundschaftlichen Regierung, in der es ebenso wie Rostock vertreten war, den Turm beim Meklenburger Tor zurück, in dem sich sein Landesherr nach seinem Siege festgesetzt hatte, und trat zum zweiten Male diesem den Fürstenhof ab. Bei dem Kampfe, den Heinrichs ältester Sohn Albrecht zur Unterwerfung seiner übermächtig gewordenen adligen Vasallen unternahm, hatte er seine Seestädte auf seiner Seite, und er hat sich, abgesehen von einer kurzen Trübung stets mit ihnen wie auch mit Lübeck gut gestanden und bei ihnen auch Förderung seiner schwedischen Politik gefunden, nicht freilich in seinem Streben, einem Enkel den dänischen Thron zu verschaffen. Daß aus der weiteren Entwicklung der schwedischen Dinge für Rostock und Wismar eigenartige Schwierigkeiten entsprangen, ist oben berührt worden.

Von Anfang an hatten in Rostock und Wismar die wohl aus den Unternehmern der Stadtgründungen hervorgegangenen Räte die Leitung der Gemeindeangelegenheiten in Händen gehabt. Sie ergänzten sich selbst. In Wismar scheint das Kollegium anfänglich aus zwölf Personen bestanden zu haben, im Beginne des 14. Jahrhunderts aber lassen sich in Rostock und Wismar gleichzeitig an dreißig Ratmannen nachweisen, von denen aber gewiß nur ein Teil wirklich die Geschäfte führte. In den nächsten Jahrzehnten wurde dann die Zahl der Ratmannen vierundzwanzig, darunter drei oder vier Bürgermeister. Jedoch wurden in jährlichem Wechsel die Ratsämter der Kämmerer, des Gerichts, des Weinkellers usw. aus zwei Dritteln der vollen Zahl besetzt, während das letzte nur zu wichtigeren Sachen herangezogen wurde. Erst vom 17. Jahrhunderte an wurde der Rat kleiner, und seit der zweiten Hälfte des 16. traten Juristen, zuerst als Bürgermeister, in ihn ein. Eine regelmäßige Vertretung der Bürgerschaft neben dem Rate gab es in den ersten Jahrhunderten nicht, und es stand allein beim Rate, ob er sich in besonders wichtigen Fällen der Zustimmung der Bürgerschaft versichern wollte, indem er sie zu einer Erklärung berief, oder ob er einzelne Bürger ganz nach seiner Wahl zuzuziehen sich begnügte. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sah sich der Rat um des lieben Friedens willen genötigt, den Bürgern eine Vertretung durch Ausschüsse zuzugestehen, ohne daß er auf eine Mitwirkung bei der Auswahl verzichtet hätte. In besonders

wichtigen Fällen mußte jedoch die ganze Bürgerschaft berufen werden, wogegen bei heiklen Dingen, wie Bewilligung von Verehrungen, die Zustimmung der Bürgerworthalter genügte.

Zeitweise Einschränkungen des Rates oder gar Entsetzung mit Aufwerfung von Bürgerausschüssen sind in beiden Städten ein paar Male vorgekommen, aber stets nach kurzer Zeit überwunden worden. Rostock sah den ersten Aufruhr seiner Bürger und Umsturz seiner Verfassung schon 1286, dann wiederum in schlimmerer Art 1312, nachdem der Turm von Warnemünde verloren gegangen war. Damals wurde der vertriebene Rat nach knapp einem Jahre von Herrn Heinrich von Meklenburg zurückgeführt. Etwa hundert Jahre später erhoben sich nach dem Vorgange der Lübecker und von Lübeckern aufgestachelt in beiden Städten Ausschüsse und bald auch neue Räte unter Verdrängung der alten. Nachdem in Lübeck 1416 die Ordnung wiederhergestellt war, traten noch in demselben Jahr auch in Rostock und Wismar die neuen Räte ab und die alten wieder in ihre Rechte ein. In Rostock nahm dabei der Rat die Mitglieder des neuen in sich auf, der Wismarsche ergänzte sich erst nach mehreren Jahren durch zwei frühere Angehörige des neuen Rats. Beide Städte mußten an ihre Landesherren Geldbußen zahlen, Rostock 6000 Mark, Wismar, dessen Bürger bei einem früheren Versuche der Herzöge, dem alten Rat beizustehen, sehr ungezogen gewesen waren, sogar 10 000 Mark.

Die in Lübeck wiederhergestellte Ordnung hat, von der Wullenweverschen Episode abgesehen, bis in die neuesten Zeiten vorgehalten; Rostock und Wismar dagegen sahen schon nach 11 Jahren wieder neue Unruhen. Sie brachen infolge von Verlusten aus, die beide Städte im dänischen Krieg erlitten hatten. In Rostock bildete sich ein Ausschuß von Sechzig, halb Kaufleuten und halb Ämtern, und entwarf auf Grund des in den früheren Unruhen entstandenen Bürgerbriefs einen neuen, dessen Besiegelung sich jedoch die Bürgermeister durch Flucht entzogen. Bald erfolgte die Absetzung der übrigen Ratsmitglieder, und mit Bewilligung der Herzogin Katharina, die unter Beistand von Lehnsmannen und von Ratsmitgliedern Rostocks und Wismars für ihre minderjährigen Söhne die Regierung führte, die Wahl eines neuen Rats, dem ein Ausschuß der Bürger zur Seite stand. Gewaltsamer war die Sache in Wismar verlaufen, und hier sind wir durch gleichzeitige Aufzeichnungen viel besser unterrichtet als für Rostock. Der Führer des Aufstandes war hier der Wollenweber Klaus Jesup, der bereits 1411 Bürgermeister des neuen Rats gewesen war. Man beschuldigte ebenso wie in Rostock den Rat des Verrats, ein Vorwurf, den man aus einem 1423 von den Städten mit König Erich von Dänemark abgeschlossenen Bündnisse herleitete, und dies Bündnis hat auch, wie es scheint, die Stellungnahme der Herzogin beeinflußt. Klage wurde insbesondere wider den Ratmann Hinrik von Haren und den Bürgermeister Johann Banzkow erhoben, und beide wurden auf dem Markte enthauptet. Einige Monate darnach wurden die zur Schlichtung nach Wismar gekommene Herzogin und ihre Räte durch Auflauf gedrängt, den ganzen Rat abzusetzen. Der neue, durch einen Ausschuß erwählte und von der Herzogin bestätigte Rat zählte 16 erbgesessene Bürger und 8 Handwerker, die jedoch aus ihren Ämtern austreten mußten. Lange Dauer hatte die Herrlichkeit nicht. Der von den Söhnen des hingerichteten Bürgermeisters angerufene deutsche König verhängte die Acht und beauftragte die Herzogin und Lübeck mit der Ordnung der Dinge. Auch die Veme griff mit Drohungen und Ladungen ein. Im Frühjahr 1430 fügte sich die Stadt, und die herzoglichen Räte und Sendboten von Lübeck, Hamburg, Stralsund und Lüneburg brachten eine Sühne und Wiederherstellung der alten Ordnung zustande. In Rostock dauerte der neue

Rat länger aus, zumal bei ſchwankender Haltung der Fürſtin und des charakterloſen Königs. Das Konzil zu Baſel und der Papſt wurden als Richter angerufen, und auch die Hanſeſtädte miſchten ſich ein, kamen aber erſt, als König Erich von Dänemark ſeinen Thron verloren hatte, zum Ziel. Die noch lebenden Mitglieder des alten Rats — der Bürgermeiſter Katzow liegt in St. Marien zu Wismar begraben — kehrten 1440 zurück und wurden in den neuen, fortbeſtehenden Rat eingeordnet, wogegen in Wismar der neue Rat hatte abtreten müſſen und nur wenige ſeiner Mitglieder in den alten nachträglich hineingewählt waren. Acht und Oberacht wurden erſt 1443 von Roſtock genommen, nachdem noch einmal eine heftige Erregung wegen des Achtſchatzes eingetreten war. Wegen der Schulden der einſt Vertriebenen mußte noch 1454 verhandelt werden.

Alte Anſicht von Roſtock um 1597.

Dieſe Verfaſſungskämpfe zogen auch die Univerſität, deren Beſtehen der Stadt ſeit einem halben Jahrtauſend eine beſondere Note gibt und ihr Gedeihen und ihre Stellung zu den Landesherren ſtark beeinflußt hat, in ihre Wirbel. Sie war 1419, weſentlich für hanſiſche Kreiſe, begründet und hauptſächlich von der Stadt Roſtock ausgeſtattet worden. Im Jahre 1437 ſah ſie ſich veranlaßt, nach Greifswald überzuſiedeln, um erſt nach ſechs Jahren zurückzukehren, wobei ſie zu einem langjährigen Verzichte auf die ſtädtiſche Ausſtattung genötigt wurde. Dieſe Auswanderung gab den Anſtoß zur Gründung der Univerſität Greifswald (1456). Als die Herzöge etwa ein halbes Jahrhundert ſpäter der Univerſität durch Errichtung eines Domſtiftes an St. Jakobi aufhelfen wollten, erwuchs in Roſtock aus dieſem Plan eine heftige Erregung, und dieſe führte 1487, als der Rat im Laufe der Dinge Nachgiebigkeit gegen die Landesherren für angezeigt hielt, zu Blutvergießen, Aufruhr und Kampf mit jenen, die ohnehin durch die

von Roſtock wegen Strandraubs 1485 vollzogene Hinrichtung eines ihrer Vögte erbittert waren. Erſt 1491 wurde der Streit unter Vermittlung Wismars und Stralſunds beigelegt. Roſtock mußte das Domſtift anerkennen, Buße zahlen, von neuem huldigen und fußfällig um Verzeihung bitten. Es folgten noch einige Plänkeleien, als Roſtock zwecks Aufbringung der zu zahlenden Buße eine Bierakziſe einführte, was die Herzöge nicht geſtatten wollten. Dabei ward wieder von den wendiſchen Städten vermittelt. Das Ende war doch die Durchſetzung des Grundſatzes moderner Fürſtengewalt gegenüber dem Selbſtändigkeitsdrange der Stadt. Wismar hatte gleichen Widerſtand nicht gewagt und ſteigenden fürſtlichen Anſprüchen widerwillig nachzugeben vorgezogen.

Noch dreimal iſt Roſtock ſcharf mit ſeinen Landesherren zuſammengeſtoßen. Das erſte Mal in Verbindung mit einer Vergewaltigung des Rats durch die Bürgerſchaft (1558), als Herzog Johann Albrecht eine Hilfe zur Abtragung ſeiner Schulden forderte und der Rat gleichzeitig um die Superintendentur und das Patronat über die Univerſität mit den Herzögen in Streit lag. Zwiſt und Verſöhnung der herzoglichen Brüder ſpielten hinein, und die Herzöge ſchritten zum Bau einer Feſtung auf dem Roſengarten und zum Abbruch des Steintors. Dann griff der Kaiſer ein, aber erſt nach neuen Reibungen kam es 1573 unter Vermittlung der Landſtände zum erſten Erbvertrage, in dem Roſtock auf ſeine Freiheit von der Landbede (der außerordentlichen Bede) verzichtete, aber die Wahl ſämtlicher Geiſtlichen, auch eines ſtädtiſchen Superintendenten zugeſtanden erhielt. Die Feſtung wurde gegen eine Zahlung von 10 000 Gulden abgebrochen. Ein nicht erledigter Reſt von Streitpunkten veranlaßte König Friedrich von Dänemark zur Unterſtützung ſeines Schwiegervaters, Herzog Ulrichs, 1583 wiederum, wie er es ſchon 1573 getan hatte, den Roſtocker Hafen zu ſperren, und koſtete bei der 1584 erfolgenden Regelung abermals die Aufgabe von Rechten und erhebliche Zahlungen. Nun verging gut ein Jahrhundert in Ruhe, dann aber bekam Roſtock von 1715 an die Gewalttätigkeiten Herzog Karl Leopolds gründlich zu koſten. Dieſer wollte vor allem der Stadt die Akziſe abpreſſen. Hilfe fand ſie beim Kaiſer, und Exekutionstruppen von Brandenburg und Hannover machten der Willkür und der Macht des Herzogs, der ſich zeitweiſe ruſſiſcher Völker bedient hatte, ein Ende. Ein Vertrag, den der Fürſt Roſtock aufgezwungen hatte, wurde 1733 endgültig beſeitigt. Neue Verträge folgten nach neuen Zwiſtigkeiten, die beſonders wegen der Univerſität und der Bürgervertretung entſtanden. Bemerkenswert iſt in dieſem Zuſammenhang beſonders die Verlegung des herzoglichen Anteils an der Univerſität nach Bützow durch Herzog Friedrich im Jahre 1760. Die Rückkehr nach Roſtock fand erſt im Jahre 1789 ſtatt. Brachten dieſe Verträge auch regelmäßig Verluſt von Rechten, ſo hatten ſie doch den großen Vorteil, daß das Verbleibende vertraglich geſichert wurde und daß ſie der Stadt wider weiteres Vordringen der Landesregierung eine feſte, im Rechtswege zu verteidigende Stütze boten, ein Vorteil, deſſen Fehlen Wismar wiederholt ſchmerzlich entbehrte. Mittelbar kamen dieſe Sicherungen Roſtocks jedoch auch ſeiner Schweſterſtadt zugute, da Rechts- und Billigkeitsgefühl der Regierung und der Fürſten in der Regel auch ihr die gleichen Vorrechte beließ.

Im Dreißigjährigen Kriege wurden Roſtock und Wismar genötigt, kaiſerliche Garniſon einzunehmen und Wallenſtein als Landesherrn zu huldigen. Beiden wurden bis dahin unerhörte Laſten auferlegt. Wismar berechnete ſeine Leiſtungen von Ende Oktober 1627 bis Januar 1632 auf weit über 400 000 Taler. Es waren beim Abzuge der Kaiſerlichen nur mehr 291 Häuſer, 288 Wohnbuden und 30 Keller bewohnt, während 35 Häuſer und 79 Wohnbuden niedergebrochen und ihrer 77 bezw. 136 ausgebrochen waren. Hundertfünfzig Jahre früher hatte die

Stadt 594 Häuser, 1278 Wohnbuden und 177 Wohnkeller gehabt. Nach Wallensteins Sturz kamen die Schweden ins Land und eroberten beide Städte. Wismar, das durch den Frankfurter Vertrag ebenso wie Warnemünde bis zum Friedensschluß an Schweden, wenn auch unter Vorbehalt der herzoglichen Hoheitsrechte, abgetreten wurde, behielt schwedische Besatzung, Rostock dagegen erhielt von 1636 bis 1640 eine herzogliche. Von beiden Städten erhoben die Schweden einen drückenden Seezoll (von Rostock in Warnemünde), über dessen Wirkungen und Wandlungen früher ein Wort gesagt ist.

Nach Abschluß des großen Krieges traten zwar allmählich bessere Zeiten ein, und Wismar kam die Errichtung des höchsten Gerichtshofes Schwedens für seine deutschen Besitzungen in seinen Mauern (1653) besonders zugute. Aber der Umstand, daß Schweden, so lange es sich als Großmacht fühlte, in immer neue Kriege verwickelt wurde, gedieh nicht allein Wismar zum Verhängnis, sondern war auch für das machtlose Meklenburg und das benachbarte Rostock unheilvoll. Im Jahre 1675 wurde Wismar von den Dänen belagert und erobert und verblieb fünf Jahre unter dänischer Herrschaft. Von 1711 bis 1716 erlitt es wieder öfter

Ältere Ansicht von Wismar (nach Merian). 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

unterbrochene Belagerungen und geriet dadurch zuletzt in die Hände der Dänen, der Brandenburger und der Hannoverschen. Erst 1721 wurde es an Schweden zurückgegeben. Dabei war man weit entfernt davon, sich in den Zwischenzeiten eines ungestörten Friedens zu erfreuen.

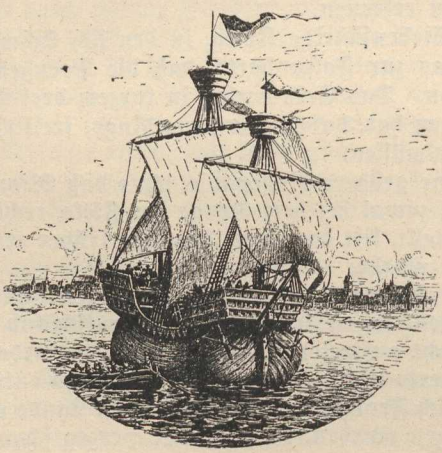
Dann kam der Siebenjährige Krieg, in den sich Schweden wie Meklenburg hineinziehen ließen, was zur Folge hatte, daß die Preußen beiden Städten abpreßten, was sie konnten. Das Geld verlor in kurzem drei Viertel seines Wertes, und was das zu bedeuten hat, haben wir neuerdings, freilich in weit, weit schlimmerem Maße, erfahren müssen.

Endlich folgte eine größere Ruhepause, ohne daß Wismar sie bei seiner und Schwedens Verarmung, zumal bei dem Drucke der Zölle, recht hätte nutzen können. Rostock, darin besser gestellt, litt darunter, daß, wie früher erwähnt ist, die Universität zugrunde gerichtet wurde.

Wismar war für Schweden, da es nach der zweiten Eroberung entfestet war und Schweden seine Besitzungen im westlichen Deutschland verloren hatte, auch nicht mehr als Großmacht auftreten konnte, wertlos geworden. So war es gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht abgeneigt, sich seiner zu entäußern. Andererseits wünschte Herzog Friedrich Franz I. sehnlich, es seinem Lande wieder einzuverleiben. Die ersten Verhandlungen wurden, nachdem der Herzog schon einmal Wismar als

Entschädigung für ein vom schwedischen Könige mutwillig gebrochenes Verlöbnis gefordert hatte, 1799 angebahnt. Sie kamen nach manchen Stockungen 1803 durch den Vertrag von Malmö zum Abschluß. Gegen eine Zahlung von 1 250 000 Talern Hamburger Banko oder 5 700 000 Reichsmark überließ Schweden die Herrschaft Wismar, also die Stadt und die Ämter Poel und Neukloster, zunächst als Pfand an Meklenburg. Zugleich verzichtete es endgültig auf den Warnemünder Zoll. Die Form des Pfandvertrages statt reiner Abtretung wählte man lediglich aus Rücksicht auf die inneren Verhältnisse Schwedens, schloß allerdings die Einlösung, die nach 100 Jahren zulässig sein sollte, auch nicht etwa durch Geheimvertrag aus, war sich aber in den Verhandlungen bewußt, daß sie nicht in Frage kommen würde. Die Stellung Wismars zum Lande ist dadurch rechtlich nicht beeinflußt worden. Daß es erst 1897 in den landständischen Verband hat eintreten können, beruht auf andern Gründen. Erst, als die Stände geneigt waren, Wismar seine alte Stellung neben Rostock wieder einzuräumen, war seine Weigerung, die von ihm anfänglich aus eigenem Recht eingeführte, hernach ihm landesherrlich verliehene Akzise an den Großherzog abzutreten, hinderlich, dann hatten sich die Anschauungen der Stände geändert, und es wollte sich keine Weise finden lassen, die beide Teile befriedigt hätte. Erst der Verzicht Wismars auf besondere Vorrechte ebnete die Bahn. Das einzige, worin das Pfandverhältnis sich stets in Erinnerung brachte, waren die bei den auf ehemaligem Festungsgelände (das ehedem der Stadt und Privaten ohne Entschädigung genommen war) liegenden und von großherzoglicher Kammer veräußerten Grundstücken zu Grundbuche eingetragenen Vorbehalte der Rechte der Krone Schweden. Nach Ablauf der ersten hundert Jahre des Pfandvertrages trat Schweden in guter Gesinnung Wismar endgültig an Meklenburg ab.

Die besten Zeiten, die die meklenburgischen Seestädte nach Ablauf des Mittelalters gesehen haben, sind die Jahrzehnte nach Beendigung der Napoleonischen Kriege bis zum Ausbruche des Weltkrieges gewesen. Namentlich Rostock ist in dieser Zeitspanne mächtig aufgeblüht und weit über den alten Mauerring hinausgewachsen, Wismars bescheideneres Wachstum ist erst nach Aufhebung des von Schweden durch Meklenburg übernommenen Seezolls und der städtischen Akzise beim Eintritt in das neue meklenburgische Zollsystem (1863) und der Eingliederung Meklenburgs in den Norddeutschen Bund, hernach das Deutsche Reich, in Gang gekommen. Der Seehandel beider Städte aber ist im letzten Kriege geradezu vernichtet, und es soll sich erst zeigen, ob er von neuem aufzublühen vermag.



Altes Seeschiff. Im Hintergrunde das alte Wismar.

# Baudenkmäler aus der dörflichen und städtischen Siedelung des Mittelalters in Mecklb.-Strelitz.

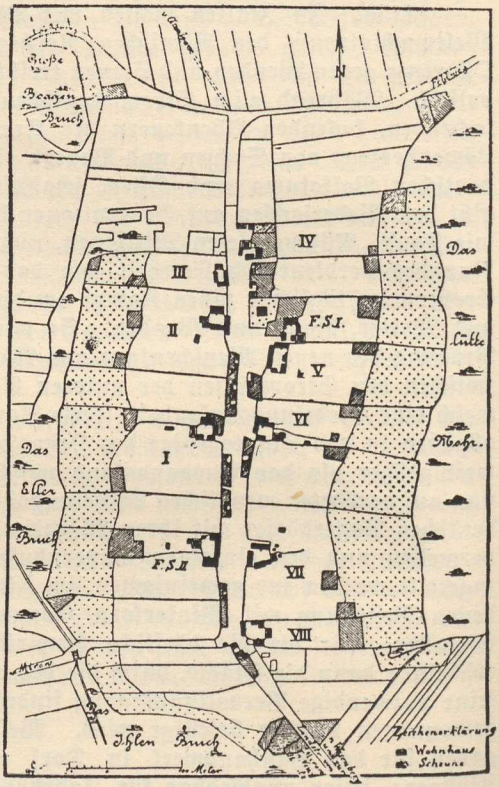
Von Reg.-Baurat Brückner, Neustrelitz.

1150! In Italien dichten mit Blut und Eisen Hohenstaufen-Kaiser den Weltmachtstraum des Römischen Reiches Deutscher Nation. An der deutschen Ostgrenze gegen Wenden und Slaven treibt Heinrich der Löwe deutsche Wirklichkeitspolitik. Während ein Strom deutschen Heldenblutes vergeblich fließt in den lachenden, lockenden Abenteuern der Kreuzzüge, lenkt die Niedersachsenfaust des Löwenherzogs von Sachsen und Bayern einen anderen Strom des überquellenden deutschen Volkstums nach Osten, schafft Kolonialland an Deutschlands Grenze, gibt den Niedersachsen auf Generationen hinaus mit großem Wurf Land, eröffnet wie Faust „Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen. Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Erobern im täglichen zähen Kampf um die Scholle mit Erde und Himmel, Wasser und Wetter, Wald und Wenden. So wird Heinrich der Löwe Veranlassung zur Prägung des neuen Menschentyps aus Niedersachsen, Mitteldeutschen und Wenden zwischen den Stromläufen der unteren Elbe, Oder und Weichsel. Man bedenke, welch eine Siedelungsaufgabe! Freie Bauern auf freier Scholle, nur durch Zinsabgaben in das Staatsgefüge des Lehnsstaates hineingebunden, in einem Gebiet, weit größer als das Ausgangsland zwischen Niederrhein und Elbe. Da müssen nun auf verödeten wendischen Siedelungsstätten oder an neu gewählten Stellen die deutschen Angerdörfer mit ihren Wöhrden angelegt, die Feldmarken bonitiert und vermessen und den einzelnen Bauernhufen die Abschnitte in den drei Schlägen zugeteilt werden zur gemeinsamen, im Flurzwang der Dreifelderwirtschaft gebundenen Bestellung mit Winterkorn, Sommerkorn, Brache. Und als Abschluß der Siedelung, für die die dörfliche Bewirtschaftung die Unterlage geschaffen hat, erscheinen dann die Städte, durch die der wirtschaftliche Organismus eines Landes seine notwendige Vervollständigung findet und die strategische Sicherheit der neu gewonnenen Länder befestigt wird. Welche Siedelungsaufgaben! Welche Aufgaben für das Bauhandwerk in Dorf und Stadt, in Ritterburgen, Kirchen, Klöstern; schier unabsehbar für Jahrhunderte! Nicht wie im Mutterland vorsichtig in Altererbtes Neues hineinschiebend, sondern im Neuland frei und großzügig gestaltend und waltend, mit fast „amerikanischer" Großzügigkeit.

Dieser Strom von Einwanderern hatte zu Anfang des 13. Jahrhunderts, im besseren Lehmboden längs der Ostseeküste vordringend, schon Mecklenburg-Schwerin und das angrenzende Pommern besiedelt, als unser Mecklenburg-Strelitz noch unbesiedelt dalag. Es hatte in seinem nördlichen Teil zwar auch guten Lehmboden, aber der südliche Teil ist von Sand, Seen, Wäldern, Mooren bedeckt. Hierhin hatten sich auch Reste der Wenden, der kriegerischen Redarier, zurückgezogen, sodaß es erst den vereinten Anstrengungen der Pommernherzöge von Norden und der Markgrafen von Brandenburg von Süden gelang, des Landes Herr zu werden.

Die Stiftungsurkunde des Klosters Broda, datiert vom Jahre 1170, ist

noch als Aufforderung der Pommernherzöge zur germanisch-christlichen Siedelung in rein wendischem Lande aufzufassen. Aber erst um 1244 etwa konnte die Sicherheit des Landes soweit vorgeschritten sein, daß eine klösterliche Siedelung mit den in einem Anhang der ersten Urkunde schon aufgezählten Ortschaften möglich war und verwirklicht wurde. 1244 wird dann auch als erste Stadt Friedland, 1248 Neubrandenburg und auch in dieser Zeit Woldegk von den Brandenburger Markgrafen, denen 1236 das Land zugefallen war, gegründet und dadurch die dörfliche Siedelung im wesentlichen zum Abschluß gebracht. Zwischen 1170 und 1250 ist also die Besiedelung unseres Landes, anfangs zögernd von den Pommernherzögen, dann mit Macht von den Markgrafen von Brandenburg erfolgt. Im Sandgebiet des Südwestens, an der Müritz, ist die Siedelung vorgetragen von dem zähen, streitbaren Ritterorden der Johanniterbrüder zu Accon, der im Heiligen Lande in Heidenkämpfen, im Wüstensand, in Kulturarbeit und Christendienst erprobt war. 1226 werden ihm 60 Hufen im Lande Turne übertragen als Grundstock des später ausgedehnten Besitzes. Die zu diesem Landstrich gehörige Stadt, Wesenberg, ist vom Fürsten Nicolaus von Werle-Güstrow um 1250 gegründet.

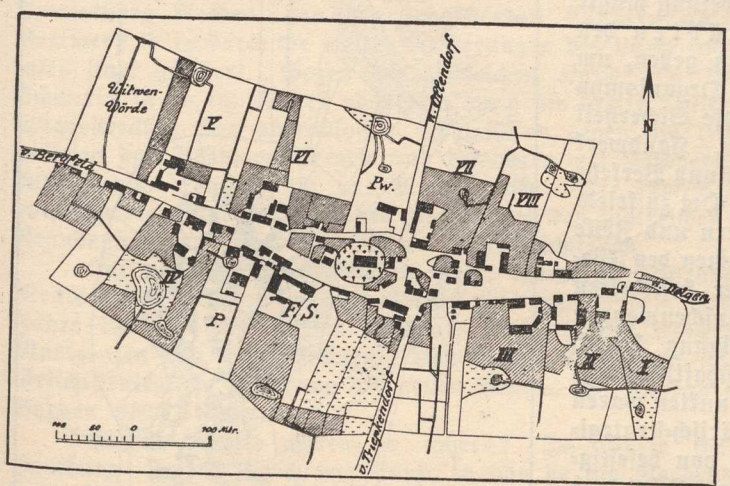


Leussow, Straßendorf.

Diese erste Besiedelung erfolgte in einer warmen, feuchten Klima-Periode und mit einem gewissen Überschwang, aber die Dichtigkeit der Bevölkerung konnte auf die Dauer nicht erhalten werden, zumal klimatische Änderungen in ganz Norddeutschland von 1300—1500 eine warme Trockenperiode brachten, wodurch viele Siedelungen wieder wüst wurden, von denen heute nur noch die Namen überliefert sind. Kriege, Seuchen (der „schwarze Tod"), soziale Verschlechterungen, Auswanderungen zeigen die Unruhe der Bevölkerung. Orte wie Prillwitz, Tornow, Galenbeck waren bis 1450 etwa noch „Stedeken" in den Urkunden genannt, auch Helpt dürfte ein Städtchen gewesen sein, von da ab sind sie nur noch Dörfer. Manche Dörfer gingen ganz ein, in kriegerischen Unruhen zerstört, und wurden bei dem Menschenmangel nicht wieder aufgebaut; die Ruine der „roten Kirche" im Walde bei Grauenhagen ist ein Beispiel dafür. Fast alle Dörfer hatten wüste Höfe und schrumpften zusammen. Die Bauern, die ursprünglich mancherlei Freiheiten auf ihrer Stelle genossen, gerieten im weiteren Verlauf der Entwickelung immer mehr in Abhängigkeit des Grundherrn und der Ritterschaft. Die Ritter waren zum Teil Gründer von Bauerndörfern im Auftrage des Landesfürsten gewesen und besaßen dann 2 Freihufen in dem Dorf, sie waren zum Kriegsdienst zu Pferde

verpflichtet und wohnten in einem festen Hause im Dorfe. Ein anderer Teil des Kleinadels gehörte zum Gefolge des Landesherrn, der sein Hoflager bald auf dieser, bald auf jener landesfürstlichen Burg hielt, und der seinem Gefolge gewisse Einkünfte aus Bauernhufen hier und dort verlieh. Durch Verpfändungen und Übertragungen dieser Einkünfte bekamen die Ritter immer mehr Hufen eines Dorfes in die Hand und strebten folgerichtig nach Abrundung des „Besitzes". Sie kauften auch vom Landesherren die höhere Gerichtsbarkeit und das Patronatsrecht; das mit der Renaissance der Antike eindringende römische Recht gab ihnen weitere Gewalt über den Bauernstand, der nun hörig und leibeigen wurde. Das Legen der Bauernstellen war der letzte Schritt zur Herstellung eines Großgrundbesitzes mit einheitlicher Verwaltung und Wirtschaft, aus den Bauerndörfern waren nun die Tagelöhner-Dörfer neben dem Rittersitz geworden.

Die ländliche Siedelung möge durch 3 Beispiele von Ortsplänen erläutert werden. Leussow, ein Bauerndorf, zeigt ein straff militärisch geordnetes Straßendorf, wie sie im Gebiete des Johanniterordens hier üblich sind. Die stattliche, 35 Meter breite, mit schönen, alten Bäumen bestandene Dorfstraße ist regelmäßig mit Bauernhöfen besetzt; auf der Karte von 1798 sind es nur noch 2 Freischulzen und 8 Bauern, während es für einige 30 Bauernhöfe einst angelegt war. Nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges waren noch 4 Bauernhöfe und 4 Büdnereien bewohnt. Die Büdner haben ihre Stellen auf der Dorfstraße, vor den wüsten Bauernstellen; die Dorfstraße ist daher teilweise durch sie eingeengt. An den Wöhrden*) haben sie keinen Anteil. Diese erstrecken sich zu beiden Seiten der Dorfstraße bis an die Brücher, welche das Dorf an drei Seiten sichern. Man hat hier also eine natürliche Wurte, einen Horst, zur Anlage des Dorfes gewählt. Die kleine Fachwerkkirche liegt seitlich an einer Ausbuchtung der Straße vor dem Freischulzenhof.



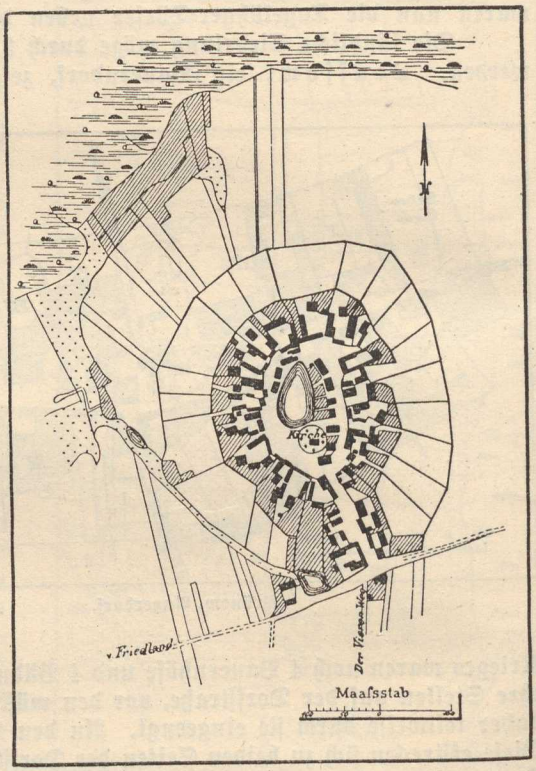
Grünow, Angerdorf.

Grünow zeigt ein Bauerndorf aus der Markgrafensiedelung in der für dieses Gebiet vorherrschenden Form eines Angerdorfes, auf einem Hügelrücken weithin sichtbar gelegen. Auf dem Anger liegen Kirche, Schule, Schmiede. 1505 werden 22 Bauleute aufgeführt, nach dem Dreißigjährigen Kriege hatten sich bis 1679 erst wieder 7 angefunden, heute besteht das Dorf aus einem Freischulzenhof, drei Erbpachtstellen, sieben Bauernstellen und 27 Büdnereien.

Die Angerdörfer liegen meist abseits neben der großen Landstraße. Meist ist der Anger lanzettförmig und an beiden Enden zu einer Straße geöffnet. Oft ist

*) Wöhrde: um das Gehöft gelegenes Dorfland, aus dem der Hof herausgenommen ist; das übrige, eingefriedigte Land dient als Garten, Koppel, Obstgarten.

er sackförmig, birnenförmig mit nur einem Zugang. Diese letztere Form ist eine Abart von der alten Siedelungsform des Rundlings, wie ihn Schwichtenberg in schöner Ausbildung zeigt. Das mittelalterliche trockene, warme Klima, bei dem der Wein noch bis Danzig herauf gedieh — auch Stargard hatte seine Weinberge — erlaubte es in der ersten Zeit, das Vieh nachts gemeinsam auf dem Dorfanger in einer „Regel" zusammenzutreiben, Ställe gab es nur in geringem Umfange. Da war es wirtschaftlich zweckmäßig, den Viehsammelplatz ringsherum geschlossen zu bebauen und die einzige Zugangsstraße zu sperren. Daher hat man auch diese Dorfform, die, wie an anderer Stelle gezeigt wurde, ein hohes, vielleicht schon vorgeschichtliches Alter hat, gerne beibehalten. Nach dem Brande von 1771 hat man den Rundling Schwichtenberg als ein regelmäßiges, symmetrisches Angerdorf wieder aufgebaut.



Schwichtenberg, Rundling (1757).

Der dörflichen Siedelung mußte die Anlage von Städten den notwendigen Abschluß geben, um den wirtschaftlichen Organismus zu stärken und für die Sicherheit des Landes zu sorgen. Handwerk und Gewerbe, Handel und Verkehr fanden einen sicheren Ort zu friedlicher Arbeit. Steuern und Zölle steigerten die Einnahmen des Fürsten aus dem dichter besiedelten Lande. Größere Menschenmengen standen zur Verteidigung bereit. Denn außer wirtschaftlich-kaufmännischen Gesichtspunkten waren es vor allem militärisch-strategische, die zur Anlage von befestigten Städten zwangen. Zeigt doch schon der Name „Bürger", daß es sich bei den Bewohnern um Burgmänner handelt, für die die allgemeine Wehrpflicht das Normale war. Wo sollten nun in der im wesentlichen abgeschlossenen dörflichen Siedelung Städte angelegt werden? Vergegenwärtigen wir uns hierzu die besonderen geographischen, politischen und Verkehrsgrundlagen für unser Gebiet Mecklenburg-Strelitz.

Unser Land liegt zwischen 3 Endmoränenzügen der Eiszeit, die südliche Stillstandslage des Eises liegt etwas jenseits der südlichen Landesgrenze, die mittlere Endmoräne streicht von Feldberg über Wendfeld zur Lieps und der Tollense-Niederung, der dritte Endmoränenzug liegt an der Nordgrenze des Landes bei der Staumoräne der Bröhmer Berge in der Nähe Friedlands. Hier konnten die Schmelzwässer des Eises das hohe Hindernis des Moränenwalles nicht überwinden, sie stauten sich zu einem großen See, dessen Gewässer in der Richtung nach Ribnitz durch das breite mecklenburg-pommersche Grenztal einen Ausweg spülten. Infolgedessen konnten die feinen Sande des Gletscherschuttes den nördlichen Teil

des Landes zwischen dem zweiten und dritten Moränenzug nicht überdecken. Hier blieb die fruchtbare Grundmoräne mit ihrem Lehmboden in verhältnismäßig ebener Gestaltung frei liegen. Sie lockte die deutschen Ansiedler längs den von Bächen bewässerten Talfurchen zuerst an. Südlich von dem mittleren Endmoränenzug dagegen ist die Grundmoräne von Sand überlagert; es ist die „märkische" Landschaft mit Kiefern, Seen, Mooren, die sich hier ausbreitet, in scharfer Trennung von dem nördlichen Landesteil. Neustrelitz, Wesenberg, Mirow, Fürstenberg, Lychen, das ehemals auch zu Mecklenburg gehörte, bezeichnen diesen Landstrich. Der nördliche Landesteil mit seinem Lehmboden ist das alte „Land Stargard" mit dem vorgelagerten „Land Beseritz", dem Friedländer Werder. Es ist der Träger der Geschichte, daher ist auch heute dieser Name auf das ganze Gebiet, auch auf den Süden des ehemaligen Herzogtums Mecklenburg-Strelitz übertragen.

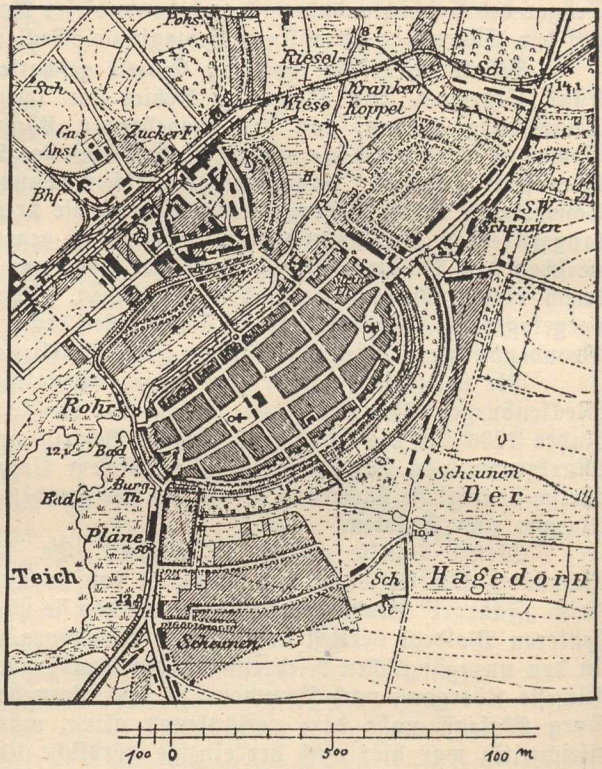
Starke natürliche, von der Eiszeit geschaffene Grenzen heben also dieses Land Stargard, das ehemalige Gebiet der kriegsstarken Redarier mit ihrer Tempelburg Rethra, von den umgebenden Ländern ab. Im Norden gegen Pommern ist es durch die weiten Niederungen des Landgrabens und des Tollensetales stark gesichert. Gegen die werleschen Lande im heutigen Mecklenburg-Schwerin ist es im Westen ebenfalls durch die breite Tollenseniederung mit dem langgestreckten See abgeschlossen. Im Osten gegen die Uckermark ist das Land zwischen den Bröhmer Bergen und den Seen um Feldberg nur schwach geschützt durch einige Wasserläufe und Niederungen. Die südlich dem Land Stargard vorgelagerten Sandgebiete lassen sich zwischen den zahlreichen Seen gegen die Mark Brandenburg an beliebigen Stellen leicht abschließen.

Die politische Zugehörigkeit dieser ehemaligen Wendenländer, um die sich Mecklenburger, Pommern und Dänen mit wechselndem Erfolge stritten, fiel im Jahre 1236 für die Länder Stargard, Beseritz und Wustrow (Penzlin) an die Markgrafen von Brandenburg. Von diesem Augenblick an erforderte die militärisch-strategische Sicherung des neuen Besitzes den Ausbau des Landes mit festen Burgen und Städten.

Welche Punkte waren zu sichern? Da führte die alte Handelsstraße Hamburg—Stettin durch das Land, in das sie am Nordende des Tollense-Sees, beim „Fährort" Broda hineinführte und das sie über Stargard und den Paß beim späteren Woldegk verließ in Richtung Straßburg-Pasewalk. Da war im Norden in den unzugänglichen Niederungen des Landgrabens der wichtige Kavelpaß, der kürzeste Übergang nach Pommern zu dem Peenehafen Anklam und der Herzogsburg Wolgast nahe dem versunkenen alten, mächtigen Handelsplatz Jumneta, gleichzeitig war hier auch der einzige nördliche Übergang über das Datzetal auf den Friedländer Werder hinüber, von dem aus die pommerschen Übergänge nach Treptow, Demmin, Gützkow ausstrahlten. Von Süden her kam ins Land über Mirow, Wesenberg, Strelitz die Landstraße vom Elbübergang bei Wittenberge her, die gleichzeitig auch der Reiseweg vom Bistum Havelberg aus in die hiesige Propstei Friedland mit ihren 80 Kirchen war. Von der Mark Brandenburg her führte der Weg über Gransee—Fürstenberg—Strelitz und Templin—Fürstenwerder—Woldegk—Friedland in und durch unser Land.

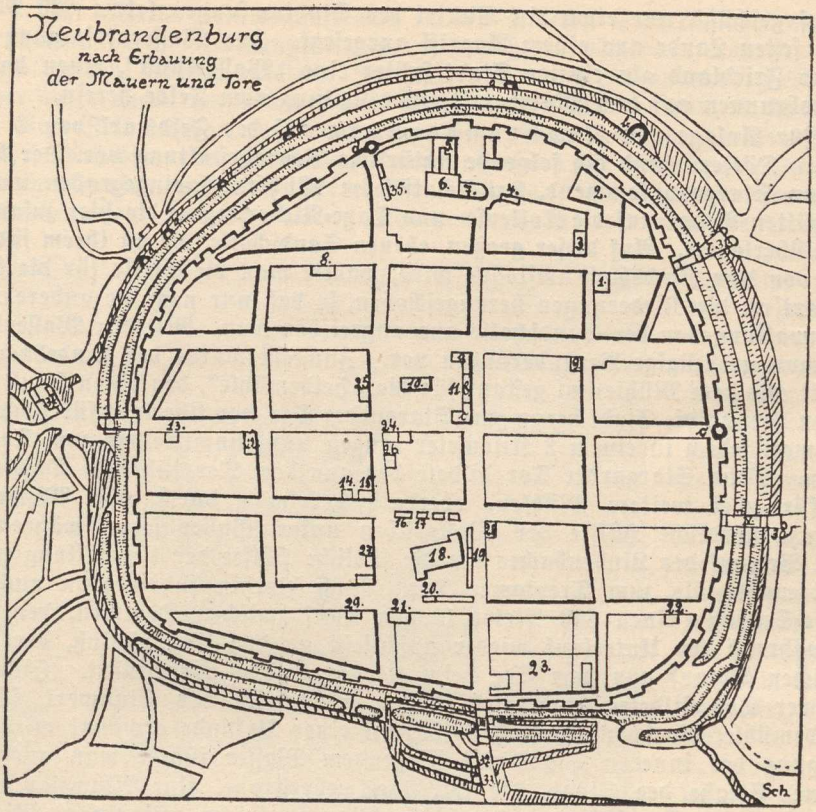
Welche Übergänge in die Nachbarländer waren zu sichern? Es ist das Festungsdreieck Friedland — Neubrandenburg — Woldegk, das nun von den Markgrafen Johann und Otto, den Städtegründern, zur Sicherung des nördlichen Zipfels ihres neu erworbenen Landes Stargard — und damit auch ihrer ganzen Mark Brandenburg — mit klarem Blick und unter tatkräftiger Förderung der dörflichen Siedelung zum militärischen und wirtschaftlichen Rückgrat gegeben wurde. Friedland sperrt im Norden die Übergänge gegen die

Pommern, Neubrandenburg im Westen gegen Mecklenburg, Woldegk im Osten gegen die Ukermark, hier noch bei der schwächeren natürlichen Grenze ein Gürtel von Burgen, Feldberg, Wrechen, Oltschlott (Hinrichshagen), Helpt, Schönhausen, Galenbeck, die Burgen in einem Abstand von einer Meile, das Städtedreieck je drei Meilen Weges zwischen den Städten lassend. Dieser Abstand von drei Meilen findet sich auch zwischen den benachbarten Städten als die normale Entfernung, er scheint der Leistung eines Frachtfuhrwerkes auf den damaligen Landwegen zu entsprechen. Die drei Burgen konnten sich also auch innerhalb eines Tages gegenseitig Hilfe leisten gegen einen Landesfeind. Friedland, das nördlichste Bollwerk, wurde als erstes 1244 gegründet; in dem Siegel der Stadt stehen die beiden Markgrafen selber im Bilde, mit Schwert und Lanze und Fahne in der Faust, unter dem Mauerbogen mit seinen drei Stadttürmen. Wehrhaft und trutzig wie kein anderes Tor im Lande, schaut das starke Steintor nach dem Pommernland hinüber. 1248 folgt die Gründung von Neubrandenburg, Woldegk ersteht in demselben Jahrzehnt, ein genaues Jahr ist nicht überliefert.



Stadtplan von Friedland.

Mit ebenso klarem Blick wie die Verteilung der Städte auf die wichtigen Punkte des Landes wurde auch für die einzelne Stadt die geeignete Lage in der Umgebung gewählt. Bestimmend war bei jeder dörflichen oder städtischen Lage das Vorkommen von Wasser, gleicherweise wichtig als Schutz für die Verteidigung wie als Lebensnotwendigkeit für Mensch und Vieh, zur Feuerbekämpfung und mancherlei gewerblichen Verrichtungen. Fast niemals fehlt bei einer Stadt die Mühle, die Ausnutzung der Wasserkraft als erste Industrieanlage zur Gewinnung von Brotmehl. Durch das Aufstauen des fließenden Wassers wird gleichzeitig die Verteidigungsanlage der Stadt verbessert. Woldegk hat zwar heute keine Wassermühle; da der See früher 2 Meter höher gestanden haben soll, so wäre aber auch hier ein Gefälle für eine Mühle denkbar. Friedland, auf der äußersten Spitze einer in Wiesen vorspringenden Halbinsel gegründet, schmiegt sich mit langgestrecktem Stadtgrundriß an den Lauf der Datze an. Oberhalb der Stadt, feindlichen Angriffen von Pommern her entzogen, gibt eine Talsperre der Mühle das Gefälle und setzt den südlichen Halbkreis des Stadtumfanges teils unter Wasser, oder erschwert auf den Wiesen dort die Zugänglichkeit. Auch die nördliche Seite der Umwallung ist durch Wiesen und




Karte von Neubrandenburg, entworfen von Medizinalrat Dr. L. Brückner.

**Im Nordosten: I. Friedländer Tor. Im Westen: II. Treptower Tor. Im Süden: III. Stargarder Tor. Im Osten: IV. Neues Tor (daneben Bresche, durch die Tilly 1631 in die Stadt eingedrungen ist).**

1.: Das Haus Herbords (sp. Nikolai-Kirche, Zeughaus, Kornhaus).
2.: Markgräfl. Fürstenhof.
3.: Das älteste Rathaus.
4.: Das Regelhaus (altes Mönchshaus, regulares).
5.: Das Franziskaner-Kloster.
6.: Die Klosterkirche (St. Johannis).
7.: Magazin.
8.: Beguinenhof (geistl. Stiftung).
9.: Badstube.
10.: Schuhhaus (jetzt Rathaus).
11.: Palais Dörchläuchtings, früher a) Spritzenhaus, b) Privathaus, c) Ratsapotheke.
12.: Heilige Geist-Kapelle.
13.: Die Münze.
14.: Marien-Badstube.
15.: Ratswage und Spritzenhaus, dann Börse.
16.: Das Leiterhaus.
17.: Kunstpfeiferhaus.
18.: „Unser lieb Frauen"-(Marien-)Kirche.
19.: Kapelle zum heiligen Kreuz.
20.: Die Plattenburg (das alte Rathaus).
21.: Die lateinische Schule.
22.: Der Kaland.
23.: Mecklenb. Fürstenhof.

Es haben gewohnt: Prinzeß Christel 24, Turnvater Jahn 25, Konrektor Bodinus (bei Fritz Reuter: Aepinus) 26, Fritz Reuter 27, Johann Heinrich Voß 28, Franz und Ernst Boll 29.

Zingel am Neuen Tor, jetzt abgebrochen (30).
Zingel am Friedländer Tor (31).
Walkmühle (32) und Kupfermühle (33), beide an der Linde.
Vierrademühle (34) am Oberbach.
Die Darre (35).

a. b.: Erdbastionen am äußeren Wall, nach Einführung der Feuerwaffen hinzugefügt. c. u. d.: Fangeltürme in der Mauer, c. eingestürzt.

Bachlauf geschützt, nur etwa ein Viertel des Stadtumfanges (etwa 600 Meter), ist vom festen Lande aus einem Angriff ausgesetzt. Zur Wasserversorgung hatte übrigens Friedland als einzige Stadt später eine „Wasserkunst", einen barocken Neptunsbrunnen auf dem Markt, mit einer Leitung vom Felde herein.

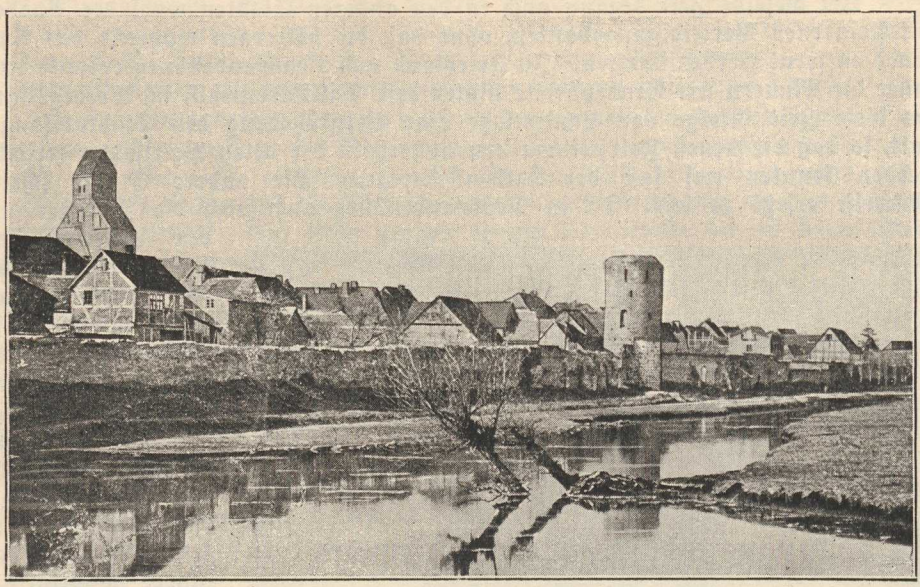
Zur Anlage von Neubrandenburg auf der Feldmark von 3 eingegangenen Dörfern fand sich folgende natürliche Bodengestaltung vor. Der Lindebach, von Stargard kommend, hat sich tief im Mühlental eingegraben und den ausgespülten Boden auf die Tollense- und Datze-Niederungen, die hier zusammentreffen, überlagert. Auf dieser großen, ebenen Sandscholle, die an ihrem südlichen Rande von dem Lindebach umflossen wird, wählte man die Stelle für die Stadtlage, hart an die Niederungen herangeschoben, so daß nur noch die andere Hälfte der Umwallung von der Sandscholle aus angreifbar war. Mit den Wasserläufen nahm man großzügige Veränderungen vor. Zunächst wurde der Lindebach beim Austritt aus dem Mühlental gestaut für die „Heidemühle", den einen Lauf führte man von dort an die Stadt heran zum Stargarder Tor, den Überlauf für Hochwasser führte man jedoch in einem 2 Kilometer langen Lauf unmittelbar zum Tollense-See hin. Beim Stargarder Tor bildete der aus dem Tor führende Damm das Stau für zwei weitere Mühlen, oberhalb der man durch eine Abzweigung die ganze nördliche Hälfte der Wallgräben unter Wasser setzte, während der weitere Verlauf des Lindenbaches um die südliche Hälfte der Umwallung weitergeführt wurde bis zum Treptower Tor. Nach hierhin führte man auch vom Tollense-See aus einen 800 Meter langen Lauf zwischen Dämmen, den Oberbach, während der Unterlauf wieder anschließt an den Tollensefluß, der seinen natürlichen Ablauf aus dem See beim Kloster Broda vorbeiführt. Hier beim Treptower Tor bildete der Verkehrsdamm gleichzeitig das Stauwerk für die Vierrademühle, die schon im Jahre 1287 in einer Urkunde erwähnt wird. Zur Versorgung der inneren Stadt mit fließendem Wasser führte man auch durch die eine Straße der Stadt, die Gr. Wollweberstraße, eine Abzweigung vom Lindebach, deren Durchführung durch die Mauern später mit einem Wiekhaus des jüngeren Typus etwa im 15. Jahrhundert geschlossen wurde. Durch die beiden Aufstauungen des Wassers an den Tordämmen wurde das ganze Vorland südwärts weit hinaus in unzugängliche Brücher verwandelt und ein Wasserband rings um die Stadt, teils durch die Stadt gelegt. Ueber 5 Kilometer künstliche Fluß- und Bachläufe, die Wallgräben nicht gerechnet, legte man an.

Woldegk ist ähnlich wie Friedland auf die in Wiesen vorspringenden Ausläufer eines hier jedoch beträchtlich höheren Bergrückens gegründet. An 3 Seiten ist der Abfluß des natürlichen Sees herumgeleitet um die Umwallung, die vierte Seite schiebt sich auf den Bergrücken hinauf. Hier lag etwa 13 Meter hoch über den Niederungen die beherrschende landesfürstliche Burg. Auch bei den übrigen mittelalterlichen Städten, Strelitz und den an der Havel gelegenen Orten Wesenberg und Fürstenberg, ist die Bedeutung der Wasserläufe für die Stadtlage zu beachten.

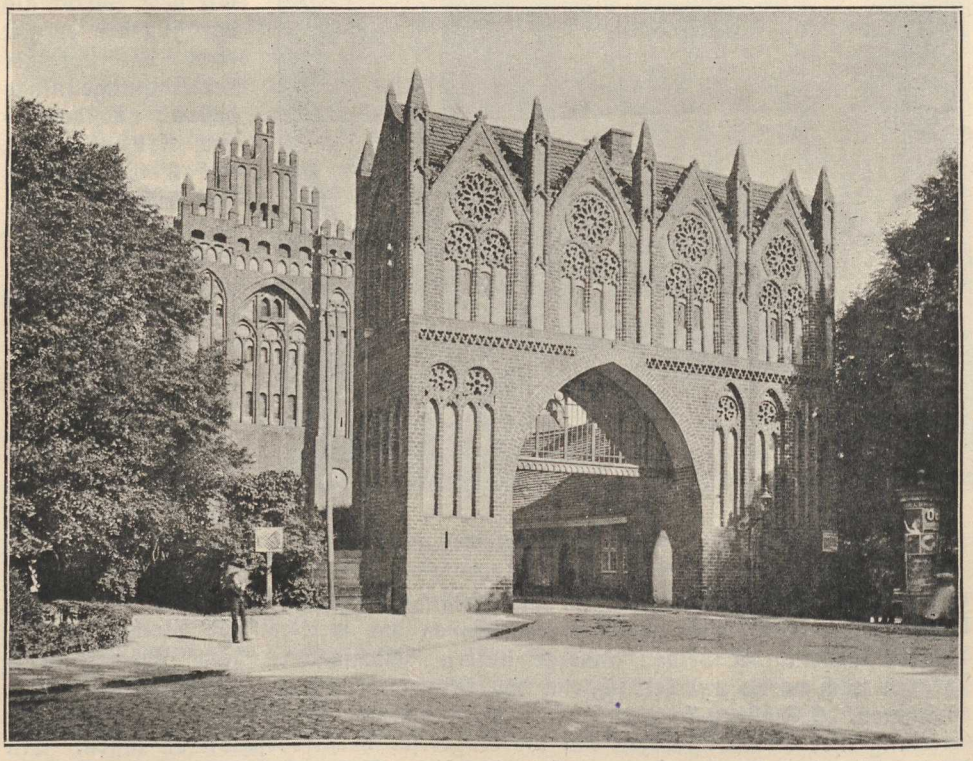
Zu dem durch die Ausnutzung der natürlichen Lage gegebenen Schutz kamen die künstlichen Verteidigungsanlagen der Städte, Wälle, Gräben, Holzpallisaden auf den Wällen, hölzerne Tore. Erst als 1299 das Land Stargard von den Markgrafen an Mecklenburg — zunächst zu Lehen — kam, befestigte der mecklenburgische Fürst Heinrich der Löwe seine Städte zur Sicherung des Besitzes mit steinernen Toren, Mauern und Wieckhäusern. 1304 erhält Friedland das Recht hierzu bestätigt. Nur ein Teil des Steintors war vielleicht schon in der Markgrafenzeit in Backstein aufgeführt, wie auch der Name „Stein"tor im Gegensatz zu den Holztoren zeigt.

Um dieselbe Zeit begann auch in den anderen Städten wohl der Ausbau mit steinernen Verteidigungsbauten, ohne daß die hölzernen während des Ausbaues entfernt werden durften. In Friedland und Neubrandenburg erbaute man daher die Mauern um Grabenbreite hinter dem Palliſadenwall, in Woldegk fand um dieſe Zeit infolge von Landzulage eine Vergrößerung des Stadtumfanges ſtatt, ſo daß die neuen Feldſteinmauern außerhalb der alten Palliſaden errichtet werden konnten auf faſt der halben Strecke. Die andere Strecke ſcheint ſtückweiſe erſetzt zu ſein. Da in Neubrandenburg auch noch die Zwingermauern zwiſchen dem Haupttor und Vortor erhalten ſind, kann man hier feſtſtellen, daß eine Zeitlang noch die hölzernen Tore im Zuge des Palliſadenwalles beſtanden haben, daß dann von dort rückwärts die Zwingermauern und das innere Haupttor als das ältere, die äußeren Zwingermauern mit dem Vortor als das jüngere erbaut ſind. Die normale Verteidigungsanlage beſtand aus doppeltem Erdwall, alſo mit 3 Gräben bis zur Feldſteinmauer, in der auf Armbruſtreichweite, alſo alle 50 Meter etwa, ein Wiekhaus aus der Mauer herausſprang, an gefährdeten Stellen enger zuſammenſtehend, an geſchützten weiter. Die Wiekhäuſer waren in Friedland vielfach halbrund, in Neubrandenburg und Woldegk ſtets von rechteckigem Grundriß. Sie waren mehrgeſchoſſig; in Neubrandenburg diente von den 3 Obergeſchoſſen das mittlere als Wachtſtube und Waffenmagazin, die beiden anderen hatten Schießſcharten bezw. oben Zinnenſcharten nach vorne und ſeitlich, um den Mauerfuß mit der Armbruſt beſtreichen zu können. 9 Schützen konnten gleichzeitig von einem Wiekhaus aus in geſchützter Stellung ihre Armbruſtbolzen auf die Angreifer herniederſchwirren laſſen. Ein hartes Steindach ſchützte ſie gegen Brandpfeile. Außer den Wiekhäuſern ſtanden

Friedland: Steintor (Anklamer Tor).



Friedland: Fangelturm und Reste der Stadtmauer an der Datze.



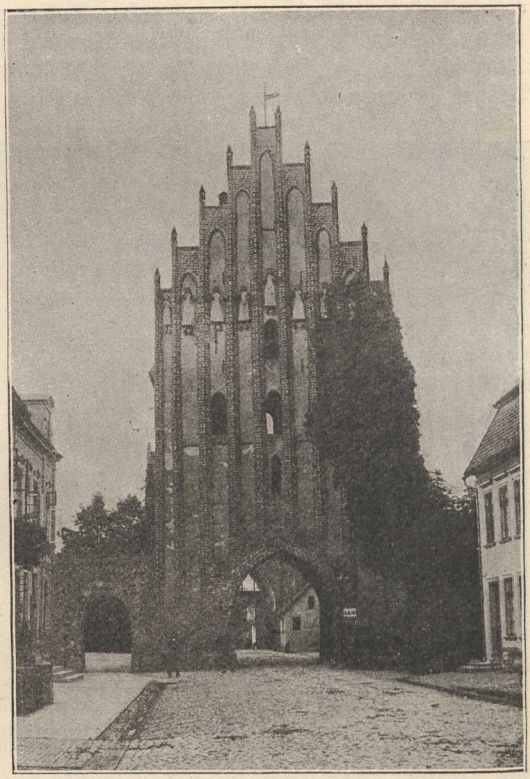
Neubrandenburg: Treptower Tor, Außenseite.

im Mauerzuge die Türme, Neubrandenburg hatte zwei, ein dritter, an überflüssiger Stelle, kam nicht zur Vollendung, Friedland hatte einen. Sein Untergeschoß war nur von dem ersten Boden in halber Höhe aus zugänglich. Es war das Verlies für Gefangene, daher der Name „Fangelturm". Die oberste Plattform konnte zur Aufstellung von Wurfmaschinen und zur Beobachtung dienen. Im Falle der Eroberung der Stadt war so ein Turm ein letzter sicherer Rückzugsort für die Besatzung zur Fortsetzung des Kampfes. Die wichtigsten Punkte waren die Einlässe in die Stadt, die durch starke Doppeltore besonders stark befestigt wurden. Vor dem äußeren Tor hatten die beiden Neubrandenburger Tore, die an der ungeschützten Seite lagen, noch einen „Dwenger", Zwinger, Zingelturm (cingulus), ein halbrundes, starkes Bollwerk mit besonders dicken Mauern und mannigfachen Nischen darin für Armbrustschützen, welches unmittelbar in der Torachse die Durchfahrt deckte (s. Abb.), so daß die Straße seitlich aus einem kleinen Tore neben dem Zingel herausführte. Das innere, annähernd quadratische Haupttor war in seiner einfachsten Form dreigeschossig. Die spitzbogige Durchfahrt war ursprünglich im Innenraum nicht gewölbt, beide Durchfahrten konnten mit Torflügeln geschlossen werden, an der Außenseite hing über der Durchfahrt in Mauerschlitzen stets das Fallgatter, das „Fall- und Spießtor" mit seinen eisenbeschlagenen unteren Spitzen, das im Falle plötzlicher Überrumpelung von der Torwache sofort herabgelassen werden konnte. Das Treptower Tor in Neubrandenburg hatte über der Durchfahrt noch 4 Obergeschosse, um für die vorgelagerten Höhen einen höheren Überblick zu gewinnen. Ein besonders schönes Beispiel eines wehrhaften Torkastells ist das Steintor in Friedland. Im Erdgeschoß sind drei Toröffnungen nacheinander zu passieren, das erste wurde durch Zugbrücke, das zweite durch Fallgatter, das dritte durch Torflügel gesichert. Vier Obergeschosse sind vorhanden, das dritte Obergeschoß war Wachtstube, es hat nur Fenster stadtwärts, ein Abort ist als Erker über dem Wallgraben ausgekragt, die anderen Obergeschosse hatten Schießscharten zum Fernkampf. Ein hölzerner Wehrgang, für den die Balkenlöcher außen sichtbar sind, konnte in Kriegsfällen außen vor das Tor vorgebaut werden. Seitlich wird das Tor von zwei Türmen flankiert, aus denen in der Höhe der Stadtmauer Türöffnungen auf den Mauerumgang hinausführen. Dieser ist an den Beispielen unseres Landes niemals in steinerner Form zur Ausführung gekommen, wie er z. B. in der Mark manchmal als Mauerabsatz der

Neubrandenburg: Friedländer Tor mit Zingel.

unten breiteren Mauer oder auf Pfeilervorlagen und Bogen ausgeführt ist. Der Wehrgang hinter der Mauer wurde hier zu Lande, wenn außer den Wiekhäusern überhaupt noch nötig, in Kriegszeiten als hölzernes Gerüst aufgebaut. Außen vor das Haupttor stellte man ein Vortor, wie solche in Neubrandenburg noch 3 erhalten sind. Es hat eine doppelt so breite Durchfahrt, der Torflügel drehte sich um eine mittlere Achse, neben der aus der Mitte gerückten Durchfahrt liegt auf der breiteren Seite die Wachtstube, auf der anderen die kleine Wendeltreppe zu dem Obergeschoß, das einen langgestreckten, nicht sehr breiten Gang darstellt.

Die Abb. vom Treptower Tor in Neubrandenburg veranschaulicht die Art und Stellung der Tore. Das Innentor ist hoch emporgereckt, die Pfeilervorlagen für das Fallgatter sind innen zu Wendeltreppen ausgenutzt und oben durch einen Spitzbogen geschlossen, auf denen ein Wach- und Wehrgang ruht. Die Blendnischenverzierung ist dem Baukörper entsprechend senkrecht aufstrebend. Das Vortor, mit dem Stargarder völlig gleich, ist in die Breite gelagert, das Obergeschoß ist mit einer Reihe von Ziergiebeln geschmückt, die dem Ankommenden schon das Motiv vorführen, das am Giebel der Marienkirche sich ihm in gesteigertem Aufbau darbieten wird. Das reiche Maßwerk der Rosetten paßt eigentlich wenig zu einem kampfbereiten Verteidigungsbau. Aber diese beiden Vortore stehen an geschützten Stellen des Stadtringes. Sie reden mehr von der Lebensfreude und dem Reichtum der allmählich aufblühenden Städte. Da ist das Friedländer Tor an der Angriffsseite schweigsamer und trutziger. Wir sehen auf der Abbildung das Außentor mit seinem doppelt breiten Bogen und links, ehemals durch Mauern mit ihm verbunden, den halbrunden Zingel mit seinen Nischen für die Armbrustschützen. Das Stargarder Tor hat an seiner Innenseite eine ungewöhnliche Ausbildung erhalten, der gotische Gedanke ist in klarster Form ausgeprägt. Von einer unteren Abtreppung über der Durchfahrt tragen Pfeilervorlagen in ungehemmtem Aufstieg die Bewegung zu der oberen Abtreppung vor der Dachneigung empor. Außer einem Kreuz von Spitzbogenluken ist in das senkrechte Fluten der Linien mit feinstem Gefühl eine horizontale Reihe von Figuren hineingesetzt, je 3 Köpfe beiderseits der erhöhten Mittelfigur in einer wagerecht ausgeglichenen Linie, dagegen ist die untere Abschlußlinie der Gewänder von zwei zu zwei Figuren leicht angehoben und abgetreppt. Das Tor hieß auch das „wendische" Tor. Der berühmte Tempel zu Rethra trug außen auf den Holzsäulen solchen Figurenschmuck.



Neubrandenburg: Stargarder Tor, Stadtseite.

Die Verteidigung der Tore war in Neubrandenburg ursprünglich den 4 Gewerken oder Hauptzünften anvertraut, 1513 waren es 9, später 11 Zünfte, die Leitung hatten die 4 Bürgermeister mit je einem Ratmanne. Die nicht zünftige Bürgerschaft hatte die 53 Wiekhäuser zu besetzen und war ebensoviel Wiekhaushauptleuten unterstellt. In Woldegk werden 1580 vier Viertelsmänner mit je 3 Beisitzern aufgeführt, denen die 4 Hauptwiekhäuser in den 4 Weltgegenden und die in jedem Stadtviertel befindlichen 3 weiteren Wiekhäuser unterstanden. Die gesamte Bürgerschaft war in der Schützengilde und der Heilg. Leichnamsgilde organisiert zur Verteidigung der Stadt.

Die Aufteilung des Stadtinneren durch Straßen und Plätze war in der Hauptsache durch Verteidigungs- und Verkehrsrücksichten bestimmt.

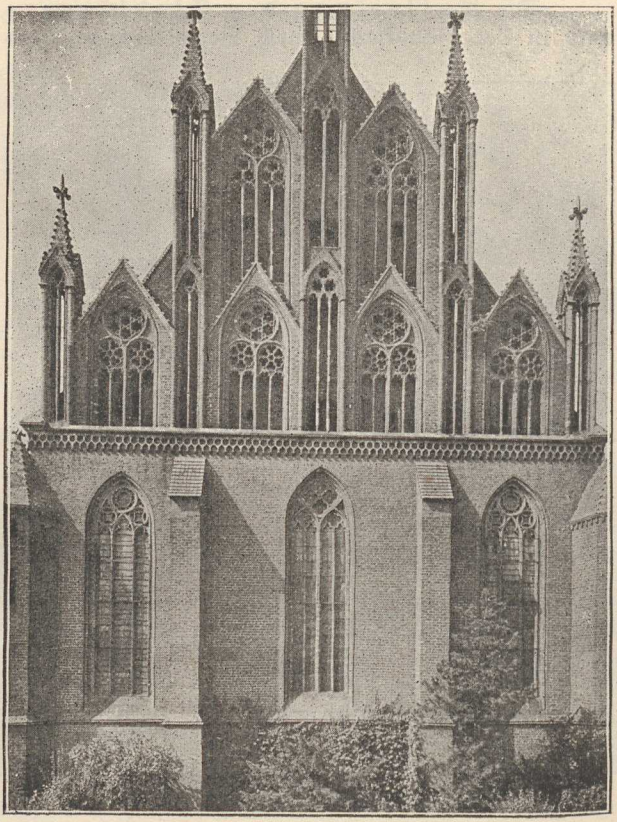
Friedland: Marienkirche und Rathaus.

Hinter den Mauern mußte für die Verteidigung ein breiter Gang von der Bebauung freigehalten werden. Ein Reiter ritt alljährlich mit quergelegter Lanze den Mauergang ab und prüfte den Abstand. Aus dem Stadtinneren führten Haupt- und Querstraßen zur bequemen Zugänglichkeit auf die Wiekhäuser zu, in Woldegk nur zu den 4 Hauptwiekhäusern. Die wichtigsten Straßen waren natürlich die Torstraßen. Auch wenn ein Feind in die Stadt eingedrungen war, wurde um die Straßen einzeln weiter gekämpft. Meist führten auf die Tore zwei Straßen spitzwinklig zu, so daß einem etwa durch die Tore eingedrungenen Gegner aus 2 Häuserfronten Geschosse entgegengesandt werden konnten. Niemals lagen normalerweise sich 2 Tore in einer Straße gegenüber, sie waren gegeneinander versetzt.

Dem Verkehr wies der Städtebauer bestimmte Straßen zu im Anschluß an die Tore und gestaltete diese anders als die Straßen, die den einzelnen Zünften

für ihre Arbeit und den Ackerbürgern für ihren landwirtschaftlichen Betrieb zugewiesen waren. Wenn die Reisenden mit ihren schwerfälligen Frachtwagen auf den breiten, sandigen Landstraßen nach einer Tagereise gegen Abend die Türme über dem Mauerkranz einer Stadt auftauchen sahen und die Formalitäten am Tor erfüllt hatten, dann fühlten sie sich wieder sicher und wohlgeborgen in den Mauern und unter den Bürgern der Stadt. Die „breite Straße" oder der „lange Markt" war dazu vorgesehen, daß sie ihre Wagen dort aufreihten und ihre Geschäfte erledigten. Meist war es ein Straßenpaar, das dem Durchgangsverkehr angepaßt war, eine Straße für den ruhenden Verkehr als breite Marktstraße, die andere für den rollenden Verkehr.

Solches Zweistraßenschema zeigen Wesenberg, Fürstenberg und Friedland, wo die betr. Straßen auch den Namen „breite Straße" führten, auch Woldegk hat diesen Namen für die Straße vom Neubrandenburger Tor zum Markt, aber die alte Breite scheint nicht mehr erhalten zu sein. Der abgebildete Stadtgrundriß von Friedland zeigt bei den beiden Toren die Gabelung zu zwei Hauptstraßen, von denen die obere die breite Straße ist, die untere führt am Rande eines alten Dorfangers vorüber. Der Marktplatz und der Marienkirchplatz liegen in ungestörter Ruhe zwischen den Verkehrsstraßen. Von jedem Tor aus ist die linke Straße die direkt zugängliche. Ein drittes Tor führt rechtwinklig hierzu den Verkehr vom Werder her über die Datze in die Stadt. Die Straße ist gleich hinter dem Tor platzartig erweitert. Der auf dem Stadtplan in der Mitte der Stadt über die Datze führende Damm ist erst in neuerer Zeit angelegt. Der Stadtplan von Neubrandenburg weist eine von Osten nach Westen gerichtete Straße als die breiteste auf, die Krämer- und Badstüber-Straße genannt; zu dieser führen von zwei Toren kurze, schräge Straßen hin, ein eigentliches Zweistraßenschema ist hier nicht ausgebildet. Aber man kann über die Abstufung der Straßenbreite im Mittelalter aus dem heutigen Stadtplan nichts feststellen, da der herzogliche Kunstgärtner und Baumeister Jul. Löwe nach dem großen Stadtbrand vom Jahre 1737 den Bebauungsplan beeinflußt, auch das Rathaus mitten auf dem Marktplatz erbaut durch Er-



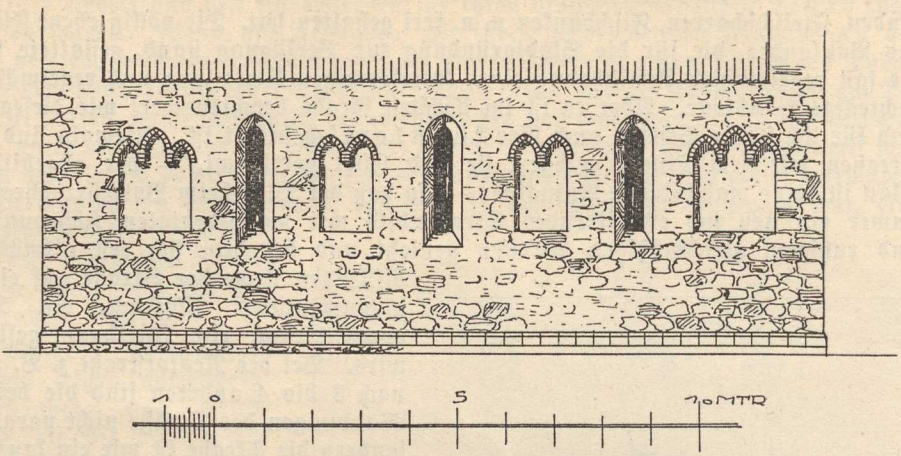
Neubrandenburg: Ostgiebel der Marienkirche.

weiterung des Schuhmacher-Zunfthauses und ihn von den mittelalterlichen Buden, Fleischscharren, Fischbänken u. a. frei gehalten hat. Die völlig ebene Fläche des Baulandes, die für die Stadtgründung zur Verfügung stand, gestattete hier die fast regelmäßige Ausführung einer kreisförmigen Umfassung und regelmäßige rechteckige Baublöcke. Aber es ist im höchsten Grade beachtenswert wie dieses an und für sich starre Schema auch hier künstlerisch belebt ist. Niemals sind die Straßen mit dem Lineal gezogen, sie sind leicht gekrümmt, — der abgebildete Plan ist keine maßstäbliche Aufnahme —, so daß der Blick beim Vorwärtsschreiten immer ein neu sich erweiterndes Straßenbild mit monumentalen Höhepunkten und ruhigen, gleichmäßigen Strecken genießt und bei dem sich erst allmählich öffnenden Ende der Straße auf einen monumentalen Abschluß, ein Tor, einen Turm, ein Wiekhaus geführt wird. Bei der Neutorstraße z. B. und noch 3 bis 4 anderen sind die beiden Wandungen der Straße nicht parallel, sondern die Straße ist wie ein lanzettförmiger Anger gestaltet, an den beiden Enden, an der Hauptstraße und am Tor, ist sie verengt.

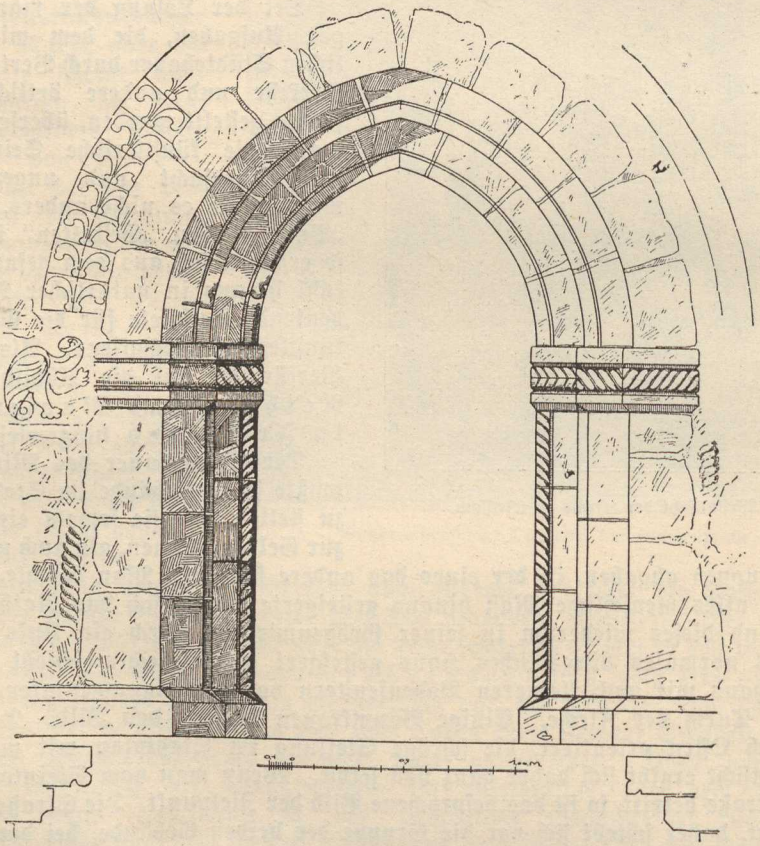
Westansicht der Kirche zu Mechow.

Bei der Lösung der mannigfaltigen Aufgaben, die dem mittelalterlichen Städtebauer durch Verteidigung, Verkehr und andere örtliche Rücksichten gestellt wurden, übersah er niemals die künstlerische Seite, aber alles ungesucht und ungezwungen, man wußte es nicht anders, als daß „Bauen" eben „Gestalten" ist. Und so ergaben sich aus dem gesunden Gefühl heraus in natürlicher Weise bedeutende Beispiele für die Gesetze des künstlerischen Schaffens. Als Beispiel hierfür sei auf die Abbildung von Rathaus und Marienkirche in Friedland hingewiesen

Der Städtebauer des Mittelalters wußte seine Gebäude im Stadtplan so zu stellen, daß sie sowohl einzeln gut zur Geltung kamen, als auch wirkungsvolle Gruppen abgaben, in der eines das andere steigert. Man beachte, wie vor die über alles menschliche Maß hinaus gesteigerte Kirche sich das Rathaus vorschiebt und dieses wiederum in seiner Größenwirkung durch ein links daneben stehendes normales bürgerliches Haus gesteigert wird, rechts schiebt sich ein Spritzenhaus mit noch kleineren Bodenfenstern vor den monumentalen, breitgelagerten Turm der Kirche. Einige Baumkronen beleben das Bild. Die Kirche steht nach Osten orientiert, die schräge Stellung im Stadtplan mit malerischer Übereckansicht ergibt sich daher ganz von selbst. Wenn man vom Steintor her die breite Straße betritt, so ist das besprochene Bild der Zielpunkt. Die Straße ist leicht gekrümmt, daher schiebt sich vor die Gruppe der beiden Gebäude, bei der aus der Ferne das hohe Kirchendach das Rathaus weit überragt, die zweistöckige, niedrige



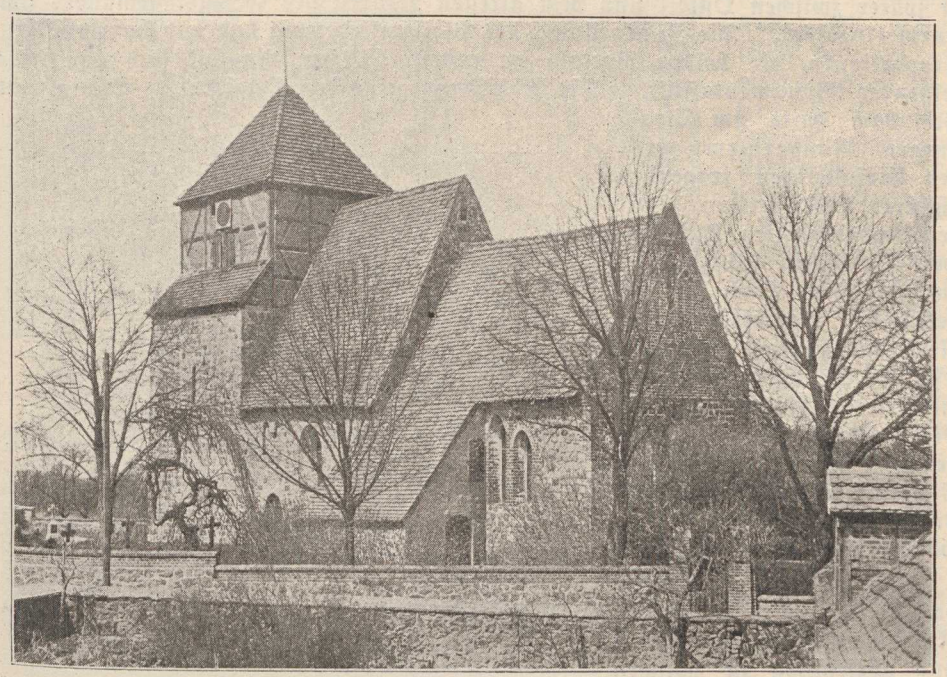

Südansicht der Kirche zu Möllenbeck.



Die Priesterpforte zu Brohm.

bürgerliche Bebauung maßstabsteigernd und malerisch vor. Das barocke Rathaus ist im Jahre 1803 umgestaltet, der Ausbau des Kirchturmes oberhalb des Daches vom Schiff entstammt dem Jahre 1885.

Die Kirchen waren inmitten der Städte und auch der Dörfer der überragende bauliche Höhepunkt. Alle Künste wetteiferten, das Haus Gottes würdig und heilig zu gestalten. Das geistliche Leben war unzertrennbar hineingeflochten in das irdische Leben und den Alltag. Noch wirkt in der Zeit, die wir zu betrachten haben, die Reinigungsreform des Klosters Clugny nach, und das Ordensleben nimmt einen mächtigen Aufschwung. Der ganze sittliche Ernst und die Strenge des ganz in Gott ruhenden Mönchtums, die schwärmerische Hin-



Äußeres der Kirche zu Badresch

gabe des Dienstes für die Person Christi und sein Reich erweckten einen mächtigen Widerhall im ganzen Volke, etwa wie zu Luthers Zeiten, als wiederum das Papsttum völlig verweltlicht war. Fürsten und Geistliche waren bei der Kolonisation unserer Gebiete gleicherweise von dem Gedanken getrieben, das Deutschtum als Christentum in die Wendenländer vorzutragen. Prämonstratenser, Cisterzienser, Franziskaner, Dominikaner, Johanniterritter sind auch in unserem Lande tätig. Das Bistum Havelberg setzte nach Friedland den Propst über die etwa 80 Kirchen des Landes und verband auch das bischöfliche Archidiakonat*) mit der dortigen Pfarre, so daß diese bald die mächtigste und reichste wurde, mit vielen Stiftungen für Vikareien und Altäre bedacht und im Laufe der Zeiten die Geldgeberin für Adel und Fürsten wurde. An der Marien-

*) Archidiakon: Vorsteher eines Sprengels innerhalb des Bistums mit eigener Gerichtsbarkeit.

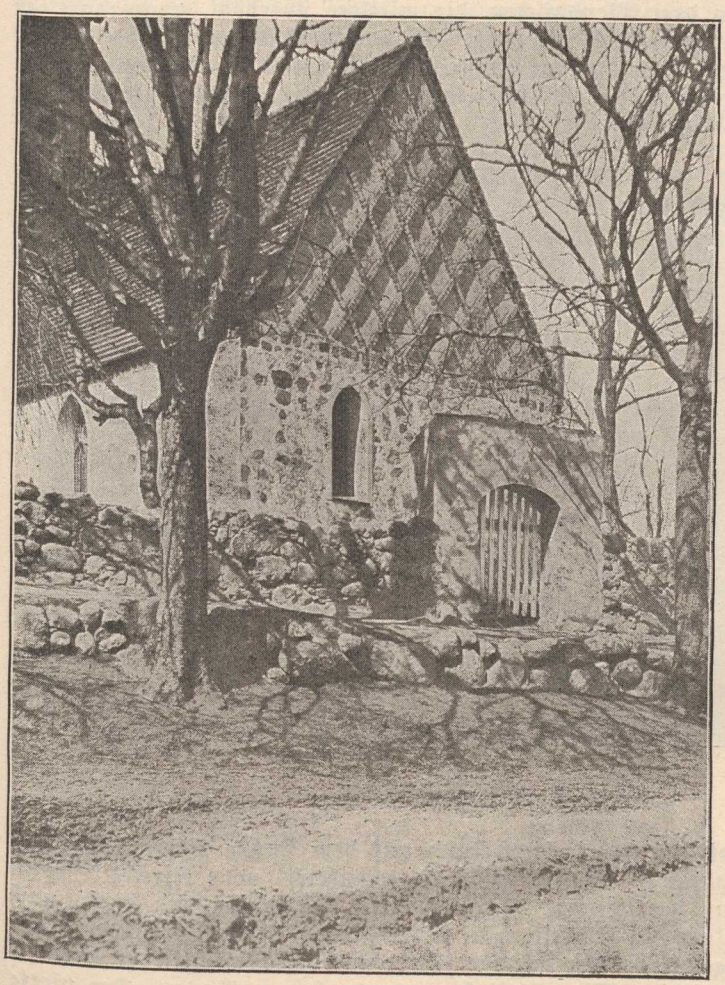
kirche zu Friedland, einer dreischiffigen, elfjochigen Hallenkirche, haben zwei Jahrhunderte gebaut und erweitert, sie weist die Stilformen auf vom Übergangsstil des romanischen zum gotischen Stil, der Frühgotik, Hochgotik und der malerischen Spätgotik. Die älteste Kirche des Landes steht in Stargard, sie ist schon vor 1248 begonnen, in welchem Jahre der Markgraf den Auftrag gab, die Burg mit steinernen Gebäuden auszubauen, und ist noch als Pfeilerbasilika mit großen romanischen Würfelkapitälen begonnen. Das reifste Werk der noch kraftvollen, aber schon sich entfaltenden Frühgotik ist die Marienkirche in Neubrandenburg, ebenfalls eine dreischiffige Hallenkirche von 9 Jochen, 1298 vom Bischof von Havelberg in ihrem östlichen Bauabschnitt geweiht, der westliche ist später zwischen Ostteil und dem ältesten Baurest des Feldsteingemäuers am Turm eingefügt. Die Innenräume, die Pfeilergliederung sind von harmonischen Proportionen, die beiden Portale im ersten, östlichen Bauteil sind von hinreißender Monumentalität. Die Abbildung zeigt den Ostgiebel. Erwin von Steinbach hatte am Straßburger Münsterturm zuerst den Einfall, den tragenden schweren Mauerkern mit dem davorgesetzten Filigranwerk gotischen Maßwerkes zu umspielen. Auch der unbekannte Baumeister der Neubrandenburger Bauhütte setzt vor die Giebelfläche eine freistehende Architektur von Maßwerkgiebeln, zwischen denen Fialen*) aufschießen. Ein reiches Spiel von Licht und Schatten belebt das warme Rot des Backsteins.

Äußeres der Kirche zu Cantnitz.

Fürstenberg und Strelitz haben ihre mittelalterlichen Kirchen eingebüßt, in Woldegk und Wesenberg ist zwischen Chor und Turm, welche im Übergangsstil in Feldstein erbaut sind, ein dreischiffiges Langhaus in Backstein dazwischengefügt. Die Johanniter erbauten in ihrer Komturei Mirow eine hochstrebende, ungewölbte, geräumige Backsteinkirche, während das zugehörige Land, in dem aus geologischen Gründen die Feldsteine mangelten, nur Fachwerkkapellen erhielt. Der Norden des Landes wurde von Friedland und Stargard her bald nach der dörflichen Kolonisation auch mit Kirchen versorgt. Die ältesten tragen noch Wehrcharakter, waren sie doch das einzige steinerne, sichere Gebäude in unruhigen Zeiten. So die Kirche in Mechow bei Feldberg mit ihrem breiten Westhaus, das von außen keinen Zugang hatte. Eine Wendeltreppe führte vom Innern aus in der Mauer hinauf. Die beiden unteren Geschosse sind mit Tonnengewölbe feuersicher eingewölbt, das zweite führte die Bezeichnung „Jungfernstube" als Zufluchtsort für die Frauen. Die Feldstein-

*) Fiale: gotisches Spitztürmchen.

kirchen des Übergangsstiles zeigen teilweise noch die ganze Schmuckfreudigkeit des spätromanischen Stiles, die Wandflächen werden nach Art der Rundbogenfriese durch Zwillings- und Drillingsnischen belebt, wie die Abbildung der Kirche in Möllenbeck zeigt. Trotz des spröden Granitmaterials wird auch das Portalgewände der Priesterpforten durch Gliederung und Ornamente geziert, wie das Beispiel von Brohm in schöner Weise zeigt. Hier hat man auch noch die Putzflächen der Mörtelfuge durch eingeritzte Linienzeichnungen geschmückt, deren Motive orientalischen Geweben und Fliesen entnommen sind. Die Kirche selbst hat ein abgesetztes Chor. Badresch hat ein breites, gewölbtes Westhaus und ein kurzes quadratisches Langhaus mit einem Gewölbe, das als Hängekuppel beginnt und oben als Klostergewölbe mit Stichkappen geschlossen ist. Während diese Teile noch dem Uebergangsstile angehören, ist das etwas jüngere rechteckige Chor mit rippenlosem Kreuzgewölbe schon frühgotisch aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Sein Backstein-Giebel zeigt Einflüsse des Bistums Schwerin. Der kurze Fachwerkaufsatz mit vierseitigem Zeltdach auf dem breiten Westhaus ist 1793 zur Zeit des Herzogs Carl aufgesetzt und zeigt auch hier die schlichte Reaktion des Zopfstiles gegen die barocken Turmhelme. Er fügt sich gut dem einfachen, aber doch monumentalen Aufbau der Gruppe ein. Die Kirche Cantnitz ist eine schlichte, turmlose frühgotische Kapelle in Feldsteinquadertechnik, das Innere in ungewölbter Saalform, wie sie sich häufig findet, bisweilen auch mit Westhaus, später auch mit abgesetztem Turm. Sie ist von besonders wohlabgewogenen Verhältnissen, die Schlitzfenster sind regelmäßig verteilt, je 3 an 3 Seiten. Das Äußere erhält seine geschlossene



Ostgiebel der Kirche zu Plath.

monumentale Wirkung durch das Fehlen jeglichen zierenden Beiwerks an Blendnischen und durch die straffe, geschlossene Mauertechnik, bei der die Granitquadern mit der vollen Mörtelfuge eine Fläche bilden. Die einzelnen Granitstücke spielen in allen Farben von rosa, rot, grauweiß, blaugrau, grünblau mit dem ganzen Farbenreichtum und der Leuchtkraft der Kristalle, die diesem Material, dem Marmor des Nordens, eigen ist. Oft ist die Gletscherschlifffläche nach außen gelegt und erinnert zugleich an die Herkunft des Geschiebes. Der Ostgiebel ist der Schmuckgiebel. Hier sind entsprechend der unteren Dreifenstergruppe im Giebeldreieck ebenfalls drei Blendnischen, die mittlere überhöht, angeordnet, in der Giebelspitze eine Kreisfensteröffnung. Bisweilen sind es 5 und auch 7 wachsende Blendnischen, flach oder auch zweifach abgetreppt, in Backstein. Die Öffnung in der Spitze ist häufig ein Kreis, auch ein Schlitz oder ein gleichseitiges Kreuz.

Burg Stargard, innerer Burghof.

Die Hochgotik hat den Denkmälerbestand auf dem Lande wenig bereichert, dagegen sind in spätgotischer Epoche, um 1500, mancherlei neue Kirchen erbaut. In dieser Zeit ist man der strengen linearen Gotik überdrüssig und strebt nach malerischer barocker Unregelmäßigkeit, man verlangt das Zusammenklingen eines Farbenakkordes, dagegen findet das Sehnige, das magere Herausschälen des konstruktiven Kernes bis zur letzten Möglichkeit hierzulande keinen Raum. Der vierte Bauabschnitt der Marienkirche in Friedland zeigt diese malerische, farbenfreudige Spätgotik. Als Beispiel einer Landkirche sei der Ostgiebel von Plath abgebildet. Das Giebeldreieck ist mit einem malerisch weichen Netz übersponnen. Die Ringmauer aus unregelmäßigen Findlingen ist fast ganz überputzt und war gelb getönt mit einem roten, rechteckigen, aufgemalten Fugennetz. Besonders reich war das Äußere der Kirche in Gr.-Nemerow bemalt.

Ritterburgen und landesfürstliche Burgen hatte unser Land im Mittelalter mancherlei. In Schlicht sind noch die Reste eines normannischen Turm-

hügels erhalten, mit einem Wohnturm darauf, wie er auch auf der Burg Weisdin in Ruinen noch sichtbar ist. In Galenbeck steht noch der halbe Stumpf eines schief gesunkenen runden Backsteinturmes. Das mächtigste Werk aber ist die Burg Stargard, der Sitz des landesfürstlichen Burgvogts, von altersher Mittelpunkt des Landes. Als die Wenden ins Land kamen, nannten sie diese von den Germanen hinterlassene, weiträumige Flick-Burganlage schon „alte Burg", Stargard. Der Brandenburger Markgraf bestimmte sie zur Hofburg und ließ 1248 mit den steinernen Bauten beginnen. Das Tor der Vorburg und die Burgkapelle am Tor der Hauptburg zeigen noch zierliche romanische Rundbogenfriese in Backstein. Außer dem Unterbau des abgebildeten „Krummen Hauses" längs des Mauerzuges der Oberburg gehört noch der Bergfried dieser ersten Zeit an, sein alter breiter Zinnenkranz der oberen Plattform ist über der kleinen Auskragung auf der Abbildung noch sichtbar; das oberste Geschoß mit dem zierlichen Zinnenkranz und dem massiven Kegel nach alter Art ist 1823 hinzugefügt. Das ältere fürstliche Wohnhaus zu beiden Seiten der Burgkapelle ist verschwunden, weil es immer mehr baufällig und vernachlässigt wurde. Dagegen ist das Krumme Haus, das ursprünglich nur für das Gefolge und den ständigen Burgmann bestimmt war, mehrfach von den Mecklenburger Herzögen ausgebaut und erweitert. Schon Fürst Heinrich hielt hier häufig Hoflager, von 1393—1471 residierten hier die Herzöge einer eigenen Stargarder Linie. Herzog Albrecht VII. der Schöne und Herzog Ulrich III., der mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer dänischen Königstochter, längere Zeit auf der Burg residierte, haben zu dem Ausbau beigetragen. Auch Tilly hat hier 1631 Quartier genommen bei der Erstürmung Neubrandenburgs, einige seiner Offiziere sind in der Burgkapelle begraben.

Als 1701 wieder eine eigene Strelitzer Linie errichtet wurde, schienen die Gebäude den herzoglichen Wünschen nicht zu entsprechen. Der Herzog bezog das Strelitzer Schloß, das aber bald darauf abbrannte und so Veranlassung gab zur Gründung von Neustrelitz. Der alte Mittelpunkt Stargard blieb nur noch Sitz eines Landdrosten. Dann lohte die Brandfackel auch hier empor — die alte Burg Stargard, seit über tausend Jahren der Herrschersitz eines Fürsten oder seines Beauftragten, steht in der neuen Zeit als verlassene Ruine, die in die Arme der Natur zurücksinkt zu einem Dornröschenschlaf.

# Die Baudenkmäler in Mecklenburg-Schwerin.

Von Geh. Oberbaurat Johann-Friedrich Pries, Schwerin.

Die ältesten Baudenkmäler des Landes aus geschichtlicher Zeit gehören der kirchlichen Kunst an, sind uns insbesondere in den

## Kirchen

selbst erhalten. Die größte Zahl unserer mecklenburgischen Kirchen entstammt noch dem Mittelalter. Da Mecklenburg keine Bruchsteine hat und sich die auf den Feldern zerstreut liegenden Findlingsblöcke schwer bearbeiten ließen, mußte man für den Steinbau Ziegel aus Lehm brennen. Dies geschah schon mit dem Eintritt des Landes in die Reihe der deutschen Kulturländer. Immerhin wurden die Ringwände vieler der ältesten Kirchen aus Feldsteinen aufgeführt, wie an den Kirchen in Dassow, Sietow, Vielist, wo Feldsteinquadern, Kavelsdorf, Sanitz, Petschow, Bernitt, Hohensprenz u. a., wo runde Feldsteine in starkem Mörtelbett mit eingerissenen Quaderfugen verwendet wurden. Einzelheiten wie Fenster- und Türumrahmungen, Gesimse, auch meist die Gewölbe, wurden von Ziegeln gefertigt. Gleichzeitig mit diesen Kirchen — vielleicht schon etwas früher — wurden auch Kirchen ganz von Ziegeln erbaut. Zierliche Friese an Halbkreisbögen oder Rauten dienten in der Frühzeit, so am Dom in Ratzeburg und der Kirche in Vietlübbe, zum Schmuck; später treten an ihre Stelle Kleeblattfriese wie am Dom zu Schwerin, in Doberan und an anderen Orten. Immer reicher wurde der Schmuck, Blenden wurden mit zierlichem Maßwerk gefüllt und endlich die Gliederungen mit frei geformtem pflanzlichen Schmuck versehen, wie Kirchenportale in Bützow und Reinshagen, sowie die Kirche in Steffenshagen zeigen. Flächen wurden verziert, indem die Ziegel nicht wagerecht, sondern in Mustern angeordnet wurden. Besonders das Ährenmuster, wie es sich an den Giebeln des Doms in Ratzeburg, an den Kirchen in Neukloster und Schwaan findet, war beliebt. Zum Formenschmuck kam noch ein Farbenschmuck, indem rote Ziegel mit schwarz-, braun- oder grünglasierten wechselten.

Die kleineren Kirchen enthalten im Innern nur einen Raum, erst später wurde im Westen ein Turm angefügt, auch wohl eine Sakristei oder ein Eingangvorbau angebaut, Abb. 1, die Kirche in Grüssow, gibt ein Beispiel hierfür. Der Kirchenraum wurde aber bald dadurch gegliedert, daß man den Altarraum, den „Chor", etwas absonderte und ihn von dem länglich rechteckigen Gemeindehause, dem „Schiff", durch einen großen Mauerbogen, den Triumphbogen, schied. Abb. 2, die Kirche zu Gägelow, läßt solche Gestaltung erkennen. In späterer Zeit gab man das Einziehen des Chores wieder auf, gab ihm aber statt des geraden Abschlusses im Osten einen vieleckigen, wie die Kirche in Hohenkirchen, Abb. 3, zeigt. Bei größeren Kirchen wurde der Kirchenraum in mehrere Teile zerlegt, in der Längsrichtung in „Schiffe", in der Querrichtung in „Joche", diese wurden voneinander durch Gurtbögen, jene durch Pfeilerreihen mit Arkadenbögen getrennt,

deren Öffnungen die Einheitlichkeit des Raumes wiederherstellten. Vor dem Chor wurde bei den größten Kirchen noch ein Querschiff angelegt, wie der Grundriß des Domes zu Ratzeburg, Abb. 4, es zeigt. Im späteren Mittelalter wurden bei großen Kirchen die Seitenschiffe um den vieleckigen Chor herumgeführt und jede Seite dieses Umganges zu einer mehreckigen Kapelle erweitert. Diesen Kapellenkranz finden wir im Grundriß des Domes in Schwerin, Abb. 5, dargestellt. Bei den dreischiffigen Kirchen pflegt das Mittelschiff eine größere Höhe zu haben als die Seitenschiffe, so daß über deren Dächern im Mittelschiff noch Fenster angelegt werden können; eine solche Kirche heißt eine „Basilika". Sind dagegen die drei Schiffe genau oder annähernd gleich hoch, so spricht man von einer „Hallenkirche". Die Altstadt Rostocks gibt für jede Art ein Beispiel. St. Petri ist eine Basilika, St. Nikolai eine Hallenkirche. Oft ist das Mittelschiff zwar erheblich höher als die Seitenschiffe, aber doch nicht hoch genug, um über deren Dächern noch Fenster anzulegen, so daß trotz des erhöhten Mittelschiffes ein großes Dach alle drei Schiffe überdeckt; hierfür ist die Klosterkirche in Rostock ein Beispiel. Einzelne unserer Kirchen, z. B. die in Gnoien, haben nur zwei Schiffe, die dann regelmäßig gleich breit und hoch sind.

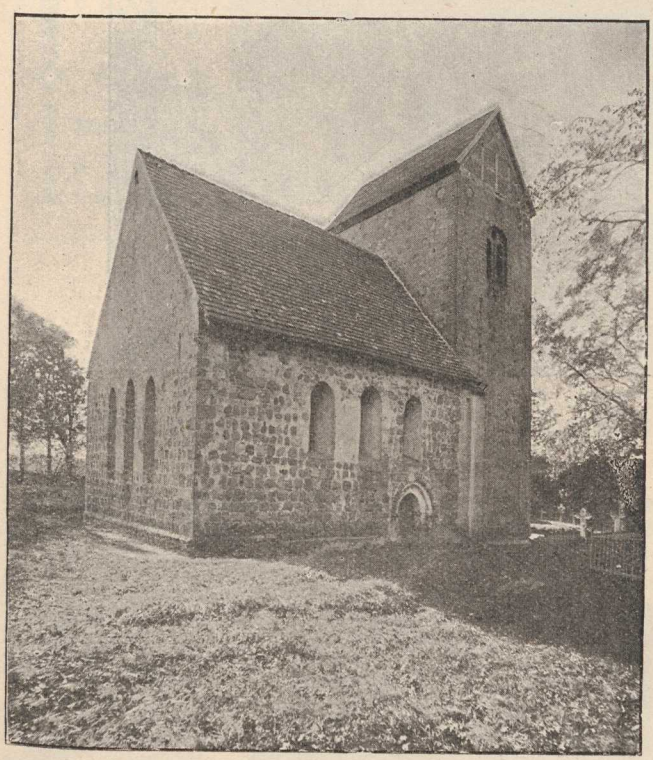


Abb. 1. Kirche in Grüssow.

Die Kirchen der Frühzeit, des romanischen Stiles, der bei uns etwa bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zu rechnen ist, haben folgende Stilmerkmale: die Wände zeigen von außen große, ruhige Flächen, die Fenster sind schmal, schlitzartig mit abgeschrägten Gewandungen, einzeln oder in Gruppen zu zweien oder dreien angeordnet und schließen oben mit einem im Gewände verputzten Rundbogen oder, wie es in Mecklenburg häufiger ist, mit einem ziemlich stumpfen Spitzbogen ab. Die Portale haben meist Rundbogenschluß und im abgetreppten Gewände eine Gliederung mit Rundstäben oder dergl. Im Innern überdecken die einzelnen Gewölbe immer einen quadratischen Raumteil und werden von den starken Wänden oder den schweren Gurt- und Arkadenbögen getragen. Die Gewölbe sind schlichte Kreuzgewölbe ohne hervortretende Rippen, oder es sind Kuppeln, d. h. Kugelausschnitte mit Zwickeln, Hängekuppeln genannt. Diese sind bei unseren mecklenburgischen Kirchen regelmäßig mit derben Rippen verziert, die aber nicht tragende Glieder, sondern

Abb. 2. Kirche in Gägelow.

Abb. 3. Kirche in Hohenkirchen.

nur Schmuck sind. Rippenlose Kreuzgewölbe sehen wir im Dom zu Ratzeburg, den Kirchen in Gadebusch, Vietlübbe und einzelnen anderen, die Hängekuppeln mit Zierrippen in Schwaan, Sülze, mehreren Kirchen bei Rostock und andern älteren Kirchen, ganz vereinzelt, so in Frauenmark, kommt auch die rippenlose Kuppel vor. Abb. 6 aus der Kirche in Ruchow gibt die typische Erscheinung des Innern einer mecklenburgischen romanischen Kirche.

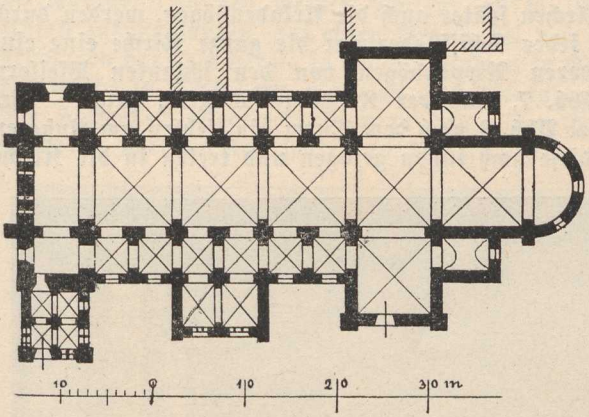


Abb. 4. Grundriß des Domes in Ratzeburg.

Die hauptsächlich im 14. und 15. Jahrhundert erbauten gotischen Kirchen zeigen schlankere, leichtere Verhältnisse, werden freilich gegen Ende der Zeit nüchtern und wirken mehr durch Masse und Größe als durch Anmut. Das Kennzeichen der gotischen Kirchen ist die Anwendung des Strebesystems, bei dem die Last der Gewölbe und des Daches durch an die Wände gelehnte Strebepfeiler, die sich nach unten verbreitern, und durch Strebebögen auf den Baugrund übertragen und den Wänden abgenommen wird. Die durch das

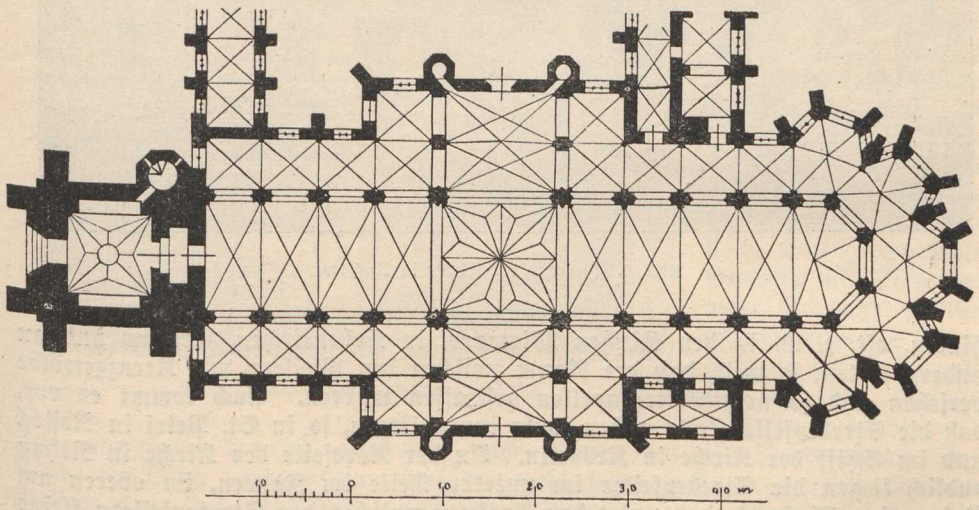


Abb. 5. Grundriß des Schweriner Domes.

Strebesystem entlastete Wand kann nun unbedenklich in große Fenster aufgelöst werden. Diese werden durch Ziegelpfosten in kleinere Felder geteilt und mit reichgegliederter Gewandung eingerahmt. Auch die Portale erhalten allgemein einen Spitzbogenabschluß und reiche Gliederungen seitlich und in den Bögen. Die Anwendung des Spitzbogens für die inneren Wölbungen ermöglicht es, die

quadratischen Teilungen zu verlassen und den Raum in länglich rechteckige oder vieleckige Teile zu zerlegen; die einzelnen Gewölbekappen legen sich gegen schmale, gemauerte Bögen, die Rippen, die außer in Kreuzform auch in reicheren Mustern als Sterngewölbe oder Netzgewölbe angeordnet sind. Die Gurtbögen zwischen den Jochen, in Hallenkirchen später auch die Arkadenbögen, werden durch einfache Rippen ersetzt, so daß jedes Schiff oder gar die ganze Kirche eine einheitliche Wölbung aufweist, deren Rippenbögen von den schlanken Pfeilern fächerförmig ansteigen, wie Abb. 7, aus der Kirche in Mestlin, zeigt. Bei manchen gotischen Kirchen, so bei Abb. 3 nach dem Turm hin, fehlen am Äußeren die Strebepfeiler. Dann sind diese nach innen gezogen und treten in die Kirche

Abb. 6. Inneres der Kirche in Ruchow.

hinein, oft, z. B. in den Kirchen Wismars, in Hohenkirchen, Gressow und an andern Orten, so weit, daß der Raum zwischen den Pfeilern mit Kreuzgewölbe versehen und so noch Seitenkapellen geschaffen wurden. Auch kommt es vor, daß die Strebepfeiler teils außen, teils innen liegen, so in St. Petri in Rostock und im Schiff der Kirche in Kröpelin. An der Nordseite der Kirche in Rehna endlich liegen die Strebepfeiler im unteren Teile im Innern, im oberen am Äußern der Kirche, so daß unter den Fenstern zwischen den Strebepfeilern kleine basilikale Kapellen eingebaut werden konnten.

Häufig ist an einen romanischen Chor später eine gotische Kirche, gewöhnlich eine dreischiffige Hallenkirche angebaut. Unter der großen Zahl solcher Kirchen im Lande seien nur St. Nikolai in Röbel und die Kirche in Neubukow als Beispiele genannt. Den seltenen umgekehrten Fall finden wir in Gadebusch, wo an die sehr frühe romanische Hallenkirche ein schöner gotischer Chor nach dem System der unechten Basilika mit vieleckigem Mittelschiffschluß angebaut ist. Auch

Holzdecken statt der Gewölbe können in den mecklenburgischen Kirchen im allgemeinen als eine Unregelmäßigkeit bezeichnet werden. Unter den Ausnahmen ist das Langhaus der Kirche in Neukloster als wichtigste zu nennen, sonst trifft man nur bei kleinen Kirchen der Frühzeit eine von vornherein beabsichtigte Balkendecke. In den meisten Fällen sind die Balkendecken auf einen späteren Unfall zurückzuführen, auf einen Brand, bei dem das Dachwerk die Gewölbe eingeschlagen hat oder dergl., so bei St. Marien in Waren, der Stadtkirche in Ribnitz, der Kirche in Schönberg, vielleicht auch Neukalen und bei mehreren Landkirchen. Die Holzdecken pflegen kunstlos zu sein. Die Dachbalken wurden mit Bohlen abgedeckt, oder sie sind später an der Unterseite verputzt oder bekleidet, nur die Kirche in Mecklenburg hat eine reich getäfelte Decke der Renaissancezeit.

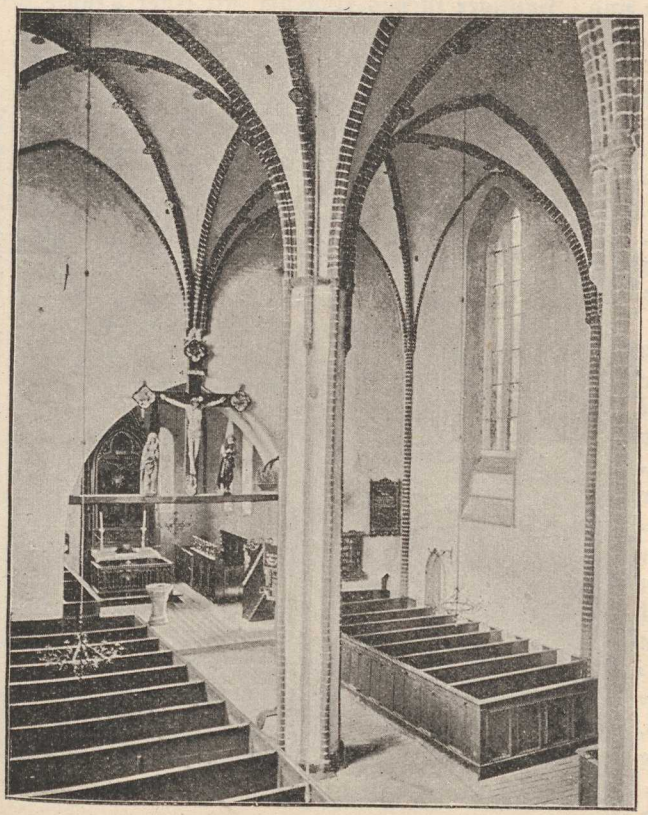


Abb. 7. Inneres der Kirche in Mestlin.

Der Stil der deutschen Renaissance, der nur dem gotisch gestalteten Baukörper dem Süden entlehnte, doch nordisch umgeformte Schmuckteile anfügte, hat für den Kirchenbau, abgesehen von Ausstattungsstücken, wenig Bedeutung gehabt. Die Schweriner Schloßkirche mit ihren schönen, auf Rundsäulen ruhenden Netzgewölben gehört, soweit sie nicht später umgebaut ist, diesem Stile an, ferner die in Granitquadern erbaute Kirche in Bristow, deren rippenlose Gewölbe mit Stuck verziert sind und in der vorzugsweise die Ausstattung bemerkenswert ist. Bei der einzigen größeren Kirche der Zeit, das heißt des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Kirche in Lübz, versucht man, auf die nicht mehr geübten gotischen Formen zurückgreifen, doch kann man nicht sagen, daß dies mit Erfolg geschehen sei. Neue Landkirchen baute man damals als schlichte Fachwerkkirchen, deren Mehrzahl im Lande freilich aus späterer Zeit stammen. Einzelne, wie die in Zierzow bei Grabow, Groß-Pankow und Benzin sind aber noch vor dem Dreißigjährigen Kriege oder in dessen ersten Jahren erbaut und haben im Innern einen eigenartig traulichen Reiz durch ihre reihenweise dicht unter der Balkendecke eingesetzten kleinen Fenster und die altertümliche Behaglichkeit des Innern und seiner Ausstattung.

Die mittelalterlichen, meist später als die Kirchen selbst erbauten Türme stehen bei uns fast ausnahmslos am Westgiebel der Kirche. Der quadratische, nur vereinzelt länglich-rechteckige Turmschaft steigt ohne Strebepfeiler senkrecht an und endet mit einem Dache oder dachartigen Helm. Gemauerte Turmhelme hat uns das Mittelalter nicht hinterlassen. Zur Eindeckung schlichter Turmdächer nahm man Ziegel, schlankere Helme wurden mit Holzschindeln oder, wo die Mittel reichten, mit Kupfer gedeckt; Schieferdächer gehören bei uns erst der neueren Zeit an. Die Turmspitze pflegt mit Knopf und Hahn geziert zu sein. Ein Satteldach auf zwei Giebeln, die einfachste Form des Hausdaches kommt, wie Abb. 1 nachweist, auch auf Kirchtürmen vor, wofür St. Marien in Parchim und die Kirche in Zurow Beispiele sind. Häufiger ist das ringsum mit einer Traufe versehene Walmdach, Abb. 3, wie es u. a. die Türme des Domes in Ratzeburg und der Georgenkirche in Waren haben. Bei quadratischem Grundriß wird daraus das Zeltdach, Abb. 2, das oft vorkommt. Eine seltenere Form ist das Krüppelwalmdach, wie es der länglich-rechteckige Domturm in Güstrow und in hübscher Form die Kirche in Bülow bei Malchin haben. Das Kreuzdach, aus der Kreuzung von zwei auf vier Giebeln ruhenden Satteldächern entstanden, besitzt der Marienkirchturm in Wismar; er trug einst einen Dachreiter, dessen Fehlen kaum bedauert werden mag. Das im Rheinland häufige Rautendach, bei dem 4 rautenförmige Dachflächen auf 4 Schildgiebeln ruhen, trägt der Turm der Kirche in Dorf Mecklenburg. Die hohe, schlanke Turmbedachung, der Helm pflegt achteckig zu sein. In der einfacheren Form ist er auf einer rings um den Schaft laufenden Traufe errichtet und geht aus dem Viereck ins Achteck über. Bei dem höchsten Turm des Landes, dem 118 Meter hohen Petriturm in Rostock ist der Übergang recht flau durch Abschrägung gemacht. Schöner wirkt eine Durchdringung einer unteren vierseitigen Pyramide durch die steile achtseitige, wie sie mehrere neue Türme zeigen, alt, in etwas plumper Ausführung, der Kirchturm in Gnoien. Der schönste Helm ist der bei uns häufige Schildgiebelhelm, die sog. Bischofsmütze, dessen acht Seiten aus den Schrägen von vier Giebeln herauswachsen wie bei den wuchtigen Türmen von Bützow, Neubukow, St. Nikolai in Röbel und zahlreichen Landkirchen, namentlich solchen in der Nähe der Seeküste: Klütz, Kirchdorf auf Poel, Beidendorf, Neuburg, Alt-Gaarz u. a., Abb. 8. Diese hohen Türme an

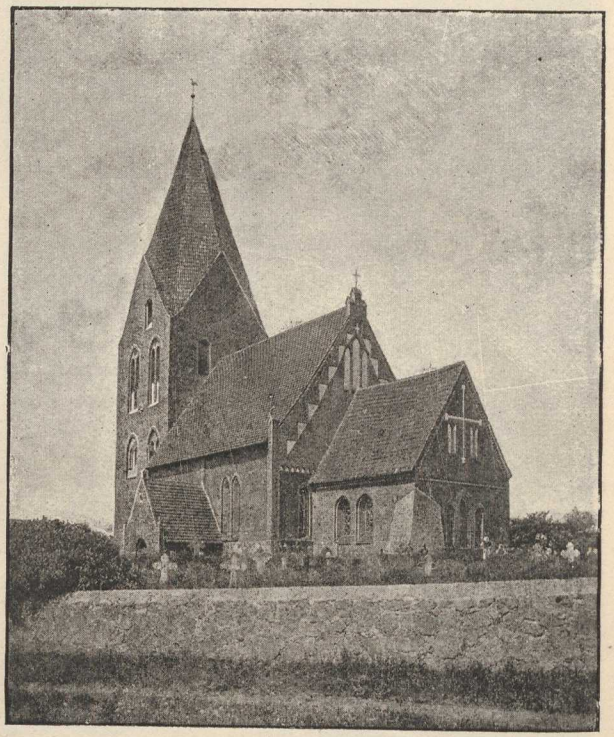


Abb. 8. Kirche in Alt-Gaarz.

der Seeküſte mögen nicht zufällig ſein, ſie gaben zugleich Richtpunkte für die Schiffahrt ab. Die Kunſt der Renaiſſance verzichtet auf den hohen Helm, gibt der Spitze aber eine bewegtere Geſtalt, die Form des Zwiebelhelms, deſſen gewellte Oberfläche gewöhnlich durch eine offene Säulengalerie, die Laterne, unterbrochen iſt, wie beim Turm der Kirche in Malchin, Abb. 9, dem reichgegliederten Helm der Pfarrkirche in Güſtrow, bei St. Jakobi in Roſtock, mit zweifacher Laterne ſchlank aufragend; recht elegant, doch aus etwas ſpäterer Zeit iſt der laternenloſe Helm der Boizenburger Kirche. Die Mehrzahl dieſer Helme im Lande — alle genannten — ſind Erſatz für einen älteren, durch Unwetter zerſtörten.

Abb. 9. Kirche in Malchin.

Solange ein Turm fehlte, und bei mancher Landkirche iſt das noch heute der Fall, benutzte man für das Geläute einen im Freien bei der Kirche aufgeſtellten, leicht überdachten Glokkenſtuhl. Dieſer wurde dann oft turmartig erhöht und auf ſeinen etwas ſchräge geſtellten Ständern mit Brettern bekleidet, wie der ſeitwärts der Kirche ſtehende Turm der Kirche in Bentwiſch. Man ſtellte ihn aber auch an den Weſtgiebel der Kirche und gab ihm ein eigentliches Turmdach, zuweilen eine ſchlanke Achteckſpitze, die ſich im unteren Teile flach, ſchirmartig über den Turmſchaft legt. Der ſtattlichſte dieſer Brettertürme, deren Zahl leider ſehr abgenommen hat, ſteht an der alten Feldſteinkirche in Suckow-Grenze.

Von der mittelalterlichen *inneren Ausſtattung* der Kirchen iſt wenig mehr erhalten. Die Gewölbe- und Wandflächen der romaniſchen und frühgotiſchen Kirchen waren reich bemalt. Die Malerei ſoll ſchmücken und darſtellen zugleich. Sie verfolgt in letzterer Eigenſchaft die Abſicht, den des Leſens unkundigen Gemeinden die bibliſche Geſchichte bildlich vorzuführen. Die vollkommenſten Bilder ſind in der Kirche zu Toitenwinkel erhalten, weitere oder Reſte befinden ſich in Gnoien, Teterow, Lichtenhagen, Bernitt, Lohmen, Bellin, Below; in Roſſow ſind die recht vollſtändig erhaltenen Bilder in ihrer alten Herſtellung unberührt gelaſſen. In ſpätgotiſchen Kirchen, in denen es an

Wandplatz für Bilderreihen mangelte, beschränkte man sich auf Einzelbilder, Szenen aus der biblischen oder Heiligengeschichte wie sie u. a. in den Wismarer Kirchen erhalten sind, im übrigen wurden die Flächen mit Rankenschmuck oder Maßwerk geziert, die Gliederungen gequadert oder ziegelartig, auch in mehreren Farben abgetönt. Nach der Reformation wurden die alten, als papistisch geschmähten Bilder übertüncht, wodurch man zugleich den Kirchen ein lichteres Aussehen geben wollte. Aus der letzten Zeit der Renaissance sind noch einige reich, in kräftiger Farbenwirkung bemalte Balkendecken in der Heiligengeistkirche in Wismar, in Brook bei Plau und in Gorlosen erhalten. Mittelalterliche Glasmalereien sind uns nur in geringen Resten, so im Dom zu Schwerin, nachgeblieben; aus der Zeit der deutschen Renaissance finden sich noch hier und da gemusterte Bleifassungen mit klarem Glas; auch liebte man es, kleine, mit Glasmalerei, Wappen, Hausmarken, Handwerkzeichen, gezierte Scheiben in die Fensterruten einzusetzen, die an einen Kirchenpatron oder Kirchenjuraten erinnerten.

Abb. 10. Alte Christusfigur der St. Nikolai-Kirche zu Rostock.

Die meisten Kirchen werden einst eine Kreuzigungsgruppe gehabt haben, die auf einem starken Balken stand, der im Triumphbogen oder dort, wo Schiff und Chor sich scheiden, gespannt war. Auf der Mitte des Balkens erhebt sich ein Kruzifix, neben dem Maria und Johannes stehen, die Figuren oft lebensgroß. Solche Gruppen sind noch im Dom zu Ratzeburg, St. Nikolai in Wismar, Mestlin — Abb. 7 —, Brunshaupten, Neuburg — diese noch mit zwei seitlich stehenden Engeln — Lübow und mit kleinen Renaissancefiguren in Mecklenburg an alter Stelle erhalten. Mehrfach sind zwar die Figuren noch da, aber an einer anderen Stelle der Kirche aufgestellt, so soll auch das mächtige, jetzt im Westen der Kirche zu Doberan angebrachte Kruzifix auf einem Triumphbalken gestanden

haben. Die Nikolaikirche in Rostock bewahrt ein sehr frühzeitiges Kruzifix, dessen Christus ein reiches, hemdartiges Gewand mit schönem Faltenwurf zeigt, Abb. 10. Christus als Schmerzensmann findet sich noch in St. Georg zu Parchim und in Kuppentin, einige größere Einzelfiguren mittelalterlicher Herkunft, wie der große Christoph in Warnemünde, finden sich noch im Lande zerstreut.

Kirchliche Ausstattungsstücke. Die ältesten im Lande erhaltenen Altäre stammen aus der Zeit der voll entwickelten Gotik. Das kunstgeschichtlich Bedeutende des Altars ist seine Rückwand, der Altaraufbau. Dieser, nach dem jene Altäre Schreinaltäre oder Flügelaltäre benannt werden, besteht aus einem flachen Kasten, dem Schrein, der durch zwei Flügel, gleichfalls flache Kästen, geschlossen werden kann, Abb. 11. Der Schrein steht auf einem schmalen Untersatz, der Predella, und pflegt oben mit einem Blumenkamm oder einer ansteigenden

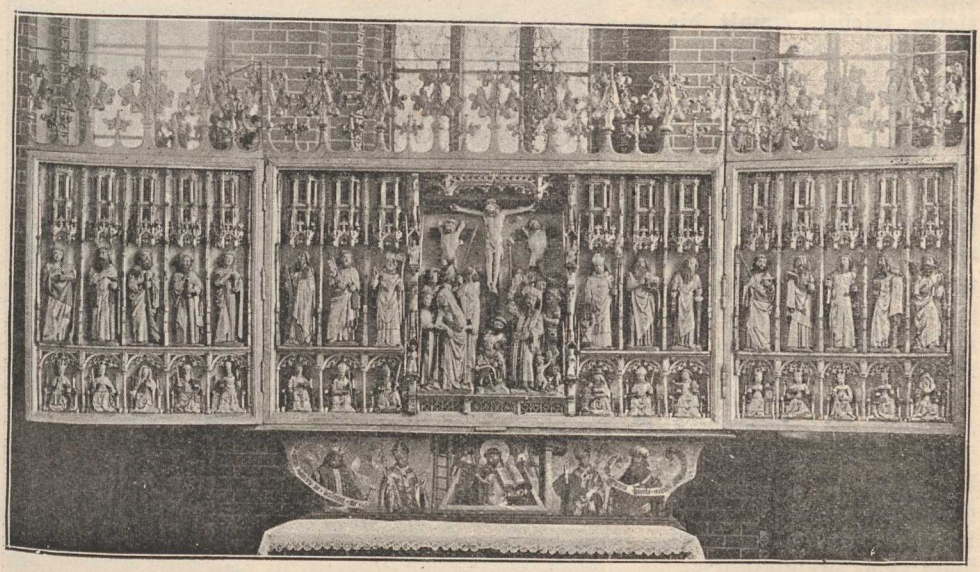


Abb. 11. Schreinaltar der St. Nikolai-Kirche zu Rostock.

Bekrönung abgeschlossen zu sein. Die Schreine enthalten hinter reichen Vorhangschnitzereien, Rankenwerk oder Maßwerk, figürliche Darstellungen, im Mittelfelde gewöhnlich eine Kreuzigung oder ein Marienbild, letzteres nach Offenbarung 12 V. 1 im Strahlenkranze mit der Krone, auf einer Mondsichel stehend oder von einem Rosenkranze umrahmt. Die Außenseiten der Flügel tragen Ölgemälde. Zur Vermehrung der Gemälde waren zuweilen die Flügel mit weiteren Klappen versehen, die den Schrein fünfteilig machten. Eine recht große Zahl solcher Altaraufsätze ist noch im Lande erhalten, von denen folgende als Beispiele erwähnt sein mögen: die Figurenaltäre in St. Nikolai und in der Klosterkirche in Rostock, in Toitenwinkel, im Dom zu Güstrow, St. Maren zu Parchim und als größter der in St. Georgen in Wismar, dessen Schrein fast 4½ Meter hoch und aufgeklappt 10⅔ Meter breit ist. Unter den Bilderaltären überragt der in der Pfarrkirche in Güstrow, ein flandrisches Werk aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, die übrigen. Die geschnitzte Passionsgeschichte des Innern ist ein Werk Jan

Bormanns, die Gemälde des Äußern schuf Bernaert von Orley. Der Altar in Retschow und ein Nebenaltar in Doberan enthalten ein eigenartiges, leider schlecht erhaltenes Gemälde, ein Mühlenbild, auf dem die katholische Lehre von der Transsubstantiation, d. h. von der Wandlung des Brotes in den Leib des Herrn, wiedergegeben ist. Recht wertvolle zurückgesetzte Nebenaltäre birgt die Klosterkirche in Rostock, einen zurückgesetzten Hauptaltar von Kunstwert die Kirche in Malchin, von Professor Greve instandgesetzt, der die Lebensgeschichten beider Johannes darstellt. In der evangelischen Kirche der Renaissancezeit nehmen die Altaraufsätze einen anderen Charakter an. An die Stelle der Felderteilung durch gotisches Schnitzwerk tritt eine Einteilung durch Gesimse, Säulchen und kleine Giebel, womit die Bildfelder oder Gemälde eingefaßt sind. Die Flügel sind zu festen Seitenstücken, den Ohren, geworden, die als Flechtwerk, Knorpelwerk oder Blattwerk geschnitzt sind, der Aufsatz wird mit Giebelkrönung und Figurenschmuck versehen. Den bedeutendsten dieser Altäre birgt der Ratzeburger Dom, weitere Beispiele finden sich in den Kirchen zu Schönberg, Dassow, Mecklenburg, Neukalen, Prestin, und, eine ganze Altarwand bildend, in Bristow und Kittendorf. Nach dem Dreißigjährigen Kriege erkennt man schon den Einfluß des Barock in diesen Werken, die Schnitzereien werden voller und reicher, die figürliche Schnitzerei beschränkt sich auf symbolische Gestalten und Zierengel, während Gemälde den eigentlichen Kunstschmuck des Altars bilden. Das reichste dieser Übergangswerke findet sich in der Kirche in Petschow, der Aufsatz aus Ruchow ist in Abb. 6 in seiner Hauptform erkennbar.

Abb. 12. Taufkessel der Laurentiuskirche in Schönberg.

Zur Aufbewahrung der Abendmahlsgeräte dienten Sakramentsschränke in der Nähe des Altars, in einfachster Form eine Wandnische, die mit einem Gitter oder einer starken Bohle geschlossen war. Die Innenseite solcher Bohle zeigt in Jördenstorf und in Laase das Bild Christi als Schmerzensmann aus recht alter Zeit. Reichere Sakramentsschränke haben die Form eines etwas aus der Wand heraustretenden Tabernakels. Solche finden sich in Petschow, Hanstorf, Satow, Doberan. Die vollkommenste Form ist das freistehende Sakramentshäuschen, eine

turmartige Säule mit spitzem Helm, von denen noch zwei im Lande vorhanden sind. Das eine befindet sich in der Klosterkirche in Rostock, das andere, reich vergoldet und bemalt und fast 12 Meter hoch, in Doberan.

Der älteste Taufstein im Lande wird der in der Kirche zu Gielow sein, eine schwere Granitkuppe mit kindlich-unbeholfen eingearbeitetem figürlichem Schmuck, die auf einem neuen Fuß wieder in Gebrauch genommen wurde. Eine größere Zahl untereinander formverwandter, aus Kalkstein gefertigter romanischer Taufsteine ist von der Insel Gotland bezogen, der schönste von ihnen steht in der Kirche zu Proseken, weitere in Sülze, Thelkow, Hohenviecheln, Eickelberg, Hohenkirchen, Vietlübbe, Groß-Eichsen, im Dom zu Güstrow, Kirchkogel, Groß-Gievitz und an anderen Orten, vielfach nicht mehr benutzt. Es sind große, kelchförmige Kuppen auf einem Fuß, deren Flächen mit Schmuck versehen sind. Zur Zeit der Gotik traten an ihre Stelle Taufkessel in Erz- oder Bronzeguß, die auf drei oder vier Füßen, Engelsgestalten oder Darstellung der vier Paradiesströme, ruhen. Die Kessel sind mit Figuren unter Baldachinen in einer oder zwei Reihen geziert. Der Taufkessel der Marienkirche in Rostock hat noch den an Ringen hochzuziehenden kegelförmigen Spitzdeckel, der in einem Knauf mit Taube endet. Mit neuerem Deckel stehen solche Fünten noch im Dom zu Schwerin, St. Petri in Rostock, St. Marien in Wismar und Parchim, Schönberg, Abb. 12, Wittenburg, Gadebusch, Kröpelin, Bützow, einige in der Form umgekehrter Glocken. Der Taufkessel in Plau, in Form eines Kelches mit plumpem Fuß, gehört schon der Renaissance an. Diese kommt sonst wieder auf den Taufstein in Kelchform zurück, der von Sandstein gefertigt und mit Blattschmuck, Wappen, Putten, auch Hermen als Stützen versehen wird. Solche Taufsteine stehen im Dom zu Güstrow, in der St. Georgenkirche in Parchim, den Kirchen in Dobbertin, Roggendorf, Wooſten und an anderen Orten. Man versah sie mit Messingtaufschüsseln in getriebener Arbeit, auf denen vor allem die Jordantaufe dargestellt wurde. Diese Schüsseln ermöglichten es, auch Taufständer aus Holz anzufertigen, denen man die Form eines achteckigen Schaftes gab. Solche stehen in den Kirchen zu Lübz, Ankershagen, Bristow, Klütz; einzelne von ihnen sind Stücke echter Dorfkunst, wie die in Basedow und Prestin.

Durch die Reformation erhielten die Kanzeln erhöhte Bedeutung. — Man schmückte die Kirchen mit neuen Kanzeln, und so erklärt es sich, daß eine große Zahl von ihnen der Renaissancezeit angehört und keine älteren erhalten sind. Als Kanzelfuß dient häufig statt eines Pfostens die Gestalt eines Moses, der, die Gesetzestafeln haltend, auf seinem Haupte den gegliederten Kanzelboden trägt. Die Brüstung ist in Felder geteilt, die, durch Säulchen und Gesimse umrahmt, in Bogenstellungen oder Nischen Flächenschmuck oder figürliche Darstellungen enthalten und schließt mit einem breiten Gesimse, auf dem die damals beliebte Sanduhr gefahrlos stehen konnte. Der Schalldeckel trägt einen hohen Aufbau oder wenigstens ein breites Gesimse mit kleinen Krönungen. Einige Kanzeln sind aus Sandstein gefertigt, wie die runden in der Schweriner Schloßkirche und im Dom zu Güstrow. Die figürlichen Darstellungen in den Füllungen sind zuweilen in Marmor oder Alabaster gearbeitet. Aus der großen Zahl tüchtiger Arbeiten seien genannt die Kanzeln des Domes in Ratzeburg mit weit ausladendem, rechteckigen Schalldeckel und die in St. Georgen in Wismar, die einen kuppelartigen Schalldeckel mit durchbrochener Verdachung besitzt. Besonders feines Schnitzwerk haben die Kanzeln in der Bützower Stadtkirche und in St. Georgen in Parchim, feine Gliederungen die der Kirche in Crivitz. Die reichste Kanzel hat St. Marien in Rostock, an der namentlich die figurenreichen Bildwerke in den tiefen Brüstungsnischen bemerkenswert sind; ihr hoher Schalldeckel gehört schon der Barockzeit an.

Für die Orgeln muß die Angabe genügen, daß die ältesten in Mecklenburg dem Ende des sechzehnten und dem siebzehnten Jahrhundert angehören. Es sind dies die Orgeln der Schloßkirche in Dargun, in St. Georgen und St. Nikolai in Wismar, St. Marien in Parchim, den Kirchen in Kalkhorst, Groß-Eichsen, Mühleneichsen und Basedow, wohl alle in ihrem musikalischen Werke schon erneuert, aber doch noch mit den alten Gehäusen. Mitunter bildet die Orgel mit der Orgelempore ein einheitliches Kunstwerk, so die reich durch Säulchen und Gesimse gegliederte, von Hermen gestützte Empore in der Marien-Kirche in Parchim. Im allgemeinen gehören Emporen erst einer späteren Zeit an. Auch von Gestühl sind aus vorreformatorischer Zeit nur einige Chorgestühle erhalten, wie sie für die Geistlichkeit vorbehalten waren, romanische im Dom zu Ratzeburg, gotische, mit Baldachinen über den Sitzen und mit Wangenverzierungen in der Kirche zu Doberan, freilich nicht mehr an ihrer ursprünglichen Stelle. Kleinere Sitze dieser Art, sogenannte Levitenstühle, sind noch einzeln, z. B. im Dom in Güstrow, erhalten. Die Beichtstühle sind aus unsern Kirchen verschwunden. Nach der Reformation gab es dann auch allgemein Gemeindegestühl, meist schmucklos und recht unbequem. Die Heiligengeistkirche in Wismar hat noch ein solches aus der ersten Zeit. Vorderbrüstungen und geschnitzte Standwangen in kunstvollen Renaissanceformen sind in der Georgenkirche noch in Gebrauch. Auch die Patronats- und Magistratsstühle, deren Brüstungen und Türen zum Teil reiches Schnitzwerk und mit Vorliebe Wappen enthalten, haben mitunter höheren Kunstwert. Beispiele finden sich im Dom zu Güstrow und in der St. Georgenkirche in Parchim. Einzeln treten auch schon ganz geschlossene Kirchenstühle, die Stübchen, auf, die sich auch, auf Säulen gestellt, als Emporen in der Kirche erheben und durch Treppen in der Kirche oder von außen zugänglich sind. Der fürstliche Stuhl in der Kirche zu Rühn ist hier hervorzuheben.

Die kleineren Ausstattungsstücke der Kirchen, wie die Beleuchtungskörper und die beweglichen Stücke, insbesondere auch die Vasa sacra unserer Kirchen zu besprechen, ist an dieser Stelle leider nicht möglich.

Diese allgemeine Beschreibung unserer mittelalterlichen Kirchen ist nun noch durch einige Angaben über die wichtigsten der Denkmäler zu ergänzen, an deren erster Stelle der Dom in Ratzeburg, das bedeutendste Werk des romanischen Stiles im Gebiete des norddeutschen Ziegelbaues, zu nennen ist. (Grundriß siehe Abb. 4, Außenansicht beim Aufsatz über den Ratzeburger See.) Ernste Würde ist der Eindruck des Innern. Quadratische Kreuzgewölbe decken den Raum der dreischiffigen Basilika mit Querschiff und Chorjoch, dem sich halbkreisförmig die Apsis anschließt. Von besonderem Reiz ist die südlich an den Turm angebaute Vorhalle, das „Paradies", namentlich durch die reiche Stab- und Ährenverzierung des Giebels, die sich am Querschiffgiebel wiederholt. In den Kunstformen ist die kleine Kirche in Vietlübbe bei Gadebusch dem Ratzeburger Dome nahe verwandt, ein Bau in Form eines griechischen Kreuzes, d. h. eines Kreuzes mit vier gleichlangen Armen, an dessen Ostarm eine Halbkreisapsis angebaut ist. Einen etwas anderen Charakter hat das gleichfalls noch ganz mit Rundbögen erbaute, schon erwähnte Langhaus der Kirche in Gadebusch, das mit seinen aus Halbkreisbündeln zusammengesetzten starken Pfeilern und abgeflachten Kreuz-Kappen sehr an westfälische Bauten erinnert. Die Hauptzierden der Kirche sind ein reiches Terrakottaportal an der Südseite und ein in Bronze gegossenes Radfenster im Westgiebel.

Die bedeutendste romanische Kirche des Landes mit Spitzbogenfenstern, die zu Neukloster, Abb. 13, ist eine turmlose ehemalige Klosterkirche in der Grundform eines lateinischen Kreuzes, d. h. mit langem Westarm. Sie war einst Basilika, doch sind die niedrigen Seitenschiffe abgebrochen. Querschiff und Chor sind in früh-

gotischer Zeit überwölbt, das Langhaus hat die neuere Holzdecke. Ungefähr der gleichen Zeit gehören zahlreiche Stadtkirchen des Landes an, von denen die in Schwaan und Sülze, beide mit jüngeren Türmen und rippengezierten Kuppelgewölben, ihren alten Charakter behalten haben, während die meisten später umgebaut sind. Zu diesen gehört auch der Dom in Güstrow. Unter den Landkirchen der Zeit ist die in Alt-Gaarz die bemerkenswerteste.

Unter den gotischen Kirchen Mecklenburgs nimmt der Dom in Schwerin, Abb. 5, nach Größe, Einheitlichkeit und Raumschönheit den ersten Platz ein. Er wurde im 14. Jahrhundert an Stelle einer romanischen Bischofs-Kirche als dreischiffige Basilika mit dreischiffigem Querhaus und langem Chor mit Kapellenkreuz erbaut. Der Turm, eine Stiftung des Grafen Bernstorff auf Wedendorf, ist erst Ende des 19. Jahrhunderts von dem Geh. Oberbaurat Daniel angefügt. In der Raumschönheit dem Dome ähnlich, nur daß die Anmut an die Stelle der ernsten Würde tritt, ist die ehemalige Klosterkirche, jetzige Stadtkirche in Doberan, Abb. 14. Auch sie ist eine dreischiffige Basilika mit Kapellenkreuz. Die besondere Schönheit des Innern dieser Kirche liegt in ihren edlen Verhältnissen und in der vornehmen Zurückhaltung in Gliederungen und Schmuck. Daß jede der Chorkapellen ihr eigenes Dach hat, ist eine neuere Veränderung; bis dahin waren alle Kapellen, wie bei den übrigen Kathedralkirchen der Ostseeküstenländer unter ein umlaufendes Dach zusammengefaßt. Mit besonderem Geschick ist dies durch Ueberwölbungen zwischen den Kapellen beim Chor der zweiten Zisterzienserkirche des Landes, der jetzigen Schloßkirche in Dargun gemacht. Im übrigen aber tritt die Darguner Kirche, bei der nur Chor mit Kapellenkreuz und Querschiff fertig geworden sind, das Langhaus noch das der alten Kirche ist, gegen die Doberaner zurück. Beide haben nach den Ordensregeln keinen Turm, sondern nur einen Vierungsdachreiter.

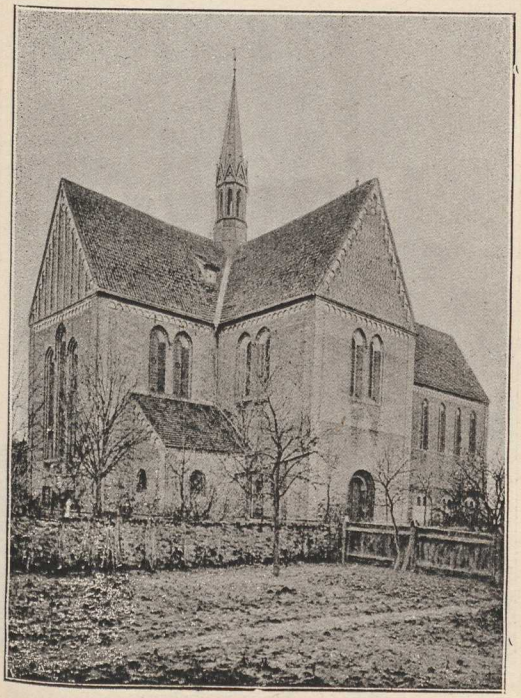


Abb. 13. Kirche zu Neukloster.

Der Wohlstand der beiden Seestädte veranlaßte sie in der Zeit der Hansa zu gewaltigen Kirchenbauten. Lübeck, das Haupt dieses Städtebundes, war mit dem Neubau der Marienkirche, die den dortigen bischöflichen Dom übertrumpfte, vorangegangen, Wismar tat einen weiteren Schritt und schuf für seine drei Hauptkirchen Neubauten nach dem Kathedralsystem, in Rostock wurde die Marienkirche in dieser Art erneuert. Der Marienkirche in Rostock, deren geplantes Turmpaar aber später in eine Spitze zusammengezogen wurde, gibt die geringe Länge des Langhauses, vereint mit dem ungewöhnlichen Vieleckschluß des nördlichen Querarms im Innern fast den Eindruck eines Zentralraumes.

Weiter sind noch die folgenden Kirchen als bedeutendere Bauten der Gotik hervorzuheben: St. Jakobi und St. Petri in Rostock und die Kirche in Malchin als größere Basiliken; als größere Hallenkirchen St. Nikolai in Rostock mit ihrem abgesetzten Chor, unter den eine Straße hindurchgeführt ist, die Kirche in Sternberg und die Pfarrkirche in Güstrow, diese freilich, wie viele andere im Lande, im 19. Jahrhundert stark umgebaut. Die im Mittelalter mehrmals umgebaute Kirche in Bützow und die im wesentlichen einheitliche Georgenkirche in Parchim sind schöne Hallenkirchen mit kapellenkranzartigem Umgang um den Vieleckchor. Letztere hat aus den Seitenschiffen querschiffartig heraustretende Kapellenanbauten, die mit zierlichen Giebeln, ähnlich dem stattlichen Pfeiler-Ostgiebel der Marienkirche, ausgestattet sind. Von den Landkirchen zeigen die in Reinshagen und die stark umgebaute Kirche in Steffenshagen besonders feinen Ziegelschmuck. Eine Gruppe von Kirchen in der Umgebung Wismars: Kalkhorst, Gressow, Hohenkirchen, Abb. 3, Kirchdorf auf Poel und die kleine Kirche in Zurow sind tüchtige Bauten mit schönen Raumverhältnissen. Einen sehr feinen Chor, der dem Gadebuscher Chor ähnlich ist, hat Groß-Salitz. Wegen ihrer schönen Wölbungen ist die große, sonst nüchterne Kirche des schön am See belegenen früheren Antoniusklosters in Tempzin zu nennen, als Besonderheit endlich die zum Teil noch romanische Kirche in Ludorf, ein Rundbau in eigenartiger Ausführung.

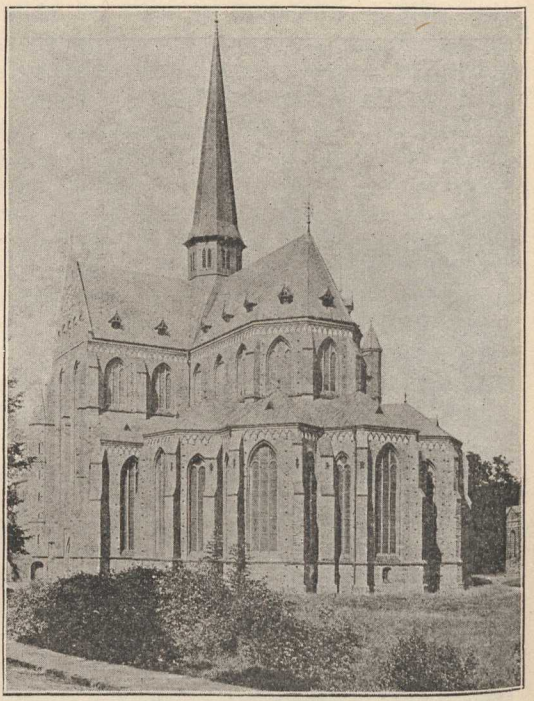


Abb. 14. Kirche zu Doberan.

Die Kirche war im Mittelalter nicht nur die wichtigste Trägerin der ganzen geistigen und sittlichen Kultur, auch auf rein wirtschaftlichem Gebiete war sie die Führerin des Volkes. So hängen denn mit ihr noch verschiedene kirchliche Anstalten zusammen, die sichtbare Denkmäler hinterlassen haben. Unter diesen sind die Klöster die wichtigsten. Das Kloster zum heiligen Kreuz in Rostock gehört zu den besterhaltenen derartigen Anlagen im nördlichen Deutschland, wenn auch nicht gerade zu den baulich hervorragenden; seine schöne Kirche in Verbindung mit dem traulichen Kreuzgange und der Zusammenhang der Klosterwohnungen untereinander und mit dem Vorhofe, an dem Propstei und Nebenwohnungen lagen, gibt ein anschauliches Bild der Weltabgeschiedenheit und des Klosterfriedens, der einst an solchen Stätten herrschte. Die größte Zahl der Klöster im Lande ist spurlos untergegangen oder es sind nur einzelne Klostergebäude, ja nur einzelne Räume, alle in veränderter Gestalt, auf uns gekommen. Hierhin gehören das jetzige Forstamtsgebäude in Neukloster mit seinen hohen, überwölbten Kellern und stattlichen Giebeln, die Gerichtsschreiberei in Zarrentin, alte klösterliche Wirtschaftsgebäude, die in Dargun, Doberan, Tempzin, Althof noch erhalten sind. In Rostock steht noch ein altes Bruderhaus,

jetzt zum Teil Elektrizitätswerk, in dem die älteste Ausgabe des „Reinecke de Voß“ gedruckt wurde, in Wismar ist die Aula der Mittelschule eine frühere Klosterkirche, in Rehna ist der schön überwölbte Konventssaal und ein Stück des Kreuzganges, in Dobbertin der ganze stimmungsvolle Kreuzgang erhalten. Den Klöstern ähnlich waren die Kapitelgebäude der Dome angelegt und durch einen Kreuzgang mit der Kirche verbunden. Dieser ist in Schwerin allein noch vorhanden, während in Ratzeburg außer Teilen des Kreuzganges noch beträchtliche Teile der Kapitelhäuser, freilich umgebaut, auf unsere Zeit gekommen sind. An kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten zeigt das Heiligengeistspital in Wismar noch ganz die alte Anlage und Einrichtung. An einer der Hauptstraßen der Stadt liegt seine schon erwähnte Kirche, ein einfacher, rechteckiger Bau mit zierlichem Haubendachreiter, an die das Altersheim als Flügel angebaut ist, in dem beiderseits von einem breiten Mittelgange zwei Reihen Stübchen der Insassen liegen. Ueber jeder Stube liegt ein zu ihr gehöriger, nach dem Gange offener Hängeboden, über den hinweg der Gang sein Licht bekommt. Am Ende des Ganges liegen der Tages- und Andachtsraum und in einem Flur die Treppe, die in die Wirtschaftsräume hinabführt. Auch die Schulen waren im Mittelalter rein kirchliche Anstalten und meist als Klosterschulen in den Klöstern untergebracht. In Wismar ist das jetzige Museum, Abb. 15, ein prächtiger gotischer Bau, die „alte Schule“, die bis zu ihrem Umbau zum Museum noch die ursprüngliche Einrichtung erkennen ließ.

Abb. 15. Alte Schule (Museum) zu Wismar.

Die kirchliche Kunst der Neuzeit stand vor der Aufgabe, eine einheitliche Predigtkirche zu schaffen. Wichtiger freilich als der Bau neuer Kirchen war zunächst die Anpassung der vorhandenen Kirche an die Forderungen der neuen Liturgie, die zu inneren Umbauten, Beseitigung der Nebenaltäre und Beichtstühle,

Einbau von Emporen und Aufstellung neuer Gestühle führte. Für neu zu erbauende Kirchen schuf der protestantische Kirchenbau des 18. Jahrhunderts drei verschiedene Grundformen des Kirchenraumes, die Saalkirche, die Kreuzkirche und die Zentralkirche. Die Saalkirche besteht aus einem länglich rechteckigen Raume, der nur zuweilen um eine Nische zur Aufstellung des Altares erweitert wurde. Je nach Aufstellung der Ausstattungsstücke ist zwischen Längssaalkirche und Quersaalkirche zu unterscheiden. Bei ersterer stehen Altar und Kanzel oder der damals beliebte Kanzelaltar an der Schmalseite des Raumes, bei letzterer in der Mitte einer Längsseite, während sich die Emporen an den anderen drei Seiten herumziehen oder sich dem Altar gegenüber befinden. In der Kreuzkirche wird der Saal um Kreuzarme erweitert, die zu Sitzplätzen und Emporen ausgenutzt werden, und in deren Ecken die Emporentreppen angeordnet zu werden pflegen. Zentralkirchen, deren Mecklenburg-Strelitz eine größere Zahl hat, gibt es in Mecklenburg-Schwerin nur eine aus jener Zeit, die nicht mehr benutzte und ausgeräumte alte Kirche in Remplin.

Abb. 16. Turm der Schelfkirche zu Schwerin.

Massengestaltung und Bauart dieser Kirchen schließen sich der allgemein für die Gebäude des Barock und Klassizismus geltenden an. Das hohe Dach wurde gemäßigt, Giebel nur als vorgelegte Flachgiebel an den abgewalmten Dachflächen verwandt, auch von dem gebrochenen Dache, dem Mansarddache, wurde Gebrauch gemacht. Für die Turmhelme suchte man nach neuen Formen. So erhielt der Helm der Kirche in Lübtheen die Gestalt eines Obelisken, bei Zwiebelhelmen trachtete man nach Vereinfachung, aber nach eleganten Linien, wie beim Schelfkirchturm in Schwerin, Abb. 16. Die Wände wurden zwar bei vielen einfachen Landkirchen in nüchternem Fachwerk errichtet, im allgemeinen aber doch in Ziegeln gemauert. Die Flächen, namentlich die Ecken, wurden gerne mit Quaderung, wohl auch mit Pilastervorlagen versehen, Fenster und Türen erhielten schlichte Umrahmungen, der obere Abschluß der Wand gab ein weit ausladendes Hauptgesimse in antiker Formenbildung. Von Formziegeln wurde wenig Gebrauch gemacht, nur die turmlose Saalkirche in Granzin bei Boizenburg beweist, daß auch in klassizistischen Formen ein echter Formziegelbau möglich ist. Manche der Kirchen wurden mit einem

Mörtelverputz in den herrschenden Kunstformen versehen. Gewölbe herzustellen scheute jene Zeit, sie fertigte aber sehr gediegene Dachstühle, die zugleich die mit Stuck übertragenen Bretterdecken tragen. Zum Anstrich der Decken und der gleichfalls gerne mit Stuck gezierten Wände liebte man helle Töne, weiß und lichte, gebrochene Farben, bei besserer Ausführung auch mit Goldschmuck.

Die Zahl der Kirchen dieser Zeit ist in Mecklenburg recht beträchtlich. An erster Stelle steht die 1765/70 unter dem Herzog Friedrich vom Hofbaudirektor J. J. Busch erbaute Stadtkirche in Ludwigslust, ein Langsaalkirche ohne Emporen, von großer Raumschönheit, leider akustisch ungünstig. Eine kassettierte Bogendecke, die von toskanischen Säulen auf hohen Sockeln und konsolengeschmücktem Hauptgesimse getragen wird, überdeckt den Raum, der im Osten mit einem gebogenen Kolossalgemälde abschließt, hinter dem Sakristei und Orgel versteckt sind und vor dem sich eine hohe Estrade erhebt. Auf der Estrade steht der Altar und in ihrer Brüstung hat die Kanzel ihren Platz. An der gegenüberliegenden Schmalwand befindet sich, wenig erhoben, die fürstliche Loge. Die Kirche ist turmlos, aber äußerlich durch eine mächtige Säulenvorhalle ausgezeichnet, auf deren Attika (Simsbrüstung) die vier Evangelisten und in der Mitte ein mächtiges, vergoldetes Monogramm Christi stehen. Saalkirchen sind weiter die reformierte Kirche in Bützow, ein in der Straßenflucht liegender Putzbau mit hohem Mansarddache, und die katholische St. Annakirche in Schwerin, diese natürlich ohne Emporen, auch in der Straßenflucht gelegen und wie jene turmlos, aber mit zierlichem Barock-Dachreiter und ausgezeichnet durch edel entworfene Ausstattungsstücke. Als Quersaalkirche ist die Ortskirche zu Lübtheen zu nennen. Endlich darf hier die Marienkirche in Waren mitgezählt werden, eine ausgebrannte mittelalterliche Kirche, die von J. J. Busch 1792 zu einer Längssaalkirche umgebaut und mit eigenartigem, aber wirkungsvollem Turmhelm versehen wurde. Unter den zahlreichen Landkirchen sei die durch toskanische Säulen in drei Schiffe geteilte Kirche in Netzeband als größerer Bau und die kleine 1765 erbaute Kirche in Warlitz als Juwel unter den mecklenburgischen Landkirchen genannt. Letztere ist ein Feldsteinbau mit Sandstein-Einzelheiten, rechteckig mit nach Osten abgewalmtem Dache; im Westen steht ein Turm, der sich über einem viereckigen Unterbau mit Haubendach erhebt. Der mit einer Flachtonne überdeckte Innenraum ist ganz in Weiß, Gold und Mattgrün gehalten. Von den Kreuzkirchen des Landes zählt die Schelfkirche oder Nikolaikirche in Schwerin zu den bedeutendsten Bauten ihrer Art in Deutschland. Sie ist unter dem Herzog Friedrich-Wilhelm 1708/13 von dem Ingenieurkapitän Reutz erbaut. Es ist ein Ziegelbau mit schönen Sandsteineinzelheiten, der in drei Armen vieleckig abschließt, der vierten Seite ist der schon erwähnte Turm vorgebaut. Die zweite größere Kreuzkirche im Lande, die zu Stavenhagen, ist ein Ziegelbau von 1780 mit etwas sentimental geschwungenem Turmhelm.

Unter den kirchlichen Ausstattungsstücken des Barock und der ihm folgenden Kunststile finden sich die prächtigsten Kunstwerke unserer Kirchen, doch nicht nur in den damals erbauten, sondern vorzugsweise in den alten Kirchen. Dort sind es Ersatzstücke für Stücke, die man damals als katholisch ablehnte. Auf Einheitlichkeit der Ausstattung legte jene Zeit keinen Wert, jedes Stück wurde für sich gewürdigt. Das hat einen Zusammenklang der Ausstattung ergeben, wie er bei der später gesuchten Einheitlichkeit nur vorübergehend erzielt wurde. Als Beispiel hierfür ist das Innere der Kirche in Alt-Gaarz mit ihrer im 17. bis 19. Jahrhundert entstandenen Ausstattung anzuführen. Auch in der Farbe verlangte man keine Übereinstimmung. Während man für den Raum fast farbenscheu war, liebte man für die Ausstattungsstücke eine reiche Farbentönung, auch Marmorie-

rungen, Vergoldungen, den Gegensatz von Schwarz und Weiß usw., doch nur an bevorzugten Stücken, wie Altar, Kanzel usw. hervorzuheben. Alle gewöhnlicheren Stücke, Gestühl usw. wurden möglichst neutral, in Grau oder Braunrot, gehalten. Figürliche Flächenverzierungen, ganze Bildwerke, hörten auf, man verwandte aber viel Einzelfiguren zu Aufsätzen und Krönungen, namentlich die Apostel und der triumphierende Heiland in den Wolken finden sich öfter, auch symbolische Figuren, die christlichen Tugenden darstellend, sowie Engelgestalten und Putten, das heißt kleine Engel in Kindergestalt.

Das hauptsächlichste Interesse nehmen wieder die Altäre in Anspruch. Aus der Altarrückwand wird ein oft bis in das Gewölbe reichender Aufbau, durch Säulen, Gesimse, Verdachungen und mit figürlichem Schmuck belebt, der in einzelnen Rahmen ein Gemälde oder deren drei umschließt. Die bedeutendsten dieser Altäre stehen in St. Marien (1721) und St. Jakobi (1782, Abb. 17) zu Rostock, etwas kleiner sind die in St. Petri dort und in St. Marien und St. Nikolai in Wismar, weitere stehen in den Kirchen zu Ribnitz, Zarrentin, Klütz, Kalkhorst, Gressow, Proseken, Dreveskirchen und Alt-Gaarz. Alle gehören dem 18. Jahrhundert an. In Malchin befindet sich ein Altar von 1820, der schon Anklänge an die Gotik sucht. Kanzelaltäre sind in Mecklenburg verhältnismäßig selten, die in Mühleneichsen und Groß-Tessin sind noch gute Barockwerke. Bei den Kanzeln tritt an die Stelle der kleinen Schränkchen, Bilderfüllungen usw. eine einheitliche kräftige Gliederung, der Schnitzwerkschmuck überzieht nicht mehr das ganze Stück, sondern beschränkt sich, als Blatt- oder Rankenschmuck ausgeführt, auf einzelne Glieder. Die Kanzel in St. Nikolai in Wismar von 1708 steht an Feinheit voran, sie ist mit Blattgewinden und Blumenschmuck geziert, der Schalldeckel als Blumenkrone gestaltet und mit Engelchen geschmückt. Ernstere Formen zeigt die Kanzel der Nikolaikirche in Rostock, reiches, gutes Barock die der Marienkirche in Wismar, die der Kirchen in Kalkhorst, Dreveskirchen, Alt-Gaarz und andere, schöne Formen auch die der Stadtkirche in Ribnitz. Im edlen Stil des Louis XVI. ist die Kanzel der St. Annakirche in Schwerin gehalten. Mit ihr stehen die Beichtstühle der Kirche und die in Sandstein als Vasen gefertigten Weihwasserbecken in stilistischer Übereinstimmung. Schöne schmiedeeiserne Taufständer, auf einer Steinplatte befestigt, die in einer

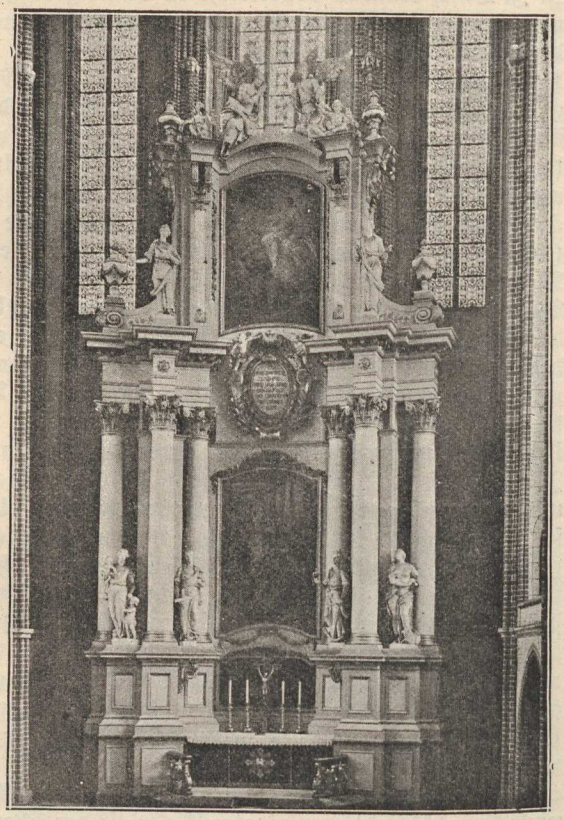


Abb. 17. Altar der St. Jakobi-Kirche zu Rostock.

kreisrunden Zarge die Taufschüsseln tragen, fertigte der Schmied Niens in Ludwigslust. Sie stehen in den Kirchen zu Ludwigslust, Grabow, St. Marien zu Waren und in einigen Landkirchen. Das 18. Jahrhundert schuf eine Reihe großartiger Orgeln, die oft mit der Orgelempore zu einem einheitlichen Kunstwerk vereinigt wurden. Unter diesen steht das mächtige Werk der Marienkirche zu Rostock, das die volle Höhe eines gotischen Kathedralschiffes ausfüllt, voran; weiter sind noch die Orgeln der Kirche in Malchin und aus den Landkirchen die von Alt-Gaarz, Belitz, Recknitz als Typen verschiedener Kunstauffassungen zu nennen.

Aus der Romantik und dem Pietismus, die im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts herrschten, erwuchs der Kirchenbau der Neugotik, dessen Ideal die großen Bauwerke mittelalterlich deutscher Vergangenheit waren. Ein eigenartiger Vorläufer dieses Stiles war die 1803/09 von dem Artilleriekapitän von Seydewitz erbaute katholische Kirche in Ludwigslust, in manchen Einzelheiten zwar eigenartig, in der Hauptsache aber, im Aufbau der Giebel und der Behandlung des Ziegelbaues, auffallend gut an alte Ausführungen angewöhnt. Ein Schüler Schinkels, von dem 1828/37 die Klosterkirche in Dobbertin umgebaut war, der Oberbaurat Buttel in Neustrelitz, schuf in sorgfältigen Ziegel- und Terrakottaformen 1844/49 die Klosterkirche in Malchow, die freilich in der Raum- und Massengestaltung den Anschluß an die mittelalterliche Kunst verfehlte, an sich aber eine bedeutende Leistung darstellt. Der bedeutendste Neugotiker Mecklenburgs war der Baurat Krüger. Sein Hauptwerk ist die 1862/69 erbaute Paulskirche in Schwerin, eine dreischiffige, im breiteren Mittelschiff etwas überhöhte Hallenkirche von vier Jochen mit Querschiff und vieleckig abschließendem Chor von drei Jochen. Raum- und Massengestaltung schließen sich nun schon an die mittelalterliche Art an, doch sucht Krüger in den Einzelheiten eine Fortentwicklung der alten Gotik, keine Nachahmung. Von den etwa 80 unter dem Großherzoge Friedrich-Franz II. neu erbauten oder restaurierten Kirchen im Lande ist kaum eine, an deren Bau Krüger nicht wenigstens Anteil hatte, in der Mehrzahl können sie als seine Werke bezeichnet werden. Als typische Beispiele dieser zahlreichen Stadt- und Landkirchen seien nur die in Warnemünde von Wachenhusen und in Wustrow von Krüger genannt.

## Mittelalterliche Werke der weltlichen Kunst

sind wegen der leichteren Bauweise in verhältnismäßig viel geringerer Zahl erhalten als solche kirchlichen Charakters. Auch bei den mittelalterlichen Burgen des Landes brauchen wir noch nicht an gemauerte Anlagen zu denken. Die Verteidigungswerke bestanden in der Hauptsache aus Wall und Graben, zu denen vielleicht noch ein Flechtzaun hinzukam, das Haus selbst war ein Fachwerkbau. Wehrhafter wurde die Burg erst durch einen gemauerten Turm, der in mehreren Geschossen Räume als Zuflucht für die Burgbewohner und für die letzten Verteidigungskämpfe bot. Auf manchen Gutshöfen, so z. B. in Bakendorf, ist der alte Burgplatz noch an den Burggräben erkennbar, die jetzt das Gutshaus umgeben, an anderen Orten erhebt sich die Burg auf einem Hügel über dem Orte, wie in Wredenhagen, wo auch noch einige bauliche Reste erhalten sind. Auch entlegene kleine Horste im Sumpfgelände waren als Burgplätze gesucht. Hierfür ist die Burg Stuer ein Beispiel. Auf dem jetzt mit hohen Eschen bestandenen Burgplatz erhebt sich noch als Ruine der alte Wohnturm, Reste von Grund- und Kellermauern anderer Gebäude, vielleicht auch einer Ringmauer, umgeben ihn. Auch die Burgen, die sich zum Schutze einer Stadt über dieser erhoben, lagen teils auf einem Hügel

am Orte, wie Penzlin, Neustadt, Wittenburg, Gadebusch, teils auf einem durch einen Flußlauf oder durch Wassergräben geschützten Platze, wie in Lübz, Grabow, Plau. Von diesen bietet die Burg Plau, wenn auch von den Gebäuden nur noch ein Turm steht, durch ihren wohlerhaltenen Wall, unter dem noch der Ausfallweg zum See hinausführt, das beste Bild. In Wittenburg ist noch ein Turm als Ruine erhalten, in Penzlin noch einige Gebäudeteile, die alte Burg in Neustadt gibt noch ein gutes Bild einer alten Stadtburg, Abb. 18.

Nach Festigung der fürstlichen Macht und Einkehr friedlicherer Zeiten wurden manche Burgen in Schlösser umgewandelt, wie z. B. die in Gadebusch. Das

Abb. 18. Alte Burg zu Neustadt.

Schloß der Renaissancezeit hat noch eine sehr einfache Raumanordnung. Eine Langwand teilte den rechteckigen Bau, das „Haus", in eine vordere und eine hintere Reihe von Räumen. Eine Halle oder ein Saal ging auch von der vorderen zur hinteren Außenwand hindurch. Von einem Vorflur in der Mitte oder am Giebel, an den sich äußerlich eine Wendeltreppe zur Verbindung der Geschosse anschloß, betrat man die Flucht der Zimmer. Wurde der Schloßbau aus mehreren Flügeln im Winkel, in Hufeisenform oder geschlossen um einen Innenhof zusammengesetzt, so bildete jeder Flügel ein solches Haus. Eine offene Hofgalerie in allen Geschossen, an die sich Wendelstiegen anschlossen, verband die Räume. Die Massengestaltung dieser Schlösser war noch ganz mittelalterlich. Ein schlicht rechteckiger Baukörper, dem nur außen ein Treppenhaus angebaut war, trug ein hohes, steiles und mit Giebeln abschließendes Dach. Das Treppenhaus war meist als Turm geformt und mit einer Haube bedacht. Das Schloß zu Ulrichhusen gibt noch

ein gutes Bild eines solchen Baues, äußerlich auch die Schlösser in Gadebusch und Bützow, die freilich in ihrer Einrichtung verändert sind. Beim Fürstenhof in Wismar ist die ursprüngliche Gestaltung während der schwedischen Zeit der Stadt durch ein flacheres Dach verloren gegangen und bei der Instandsetzung des Hauses zum Gerichtsgebäude nicht wiederhergestellt, da sichere Anhalte für die alte Form fehlten. Das Bemerkenswerteste an diesen Schlössern ist die in Terrakotta durchgeführte Gliederung der Wandflächen, die durch Wandpilaster und Gesimse aus diesem Baustoff geteilt und deren Fenster- und Türrahmen, auch Giebelschmuck, aus roten Terrakotten gefertigt wurden. In den Gesimsfriesen finden sich auch Reihen von Medaillonbildnissen. Die glatten Wandflächen wurden geputzt, so daß sich die roten Gliederungen, die Meister Statius von Düren aus Lübeck lieferte, gut abhoben. Nach dem Herzoge Johann-Albrecht (1552 bis 1576), der diese Bauten aufführen ließ, wurde ihr Stil der Johann-Albrechtstil genannt. Auch von dem Schweriner Schloß gehören nach dem See hinaus belegene Teile dieser Zeit und diesem Stile an, während andere noch in der Renaissancezeit erbaute Teile dieses Schlosses Steinarchitektur nach holländischen Vorbildern zeigen. Das aus einem Kloster entstandene und später umgebaute Schloß in Dargun hat an der Hofseite des Nordflügels noch tüchtige Sandsteinarbeiten aufzuweisen. Der bedeutendste Schloßbau im Lande vor dem dreißigjährigen Kriege war das für den Herzog Ulrich von 1558 ab von dem Baumeister Franz Parr erbaute Schloß in Güstrow, Abb. 19. Die Raumgestaltung ist noch die alte, die Massengestaltung zeigt schon einige Fortschritte, namentlich aber ist die Flächengliederung schon von einem neuen Geiste erfüllt. Die Grundform des Schlosses ist die eines Hufeisens; in den drei Flügeln sind aber noch die drei „Häuser" erkennbar, deren jedes mit einem Giebel und beigestelltem Turm abschließt, so daß ein Massengleichgewicht noch fehlt. Der Mittelflügel wird von einem kräftig aus der Front heraustretenden Vorbau über dem Haupttore durchdrungen, der über Dach einen reichen, turmartigen Abschluß trägt. Die Türme enden mit verschieden gestalteten Hauben, reiche Schornsteinköpfe beleben die Dachflächen. Von besonders feiner Wirkung sind die säulengetragene Hofgalerie am östlichen Flügel und ein Erker hofwärts, ein Werk Philipp Brandins. Das Schloß ist ein Putzbau mit reicher Flächenbehandlung, zu dessen feineren Schmuckteilen aber Terrakotten verwandt und im Ton des Putzes getüncht sind.

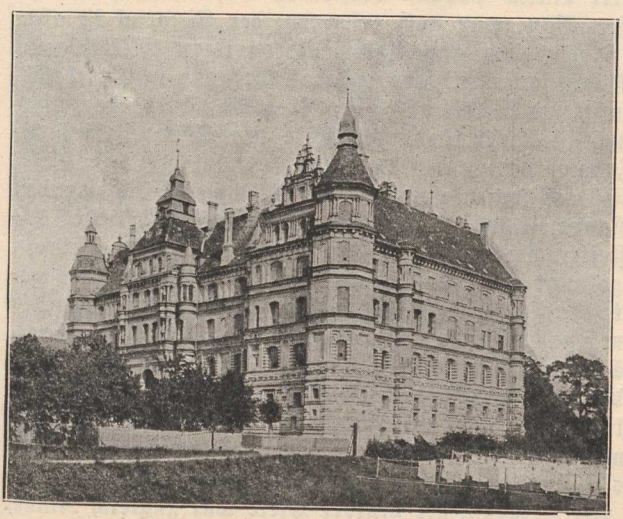


Abb. 19. Schloß zu Güstrow.

Jede Stadt, die etwas bedeuten wollte, mußte im Mittelalter wehrhaft sein. Manche Reste dieser Stadtbefestigungen sind auch in Mecklenburg bis auf unsere Zeit gekommen. In Rostock ist noch recht viel von der alten Wehr-

anlage vorhanden, von den „soeben Landduren, soeben Strandduren“ stehen freilich nur noch vier und teilweise stark verändert. In Wismar ist das Wassertor neben zwei Türmen und kleinen Mauerresten noch erhalten, Innentore stehen noch zwei in Teterow, eines in Ribnitz, Vortore noch zwei in Malchin, wo auch noch ein Turm und Mauerreste vorhanden sind. Weiter hat Wittenburg noch einige Türme und Mauerreste, letztere finden sich auch in Sternberg, Röbel und Parchim. Die Wälle und Gräben sind meist in gärtnerische Anlagen verwandelt. Auch die Stadtfeldmark war oft mit Wall und Graben, der „Landwehr“, geschützt, der Wall mit dichtem Dornengebüsch, dem Remel, bepflanzt. Bei Malchin sind noch große Strecken, bei Parchim einzelne Stücke der Landwehr erhalten und auch noch ein Wartturm, wie solche dort erbaut wurden, wo eine Landstraße die Landwehr durchschnitt, um eine Wache dorthin zu legen, wo das Vieh auf dem Felde weidete, was diesen Türmen den Namen „Kuhturm“ eintrug.

Einzelne Rathäuser im Lande zeigen noch Reste gotischer Bauteile, so das Rostocker in der jetzt hinter einem Vorbau versteckten Schildwand; das zu Parchim läßt den alten gotischen Bau zwar noch erkennen, der Eindruck ist aber infolge Umbaues, namentlich wegen des angefügten eigenartigen Mittelbaues nicht mehr der echte. Aus der Renaissancezeit steht noch das Rathaus in Gadebusch, ein mit stolzem Giebel und Laube zum Markt gekehrter Ziegelbau in derber, aber wirkungsvoller Gliederung, auch die bescheidene Rückseite des Schweriner Rathauses gehört noch dem 16. Jahrhundert an.

Rostock, Wismar und Güstrow haben noch manche Bürgerhäuser des Mittelalters und der Renaissancezeit aufzuweisen, stattliche Giebelhäuser, die sich mit der langen First des steilen Daches tief in das schmale Grundstück hinein erstrecken. Von der Straße gelangt man auf ihren Hausflur, neben dem gewöhnlich auf der einen Seite das schmale Wohnzimmer, bisweilen mit der erkerartigen „Utlucht“ versehen, ihm gegenüber das Kontor oder der Laden liegt. Im Hintergrunde lag die geräumige Diele und in diese hineingebaut Küche und Treppe zum Obergeschoß, in dem die Prunkräume des Hauses lagen. Von der Diele gelangt man in den Flügel und auf den Hof, eine Winde führt von der Diele auf die Speicherböden und in den Keller, der von der Straße durch Luke und Treppe zugänglich war. Das kleinbürgerliche Haus hatte meist nur an einer Seite des Ganges eine Stube mit Alkoven, die hintere Diele war zugleich Küche, oft auch Werkstatt, an die dann der Hof stieß. Das eigenartige hübsche Straßenbild, das aus der Aneinanderreihung von Giebelhäusern entsteht und das man im Süden und Westen noch in mancher Stadt sieht, ist aus unseren Städten durch die vielen Stadtbrände fast verschwunden, nur Neustadt zeigt noch kleine derartige Straßenstücke. Unter den Einzelbauten, die erhalten sind, steht das gotische Pfeiler-Giebelpaar am Schilde in Rostock obenan, ihm treten das Haus Hopfenmarkt 28 und das Stadtarchiv zur Seite. In Wismar hat das Pfarrhaus der Marienkirche den besterhaltenen Wohnhausgiebel, der „Alte Schwede“ am Markt und das Wädekinsche Hotel folgen ihm; in Güstrow zeichnet sich der spätgotische Giebel der Hansenschen Brauerei aus. Die Stadt hat ferner schöne Renaissancegiebel, darunter einige, bei denen sich ein kleiner Giebel der durch zwei Geschosse gehenden Auslucht vor den Hauptgiebel legt. Rostock hat in der Kistenmacherstraße und an der Marienkirche noch sehenswerte Häuser der Renaissancezeit, der bedeutendste Hausbau dieser Zeit aber ist das ehemalige Schabbelt'sche Haus in Wismar, von Philipp Brandin 1571 in holländischer Weise, d. h. mit schmalen Steingliederungen und roten Ziegelflächen erbaut, Abb. 20. Dem gleichen Künstler dankt Wismar auch ein reizendes kleines Werk, die Wasserkunst auf dem Markte, einen kleinen Zwölfeckbau in zierlicher Steinarbeit mit kupferner Haube.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Raumanordnung und Massengestaltung der Häuser eine völlig andere. Man stellte nicht mehr die Giebel, sondern die Langseiten an die Straße und ordnete je eine Reihe Räume an der Vorderseite und an der Hinterseite des Hauses an. Die Haustür wurde tunlichst in die Mitte der Vorderseite gelegt und bei langer Front die Mitte etwas herausgehoben, auch wohl durch einen flachen Giebel gekrönt. Als Eingangsraum liebte man eine geräumige Halle, an die im Hintergrunde die Treppe zum Obergeschoß anschloß. Die Höhe des Daches wurde herabgemindert, aber eine reichere Gestaltung der Dachformen gewählt, gerne wurde auch ein Mansarddach angewandt, dessen Flächen mit Dacherkern belebt wurden. Die Mehrzahl der nach diesen Grundsätzen erbauten Wohnhäuser wurde zwar im 17. und 18. Jahrhundert noch in Holzfachwerk errichtet, in den Städten aber die Straßenfront mit einem in matten Tönen getünchten Verputz versehen, oder es wurde die Vorderseite des Hauses als „Schürze" aufgemauert. Das Prunkstück des Äußern der Häuser wurden die Haustüren mit ihren blanken Messingbeschlägen, Einzelbeispiele, auch aus der Zahl der vornehmen Häuser, hervorzuheben, würde hier zu weit führen. Rostock, Wismar, Güstrow, Parchim, Waren haben noch eine größere Zahl guter Vertreter dieser Bauart, daneben in manchen Straßen noch unverdorbene Gruppen guter schlichter Häuser, wie sie auch in Malchin, Malchow und der Mehrzahl der übrigen Städte angetroffen werden. Einzig in ihrer Art aber ist die Schloßstraße in Ludwigslust, deren Häuser den beschriebenen Charakter in fast ungestörter Einheitlichkeit zeigen. Manche alte Giebelhäuser wurden im Zeitgeschmack umgebaut. Diese Giebel der Barockzeit folgen der Dachschräge nicht stufenweise, wie die der Gotik und der Renaissance, vielmehr geht eine geschwungene, oft schneckenförmig auslaufende Linie von einem oberen Giebelaufsatz bis auf die volle Wand herab. Die Giebel des Klassizismus dagegen suchen das Anstrebende, das einem Steilgiebel natürlich ist, in die Wagerechte zu zwingen, indem sie die Wand als Schildwand hochführen und mit Attika, Flachgiebel oder Bogengiebel abschließen. Schöne Beispiele hierfür bietet Güstrow, Barockgiebel sind in Rostock noch in größerer Zahl, einige auch in Wismar, einzelne im Lande zerstreut, so auch einer in der Schloßstraße in Schwerin, anzutreffen.

Abb. 20. Das Schabbelhaus in Wismar.

Auch die nach dem Dreißigjährigen Kriege erbauten Schlösser zeigen einen veränderten Charakter, der eine freundlichere Lebensführung verrät. Statt in die Höhe dehnen sie sich in die Länge. Eine in dem hervorgehobenen Mittelbau belegene Halle nimmt den Eintretenden auf. Breite Flure und stattliche Treppen machen die Räume zugänglich. Bei den größeren fürstlichen Schlössern kommen noch vorgezogene Seitenflügel hinzu, die einen kleinen Vorhof, den Ehrenhof, einfassen. Der Mittelbau nimmt die Festräume auf, an die sich die Wohnräume und in den Flügeln auch Gasträume anschließen.

Das älteste dieser fürstlichen Schlösser war das in Neustadt, für den Herzog Adolf-Friedrich durch den holländischen Baumeister Piloot um 1620 begonnen, aber wegen des Krieges erst 1717 unter dem Herzog Friedrich-Wilhelm von Leonhard Christoph Sturm vollendet. Im Innern ist es durch seine schönen Stuckarbeiten ausgezeichnet. Jetzt dient es als Verwaltungs- und Gerichtsgebäude. Einfach in der Erscheinung, doch hübsch auf einem Hügel über der Stadt gelegen ist das Schloß in Stavenhagen. Der bedeutendste Schloßbau im Lande ist das von dem Herzoge Friedrich, dem Förderer der Künste und Wissenschaften, und seinem Hofbaudirektor J. J. Busch 1772 bis 1776 erbaute Schloß in Ludwigslust, Abb. 21. Das Äußere ist in gelblichem Pirnaer Sandstein hergestellt, dem Schlosse gegenüber liegt die von Kapplunger geschaffene Kaskade, über der sich im Hintergrunde die Kirche erhebt; im Rücken des Schlosses dehnt sich der herrliche Schloßgarten mit seinen wundervollen Baumgruppen und Wiesenflächen. Eine der edelsten Leistungen des Klassizismus ist das Palais in Doberan, das der Großherzog Friedrich-Franz I. von dem Landbaumeister Severin 1806 bis 1810 erbauen ließ. Die lange Front des einfach-rechteckigen Hauses, deren Mitte durch eine nicht aus der Fläche heraustretende, durch beide Geschosse gehende Säulenhalle ausgezeichnet ist, schließt mit einem kräftigen Kranzgesimse und kleiner Attika ab, nach der Rückseite springt in der Mitte der ovale, äußerlich durch Pilasterteilung hervorgehobene Saal heraus. Das Palais wird durch das von demselben Architekten erbaute, gleichfalls am Kamp belegene Prinzenpalais ergänzt. Beide dienen jetzt Verwaltungszwecken. Der unter dem Großherzoge Friedrich Franz II. um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorgenommene Umbau des Schweriner Schlosses steht unter dem Einfluß der Romantik, des Bestrebens, zu den Erscheinungsformen einer vergangenen großen Zeit zurückzukehren. Daß wesentliche Teile des alten Schlosses ohne große Änderungen in den Neubau hineingezogen werden konnten, gab dazu neben den Anschauungen der Zeit den Anlaß. Ein auch nur kurzer Bericht über diesen Schloßbau muß an dieser Stelle leider unterbleiben (Bild siehe beim Aufsatz über meckl. Museen). Die weiteren Schloßbauten des mecklenburgischen Fürstenhauses fallen schon in die neuere, hier nicht mehr mit zu behandelnde Zeit.

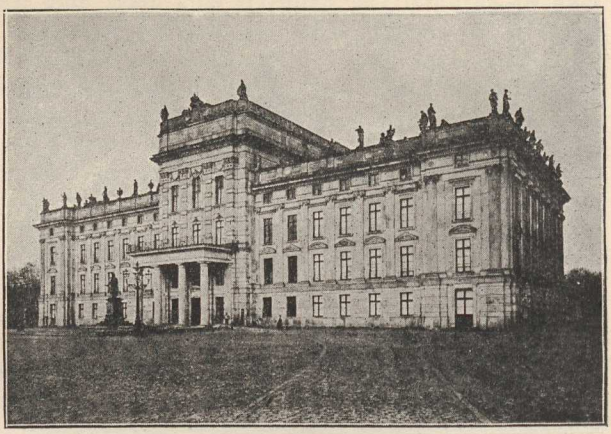


Abb. 21. Schloß zu Ludwigslust.

Auch der begüterte Landadel hat in Mecklenburg kunstgeschichtlich wertvolle Schloßbauten aufgeführt. An erster Stelle ist das von dem Generalmajor von Vieregge 1657 erbaute Schloß Rossewitz zu nennen, ein Werk des Hugenotten Charles Philippe Dieussart. Es ist ein rechteckiger, hoher Bau mit Walmdach und flachgiebeligem Mittelbau an der Vorderseite; nach hinten springen zwei kleine Flügel in den in französischem Geschmack angelegten Garten hinein, dem ein Buchenwald als Hintergrund dient. Recht groß ist die Zahl der Barock-Schloßbauten des 18. Jahrhunderts im Lande, auf welche die oben gegebene allgemeine Beschreibung

paßt. Als Beispiele seien die Schlösser in Ivenack, Diekhof, Vietgest genannt, sowie wegen seiner einzigartig schönen Lage am Malchiner See das Schloß Burg-Schlitz, das seinen Kunstformen nach schon etwas späterer Zeit angehört. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kam auch in den Schloßbau des Landadels ein romantischer Zug, der dahin führte, für das Landhaus die Bauten der englischen Neugotik zum Vorbild zu nehmen, die eine etwas freiere Gestaltung des Grundrisses und die Verwendung von Altanen, Erkern, auch eines Turmes erlaubte, was mit dem strengen System des Barockschlosses in Widerspruch stand. Kittendorf und Schlieffenberg seien als Beispiele genannt.

Als öffentliche Bauten der Barockzeit sind mehrere Rathäuser, darunter der Umbau des Rathauses in Rostock zu erwähnen, bei dem der alte gotische Kernbau mit dem wuchtigen, über einer Laube errichteten Vorbau an der Marktseite versehen wurde. Seine Mitte wurde durch einen Giebelaufbau ausgezeichnet, aus dem ein auf Säulenstellungen ruhender Balkon heraustritt. Auch Fritz Reuters Geburtshaus, das Rathaus in Stavenhagen, gehört als stattlicher Bau zu den besten seiner Art im Lande. Ebenso das Rathaus in Neustadt, am Markt hübsch hinter Bäumen belegen, auf dem hohen gebrochenen Dache ein zierlicher Dachreiter mit Säulenlaterne. Das in Fachwerk erbaute Rathaus in Boizenburg gibt so recht die Bedeutung und den Charakter eines Kleinstadtrathauses wieder und vereinigt sich mit seiner Umgebung zu einem der reizvollsten Stadtbilder; die Stadtwage in der Laube und die geräumige Diele im Obergeschoß wirken besonders anziehend. Würdig wirkt auch das Rathaus der an hübschen Straßenbildern reichen Stadt Grabow, gleichfalls ein Fachwerkbau in barocker Gestaltung. In Schwerin wurde 1785 nach einem Entwurf von Busch für städtische Zwecke das „Neue Gebäude" am Markt erbaut, eine Kolonnade toskanischer Säulen mit etwas vortretender Mitte und Mansarddach hinter einer Mauerbrüstung, das neuerdings durch geschickte Bemalung wieder hübsch zur Geltung gebracht ist. Die glänzende Fassade des Güstrower Rathauses hat in ihrer Gliederung schon Anklänge an den Klassizismus, ist freilich im Schmucke reicher als es diesem Stil sonst eignet. Der unbekannte Künstler muß mit den Formen des Louis XVI. so bekannt gewesen sein, wie es meines Wissens derzeit im Lande nur J. J. Busch war.

Unter den Bauten des Klassizismus zeichnen sich die Werke Severins in und bei Doberan durch edle Verhältnisse aus. Zu diesen Bauten gehört das Kurhaus in Heiligendamm, Deutschlands ältestem Seebade. Auf seiner der See zugekehrten Langseite öffnet es sich mit einer Säulenhalle, über der sich ein Flachgiebel erhebt; kleine geschlossene Endstücke geben auch der Front im ganzen wieder Geschlossenheit. In verwandtem Geiste ist auch die Front des Kurhauses in Sülze entworfen. Wessen Werk die Hauptwache in Rostock mit ihrem schlichten Bogengiebel und der wuchtigen Säulenvorhalle ist, ist nicht bekannt, eine gewisse Verwandtschaft mit der von Barca erbauten Kaserne in Ludwigslust läßt diesen Baumeister als ihren Verfasser vermuten. Ein weiteres Werk dieses Künstlers ist das 1817/19 erbaute Rathaus in Wismar, das sich trotz des Gegensatzes dem Bilde der vielgiebeligen Stadt gut einfügt. Auch Ribnitz hat ein schlicht-gediegenes Rathaus dieses Stiles, als dessen letztes Beispiel das frühere Postamt in der Krämerstraße in Rostock genannt sei, dessen Mitte durch eine stattliche Säulenstellung hervorgehoben ist.

Dem 18. Jahrhundert gehören auch die Hochbauten auf der Festung Dömitz, Kommandantur usw. an, schlichte, aber charakteristische Ziegelbauten, die der ganzen Anlage, Mecklenburgs letztem Wehrbau, der selbst im 16. Jahrhundert geschaffen wurde, einen beachtlichen Denkmalswert verleihen. Auch die Wälle mit ihren Kasematten und Gräben sind noch ganz in ihrer alten Anlage erhalten. Ein geschützt angelegtes Tor, dessen in Sandstein gefertigte Umrahmung Wappen und Inschrift

des Herzogs Johann-Albrecht trägt, führt durch die Kasematten in den inneren Raum der Festung, die sich beherrschend über der Elbniederung erhebt und die Einmündung der Elde in den Strom beschützte.

Unter den Bauten des 19. Jahrhunderts ist das 1825 von dem Oberlandbaumeister Wünsch erbaute alte Regierungsgebäude in Schwerin, im Stile des Schinkelschen Hellenismus, hervorragend. Die Rückkehr zu den Baustilen einer entfernten Vergangenheit führte bald zu einem übertriebenen Historizismus, der vereint mit bedenklichen Seiten der Romantik die Stilkunst des 19. Jahrhunderts schuf, über die ein Urteil zu sprechen, noch zu früh ist. Daß sie neben manchem, was nicht befriedigt, auch tüchtige Bauten hervorzubringen vermochte, zeigen die unter dem Großherzoge Friedrich Franz II. von seinem Hofbaurat Willebrandt erbaute Universität in Rostock und sein Museum in Schwerin.

## Mecklenburg-Strelitzer Schlösser.

Von Konrad Hustaedt, Neustrelitz.

Der Hamburger Vergleich im Jahre 1701 hatte dem Herzog Adolf Friedrich II. außer dem Kreise Stargard nebst Mirow, also dem heutigen Lande Stargard, das Fürstentum Ratzeburg zugesprochen. Dadurch wurde das Herzogtum, spätere Großherzogtum, begründet.

Durch den Dreißigjährigen Krieg waren große Teile des Landes verwüstet, andere grenzenlos verarmt. In der Kunst fehlten Mut und Fähigkeit, etwas zu leisten. Der Geist der Architektur im Norden war im Gegensatz zum Süden vorwiegend kühl-verständiger, philosophisch-literarischer Art, bis die aus Frankreich und Holland einwandernden, aus ihrer Heimat vertriebenen Reformierten (Hugenotten) ihn dadurch beeinflußten, daß sie das Barock mitbrachten. Berlin und Dresden wurden Mittelpunkte des neuen Baustiles. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gewann dann der Klassizismus immer mehr an Boden, eine Richtung, die sich gegen das Barock wandte und auf die römischen und griechischen Bauwerke zurückging. Aber lange bevor der Klassizismus beherrschend auftrat, wurde um 1720 eine andere Bauweise über den Rhein gebracht, das Rokoko. Es hat in Mecklenburg-Strelitz eine stattliche Reihe höchst beachtenswerter Werke geschaffen, auf die hier leider nicht ausführlich eingegangen werden kann. Eine besondere Bedeutung fällt dem Schloßbau zu. Von ihm soll, soweit die fürstlichen Schlösser in Frage kommen, im Nachstehenden kurz die Rede sein.

### 1. Residenzschlösser.

Nachdem die mittelalterliche Burg zu Strelitz, die nach dem Dreißigjährigen Kriege vielfach verändert und ausgebaut wurde, einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war, wurde zur vorläufigen Aufnahme der Hofhaltung 1716 das sogenannte „Weiße Haus“ erbaut. Schon vorher, im Jahre 1713, entstand das Prinzessinnenhaus, in dem später der Sprachforscher Dr. Daniel Sanders wohnte. In der Nähe der Stadt stand das heute verschwundene Schlößchen Christiansburg, das Wohnsitz der Witwe des Herzogs Adolf Friedrich II. bis zu ihrer Übersiedlung nach Mirow war.

Herzogliche Residenz wurde nun das 1726 gegründete, 1733 mit Stadtrecht begabte Neustrelitz, das ehemalige Gliencke. Das in den Jahren 1709 bis 1711

errichtete neue fürstliche Haus wurde nun als Residenzschloß ausgebaut. Es war ein Fachwerkbau auf quadratischer Grundfläche, mit zwei Stockwerken und Mansardendach. Dieses Gebäude bildet noch heute mit seinem Mittel, dem „corps de logis“ (Wohnhaus), den eigentlichen Kern des Schlosses. Die Erweiterung wurde 1726 bis 1731 durch Christoph Julius Löwe durchgeführt, einer mit feinem Stilempfinden begabten, am deutschen Barock geschulten Persönlichkeit. Der alte Bau wurde zu beiden Seiten als „corps de logis“ vergrößert und durch die beiden eine „cour d' honneur“ (Ehrenhof) schaffenden beiderseitigen Flügel, die mit Pavillons abschließen, erweitert. Die Seitengebäude sind einstöckig mit zweigeschössigem Mittelteil und hatten geschweiften Giebelaufsatz mit plastischem ornamentalen und figürlichen Schmuck. Der Schloßgarten wurde 1740 angelegt, gleichfalls durch Löwe, wie auch die Stadt.

Schloß zu Neustrelitz.

Unter Herzog Adolf Friedrich IV. wurde das Schloß massiv ausgebaut und besonders das Innere im Rokokostil glänzend ausgeschmückt. Sein Bruder und Nachfolger, Herzog Karl, seit 1815 Großherzog, ließ durch den Baumeister Christian Philipp Wolff, der auch als Bildhauer tätig war, außen und innen durchgreifende Neuerungen im klassizistischen Stil ausführen, wobei, sehr zum Nachteil der glänzenden Ausstattung des 18. Jahrhunderts, die Verzierungen aus der früheren Epoche zerstört wurden. Größere Umbauten fanden dann unter dem Großherzog Friedrich Wilhelm im Jahre 1865 statt. Er ließ durch den Baumeister Stüler, Berlin, und den Mecklenburg-Strelitzer Baurat Buttel den stadtseitig belegenen Flügel umbauen und Anbauten an den ihn flankierenden Pavillon vornehmen. Auch die Schloßkapelle wurde entfernt und die Gebeine des Gründers von Neustrelitz, des Herzogs Adolf Friedrich III., die vor dem Altar beigesetzt waren, in die Fürstengruft nach Mirow überführt.

Unter Großherzog Adolf Friedrich V. wurde in den Jahren 1905 bis 1909 der Bau abermals und in großzügiger Weise erweitert. Die Leitung war dem Hofbaurat Geyer, Berlin, übertragen. Das Schloß erhielt eine prunkhafte Ausstattung. Der weithin sichtbare Turm wurde nach dem Vorbilde desjenigen in Charlottenburg, der von Eosander von Goethe stammt, errichtet. Der über dem Mittelteil angeordnete Uhrturm gehört dem 19. Jahrhundert, die dem mittleren Teil des Erdgeschosses in ganzer Breite vorgelagerte Säulenhalle gehört der klassizistischen Zeit an. Letztere hat eine andere, die in barocker Linienführung gehalten war, ersetzt. Im Äußeren zeigt sich sonst der ältere Bau als dreigeschossiger, massiver Putzbau in barockem Charakter mit einfachem Satteldach.

Oberes Schloß zu Mirow.

## 2. Die Schlösser zu Mirow.

### Das obere Schloß.

Es wurde an Stelle des für die Witwe des Herzogs Adolf Friedrich II. 1709 erbauten, 1749 abgebrannten Fachwerkbaues nach den Plänen Löwes 1751 errichtet und unter dem Herzog Adolf Friedrich IV. ausgebaut. Es ist ein massiver, zweigeschossiger Putzbau mit leicht vorgezogenen Flügeln. Der Mittelbau ist durch einen Dreiecksgiebel mit ovalem Fenster geschlossen. Der Grundriß ist typisch für die baukünstlerischen Grundsätze Löwes. Über der Halle mit der seitlich abzweigenden Treppenanlage und dem dahinter befindlichen Gartensaal ist der die Tiefe beider durchmessende Festsaal angeordnet. Das Innere des Schlosses ist durch seine Dekorationen im Rokokostil bemerkenswert. Der Saal im Obergeschoß trägt an den Wänden eine Aufteilung durch Pilaster und darüber ein reiches Gesims. Ein

von festlichem Schwunge durchwehtes Raumgefühl beseelt ihn. Das Schloß umgibt eine geschmackvoll ausgestattete gärtnerische Anlage. Dem Schlosse gegenüber liegen Kavalierhaus und Küche, die aller Wahrscheinlichkeit nach an Stelle des 1709 abgerissenen mittelalterlichen fürstlichen Hauses 1765 erbaut sind.

### Das untere Schloß.

Anläßlich der Verheiratung des Prinzen Carl mit Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen im Jahre 1735 wurde ein einfacher einstöckiger Fachwerkbau mit dahinter angelegtem, bis an den See sich erstreckenden Garten errichtet. 30 Jahre später wurde das Haus zu einem zweistöckigen massiven Putzbau im Barockstil mit Mansardendach ausgebaut. Die Flächen waren ursprünglich rosa, die Architekturglieder weiß getönt. Das dreiachsige Mittel ist durch eine Pfeiler-

Schloß zu Fürstenberg.

stellung, die an den Ecken einzeln, zu beiden Seiten aber gekuppelt auftritt, ausgezeichnet. Schlanke Rundbogenfenster mit darüber angeordneten Ochsenaugen gewährten dem Saale die Belichtung. Die Ausstattung des Saales war ein glänzendes Denkmal des Barockstils in Mecklenburg-Strelitz. Leider wurde dieser Teil bei einem Brande 1841 zerstört und in veränderter, einfacher Form wiederhergestellt. Seit 1820 ist im Schloß das Landes-Lehrerseminar untergebracht, welches im Jahre 1924 einging

### 3. Das Schloß zu Fürstenberg.

Es ist eine glänzende Schöpfung der Gemahlin des Herzogs Adolf Friedrich III., Dorothea Sophie von Holstein-Ploen. Es liegt auf dem Mühlenkamp, der durch einen Havelarm von der ehemaligen Burg getrennt wird, und war zum Witwensitz der Herzogin bestimmt. Erbaut ist es von Löwe in zweigeschossiger, massiver Ausführung unter Satteldach in Putzarchitektur mit großzügigem, unter

Anlehnung an den des oberen Schlosses in Mirow gestalteten Grundriß und mit weit sich dehnenden, die etwa 30 Meter lange und 20 Meter breite cour d' honneur einschließenden Flügeln. Der dreigeschossige Mittelbau mit dem durch einen Segmentbogen mit Stuckornament geschlossenen Portal zeigt eine Gliederung durch glatte Pilasterstellung. Hohe Rundbogenfenster mit darüber angeordneten Ochsenaugen lassen auch im Äußern den dahinterliegenden, die ganze Tiefe des Schlosses durchmessenden Saal erkennen. Ein Giebelaufsatz in ausgesprochenen Barockformen mit dem mecklenburgischen Wappen und dem dänischen Elefantenorden schließt das wieder von feinen Stuckverzierungen in den eleganten Formen des Rokoko übersponnene Risalit ab. Diese an sich schon reiche Formensprache übertreffen noch die Stirnseiten der Flügel in ihrer ungemein flüssig behandelten Komposition der

Schloß zu Hohenzieritz.

architektonischen wie dekorativen Mittel. Seit 1912 dient das Gebäude anderen Zwecken. Mehrere Gemächer mit Stuckverzierungen sowie die stattliche, in Eichenholz geschnitzte Haupttreppe sind erhalten.

### 4. Schloß Hohenzieritz.

Die Anfänge des ehemals einstöckigen Hauses gehen auf Johann Christian von Fabian zurück, der als Lehnsvasall im Jahre 1746 den Bau an der Stelle eines bereits früher vorhandenen, durch Brand zerstörten Hauses begann und 1751 in massiver Ausführung vollendete. Im Jahre 1790 ließ Prinz Carl, der spätere Herzog und dann Großherzog, nach einem Entwurf Dräsekes ein zweites Stockwerk in Fachwerk aufsetzen. Die innere Ausstattung ist klassizistisch mit mancherlei Erinnerungen an die Königin Luise, die hier am Frühmorgen des 19. Juli 1810 starb. Im Schloßgarten steht das vom Herzog Carl errichtete Denkmal und der mit einer Marmorbüste der Königin geschmückte Tempel. Das Sterbezimmer der Königin befindet sich im Erdgeschoß. Es enthält das in Marmor gearbeitete Kopfstück der Königin von Rauch nach dem Charlottenburger Original sowie deren Grabstatue in Gips nach dem Original im Hohenzollernmuseum.*)

*) Vergl. Hohenzieritz, seine Kunstdenkmäler und Erinnerungsstätten, von Arch. Konrad Hustaedt, Konservator am Landesmuseum zu Neustrelitz. Zu beziehen vom Verfasser oder Buchhandlung Michaelis-Neustrelitz gegen Einsendung von Mark 1.50 und 10 Pfg. Porto.

Nicht vergessen mag werden das Schloß zu Neubrandenburg. Der im Jahre 1775 begonnene Bau des Palais ist der Vorliebe des Herzogs Adolf Friedrich IV. für seine Vorderstadt Neubrandenburg zuzuschreiben. Erbaut ist es unter der Leitung des Baukommissarius Christoph Heinrich Wier. Das mit großer Raumverschwendung angelegte Haus ist mit der einen Längsseite dicht an eine Straße gerückt, die den eigentlichen Platz mit dem von Löwe ausgebauten Rathause seitlich liegen läßt. Einen desto freieren und größeren Spielraum entfaltet es auf der anderen Seite. „Es will im dicht umbauten Platz durch die Seitenflügel sozusagen nochmals einen Raum mit Wänden umfassen, in diese konkave Bildung den Blick hineinziehen, sammeln. Der Bau macht deutlich, wie er ohne besondere Höhen- und Prunkentfaltung eine fest beherrschende und vornehm repräsentierende Haltung gewinnen kann, nur aus der vollkommenen Klarheit der Beziehungen und Maßverhältnisse zwischen Grundriß und Aufriß, Platz und Nachbarschaft, Haus und Dach.“ (Wolf, Die schöne deutsche Stadt.) Die Innenausstattung ist klassizistisch gehalten. Der die ganze Tiefe des ersten Stockwerks durchmessende Saal ist zwei Stockwerke hoch und nach außen durch Ochsenaugen kenntlich. Er zeigt eine Aufteilung durch korinthische Pilaster. Die Zwischenräume sind mit musikalischen Attributen geschmückt.

Das Schloß zu Weisdin, heute Pächterwohnhaus, ein in idyllischer Lage am Mittelsee gelegener zweigeschossiger massiver Putzbau (1749) und das auf weitschauender Höhe im Nemerower Holze von Buttel erbaute Lustschloß Belvedere (1821) sollen hier nur erwähnt werden.

# Altmecklenburgische Sitten und Bräuche.

Von Professor Dr. h. c. R. Wossidlo, Waren.

Die Fülle der heimischen Bräuche hier in ihrer Gesamtheit auszubreiten, ist bei der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes leider unmöglich. Ich muß mich auf eine kurze Auswahl beschränken und auch in den Bemerkungen über den ursprünglichen Sinn der vielfach auf uralte Anschauungen zurückzuführenden Sitten größte Zurückhaltung üben. Manche Bräuche gebe ich in der Mundart, so wie ich sie von meinen Gewährsmännern schildern hörte.

Ich beginne mit den Kalenderbräuchen und folge der Ordnung des Kirchenjahres. Und da muß ich an die Spitze einen Brauch stellen, dessen heidnischer Charakter mit Händen zu greifen ist: das ist der Umzug vermummter Gestalten in der Adventszeit, wenn der **Ruklas**, d. h. der rauhe, in Erbsenstroh gehüllte Nikolaus mit seinen Genossen im Dorfe umgeht. Eine Feier des Nikolaustages selbst (also des 6. Dezembers), wie sie in anderen deutschen Ländern üblich ist, kennen wir in Mecklenburg nicht; bei uns findet der Umzug immer erst in der letzten Woche vor Weihnachten, meistens am Heiligabend, statt. Gefolgt war Nikolaus im

siebzehnten Jahrhundert, wie wir aus einer herzoglichen Verordnung*) wissen, vom heiligen Martin. Heute begleiten ihn der Schimmel, der Zägenbuck, der Spitzkopp, der Knapperdacks oder Klapperdacks (so genannt wegen des zusammenklappbaren Unterkiefers, den der Kopf dieser Gestalt trägt), der Rumprecker, Rumpsack und andere Genossen.

Geht man daran, die verwirrende Masse der Einzelformen dieses Brauches zu ordnen, so ergeben sich allerlei örtlich begrenzte Gruppen. Besonders beachtenswert ist, daß im Südwesten der Ruklas (oder Klingklas) immer nur am Sylvester-Abend erscheint, während am Christabend der Kinnjees (d. h. Kind Jesus) oder Kannjees oder Konnjees umgeht, ein in ein weißes Gewand gehüllter Bursche, der die Kinder zum Beten mahnt.

Daß der Ursprung des ganzen Brauches ins Heidentum zurückgeht, macht schon der Charakter der von den Kindern den vermummten Gestalten zugerufenen Reime wahrscheinlich, die zum größten Teil von starker Derbheit sind und vielfach auf eine freilich unbewußte Verspottung christlicher Kultformen hinaus laufen. Beweisend ist auch die fast in jedem Dorfe umlaufende Sage, daß den Ruklasgängern, sobald sie die Feldgrenze überschreiten, um ihren Umzug im Nachbardorfe zu halten, der ähnlich vermummte Teufel gegenübertritt, der sich dann meistens den übermütigsten aus der Schar als Opfer ausersieht. Viele Eltern dulden denn auch in einem dunklen Gefühl für das Heidnische des Brauches nicht, daß sich ihre Söhne an den Vermummungen beteiligen.

---

Das **Weihnachtsfest** ist oder war früher mit dem Gefühlsleben unseres Landvolkes nicht so eng verwachsen, wie wir Städter das wohl anzunehmen geneigt sind. Olljohrsabend wir dat eigentliche Fest, Wihnachten nich, sagte mir noch kürzlich ein Alter in Altstrelitz. Der brennende Lichterbaum, der übrigens nach dem Ergebnis neuerer Forschung zu uns erst im Dreißigjährigen Kriege von Schweden her gedrungen ist, war noch vor etwa siebzig Jahren unserem Landvolke (abgesehen von den Gutshöfen und Pastorenhäusern) fremd; noch heute treffe ich auf alte Leute, die ihn in ihrer Kindheit nicht gekannt haben.

Die *Bescherung* war darauf beschränkt, daß die Kinder die abends auf das Fensterbrett gelegten Pudelmützen morgens mit Has'poppen, Safranpöppings o. ä. gefüllt vorfanden, die der „Kinnjees" oder „Helechrist" in der Nacht gebracht hatte. In der Lübtheener Gegend wurde früher ein Teller am Sylvesterabend herausgesetzt, nicht am Heiligabend. Olljohrsmudder hadd dat brächt, würd denn seggt.

In Carwitz bei Feldberg wurde den Kindern gesagt, der Helechrist mit seinen Gaben komme auf einem Schimmel vom Hauptmannsberg geritten. In Warnemünde wurde ihnen vorgeredet, der Julebock sitze auf dem Kirchturm und werfe allerlei Geschenke herab. Die uns geläufige Julklappsitte ist neuerdings aus der Insel Poel in der Form bekannt geworden, daß die Mädchen den Knechten Puppen ins Bett legten mit anzüglichen Reimen. Ich vermute, daß dieser Brauch von der Schwedenzeit des Amtes Wismar her übrig geblieben ist.

Etwas Farbe und Leben kam in die stille Feier des Tages durch den *Umzug der blasenden Hirten* und Wildwächter, die, z. B. in Kummer bei Ludwigslust, bis vor ganz kurzem in jedem Bauernhause festlich bewirtet wurden. Zum Teil erhielten sie dabei auch ein Gebäck von bestimmter Form: der Schweinehirte einen oben mit zwei Spitzen versehenen „Hürnstöter", der

*) Abgedruckt bei Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, 2 Bände, Wien 1879 und 1880, II. S. 222 f.

Schäfer ein rundes „Lifbrot“. — Besonders feierlich ist der Weihnachtsumzug der Hirten in Röbel. Dort ziehen die städtischen Hirten Heiligabend in der ganzen Stadt umher. Einer trägt eine Laterne, auf der die Erscheinung der Engel vor den Hirten dargestellt ist. Andere blasen auf großen Hörnern. Einer sammelt kleine Gaben ein: der sogenannte Kohdaler, d. h. ein großes kupfernes Fünfpfennigstück, war früher die übliche Spende. „Nu kömmt de Heilchrist“, heißt es, wenn das Blasen hörbar wird; der Weihnachtsbaum wird nicht eher angezündet, bevor die Hirten in der Straße erschienen sind.

Ein beliebtes Spiel am Heiligabend ist das Nüsseraten: Hölteritt — kloeteritt; Carl Bayer hat es ja in sein Schauspiel „Ut de Preußentid“ übernommen.

Das Vieh erhält vielfach am Christabend besseres Futter als sonst; der Hund meist das „Fifurt“ (d. h. Fünfeck).

Doch fehlt es nicht an Einzelzügen, in denen der tiefere Sinn des christlichen Festes hervorbricht. So z. B. wenn ein alter Imker in Mirow an diesem Abend glaubte die Bienen reden zu hören: „Dat kann man jo dütlich hüren, dat se denn summen: Ehre sei Gott in der Höhe.“ Ein alter Bauer in der Wittenburger Gegend war vom Vater her gewohnt, am Heiligabend ein brennendes Licht auf die Futterdiele zu stellen: dat Veeh möt doch ok gewohr warden, so erklärte er mir das, dat unſ' Heiland geburen is. Freilich diese christliche Deutung des von den Vätern überkommenen Brauches kann auf jüngerer Übertragung beruhen. In der Lübtheener Gegend heißt es: Heiligabend ſall man Licht brennen, dormit dat Fru Gaus' ſeihn kann. Das ist das heidnische Wesen, von dem wir gleich hören werden.

---

Jenes Zurücktreten des Weihnachtsfestes ist schon dadurch bedingt, daß am Heiligabend die gefürchtete Zeit der **„Zwölften“** (d. h. der zwölf Tage — vom 25. Dezember bis zum 6. Januar) beginnt. Wir Städter vermögen uns kaum eine Vorstellung davon zu machen, welche Gewalt der Zwölftenglaube noch heute im Südwesten des Schweriner Landes, dem großen Bauernrevier, über die Herzen hat. Ich habe im Jahre 1910 die ganzen zwölf Tage in der Eldenaer Gegend in engster Berührung mit dem Landvolke verlebt und immer wieder ſtaunen müſſen. Die Furcht vor einem weiblichen Wesen, das in jener Zeit auf Erden umherzieht, (Fru Waur, Fru Waus', Fru Gaur, Fru Gaus', Fru Goden o. ä. genannt) ist es, die die Gemüter im Banne hält. Fru God' hett twölf Hunn': dat sünd jo de Twölften: so erklärte ein altes Mädchen in Parchim aus Steinbeck. In der Mirow-Wesenberger Gegend wurde diese Gottheit bis vor etwa vierzig Jahren leibhaftig dargestellt. Als Mudder God'ſch zog ein Burſche, mit einem Sommerhut, Hede vor den Augen, im Dorfe umher. Dabei drang er besonders in diejenigen Häuſer ein, in denen ein „Spinnklub“ gehalten ward, prüfte die Spinnräder und füllte die Wocken fauler Spinnerinnen mit Pferdeäpfeln, die er im Sacke mit ſich führte. — Bei Redefin herum wurde früher von Burſchen, die ſich Felle usw. umgebunden hatten, „Fru Waus'“ gespielt. — Auf die sehr schwierige Frage, in welchem Verhältnis diese weibliche Gottheit Fru Waur usw. zu dem Waur der Wilden-Jagd steht, kann ich hier nicht eingehen. Nur das ſei gesagt, daß die Vorstellung von einer weiblichen Zwölftengottheit auf ſlawiſchen Einfluß zurückzuführen ist. Gerade hier im Südwesten haben ſich in allerlei Dingen, in Bräuchen, Sagen, Flurnamen, in der Sprache, im Hausbau, ja ſogar im Geſichtsſchnitt der Bewohner ſlawiſche Spuren mit großer Klarheit erhalten.

Die Kinder werden gemahnt, artig zu ſein: ſüs kümmt Frau Gaus' mit de gälen Hunn' un nimmt jug mit.

Um sich vor diesem gefährlichen Wesen zu hüten, ist größte Vorsicht geboten. Alles Ackergerät, das Gasselgeschirr vom Backofen wird unter Dach und Fach gebracht. Der Sothaken wird abgehängt; in den Sot wird Salz gestreut: süs supen Fru Waus' ehr Hunn' dat Water ut. In die Eiswake wird eine Feuerkohle geworfen. Ein Kreuzdornstock oder ein Feuerstahl wird ins Heu gesteckt. Alle Türen werden nach Sonnenuntergang dicht verschlossen gehalten.

In dieser heiligen Zeit, in der die Natur wie abgestorben erscheint, sind allerlei Verrichtungen streng verboten. Man darf nicht ausdüngen: süs halt Fru Waur de Kinner ut 'n Huf'. Man soll den Wolf, den Fuchs, das Ungeziefer in dieser Zeit nicht beim rechten Namen nennen: statt Wolf muß man sagen de Grag', de Grief', dat Eisk, dat Undiert, statt Ratte Boenlöper u. ä. m. Man darf nicht spinnen auf gewöhnliche Art. Auch in den Städten wird noch heute vielfach in den Zwölften nicht gewaschen oder wenigstens Wäsche draußen nicht getrocknet; wer in de Twölften den Durnbusch upkrönt, möt in 't ni Johr den Rosenbusch (auf dem Kirchhofe) krönen. Kann man das Waschen nicht umgehen, so trockne man unter dem „Vörschuer" (d. h. dem Raum unter dem vorspringenden Dach), ist die alte Vorschrift in den Dörfern. De Ollen säden: Man dörf keen Tüg buten hängen laten, dat Fru Waur dat nich bekleckern ded', heißt es in Garwitz. — Endlich: Man darf nicht heiraten und keine Kinder taufen lassen in den Zwölften. Diese beiden Verbote beleuchten mit besonderer Klarheit den heidnischen Charakter dieser Zeit.

Andere Werke haben gerade in diesen Tagen besonderen „Däg'". Man soll Saathafer dreschen: er bringt das zwölfte Korn. Man soll Lichter gießen: sie brennen heller als andere. Man soll Zwölftengarn spinnen, aber rückwärts; durch solches Garn werden kranke Kinder hindurchgesteckt. Vor allem soll man den Zwölftenbesen binden. Rückwärts muß man in den Wald hineingehen und die Birkenreiser abbrechen oder abreißen (nicht abschneiden). In derselben Spur, in der man gekommen ist, muß man wieder herausgehen. Auf dem Feuerherde sitzend muß man dann an jedem der zwölf Tage etwas an dem Besen arbeiten, und diesen Besen darf man das ganze Jahr hindurch nur dazu benutzen, um Pferde und Kühe damit abzufegen; dann werden sie vor allem Unheil bewahrt bleiben.

---

Der **Sylvesterabend** oder „Olljohrsabend", wie er im Volksmunde heißt, ist der große Tag des Orakels, vor allem des Liebesorakels für die jungen Mädchen. Diese sehen nackt zwischen den Beinen hindurch in den Backofen (in dem sie vorher ein Feuer angezündet haben), um den Zukünftigen zu erblicken. „En Dirn hett ok inkäken; dor hett de Deuwel in 'n Backaben säten; de hett sick naher uphängt." Oder sie müssen den Staub aus den vier Ecken des Zimmers in die Mitte zusammenfegen und sich dann, festlich geschmückt, hineinsetzen und in eine mit Wasser gefüllte Schale sehen. Oder sie zünden zwei Fluſch Hede an und lassen sie hochfliegen, um zu sehen, ob sie sich in der Höhe vereinigen. Oder sie reiten auf einem Besenstiel zum Schweinestall und klopfen mit dem Besen dreimal an. Wenn dann ein Ferkel zuerst antwortet, bekommen sie einen jungen Mann. Wenn oewe 'ne oll Soeg' gnurrt, denn möten se sick mit 'n Wittmann (d. h. Witwer) tofräden gäben.

Aber auch Männer suchen vor Beginn des neuen Jahres die Zukunft zu erforschen — wie ja das Befragen des Schicksals tief im deutschen Volkstum wurzelt. Man hängt sich ein Erblaken um, geht rückwärts hinaus und schaut auf das Dach des Hauses, ob eine Wiege oder ein Sarg oder ein Hochzeitswagen darauf zu sehen ist. Der Großknecht hängt sich nach Beendigung des

Abendeſſens das Tiſchlaken um und geht in die Ställe, um zu ſehen, wieviel Vieh von jeder Art liege und wieviel ſtehe: danach richtet man die Aufzucht des Jungviehs ein u. a. m.

Die Spökenkiker, die mit der Gabe des zweiten Geſichts behaftet ſind, ſcheuen ſich, an dieſem Abend auf den Kirchhof zu gehen, weil ſie dort alle diejenigen erblicken, die im nächſten Jahre ſterben werden. Wenn ihnen dabei ein Geſicht vor Augen kommt, das ſie nicht kennen, dann ſind ſie ſelber dem Tode verfallen.

Auch das Vieh kann in dieſer Nacht in die Zukunft ſehen. Eine weit im Lande verbreitete Sage meldet, daß der Knecht eines Bauern einen Ochſen zu dem anderen ſagen hörte: „In dit Johr blifft unſ' Herr dot" — was denn auch eingetroffen ſei.

Aber auch auf die Abwehr böſer Geiſter, die bei dem Anfang eines jeden neuen Zeitabſchnittes auf der Lauer liegen, muß man bedacht ſein. Ein Bauer in Peckatel bei Schwerin legte am Sylveſterabend eine große eiſerne Kette vor das Tor ſeines Hofes und ließ den Großknecht die ganze Nacht hindurch dabei Wache halten. — Im Südweſten geht der Bauer vielfach, eine Senſe laut ſchärfend, durch alle Räume des Hauſes: es iſt eine uralte Anſchauung, daß Lärm die Geiſter verſcheuche. Oder er umwandert das Gehöft und ſchießt an allen vier Ecken des Hauſes oder in den Sot hinein: dat ni Johr möt anſchaten warden.

Aber auch manche Regeln anderer Art wollen an der Jahreswende beachtet ſein. Obſtbäume z. B. werden „gehalſt", d. h. mit einem Strohband umwunden; oder das jüngſte Kind des Hauſes ſteckt ein kleines Geldſtück in die Rinde oder legt ein Stück Brot an die Wurzel mit den Worten: „Ick bring di wat in 't oll Johr, giff du mi wat in 't ni Johr". Wenn dieſer Brauch von dem unmündigen Kinde vollzogen werden muß, ſo beruht das auf dem Glauben, daß der Keuſchheit eine beſondere Kraft innewohnt.

Wer guten Flachs im neuen Jahre haben will, muß ſehen, daß er der erſte ſei, wenn alles ſich zur Kirche drängt, um mit der Glocke zu beiern. — Vielfach wird gebacken am Sylveſterabend — aber nicht im Backofen draußen, ſondern auf dem Herde. „De Hierd möt Olljohrsabend bebackt warden, süs kümmt de Drak un halt ſick wat." Von dieſem Brote, das im Südweſten den bedeutſamen Namen Marikenbrot (alſo das Brot der Mutter Maria) führt, erhält alles Vieh eine Probe. — Für die Dienſtboten wird der Tiſch reich gedeckt; es iſt ja Bullbuksabend: „Nägen Gerichte möt'n up 'n Olljohrsabend äten". —Auch die Bienen werden nicht vergeſſen. Min oll Badder künn toletzt gor nich mihr gahn; oewer Olljohrsabend led' em dat nich in'n Bedd. Denn kröp he na ſin Immenſchuer un ſchöt, wenn de Kirchenklock twölf ſlahn ded', dreemal mit 'ne oll Piſtol oewer dat Schuer un ſäd' denn: „So, Immen, nu wünſch ik jug 'n fröhliches Nijohr".

Am **Neujahrsmorgen** wird in den Börmtrog, aus dem das Vieh getränkt wird, eine Katze geworfen: alles Unglück des neuen Jahres ſoll auf dieſes Tier kommen und das Vieh verſchont bleiben.

Erſt am **Dreikönigstage** hat der Zwölftenbann ein Ende. Der Umzug der „Sterndreher" oder „Stiernkiker" hat wohl zuletzt auf der Inſel Poel ſtattgefunden. Drei Männer waren als die Heiligen drei Könige verkleidet, der eine drehte einen großen aus einem überklebten Siebrande hergeſtellten Stern.

Der **Fastnachtsabend** ist früher bei uns in Mecklenburg als großes Eß- und Trinkgelage gefeiert worden — wie ein Pastor der Gnoiener Gegend es im siebzehnten Jahrhundert ausdrückt: „Die Fastnacht-Schwärmer schämen sich nicht vor Gott oder Menschen, saufen sich voll und gießen das Bier ein wie die Kuh das Wasser.“ Polizeiliche Verbote blieben ohne Wirkung. Noch vor etwa sechzig Jahren währte bei Rostock herum die Feier von Mittwoch bis Sonntag, im Ratzeburgischen (vgl. Mecklenburg V. S. 11) sogar eine ganze Woche hindurch. Im Südwesten wurden die Kosten des Festes von den Mädchen bestritten. Dafür hatten sie bei dem Tanz das Kommando. Als Zeichen ihrer Herrschaft ward ein großer Pantoffel im Saal unter der dort angebrachten, reich mit „Lexen“ verzierten Krone befestigt. — In der Stavenhagener Gegend steckten die Knechte am Abend vor der Feier den Mädchen, die sie gern hatten, einen „Fastelabendstruß“ ans Fenster. — In Kraak mußten sich beim Fastnachtbier die etwa neu zugezogenen Bauern in die „Snutenlad'“ einkaufen, die der Schmied des Dorfes in Verwahrung hatte, wobei sich der Preis nach der Größe der Nase richtete.

Auch an allerlei Vermummungen hat es nicht gefehlt. In Plau zogen am Fastelabend die Tuchmachergesellen umher. Einer hatte sich als Bär verkleidet; so ging es zu den Meistern, die die übermütige Schar bewirteten. Am Abend war ein Tanzfest der Zunft. Durch das ganze Land verbreitet war früher das Auftreten des „Schimmelreiters“, der oft von einem ganzen Gefolge (einem Schmied, Dr. Eisenbart u. a. m.) umgeben war. Zum Schluß pflegte der Reiter die ganze Festgesellschaft aus einer großen Flasche zu besprengen.

In den meisten Teilen Mecklenburgs wurde in der Fastenzeit früher das sogenannte Stüpen vorgenommen, das aus Reuter's Dörchläuchting (V. S. 71) bekannt ist. Mit einer abgeschälten Haselrute oder einem Vogelbeerzweig in der Hand drangen die Knechte in die Mädchenkammer, um die Mädchen zu schlagen. Das ist ein uralter, durch ganz Europa hindurchgehender Fruchtbarkeitszauber: die Lebenskraft der frischen Pflanzentriebe soll durch das Schlagen auf den Menschen übertragen werden — wie in Rußland dabei gerufen wird: Krankheit in den Wald, Gesundheit in die Gebeine. Im größten Teile von Mecklenburg-Strelitz wird dieser Brauch am Ostermorgen vollzogen. In Neustrelitz selbst sind es meist die Kinder, die die Eltern oder größere Geschwister schlagen mit dem Spruche:

Stüp, stüp, Osterei,
giffst du mi keen Osterei,
slah ik di dat Bedd intwei.

Diese Form des Brauches findet sich auch in der Mark Brandenburg. Das Land Stargard weist auch sonst allerlei Abweichungen auf, die in der Herkunft der Kolonisten ihren Ursprung haben. — Bei Zarrentin herum hieß das Schlagen mit der Lebensrute „steffen“, weil es am Stephanstage (also am 26. Dezember) vorgenommen wurde. — In der Neubrandenburger Gegend und anderswo schlugen früher auch die Müllergesellen die Hausfrauen, denen sie Mehl zu liefern pflegten, mit Sträußen von Myrten und Lorbeer.

Besonderen Charakter hatte die Fastenzeit an der Ostseeküste, wo die Kinder, Gaben heischend, mit dem Rummelpott umgingen, d. h. mit einem mit einer Schweinsblase bespannten Topf, in dessen Mitte ein Stock gesteckt war, durch dessen Umdrehung ein rummelndes Geräusch hervorgebracht wurde. In Poel gehen die Kinder hie und da noch heute umher, um kleine Gaben zu erbitten. Früher trugen sie dabei große Stöcke, in welche Zweige hineingesteckt waren, auf denen allerhand Geschenke befestigt wurden.

Die Heiligkeit des **Karfreitages** tritt bei uns in allerlei Einzelzügen klar hervor. Die Stille des Tages wurde früher streng gewahrt. Allerlei Frauenarbeit, z. B. Nähen, ist verboten. Auch in der Nahrung wird vielfach strenge Enthaltung geübt. Vom Hecht darf man am Karfreitag nicht essen, weil er das Leiden Christi im Kopfe trägt. — Auch dem Vieh wird völlige Ruhe gegönnt. Ein Bauer in Wendischhagen litt nicht, daß am Karfreitage seine Pferde aus dem Stalle kamen. Wenn seine Frau und seine Töchter zur Kirche ins Kirchdorf wollten, mußten sie zu Fuß gehen. Übrigens, Kinder müssen an einem Karfreitage zum ersten Male zur Kirche gehen: dann werden sie klug.

Schön ist der alte Seemannsbrauch, am Karfreitage halbmast zu flaggen, wie ich das noch 1906 in Rostock beobachtet habe. In dem Bezirk, wo früher die Rehna-Ratzeburger Volkstracht getragen wurde, legten die Bauernfrauen am Karfreitag bei dem Kirchgang stets die Trauertracht (nicht die Festtracht) an, und zwar in der Form, wie sie für die tiefste Trauer vorgeschrieben war. Ja, eine Frau in Neukloster sagte mir, daß es früher ein Gebot bäuerlicher Etikette gewesen sei, am Karfreitage beim Läuten der Glocken zu weinen.

Aber auch die Natur nimmt Teil am Schmerz über den Tod des Erlösers. Wie man in der Magdeburger Gegend glaubt, daß am Karfreitage die Vögel nicht singen, so kommt nach dem Glauben unseres Volkes an diesem Tage die Sonne nicht in voller Klarheit hervor. Stillen-Fridag geiht de Sünn' nich ornlich up. Achten S' dor mal up: dat is ümmer dämmerig un häbenschattig, sagte mir Ostern 1923 in Lübtheen eine alte, aus Probst-Jesar stammende Frau. — Sehr fein ist die Vorstellung, daß in der Nacht zum Karfreitage Zauber nicht ausgeübt werden könne. De Schepers hebben jo früher de Hörten bespräken (d. h. durch Bannspruch vor Dieben sichern) künnt, oewer nich in de Stillfridagnacht.

Viele Sagen der Heimat erzählen von Strafen, die solche Menschen erdulden mußten, die die Heiligkeit des Tages zu entweihen wagten: so die Sage vom ewigen Aalblüser, der noch heute umgeht, weil er am Karfreitage Aale durch Blüsfeuer gefangen hat, die weitverbreitete Sage von den Kartenspielern am Karfreitage, zu denen sich der Teufel gesellt u. a. m.

---

Die Feier des **Osterfestes** trägt bei uns in Mecklenburg im wesentlichen die bekannten Züge. Die Erinnerung an die *Osterfeuer* ist in der lebenden Überlieferung bis auf geringe und unsichere Spuren erloschen. Ich vermute aber, daß der Name Paaschbarg, d. h. Osterberg, der mehrfach an Bergen haftet, in denen vorgeschichtliche Gräber gefunden sind, auf solche, an altheiliger Stätte abgebrannte Osterfeuer zurückgeht.

*Osterwasser* wird noch heute vielfach geholt; aber vor Sonnenaufgang und stillschweigend muß es geschöpft werden. Wenn man sich darin wäscht, bleibt man von Sonnenflecken verschont. Auch das Vieh wird vielfach mit Osterwasser getränkt. — Merkwürdig ist die Sage, daß die Zwerge, die im Karkebarg in Plate bei Schwerin hausen, erlöst werden können, wenn sie mit Osterwasser besprengt werden. Aber jungfräulich muß das Wasser sein, d. h. es darf niemand vorher aus der Quelle geschöpft haben.

In Woldegk breiteten früher die jungen Mädchen am Abend vor Ostern große Laken aus und badeten sich dann morgens in dem darin aufgefangenen Tau, um schön zu werden.

*Ostereier* (Paascheier) waren früher ein feststehender Bestandteil des Hirtenlohns. In der Mirower Gegend standen die Ochsenknechte in der Osternacht gegen zwei Uhr auf, um Eier zu kochen; mit dem Wasser wurde den

Ochsen der Hals eingerieben. Durch das Kochen geht nach dem Volksglauben die geheimnisvolle Kraft auf das Wasser über. Das scheinbar leblose und doch keimendes Leben in sich bergende Ei ist ein uraltes Symbol der Fruchtbarkeit. In Blau werden noch heute von dem danach benannten Eierberge von den Kindern an beiden Ostertagen Eier herabgetrudelt — wie das in Rußland allgemeiner Osterbrauch auch der Erwachsenen ist. So ist auch hier, wie so oft, ein alter Ritus d. h. ein Brauch, der dem Acker Fruchtbarkeit bringen sollte, zum Kinderspiel geworden.

Daß die Sonne am Ostermorgen tanze aus Freude über die Auferstehung des Heilandes, war früher allgemeiner Glaube. Man pflegte das in einem mit Wasser gefüllten Eimer zu beobachten, der unter dem „Vörschuer" aufgestellt war. Wie fest dieser Glaube, den übrigens auch Martin Luther teilte, früher wurzelte, erkennt man aus der Vorstellung, daß derjenige, der die Sonne nicht tanzen sehe, behext sei.

Älter als diese christliche Anschauung ist der Brauch, daß am Nachmittage des ersten Ostertages von allen männlichen Dorfbewohnern, auch von den älteren verheirateten Ball gespielt wurde. Es wird heute von den meisten Forschern angenommen, daß wir in dieser weit verbreiteten Sitte einen sogenannten Analogiezauber zu sehen haben, der der Sonne bei ihrem Aufsteigen helfen soll. Dem „primitiven", auf frühester Kulturstufe stehenden Menschen ist es eben nicht selbstverständlich, daß die Sonne höher steige. Deshalb will er ihr durch ein ähnliches, das Emporsteigen nachahmendes Tun zu Hilfe kommen. Wenn hie und da bei uns zu Lande (wie ebenso in Lippborg in Westfalen) statt des Ballspiels das Trünnelspiel üblich ist oder war, bei dem die eine Partei eine hölzerne Scheibe aus dem Dorfe herauszutreiben sucht, so werden wir in dieser Trünnelscheibe ein Symbol der Sonnenscheibe zu sehen haben: ich vermute, daß diese Form des Brauches von westfälischen Kolonisten ins Land gebracht worden ist.

---

Die Nacht zum 1. Mai, die Wollborgs — d. h. **Walpurgisnacht** wird noch heute als Hexennacht gefürchtet. An die Türen werden Kreuze gemalt, die aber vor Sonnenaufgang wieder entfernt werden müssen, den Küken wird mit der Schere ein Kreuz auf den Kopf geschnitten, „Krück" und „Abenstaken" werden vom Backofen hereingeholt usw. In Kritzmow wurde früher ein Besen auf den Feuerherd gestellt, damit die Hexen, wenn sie in dem Hause Einkehr halten sollten, gleich weiter reiten könnten.

Noch bis in die jüngste Zeit hinein war in Grabow das sogenannte Blocksbergreiten üblich: die Straßenjungen in seltsamem Aufzug, mit geschwärzten Gesichtern und Kreuzen auf dem Puckel, zogen, von einem „Hexenmeister" geführt, auf Besenstielen reitend auf den Blocksberg, „um die Hexen zu vertreiben". In der Wesenberger Gegend spannten sich sechs bis zehn Burschen vor einen halben Wagen, auf dem einer (die Hexe) saß, der mit einem weißen Laken bekleidet war und eine Glocke in der Hand hielt; so ging es auf einen Berg, um dort „die Hexe abzuladen".

Der Garten muß bis zum ersten Mai umgegraben sein, sonst tanzen die Hexen den Boden fest. Wer nicht mit dem Graben fertig ist, dem wird eine Strohpuppe, ein sogenannter Wollborgskierl in den Garten geworfen.

---

Von den schönen Bräuchen, mit denen früher auch bei uns in Mecklenburg das Nahen des **Frühlings** begrüßt wurde, ist leider das meiste verschwunden. So das Anblasen des ersten Storches durch den Türmer der Marienkirche in

Rostock, der Kampf zwischen Winter und Sommer, der noch vor etwa achtzig Jahren in den Straßen der Stadt Güstrow in dramatischer Wechselrede dargestellt wurde, der Auszug des sogenannten Maigrafen, der früher besonders in Wismar unter Teilnahme aller Gilden mit großem Gepränge gefeiert wurde; mit ihm war das „Papegoischießen", d. h. das Schießen nach einem hölzernen Papagei verbunden, aus dem sich dann unsere Schützenfeste entwickelt haben, bei denen ja aber leider die Freude an der wiedererwachten Natur nicht mehr zum Ausdruck kommt.

An den Umzug über die grünenden Saaten in der Jabelheide, von dem uns im sechzehnten Jahrhundert der Rostocker Professor Marschalk Thurius berichtet, erinnert der gemeinsame Grenzbegang des Stadtackers, der z. B. in Stargard noch 1908 geübt worden ist. In Wittenburg zog früher alle sieben Jahre die ganze Bürgerschaft mit Rat und Stadtfahne hinaus; die beiden jüngsten Bürger waren verpflichtet, an den wichtigsten Stellen die Grenzhügel neu aufzugraben, und einige der mitlaufenden Jungen pflegten vom Bürgermeister an solchen Stellen eine derbe Ohrfeige zu erhalten, damit sie sich durch die Erinnerung an den körperlichen Schmerz die Grenzen der heimischen Feldmark um so sicherer einprägten.

Auch das Bullenstoßen beim ersten Austrieb des Rindviehs war früher vielfach in den kleinen Städten unseres Landes ein richtiges Volksfest, vor allem in Neukalen. „Dat Bullenstöten wir unsʼ Nationalfest", sagte mir ein dortiger alter Ackerbürger. Morgens zwischen drei und vier Uhr wurde den fünf „Bullenherren" von etwa vierzig—fünfzig Straßenjungen mit Peitschenknallen ein Ständchen gebracht; die Schulen waren an dem Tage geschlossen, die ganze Bürgerschaft war draußen versammelt, oft wurde bis in die Nacht hinein gefeiert.

---

Was sich bei uns an alten Frühlingsbräuchen erhalten hat, ist zusammengedrängt auf das **Pfingstfest.** Immer wieder erklären mir alte Leute, daß Pfingsten früher auf den Dörfern das schönste Fest gewesen sei: Pingsten wir dat Haupt. So singt ja auch John Brinckman in seinem Vagel-Grip, jener schönen Sammlung von Gedichten, die noch immer in Mecklenburg bei weitem nicht so bekannt ist, wie sie es verdient: Oll Pingsten, du oll Pingsten! Du güllen, güllen Tit! De Gröttsten und de Ringsten, wu ward dat Hart ehr wit!

In vielen Städten des Landes wurde Pfingsten früher stets an bestimmten, schon im Altertum geheiligten Stellen gefeiert. Die Gilden feierten für sich. Polizeiverordnungen haben Jahrhunderte lang gegen diese Pfingstgelage geeifert, die, wie es einmal heißt, „mit ärgerlichen Tänzen" verbunden waren. — Das Herumführen eines geschmückten Ochsen zu Pfingsten wird wohl noch in unseren Tagen hie und da geübt. Die Redensart: se hett sick upputzt as 'n Pingstoß, ist ja allgemein bekannt.

In der Mitte des Schweriner Landes um Sternberg-Bützow herum wurde noch vor etwa sechzig Jahren Pfingsten auf der sogenannten Häg'brak gefeiert. Auf einem schon Ostern abgesteckten Raum, in dessen Mitte eine große Tanne eingepflanzt war, wurde von den Hütejungen aus Lehm eine feste Tanzdiele gepritscht, auf der dann die ganze Dorfbewohnerschaft sich der Festesfreude hingab. Das Hauptgericht dabei war eine „Bierkollschal". Diese wurde an Bänken und Tischen verzehrt, die von Gras aufgeschichtet waren. Es ist das eine Erinnerung an Opferfeste der heidnischen Vorzeit, bei denen gleichfalls aus Holz hergerichtete Tische nicht benutzt werden durften.

Vielfach, z. B. in der Schwerin-Ludwigslufter Gegend, wird noch heute eine große, mit ausgeblasenen Eiern geschmückte Pfingstlaube gebaut, in der auch Schaukel und Kegelbahn nicht fehlen dürfen. Das dazu nötige Laub wird in der Nacht von den Burschen und Mädchen gemeinsam aus dem Walde geholt. Die Eheleute, die in dem letzten Jahre geheiratet haben, sind verpflichtet, einen Beitrag zu den Kosten der Feier zu zahlen. — In manchen Dörfern wird eine kleinere Laube vor jedem Bauernhause errichtet. — Mißliebigen Mädchen werden von den Burschen Faulbaumzweige oder auch ein Besen an das Fenster gesteckt.

Im ganzen Osten des Schweriner Landes und in Mecklenburg-Strelitz ist (oder war) der Mittelpunkt der Pfingstfreude der sogenannte Knarrbom oder Knirrgant, auch Blinn' Pierd, Blinn' Hingst, Blinn' Mähr, Blinn' Äsel genannt. In der Mitte eines großen, dicht von Birken umstellten Platzes wird ein starker Pfahl in die Erde geschlagen, auf dem dann mit Hilfe eines Spannnagels ein karussellartiges, an den Seiten mit Sitzen versehenes Lattengestell befestigt wird, das dann in großer Geschwindigkeit herumgedreht wird. Wer mitfahren wollte, mußte sich durch ein rohes Ei einkaufen, dessen Inhalt an den eisernen Bolzen gegossen wurde, damit sich das Gestell besser drehen lasse. In Feldberg hörte ich: Up dat Gestell würd 'n Snaps henstellt. De dat schuben müßt, den'n würden de Ogen tobunnen, dat wir dat blinn' Pierd, de müßt denn na den Snaps gripen.

Wieder in anderen Teilen des Landes, vor allem im Fürstentum Ratzeburg, aber auch in der Crivitzer und Boizenburger Gegend wurden Pfingsten allerlei altüberlieferte Volksbelustigungen abgehalten: so das Ringreiten, das Brüjamsgripen, das Katerschlagen, Dubenboosseln u. a. m. Im Osten des Landes war das Hahnenjagen verbreitet. Das Tonnenschlagen, bei dem von Reitern nach einer in einem Galgen hängenden Tonne geschlagen wird, ist wohl vielen durch die Heimatfeste der letzten Jahre bekannt geworden.

In der Feldberger Gegend treffen wir auch auf ein Liebesorakel unter den Pfingstbräuchen. Die Mädchen pflücken sich am Vorabend im Walde einen Kranz von sieben verschiedenen Gräsern und legen sich diesen Kranz, der aber nicht auf gewöhnlichem Wege durch die Tür ins Haus gebracht werden darf, sondern durch's Fenster hineingereicht werden muß, in der Nacht unter das Kopfkissen, damit ihnen der Zukünftige im Traume erscheine.

Vor allem ist Pfingsten das Fest der Hirten. In Sülze schenkten die melkenden Frauen dem Hirten auf gemeinsame Kosten einen großen Pingstkoken; dafür mußte der Hirte ihnen als Gegengabe einen schön geschnitzten Melkstieken verehren, d. h. einen hölzernen Sticken, mit dem die Eimerdeckel festgehalten wurden.

Im Südwesten ist noch heute Pfingsten das Fest der Hütejungen. Am Sonnabend (Pingsterhilgabend) wird das Fest mit Peitschen „eingeballert"; es ist der Knapperabend oder Knaasterabend, an dem die Jungen unter ohrenbetäubendem Lärm Proben ihrer wochenlang geübten Kunst zum besten geben. Oft kam es dabei früher zu regelrechten Kämpfen. Die Jungen von Göhren und Malk bei Eldena trafen sich an der Grenze zu einem großen Wettpeitschen, wobei mancher Schlag ins Gesicht des Gegners ging, bis die eine Partei besiegt und verhöhnt den Rückzug antrat. An diesem Abend wird auch durch Wettlauf (früher, als die Pferde noch nachts im Walde gehütet wurden, war es ein Wettritt) entschieden, wer am nächsten Tage der König sein solle. Wer am Pfingstmorgen als letzter seine Herde austreibt, wird Pingstkalw oder Pingstkarr. In Gr. Krams verbringen noch heute manche der Hütejungen die Nacht im Backofen, um

nicht als Pingstekarr das ganze Jahr hindurch gehänselt zu werden. Dieser Pingstekarr hat auch den Reim zu sprechen, wenn die ganze Schar im Dorfe umherzieht, um Eier und andere Gaben zu erbitten:

Hier kommen wir angetreten,
kein Mensch hat uns gebeten.
As ick hier vör desen was,
wir hier so wenig Low as Gras;
jetzt aber wohnet hier ein reicher Mann,
der uns die Taschen füllen kann.
Holla, bolla, Mutter,
geben Sie uns Eier und Butter
und geben Sie uns Fleisch und Bier,
de König is all hier.
Un wenn Se uns dat nich gäben warden,
denn warden wi uns de Pietschen teeren
un allen Flaß de Köpp affscheren.

Der ganze Aufzug ist lustig genug. Voran der Dog'släper (Daustriker), mit einem langen Birkenbusch am linken Bein. Dann der König, unter einer von vier Knaben baldachinartig getragenen großen Krone, mit drei großen Orden aus Weidenbast auf der Brust. Hinter ihm der Adjutant, dann der Mückenstöwer, der mit einem Strauch die Mücken vertreibt, der Fleegensnapper, der Scharrnbullenhöder, der die Mistkäfer abzuwehren hat, der Poggengriper, Poggenwißholler und Poggenfiller, der Hundpietsker, Bierpröwer, Slüter u. a. m.; zuletzt der Pingstekarr mit einer Krone, die mit Peitschenzwicken zusammengebunden ist. — Daß der Pingstekarr zuletzt ins Wasser geworfen wird, wie das in den Nachbarländern noch heute üblich ist, ist mir in Mecklenburg bisher nicht begegnet. Gerade dieser Zug zeigt uns den eigentlichen Sinn des Brauches. Es ist ein Regenzauber, der den Weiden die Fruchtbarkeit sichern soll. Darauf deutet bei uns auch der Frosch hin, das eigentliche Regentier des Volksglaubens, dem wir noch einmal bei den Erntebräuchen begegnen werden. — Während so die Hütejungen im Dorfe umherziehen, fährt die erwachsene Jugend, Knechte und Mägde, auf Leiterwagen, die die Bauern stellen, in den Dörfern und Wäldern umher.

Vielfach wird von den Hütejungen an den beiden Pfingsttagen das sogenannte Sneren oder Pannen geübt: durch das Vorhalten eines Strickes oder Balkens usw. werden Vorübergehende angehalten und zur Zahlung eines Lösegeldes gezwungen.

---

Der **Johannistag** tritt im heimischen Volksglauben stark hervor. Das Johannisfeuer hat früher auch bei uns in Mecklenburg gebrannt. Der Rostocker Prediger Nicolaus Gryse redet davon, und die Polizei-Verordnung von 1666—71 verbietet, „am Johannistage durch das Feuer zu springen". Eng mit diesem Johannisfeuer verwandt ist das sogenannte „Notfeuer", das bis etwa 1870 vielfach angezündet worden ist. Am 10. Juli des Jahres 1792 bei einer Krankheit des Rindviehs, ließ der Magistrat der Stadt Sternberg ausrufen, alle Bürger sollten das Feuer in ihren Häusern löschen, damit das Notfeuer angezündet werden könne, und von der Asche solle dann den Kühen eingegeben werden.

„Johanni sünd alle bösen un alle goden Geister in de Luft", sagte mir ein Alter. Mehrfach ist mir auch die Anschauung entgegengetreten, daß die Hexen nicht in der Walpurgisnacht, sondern in der Johannisnacht zum Blocksberg reiten.

In der Johannisnacht zieht der böse Krebs; deshalb muß alle Wäsche hineingenommen werden. Auch die Melkhüker werden unter Dach und Fach gebracht, und auch die am Tage gesammelten Heilkräuter dürfen in der Nacht nicht draußen bleiben.

In der Johannisnacht wird allerlei Zauber vollzogen. Da gießt der Freischütz seine Kugeln, der Schatzgräber schneidet die Wünschelrute, das junge

Mädchen, dem der Geliebte untreu geworden ist, übt seltsamen Liebeszauber, um den Treulosen wieder heranzulocken. — Wer dem Feld-Nachbar schaden will, pflanzt eine Distelstaude auf dessen Acker. — Wer einen „Wesseldaler" haben will, der immer wieder zum Besitzer zurückkehrt, wenn man ihn ausgibt, geht dreimal mit einem Sack, in den er eine Katze gesteckt hat, um die Kirche herum und ruft dann den Teufel, um ihm den „Hasen" zu verkaufen usw.

Es ist der Tag, an dem das Farnkraut blüht und zugleich Frucht trägt. Wem etwas von dem Samen „unwissend" in den Schuh fällt, der wird unsichtbar. — Der Johannistag ist weiter der einzige Tag des Jahres, an dem das Pferd satt wird. Das ist die Strafe dafür, daß das Pferd sich einst weigerte, den Heiland über das Wasser zu tragen. — An diesem Tage legt der Schlangenkönig seine goldene Krone ab. Wenn man dreimal „Im Namen Gottes" sagt, wenn man sie erblickt, kann man sie heimtragen. Von diesem Golde sind alle Kaiser- und Königskronen der Welt gemacht.

Zahllose heimische Sagen lassen den Johannistag als den eigentlich heiligen Tag erscheinen, an dem alles Verborgene ans Licht kommt, alles Verwünschte der Erlösung zustrebt. Es ist zweifellos, daß diese Heiligkeit des Johannistages in den heimischen Volkssagen auf slawischen Einfluß zurückzuführen ist. Ich vermute, daß auch die Wallfahrt in Eixen, die früher alljährlich an diesem Tage stattfand, ein slawisches Götterfest hat verdrängen sollen.

---

Das Essen der Martinsgans ist früher auch in Mecklenburg üblich gewesen. In Rostock gingen früher am **Martinstage** die Stadtmusikanten blasend durch die Straßen; das hieß „dat Fett von de Göß' blasen".

In der Stadt Schwerin herrschte am Martinstage früher ein festliches Treiben. Jahrhunderte hindurch war die Stadt Lübeck verpflichtet, zu diesem Tage durch einen Abgesandten ein Faß Rheinweinmost an das Schweriner Schloß zu senden. Am 10. November nachmittags fand unter allerlei seltsamen Zeremonien die feierliche Auffahrt des Martensmannes statt. Alle Arbeit ruhte, die Straßen, die der Zug berührte, und der ganze Schloßhof waren mit Menschen gefüllt, die Jugend balgte sich um die vom Martensmann ausgeworfenen Geldmünzen. Abends war im Schlosse, aber ohne Beteiligung des Herzoglichen Hauses, ein großer Schmaus mit sechsunddreißig Gängen. 1804 ist der Martensmann zuletzt in Schwerin erschienen; 1817 hat Lübeck die Verpflichtung abgelöst.*)

Damit ist der Ring des Jahres geschlossen. Der Andreastag, also der 30. November, der in anderen Teilen Deutschlands bedeutsam, namentlich als Orakeltag, hervortritt, und ebenso der Allerseelentag fallen bei uns in Mecklenburg aus.

---

Zu den allgemein üblichen Kalenderbräuchen kommen dann noch einige örtlich begrenzte Erinnerungsbräuche hinzu. So der früher in Neubrandenburg mit feierlichem Gottesdienst begangene „Tillentag" zur Erinnerung an die Erstürmung der Stadt durch Tilly (am 19. März 1631), der Urbanstag (25. Mai) in Brunshaupten u. a. m.

---

*) Die Einzelheiten des Brauches hat Warncke geschildert in der Zeitschrift des Heimatbundes „Mecklenburg" XII (1917) S. 5 ff. In dem Führer durch das Schweriner Schloßmuseum (dritte Auflage 1925 S. 38 ff.) habe ich auf den engen Zusammenhang hingewiesen, der den Brauch mit der Sage vom Petermännchen, dem Schutzgeist des Schweriner Schlosses, verbindet.

Neben den allgemeinen Festen des Kalenderjahres laufen natürlich allerlei **Feste und Bräuche bestimmter Stände** einher. So das Fest der Fischer in Warnemünde im Frühling beim Teeren der gemeinsamen Waden, das Bullenfest der Schlutuper Fischer in Dassow, das nach Fertigstellung eines neuen Bauernhauses früher gefeierte „Fensterbier", zu dem alle diejenigen Dorfgenossen geladen wurden, die eine der kleinen bemalten Fensterscheiben gestiftet hatten, die Quartalfeste der einzelnen Zünfte, der Königschuß der Schützenzünfte u. a. m.

Von den Seemannsbräuchen sind natürlich mit dem Rückgang der Segelschiffahrt die meisten verschwunden: so die Bräuche, die auf den Rostocker Schiffswerften beim Stapellauf der neuerbauten Schiffe üblich waren, die Scherze mit dem Schiffsjungen beim Passieren der Seezeichen usw., die alten Schiffsstrafen, das Singen der alten Volkslieder durch die Warnemünder Frauen beim Ballasttragen, die Gesänge der Matrosen beim Loten und Ankeraufholen usw. Überaus sinnig war früher der Warnemünder Brauch, daß bei der Bestattung alter in den hinteren „Quartieren" wohnhafter Seeleute die Leiche zunächst noch einmal in die Vorderreihe getragen wurde, damit der Tote die geliebte See noch einmal sehen und von ihr Abschied nehmen könne. — Erhalten hat sich u. a. der Umzug der jungen Seeleute mit einem großen Schiffsmodell im Herbst in Ribnitz am Tage des Schifferballs; das Modell wird dann in der Mitte des Saales, in dem der Tanz stattfindet, aufgehängt. In Dömitz wird zu dem Ball der Elbschiffer durch den jüngsten Sohn des Innungsmeisters eingeladen, der dabei das reich mit Bändern behängte Schafferholz der Innung trägt. Jede Schifferfrau ist verpflichtet, an dem Tage ihrer Hochzeit ein neues Seidenband für das Schafferholz zu stiften.

---

Für den Landmann steht natürlich die Zeit der **Ernte** im Vordergrunde. Es ist für die kernige Art und die Lebensfreudigkeit unseres Volksstammes bezeichnend, daß noch vor etwa vierzig Jahren die schwerste Arbeit des Jahres, die Kornernte, die die Kraft der Menschen, wie mir zuverlässige Schilderungen immer wieder offenbaren, fast über das erträgliche Maß in Anspruch nahm, durchaus als Festzeit aufgefaßt ward. „Dat wir 'n Upritt, wenn de Roggenaust anfüng: dat wir binah duller as up 'ne grot Hochtit." Schon in der Kleidung machte sich das geltend. Die Knechte in den Bauerndörfern in der „wittfläſſen Hoſ", mit der vom Bauer geschenkten „Austweſt" mit den quergewebten Streifen, das buntkattunene Tuch um den Hals, den von der Binderin verehrten, mit „Knisterblank" gezierten „Austſtrutz" am Hut — und die Mädchen in den selbstgewebten Röcken mit hellem Saum, der großen weißleinenen Schürze mit langen Schleifen, der „kortarmelsch Luftjack" mit Puffärmeln, dem roten „Twirndok", der „dreistückten" Mütze mit dem strohgeflochtenen „Kiephot" oder dem „Flunderhot" mit lang herabwallendem Band, die buntgeschnitzte „Austhark" des Bräutigams im Arm: wahrlich ein herzerquickendes Bild.

Auch die Nahrung trug in erheblich höherem Maße als heutzutage dem festlichen Charakter der Zeit Rechnung: „Kaffbeerenſupp", also Kirschensuppe, große Klöße, „afplastert Swinskopp", dicker Reis und Pfannkuchen und Weizenbrot, dazu „Kringelkollſchal" und das selbstgebraute Ingwerbier sind mir oft als Bestandteile genannt worden. Im Südwesten kochte die Bauerfrau die ebenso begehrte wie gefährliche, mit starkem Zusatz von Syrup und Rosinen eingekochte „Brun-Supp", in der sich mancher Mäher krank aß. De Austbuck hett em stött, oder von einer Binderin: se hett dat Ornkind krägen — waren die üblichen Ausdrücke, wenn jemand in der Ernte erkrankte.

Auf vielen Gutshöfen wurde vor dem Beginn der Roggenernte das sogenannte Strikelbier gefeiert, das ja auch aus Fritz Reuters Stromtid bekannt ist. — In manchen Ämtern mußte vor dem Anmähen der Schulze drei Ähren von je drei verschiedenen Ackerstücken dem Amtshauptmann zur Prüfung vorlegen. Auf der Insel Poel schlug der Bauer mit seinem Zylinder, den er bei der Arbeit trug, unter die Ähren: wenn dabei neun Körner in den Hut fielen, galt der Roggen als reif zum Schneiden.

War vom Amte die Erlaubnis erteilt worden, so wurde die Ernte feierlich mit der Kirchenglocke eingeläutet. In Vipperow bei Röbel stellte sich dann der alte Schulze Regendantz auf den Dorfbrink und hielt auf seinem Knirkstock seinen Dreimaster hoch: dann liefen alle um die Wette aufs Feld, um das in den Grenzfurchen gewachsene Korn zu erhaschen. Es war ja noch die Zeit der „Kommün"-Wirtschaft, als der Acker noch Stück um Stück lag. Meistens mähte der Bauer, der sonst nur zu „hocken" pflegte, die ersten Schwade selbst; mit einem: „So nu help de leew' Gott" ging es ans Werk. — Auf der Hahnschen Begüterung bei Malchin-Waren zogen nach dem Hochimt, d. h. dem Frühstück, alle Dorfbewohner mit Musik aufs Feld. Dort wurde gemeinsam „Lobe den Herren" gesungen, darauf wurden ein paar Schwaden gemäht, dann ging es heim zum Tanz. In den Dörfern am Pinnower See bei Schwerin wurden früher bei Beginn der Ernte Ehrenpforten errichtet und zwar an den Dorfeingängen und vor dem Schulzenhause.

Unter dem Gesange alter Volkslieder ging es abends heim: mir liegt der Klang von meiner Kindheit her noch in den Ohren. Die Seele war eben froh bei der Arbeit. „Oft süngen se all middags; abends würd ümmer sungen: dornah is dat jo hütigendags gor keen Aust mihr", sagte mir 1922 eine Bauernfrau in Warlow. Oft wurde auf dem Heimwege, etwa an Wegkreuzungen, ein Tänzchen gemacht; die Lebenskraft der Leute war unverwüstlich.

Auf den Hofgütern sind die Herrschaften bis etwa 1900 hin, wenn sie in der Roggenernte zum ersten Mal das Feld betraten, stets „gebunden", vielfach auch von den Mähern „bestrichen" worden. Auch Vorübergehende wurden vielfach durch Binden mit einem Kornband zu einer Gabe genötigt. Auf den Höfen in der Kröpeliner Gegend wurde das Binden früher in der Form vollzogen, daß Arme und Beine des Herrn mit Ähren zusammengebunden wurden und der ganze Leib mit Korn umwickelt wurde. Gebunden und bestrichen wurden übrigens früher in einigen Gegenden auch die Bauern von ihren Leuten.*)

In den letzten zwanzig Jahren ist, namentlich auf Gütern, die mehrfach in anderen Besitz übergegangen sind, dieser Brauch stark zurückgegangen. „Binnen don de Snitters", sagte mir ein Tagelöhner; uns' Oort Lüd' willen dat nich mihr recht: dat süht so snurrerhaftig ut". Das ist jene falsche Scham, die sich überall da einstellt, wo das alte Band der Dorfgemeinschaft gelockert ist. Es sei hier darauf hingewiesen, daß durch die fremdsprachigen Schnitter ein starker Riß in das ganze Leben unseres Landvolkes hineingebracht worden ist; schon ihr bloßes Dasein hat erkältend und störend eingewirkt. „Früher, as dat noch einerlei Oort Minschen wir, hadden de Lüd' mihr Lust un Leew' een to'n anner", sagte mir ein alter Chausseearbeiter. „Wenn enen Daglöhner de Koh drög stünn, denn güngen se all hen un bröchten em 'n bäten Melk. Hüt schult jeder, ob de anner 'n bäten mihr in de Supp to brocken hett. De Minschen sünd sick so untru worden."

Auf den großen Gütern des Ostens, aber auch in den Bauerndörfern z. B. der Darguner Gegend und des Strelitzer Landes herrschte früher am Abend des ersten Erntetages bei dem sogenannten „bunten Wasser" ausgelassene Fröhlichkeit.

*) Bindereime gibt Bartsch II. S. 296 f., 486 f.

Von den im Hause zurückgebliebenen Frauen wurden in große Waschbalgen einige Flaschen Branntwein gelegt; dann wurde Wasser darauf gefüllt, das mit allerlei Blumen, mit Kletten, Nesseln, Kirschen, Stachelbeeren, Birnen (Austbeeren) usw. bestreut wurde; oft wurde auch ein Frosch hineingesetzt. Wenn nun die Mäher abends vom Felde heimkehrten, suchten sie wetteifernd die auf dem Grunde liegenden Branntweinflaschen zu erhaschen, wobei sie von den Mädchen und Frauen mit Wasser begossen wurden. In den Bauerndörfern half vielfach von der großen Diele aus der Bauer mit der Klistierspritze nach; oft gingen auch die Leute von einem Bauernhof zum andern, um sich gegenseitig zu bespritzen. Der Brauch stellt wieder wie der oben geschilderte Pfingstbrauch einen Regenzauber dar. Durch das Begießen soll dem Acker das fruchtbringende Naß gesichert werden. So fehlt denn auch hier der Frosch nicht.

In der Bützow-Sternberger Gegend (um Zernin herum) wurde am Abend desjenigen Tages, an dem der Weizen angemäht war, die „bunte Stube" hergerichtet. In der mit Laub und Blumen geschmückten Leutestube wurde in der Mitte an der Decke ein großer, reichverzierter Klettenbusch angebracht, unter dem dann getanzt wurde.

Das Einfahren des Korns durfte in Vipperow nicht eher beginnen, bevor der Großknecht des Schulzen durch Peitschenklappen das Zeichen gegeben hatte; wenn ein Bauer vorher hinausfahren ließ, hatte jener das Recht, den Pferden die Stränge abzuschneiden. — Wenn auf den Gütern ein Knecht zu spät mit seinem Fuder zur Scheune kam, ging ihm einer der Abstaker mit einem Besenstiel entgegen und ritt ihm dann als Vorreiter vorauf. — Der Knecht, der das erste Fuder umwarf, mußte später bei dem Erntefeste mit seiner Laderin den ersten Tanz tanzen. — Eingefahren wurde oft bis in die Nacht hinein. „Wenn de Scheperknechts abends inkamen wiren un Nachtkost äten hadden, müßten se mit 'ne Lücht up 'n Balken sitten gahn un lüchten, dat de Affstakers un Fackperrers sehn künnen." — Die erste Garbe, die ins Fach gelegt wird, muß „besprochen" werden: „Hier lege ich Menschen und Vieh das Brot, Mäusen und allem Ungeziefer den bitteren Tod."

Das Einbringen des sogenannten Alten, d. h. einer aus Korn und Gräsern usw. hergestellten Puppe, die von der Binderin der letzten Garbe ins Dorf getragen werden mußte, gab zu allerlei fröhlichen Scherzen Anlaß. In Rumpshagen hat sich die Erinnerung erhalten, daß diese Puppe ursprünglich ein lebender Mensch war, der mit Korn umwickelt war. — In anderen Gegenden heißt diese Puppe de Wulf. Der Knecht, der sie auf den Hof fährt, erhält von der Mamsell eine Flasche Branntwein, die dann gemeinsam ausgetrunken wird.

Von besonderem Interesse sind die Erntebräuche, welche Erinnerungen an alte Opfer darstellen. Ein Bericht aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts meldet aus der Schwaaner Gegend, daß in einem abgelegenen Winkel auf dem Felde eine Garbe „för em" zurückgestellt werde. — Sehr altertümlich ist ein Brauch der Feldberger Gegend, den man dort mit dem Ausdruck „den Upsetterslachten" bezeichnete. Dem Manne, der während der Kornernte das Aufhocken besorgt hatte, wurde am letzten Tage ein Reif an das Bein gebunden: so wurde er von den übrigen ins Dorf geleitet, wobei er fortwährend brüllen mußte wie ein Stier. Bei der Abendmahlzeit nötigten ihn dann alle Teilnehmer, sich tüchtig satt zu essen. Darauf wurde er auf eine Bank gelegt und vom Vormäher nach allen Regeln der Kunst durchgeknoestert. Der Brauch geht zweifellos auf eine Opferhandlung der heidnischen Zeit zurück.

Der Rostocker Prediger Nicolaus Gryse, der uns in seinen Schriften sehr wichtige Nachrichten zur Kulturgeschichte der Heimat hinterlassen hat, berichtet

in seinem 1593 erschienenen „Spegel des Antichristlichen Paveſtdoms“: „Im Heidendome hebben tor Tydt der Arne de Meyers dem Affgade Woden ümme gudt Korn angeropen, denn wenn de Roggenarne geendet, hefft man up den leſten Platz eins ydern Veldes einen kleinen Ordt unde Humpel Korns unafgemeyet ſtan laten, dat ſulwe baven an den Aren drevoldigen thoſamende geſchörtet unde beſprenget, alle Meyers ſyn darumme hergetreden, ere Höde vom Koppe genamen unde ere Seyßen na derſulven (?) Wode unde geſchrenkedem (?) Kornbuſche upgerichtet, unde hebben den Wodendüvel dremal ſemplick lud averall alſo angeropen unde gebeden: Wode, hale dinem Roſſe nu Voder, nu Diſtel und Dorn, thom andren Jhar beter Korn! — Welcker affgodiſcher Gebruck im Paveſtdom gebleven, darher denn ock noch an deſſen Orden, dar Heyden gewanet, by etlyken Ackerlüden ſolcker avergelovíſcher Gebruck in der Anropinge des Woden tor Tydt der Arne geſpöret wert“. — Es iſt für die Zähigkeit der heimiſchen Volksüberlieferung in hohem Maße bezeichnend, daß alſo noch am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts der heidniſche Gott (Wodan) unter Nennung ſeines Namens angerufen worden iſt.*)

Den Höhepunkt der Erntefreuden bildet namentlich auf den Hofdörfern, das Erntefeſt, Oornklaatſch, Oornbier oder Auſtbier, Auſtköſt genannt: „Huch Oornbier, hett de Herr uns gäben, hebben w' ok dat ganze Johr för ſlawt.“ Dieſes Erntefeſt, zu dem in manchen Gegenden durch beſondere Boten eingeladen wurde, dauerte früher oft länger als vierundzwanzig Stunden (in Zierow bei Wismar z. B. von mittags zwölf Uhr bis zur Mitternacht des zweiten Tages), ohne daß dabei an Schlaf gedacht wurde. Hier in Zierow wurden die Klöße zur Fleiſchſuppe „ut den Kätel blaſt“, d. h. vom Backhaus mit Muſikbegleitung nach dem Melkenkeller gebracht, wo für alle Dorfbewohner mit Einſchluß der Kinder ein feſtliches Mahl hergerichtet war. „Dat ganze Johr hefft ji mi ſatt makt, hüt will ick jug ſatt maken“, pflegte wohl bei einem ſolchen, vielfach unter freiem Himmel auf dem Hofe abgehaltenen Erntemahl der Gutsherr zu ſagen. — Das frohe Treiben, das früher auf Gutshöfen bei der Auſtköſt herrſchte, wird älteren Landsleuten aus der Erinnerung bekannt ſein: wenn der Statthalter mit der Weltkugel, d. h. der großen, bauchigen Branntweinflaſche umherging, und der alte Tagelöhner im langen Schlippenkittel, aus dem das buntgewürfelte Taſchentuch und der kurze Tabakbröſel hervorlugten, ſich unaufhörlich im Tanze drehte.

Vom Erntefeſt der Hofdörfer unzertrennlich iſt die Erntekrone. Sie war früher mit Hagebutten, die abwechſelnd mit weißen Beeren auf eine Schnur gezogen waren, und „Raaſterblank“ geſchmückt. In der Mitte waren zwei Holzpuppen befeſtigt: Hans mit der Senſe und Gret mit der Harke oder dem Lechel. In Beſitz bei Boizenburg hing in der Mitte ein aus Pappe geſchnittener und mit buntem Papier überklebter Hahn. In der Gegend zwiſchen Roſtock und Ribnitz wurde das Laub zur Erntekrone ſtets von dem uralten Eibenbaum in Mönchhagen genommen: ich vermute, daß der Baum in heidniſcher Zeit heilig war. Wenn in der Klützer Gegend die Krone auf den Gutshof gebracht wurde, ritt der Vorknecht, luſtig mit der Peitſche knallend, auf einer Tonne, die auf einem von vier Knechten auf den Schultern getragenen Geſtelle ruhte. Vor ihm gingen zwei andere Knechte, die zwiſchen hochgehaltenen Forken die Krone trugen, während vor dieſen her die Köchin ging mit einem rieſigen, eigens zu dieſem Zwecke angefertigten Holzlöffel, den ſie nachher beim Tanze auf dem Buckel der Knechte

*) Beyer (Jahrb. 20. S. 148) bemerkt, daß die Verſe ſelbſt noch damals (1855) bei Roſtock herum im Landvolke bekannt ſeien. Auch mir ſind ſie in verſchiedenen Faſſungen von Gewährsmännern und Mitarbeitern mitgeteilt worden.

zerschlagen durfte. — Der bei dem Darbringen der Krone hergesagte Spruch*) weist jene Mischung von hochdeutschen und mundartlichen Reimen auf, wie sie in vielen ähnlichen Sprüchen auftritt. — Auf einzelnen Gutshöfen, z. B. in Kogel bei Malchow, warf früher der Gutsherr, wenn die neue Krone ins Herrenhaus gebracht wurde, die alte auf der Diele hängende Krone seinen Leuten in die Grabbel, wobei dann ein jeder ein Stück zu erhaschen suchte. Das erinnert lebhaft an einen baltischen Brauch der heidnischen Zeit: der Priester überließ das reich mit Laub geschmückte Holzbild des Erntegottes beim Erntefeste den Gläubigen zur Plünderung, worauf dann ein neues Bild des Gottes im Tempel angebracht wurde.

In den Bauerndörfern wurde früher das Erntefest „reihüm", d. h. abwechselnd in den einzelnen Bauernhäusern gefeiert. Das zum Bierbrauen erforderliche Malz wurde von den gemeinsam im Dorfe umherziehenden Knechten eingesammelt. Die Mägde schenkten in der Rostocker Gegend den Knechten einen sogenannten Austkringel, der zur Bierkalteschale verzehrt wurde. Das alles hat aufgehört, seitdem sich in jedem Bauerndorfe eine Gastwirtschaft aufgetan hat.

Auch bei der Flachsbearbeitung, zumal beim Braken, hat es an eigenartigen Bräuchen nicht gefehlt. Dem zuletzt brakenden Dorfgenossen z. B. wurde ein „Schäw'kierl", d. h. eine aus den Abfällen des Flachses hergestellte Puppe, ins Haus geworfen. Sehr altertümlich mutet das bei der Brakelköst im Südwesten übliche „Maukern" an. Diejenigen Dorfbewohner, die beim Braken nicht geholfen haben und also auch nicht zur Köst geladen sind, vermummen sich und rufen mit verstellter Stimme den drinnen Schmausenden allerlei Spottreden zu, die namentlich etwaigen Liebschaften gelten. In den Spinnstuben sind früher allerlei übermütige, oft die Grenze des Anstandes überschreitende Spiele, z. B. das tolle „Rehbucken", gespielt worden. Auch Frauen, in denen gesunde Lebenskraft steckt, wollen sich eben einmal austoben.

Die Tabakernte war dadurch bedeutsam, daß bei dem sogenannten Bandelieren, d. h. beim Aufziehen der Tabakblätter auf Schnüre zum Trocknen, alte Lieder und Reime in großer Zahl gesungen und „gebetet" wurden. So hat der Tabakbau, der ja namentlich in der Friedländer Gegend stark betrieben wurde, ein gut Stück alter Volkspoesie vor dem Untergange bewahrt.

---

Die Bräuche, die das Leben des einzelnen Menschen von der Wiege bis zum Grabe begleiten, hier in ihrer Gesamtheit zu schildern, muß ich mir schon deshalb versagen, weil diese Dinge eng mit dem eigentlichen Aberglauben verkettet sind, der eine besondere Behandlung erfordert. Nur auf den Höhepunkt des menschlichen Lebens, die **Hochzeit** will ich näher eingehen. Eine erstaunliche Fülle von Einzelzügen tut sich hier vor uns auf. Jeder Landstrich, ja im Südwesten fast jedes Dorf, hat seine Eigenheiten.**) Das Ganze ergibt ein Bild von ungewöhnlichem Glanze, das mich schon oft mit Beschämung hat empfinden lassen, wie arm an wirklich herzerquickenden, alle Volksschichten verbindenden Festbräuchen unsere städtische Kultur geworden ist. Das ist das Schöne an dieser Feier, die früher so viel Fröhlichkeit und Wärme in die Dörfer der Heimat trug, daß die Hochzeit nicht etwa nur als eine Angelegenheit der beiden Familien, sondern durchaus als

---

*) Einen Erntekranzspruch gab ich in meinem „Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause" S. 33 ff.

**) Eine eingehendere Schilderung der Hochzeitsbräuche gab ich im fünften Heft der Bökerie des Plattdeutschen Landesverbandes. — Verschwundene und noch heute lebendige Bräuche muß ich hier ohne scharfe Scheidung nebeneinander stellen.

ein Fest der ganzen Gemeinde galt. Das zeigte sich schon, wenn der Hochzeitbitter, von der Jugend umringt, in seinem bunten Putze im Dorfe umherritt, um die Gäste zu laden.*) Während er seines Amtes waltete, ging in den Bauerndörfern die Braut, auch die reiche Bauerntochter, mit dem schön verzierten Brautwocken umher, um ein wenig Flachs für den jungen Hausstand zu erbitten: es ist das ein schönes Zeichen für das Gemeinsamkeitsgefühl, das früher alle Dorfgenossen umschlang. In der Dassower Gegend trug sie ein Sieb, in das jede Hausfrau Federn für das Brautbett legte. Arme Bräute erhielten auch andere Gaben: „Ick bidd üm 'ne lütt Gaw' för de Brutkist", war die übliche Formel. — Unmittelbar nach diesem Umgang nahm die Braut feierlichen Abschied von den Verwandten: es ist die Loslösung vom Geschlechterverbande der germanischen Zeit.

Am Tage vor der Hochzeit (also am Donnerstag, denn der eigentliche Hochzeitstag war früher der Freitag) wird die Aussteuer der Braut auf dem sogenannten Kammerwagen oder Koekenwagen oder Schappenwagen ins neue Heim geschafft. Die beiden Frauen, die von dem Bräutigam mit der Abholung beauftragt sind, versuchen beim Aufpacken noch allerlei kleine Gegenstände aus dem Haushalt der Brautmutter zu entwenden. Es gilt als eine Ehre, wenn ihnen das gelingt. In das Brautbett wird eine Stopfnadel oder Nähnadel gesteckt, damit es böse Augen nicht behexen können. Es ist eine uralte Anschauung, daß feindlicher Zauber nur wirksam werden kann, wenn der, der ihn anwenden will, die Zahl der Augen seines Opfers kennt. Endlich hat alles seinen Platz gefunden: der Webstuhl, die Truhen mit dem selbstgewebten Leinenzeug, die Kannborte mit dem blinkenden Kupfer- und Messinggeschirr, die Wiege, das Butterfaß u. a. m. In der Eldenaer Gegend und im Ratzeburgischen wird vorne auf dem Wagen eine grüne Tanne, „de Brutdann'" befestigt: eine Sitte, die wir auch aus slawischen Ländern kennen. Es ist der Schutzbaum der jungen Ehe. Oben auf dem Wagen sitzen die beiden Frauen, die mit den roten Seidenbändern des Brautwockens und des Butterfasses fröhlich winken, sobald die Fahrt durch andere Dörfer geht, und Backobst an die Kinder auswerfen. — Wenn der Wagen im neuen Heim eintrifft, melden die Fuhrleute: heute bringen wir das Nest, der Vogel kommt morgen von selbst. Dann wird der Wagen auf die große Diele gefahren und ein Tänzchen um den Wagen herum gemacht: „de Kammerwagen möt bedanzt warden".

Am Morgen des Hochzeitstages wurde die Braut, wenn sie dieser Ehre würdig war, mit der Brautkrone geschmückt. Diese mit reichem Bänderschmuck versehene, oft zur Abwehr feindlichen Zaubers mit Spiegeln verzierte Krone wurde meistens zusammen mit dem „Lifband" und anderem Brautschmuck gegen eine Gebühr aus dem Pastorenhause entliehen: die Frau des Pastors, unterstützt von den Brautjungfern, besorgte dann das Aufputzen — wie John Brinckman in seinem Vagel Grip singt: „Wen binnt din Hoor, wen winnt din Kron? Je, dat schall Preestersmoder don, mit Gold- und Sülwerfaden un blanke Bäwernadeln". — In Neukloster war es früher Sitte, daß die Braut sich, bevor sie mit der Krone geschmückt wurde, mit dem „Brutwater" waschen mußte, das von Schulmädchen aus einem bestimmten Teiche geholt wurde. Dieses Waschen mit dem Brutwater ist an die Stelle des älteren Brautbades getreten. In einem Inventar-Verzeichnis des Schweriner Schlosses aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist von einem Zimmer die Rede, in welchem dat Froychen (d. h. die Prinzessin) badete ehr Brutbad. — Wenn nun die Braut mit dem vollen Schmucke angetan ist, streut im Südwesten z. T. noch heute die Brautmutter eine Hand voll Leinsaat über sie aus, ein Frucht-

*) Einen Hochzeitbitterspruch gab ich in meinem „Winterabend" S. 19 ff.

barkeitszauber, der schon im alten Indien vorkommt. — Wenn dann der Bräutigam kommt, um die festlich geschmückte Braut abzuholen, so sieht zunächst eine alte, mit einer Nachtmütze bekleidete Frau aus der Tür. Erst nach längerem Verhandeln öffnet ihm die rechte Braut. Das ist ein Brauch, der durch ganz Europa hindurchgeht. Durch das Vorschieben der falschen Braut sollen die dem bräutlichen Glücke neidisch auflauernden Dämonen getäuscht werden. Es ist durch die neuere Forschung wahrscheinlich gemacht worden, daß auch die Sitte, der Braut ähnlich gekleidete Brautjungfern beizugeben, ursprünglich aus demselben Streben, die Dämonen zu verwirren, hervorgegangen ist. Die Furcht vor neidischen Geistern beherrscht eben das ganze Denken des primitiven Menschen.

Der Brautwagen war im Südwesten und ebenso in der Rostock-Doberaner Gegend, wo die „swartbüxte" Tracht getragen wurde, stets sechsspännig: je zwei Pferde von einem Kutscher gelenkt, der ein von der Braut gespendetes buntes Tuch an seiner Mütze befestigt trug, die Pferde im Südwesten mit einem sogenannten Tost geschmückt, d. h. einem hohen mit Blumen verzierten Bügel, der am Kopfzeug befestigt war. Dem Wagen vorauf ritt ein „Börutrider", mit einem großen zinnernen Bierkraus in der Hand, mit dessen Deckel er lustig klapperte, um das Nahen des festlichen Zuges zu verkünden. — Nichtwege darf der Hochzeitszug nicht benutzen: „Richtwäg' führt de Schinner". — Neben dem Wagen her reitet das Ehrengeleit der „Biriders" oder „Gleiriders" (d. h. Begleitreiter); oft waren es 20—30 junge Leute, die mit einem Terzerol zu schießen pflegten. — In vielen Gegenden dürfen bei der Hinfahrt zur Kirche Braut und Bräutigam nicht denselben Wagen benutzen. Erst bei der Rückfahrt dürfen sie zusammen sitzen. — Im Südwesten wird z. T. noch heute der Brautwagen „geschnert" oder „gepannt", d. h. durch Vorhalten eines Strickes oder Schletes aufgehalten.

„Brut, Brut, Stuffnut,
smit uns brav Appel un Noet rut",

rufen die Kinder. Von den Erwachsenen löst man sich durch eine Flasche Branntwein (oder Punsch), der in großen Körben mitgeführt wird.

Ist die Kirche im Dorfe selbst, so gehen im Hochzeitszuge vielfach, z. B. in der Crivitzer Gegend, die Brautjungfern neben der Braut mit je zwei brennenden Lichtern her, die dann während der Trauung auf dem Altar stehen mußten. — Echter Volkshumor ist es, wenn das Blasen der dem Zuge voraufgehenden Musikanten gedeutet wird:

„Mich jammert das Mädchen, das hinter mich geht,
das so mit Freuden ins Elend reingeht."

Oder: „Rut, rut, du junge Brut,
din besten Dag' de sünd nu ut;
wirst du noch bi Mudding bläben,
haddst din besten Dag' noch krägen."

Beim Austritt des Hochzeitzuges aus der Kirche stellt sich in der Crivitzer Gegend die älteste Brautjungfer vor der Kirche auf, um aus einem großen Korbe selbstgebackene Semmeln an die draußen harrenden Armen und Kinder zu verteilen. In Warnemünde zog früher die ganze Hochzeitsgesellschaft dreimal mit Musikbegleitung um die Kirche herum. — Jetzt nach vollzogener Trauung klingt das Lied der Musikanten anders: Nun blasen sie mit voller Kraft:

„Nu hett he f' all, nu hett he f' all,
keen Deuwel kann f' em nähmen."

Oder: „Nu hett se 'n Mann,
nu hett se 'n Mann,
nu kickt se keenen annern an."

Das letzte Paar des Hochzeitszuges trägt, wie es mit einem sinnigen Ausdrucke heißt, die Sorge: „dat letzt Poor dreggt de Sorg'". Ja:

Hochtidsdag 'n vergnäugten Dag,
annern Dag 'n Sorgendag,
vör Gruben un Grütt, vör Tüffeln un Mähl,
Sorgen gifft't ok gor to väl."

Auf dem Heimwege von der Kirche pflegen die Beireiter einen Wettritt auszuführen. Wer zuerst mit seinem Pferde in der Küche des Hochzeitshauses erscheint, dem wird eine große weiße Schürze vorgebunden, die er dann als Ehrenzeichen eine Zeit lang trägt. In Bäbelin bei Neukloster ging der Wettritt um den „Brutkoken", d. h. einen sehr großen Kringel, der dem Sieger um den Hals gehängt wurde. Der ganze Hochzeitszug hielt so lange im Züsower Holze. Wenn der Sieger dann wieder eintraf, wurde der Brautkuchen von der jungen Frau in lauter kleine Stücke zerschnitten und an die Gäste verteilt. Erst dann durfte die Fahrt fortgesetzt werden. — Geht die Fahrt ins neue Heim über Feld, so wird die Braut an der Grenze von Bewohnern des neuen Dorfes — oft ist es der Schulze — begrüßt mit der Frage: „Jung' Brut, wer fährt di?" (also: wer fährt dich?). Dann muß sie antworten: „Gott un god' Lüd'", erst dann darf sie weiterfahren — ein Brauch, der genau ebenso im hannoverschen Wendlande wiederkehrt.

Kommt nun der Zug vor dem neuen Heim an (also in Fällen, wo die Hochzeit nicht im Hause der Brauteltern gefeiert wird), so findet er das Hoftor versperrt, verteidigt von den jungen Leuten des Dorfes. Erst nach längerem Kampfe, wobei der junge Ehemann von allen verheirateten Gästen unterstützt wird, gelingt es, die Bahn frei zu machen. Es ist öfter vorgekommen, daß bei diesem Ringen das ganze Tor aus den Angeln gewuchtet worden ist. Vor dem Heck des Hauses steht dann eine ältere Verwandte mit einem großen eingekerbten Weizenstollen, von dem zunächst das junge Paar, dann jeder Hochzeitsgast ein Stück abbeißen muß. — Bei sogenannten „kleinen Leuten" (lütt Lüd') wird die Tür des Hauses zunächst verschlossen gehalten. Erst wenn die jungen Eheleute die Frage, ob sie „got don" (d. h. gut gegen die alten Eltern sein) wollen, bejaht haben, wird geöffnet — ein Brauch der noch im Februar 1922 in der Stadt Wittenburg geübt worden ist. Dann wird dem jungen Manne auf einem Teller ein Stück Brot und etwas Salz und ein mit Nesseln besteckes Glas Wasser gereicht. Das Brot muß er brechen, mit Salz bestreuen und seiner Frau zu essen geben. Das Wasser trinkt er aus den Nesseln heraus (die natürlich wieder auf die dem jungen Hausstande drohenden Sorgen hinweisen sollen) aus und wirft es dann hinter sich, so daß das Glas zerschellt.

Wenn nun die junge Frau das neue Heim betreten hat, wird sie von der Schwiegermutter zunächst an den Herd geleitet. Früher, als der Herd noch frei in der Mitte der Großen Diele stand, mußte sie dann, mit der linken Hand die Hand der Schwiegermutter, mit der rechten den Kesselhaken fassend, dreimal feierlich den Herd umwandeln. Heute wird der „Kätelbom" vor den Herd gelegt, über den sie dann hinwegschreitet. Dann geht es zum Sod, aus dem die junge Frau einmal mit Hilfe des Sodeimers Wasser heraufholen muß. Erst wenn sie so symbolisch vom Feuer und Wasser Besitz genommen hat, ist sie die eigentliche Herrin des Hauses geworden. — Wenn jemand eine Bauern-Witwe heiratet, also sich „einheiratet" in die Bauernstelle, so muß er, wenn er von der Trauung kommt, rückwärts ins Haus hineingehen, um nicht die auf sein Glück neidischen Dämonen mit ins Haus hineinzutragen.

Zum Hochzeitsmahl ist wochenlang gerüstet; es erfordert Umsicht, für dreihundert und mehr Gäste alles zu bereiten. Jeder Bauer des Dorfes liefert

eine halbe Tonne Bier. Hühnersuppe, Reis, der an die Stelle der älteren Hirse getreten ist, Rindfleisch und Fische (im Ratzeburgischen Rotscher) sind die üblichen Bestandteile des Mahles. Für die Armen steht vorne auf der Diele ein besonderer, reich mit Speisen gefüllter Tisch bereit. — Löffel und Messer, durch die Hausmarke kenntlich gemacht, bringen die Gäste mit. — Hochzeitbitter und Brautdiener müssen aufwarten: drossen, wie es im Südwesten heißt. Mit dem Rufe: „De Supp is heit, ick geit, ick geit", schaffen sie sich Raum. — Das junge Paar sitzt stets am Herdende, meist auf einem der alten, mit bunten Kissen belegten, geschnitzten Bauernstühle. Im Ratzeburgischen sitzen um das junge Paar herum nicht die Eltern, sondern die Brautjungfern, die deshalb den Namen „Visitters" führen. — Vor dem Brautpaar steht der „Brautleuchter", ein großer, etwa sechzig bis siebzig Zentimeter hoher, mit bunten Bändern, roten Beeren und ausgeputzten Eiern reich verzierter Leuchter, den keiner anrühren darf, meist ein Geschenk der ältesten Brautjungfer, die dafür von der Verpflichtung zu einer weiteren Gabe befreit ist. — Beim Beginn des Mahles schneidet, nachdem der Pastor das Gebet gesprochen hat, auf kleineren Hochzeiten vielfach die Braut jedem Gaste ein Stück Brot vor. — In manchen Gegenden geht während des Mahles der „Brauthahn" umher, d. h. ein aus Butter geformter Hahn, in den alle Gäste ihr Geldgeschenk stecken. Mit den Worten: „De Hahn möt 'n roden Kamm hebben" steckte dann wohl ein reicher Bauer ein Goldstück hinein. Zum Danke steigt dann die Braut auf den Tisch und geht die ganze Hochzeitstafel entlang, um allen männlichen Gästen die Haare zu bürsten. Je eine Brautjungfer geht mit einem Spiegel an den beiden Seiten des Tisches neben ihr her. — Oft war der Brauthahn auch aus Lehm geformt und mit Hahnfedern besteckt, oder es war ein mit Butter umkleidetes Drahtgestell, das beim Schluß des Mahles von den Gästen im Wetteifer zerrissen wurde. — In der Mirower Gegend wird der „Brutappelüchter" herumgegeben: ein aus drei übereinander an einem Mittelstabe angebrachten Holzscheiben bestehendes Gestell, auf dem mit Hilfe kleiner Eisenstifte Äpfel befestigt sind. Das junge Paar steckt zuerst eine Gabe in einen der Äpfel, dann folgen die Gäste; das Geld erhalten die Brautdiener als Entschädigung dafür, daß sie die Musik bezahlen müssen.

Für Unterhaltung der Gäste während des Mahles ist gesorgt. Schon das Hersagen der „Leberreime" nahm früher viele Stunden in Anspruch.*) Das war natürlich nur damals möglich, als die Hochzeiten noch mehrere Tage dauerten und also die junge, tanzlustige Welt wußte, daß sie zu ihrem Rechte kommen würde. Auch das Lied von der Vogelhochzeit ist früher oft beim Hochzeitsmahl gesungen worden.

Im Südwesten wird noch heute oft das „Tostülpt Gericht" herumgegeben. Auf einer verdeckten Schale liegt ein Schweineschwanz, oder es ist ein Sperling oder ein Hahn oder ein Kater darunter gestülpt. Die Braut muß die Schale öffnen; das gibt dann zu scherzhaften Anspielungen auf den zu erhoffenden Kindersegen Anlaß. — Am Schluß des Mahles erscheint eine der Köchinnen mit einem Teller, auf welchem ein Stück angebrannten Zeuges liegt, und bittet um den „Afbrand". Auch die Schenker und Musikanten gehen umher, um kleine Gaben zu erbitten. Mit dem gemeinsam gesungenen Liede „Nun danket alle Gott" wird das Mahl beendet.

Nun kann der Tanz beginnen. In der Wesenberger Gegend sitzt die Braut während des ganzen Tanzes im „Brutwinkel", d. h. in einer mit einem weißen, mit Grün benähten Laken ausgeschlagenen Ecke, die mit Bildern, Flittergold, Buntpapier usw. reich verziert ist. Zunächst tanzt die Braut allein

*) Eine Auswahl von Leberreimen findet man in meinem „Winterabend" S. 22 ff.

die Ehrentänze: zuerst mit den „Trutreckers“, d. h. den älteren Verwandten, die sie zum Altar geleitet haben, dann mit dem Hochzeitbitter, den Brautdienern, den Fuhrleuten des Brautwagens; dann tanzt der Bräutigam mit den Brautjungfern, zuletzt die junge Frau mit dem eigenen Mann. — Besonders feierlich war früher der Lichtertanz, der an den Fackeltanz erinnert, wie er am früheren preußischen Königshofe vorgeschrieben war. Sämtliche Brautjungfern, und bei den Hochzeiten in reichen Bauernfamilien waren es deren oft vierundzwanzig, dreißig und mehr an der Zahl, tanzten mit einem mit brennenden Lichtern besteckten, mit Grün verzierten Leuchter in der Hand, in langsamem Reigen, unter feierlichen Verneigungen um das Brautpaar herum. „Dat wir to schön ‚dor sünd uns oft de Tranen bi in de Ogen kamen.“ In Vielank bei Dömitz stehen alle Brautjungfern und Brautdiener im Kreise mit brennendem Licht umher: das junge Paar tanzt allein und muß sich dann in der Mitte des Kreises einen Kuß geben, wobei die Fuhrleute des Hochzeitswagens leuchten müssen. Dann schlägt die Braut mit einem Tuche alle Lichter aus. — Von den alten Tänzen, die bei Hochzeiten hervorgeholt werden, sind besonders zu nennen die „Siebensprünge“, die eine große Gewandtheit, namentlich des Tänzers, erfordern. Wenn die Stimmung ausgelassener wird, werden zum Tanzen vielfach die altüberlieferten, z. T. überaus humorvollen Tanz-Reime gesungen:

„Thymian un Meieran, dat sünd de besten Planten,
un wenn dat Köppken lustig is, denn will dat Fötken danzen.“*)

Ausgelassene Fröhlichkeit herrscht bei dem „Koekschendanz“ und beim „Kellendanz“. Am Koekschendanz beteiligen sich nur die in der Küche beschäftigten Frauen, mit einem Schötteldok oder Schüerwipen in der Hand. Ihre Tänzer sind der Hochzeitsbitter und die Aufwärter (die Updrosker, Schaffer und Schenken), sowie die Männer, die beim Zurichten der Speisen behilflich waren (die Knakenhaugers und Tüffelschellers) — alle mit einem Kohlstrunk versehen. Mit diesen Waffen suchen nun die Tanzenden die herumstehenden Hochzeitsgäste zu schlagen. Wenn das gelingt, hebt der Tänzer seine Tänzerin mit einem Juchzer in die Höhe — während die Gäste ihrerseits allerlei Gerätschaften, Backelmollen u. a. m. den Tanzenden zwischen die Füße werfen. — Beim Kellendanz schlagen die Köchinnen mit großen, eigens dazu gearbeiteten Holzkellen und ihre Tänzer mit hölzernen Beilen auf einen in der Mitte der Großen Diele aufgestellten, mit altem Geschirr besetzten Tisch solange, bis alles zertrümmert ist. Am Schluß des Tanzes muß der Hochzeitbitter sein Handtuch, das er als Zeichen seiner Würde um die Schulter geschlagen trägt, in die offenstehende Bodenluke hineinwerfen. Wenn er vorbei trifft, wird er ausgelacht. — Die jungen Burschen (Danzknechts im Südwesten genannt) suchen den Haushahn vorzeitig zum Krähen zu bringen. Vom „Hahnenkrat“ an kostet ein bei den Musikanten bestellter Sondertanz nur einen Schilling.

Um Mitternacht wird die Krone abgetanzt. Dann setzt eine verheiratete Frau der jungen Genossin die Frauenhaube auf: „hüllen“, d. h. mit der Frauen-Hüll bekleiden, wird das im Südwesten genannt. In der Tessiner Gegend fand ich dafür den Ausdruck: den Sorgpott upstülpen. In der Eldenaer Gegend muß ein Junge von etwa zwölf Jahren der Braut die Krone abschlagen, die diese dann im Schoße auffangen muß. Dann tritt eine der verheirateten Frauen heran:

„Ick hüll de Brut wol unner den Boen,
up't künftig Johr enen jungen Soehn,
un so denn jedes Johr 'n Kind,
solang' bet 't vieruntwintig sünd;
vieruntwintig wol üm den Disch,
denn weet de Brut, wat Husshollen is.“

Oder sie sagt: „En ihrlich Fru sett't di de Mütz up, 'n Hundsfott, de ſ' di raſſleiht“ —

*) Solche Tanzreime bietet Heft 1 der Bökerie „Rimels“.

das soll eine Mahnung an den jungen Ehemann sein, seine Frau nicht zu mißhandeln.

Ganz toll endlich geht es bei dem „Rückelreih“ oder „Ruckelreh“ her. Bei diesem Tanze bleibt der junge Ehemann zunächst im Hause. Die Musik stellt sich vor dem Tor des Gehöftes auf, unaufhörlich blasend: „Thrin, mine Brut, schüer den Kätel ut, morgen willn wi Hochtid maken, Klümp un Backbeern willn wi kaken“. An der Spitze des ganzen Zuges geht die Braut, von zwei Brautdienern geschützt, die sich lange Handtücher um die Schulter gelegt haben, in deren Knoten die Braut sich fest einhaken muß. Dahinter folgt die ganze Hochzeitsgesellschaft paarweise. So geht es zunächst durch alle Räume des Hauses und des Gehöftes, dann auf die Wurt hinter dem Hause, über Zäune und Gräben hinweg aufs Feld. Ein Spaßvogel trägt dabei wohl einen Hahn in einem Kissen, oder eine Katze, der er die Brust gibt oder die er zum Quarren zu bringen sucht. Darauf geht es zurück ins Dorf in alle Häuser hinein, deren Bewohner zur Hochzeit geladen sind. Hier suchen die Männer eine Gaffel oder einen Besenstiel o. ä. zu erwischen, auf denen sie dann weiter ziehen. In einzelnen Gegenden begleiten den Zug auch Reiter, die dann einige Räucherwaren aus dem Rauchwimen zu rauben suchen. Wenn dann der Zug, schon stark ermüdet, wieder vor dem Hochzeitshause anlangt, müssen zunächst noch alle über Sägblöcke oder ähnliche Gerätschaften, die vor dem Hause aufgestellt sind, hinwegspringen. Dann erscheint vor der Tür des Hauses der Bräutigam, der nun den Brautdienern die Braut zu entreißen sucht. Diese wickeln schnell die ganze Reihe im Kreise auf, und erst nach langem Hin- und Herzerren gelingt es dem jungen Ehemann, seiner Frau habhaft zu werden. Bräute von zarterem Körperbau haben oft schwer unter der Anstrengung zu leiden. Allein viel Rücksichten werden nicht geübt; das alte Herkommen duldet keine Schonung.

Wenn die Hochzeitsmutter endlich „Swart-Supp“ (also Schwarzsauer) auftragen läßt, so ist das ein Wink, daß die Feier des Tages ein Ende haben soll. Am Sonnabend wird weiter gefeiert. Vielfach wird von neuem eingeladen, diesmal nicht durch den Hochzeitbitter, sondern durch die Brautdiener. Wenn die Vorräte im Hochzeitshause auf die Neige gehen, ziehen junge Leute mit Forken und Gaffeln im Dorfe umher zu den Häusern, deren Bewohner geladen sind. Jede Hausfrau gibt dann einige Würste oder eine Speckseite usw. her, die im Triumphe unter Musikbegleitung weitergetragen werden. Wenn die Ermüdung und das Schlafbedürfnis zu groß werden, kommandiert der Hochzeitbitter wohl: „de Hälft up de Hillen, oewer so, dat de Been dalbammeln, dat wi se wedder kriegen koenen“. Dann steigen allzumüde Gäste nach oben, um ein wenig zu schlummern. Sobald aber ein ermüdeter Gast sich heimlich entfernt hat, um in seinem Heim oder im Nachbarhause der Ruhe zu pflegen, wird er unbarmherzig von einigen jungen Leuten zurückgeholt — entweder auf einer Leiter, auf der er festgebunden wird, oder auf einem von vier Burschen gezogenen „Börstell“, also dem Vordergestell eines Wagens, auf dem auch wohl eine Flachshechel befestigt wird, oder auf einer „Meßbör“, oder einem umgekippten Schlitten, oder einer Schiebkarre, auf deren vorderem Rand ein blasender Musikant sitzt, an den der Gast dann noch einen Taler bezahlen muß. Sonntag wird gemeinsam Kirchgang gefeiert. Dann erst ist das Fest zu Ende.

Damit bin auch ich am Ende. Möge die Schilderung der heimischen Volksbräuche, so lückenhaft sie auch sein mußte, dazu mithelfen, daß unsere Jugend lerne die Überlieferung zu achten, und inne werde, daß gerade wir Mecklenburger Ursache haben, uns des von den Vätern überkommenen Erbes zu freuen.

# Von Apotheken in alter Zeit und von sonderbaren Dingen, die es da zu kaufen gab.

Von Universitätsprofessor Dr. von Brunn, Rostock.

Die Heilkraft mancher Pflanzen und Kräuter, mancher andrer Naturprodukte wußte der Mensch schon in frühester Zeit zu schätzen, als es den Medizinmann oder gar Ärzte noch nicht gab. Früh lernte man auch bereits, verschiedene Heilmittel mit einander zu vermischen, um dadurch bei zahlreichen einzelnen Krankheiten je nach Art und Schwere eine günstige Einwirkung zu ermöglichen. Darüber geben uns die uralten ägyptischen Papyrusurkunden wertvolle Auskunft: Die Anfertigung der Arzeneien lag in der Hand der Ärzte während der ganzen Dauer des Altertums und bis weit ins Mittelalter hinein; so enthält der fast 20 Meter lange berühmte Papyrus Ebers, der in Leipzig in wunderbarer Frische aufbewahrt ist, trotz seines Alters von etwa 3500 Jahren, fast ausschließlich Rezeptzusammenstellungen gegen die verschiedensten Leiden. Von richtigen Apotheken erfahren wir zuerst aus der Blütezeit der arabischen Medizin etwa um das Jahr 900 n. Chr., als man in Bagdad und andern Städten des Araberreiches große Krankenhäuser errichtet hatte, wie sie das ganze Altertum noch nicht kannte; die erste Erbauung von Krankenhäusern in unserm Sinn ist das Verdienst der christlichen Kirche, insbesondere des Bischofs Basileios des Großen in Kaisareia in Kleinasien im 4. Jahrhundert gewesen.

Allmählich spezialisierte sich die Apothekenkunst in einem Maße, daß der Arzt oft neben seiner übrigen Arbeit nicht mehr imstande war, der Anfertigung der Rezepte in genügendem Maße sich zu widmen — gerade der hohe Aufschwung der medizinischen Kunst und Wissenschaft in Salerno in Unteritalien im 11. und 12. Jahrhundert war es, der die Entwicklung des Apothekerstandes zu danken ist.

Aber trotz der immer gründlicheren wissenschaftlichen Ausbildung der Apotheker und Ärzte war es nicht möglich, aus den Apotheken die riesige Masse von mehr oder weniger wertlosem Zeug loszuwerden, das zum Teil seit Tausenden oder Hunderten von Jahren sich dort zusammengefunden hatte; neben wertvollsten Medikamenten wurden Unmengen Mittel weiter vom Publikum verlangt, an die das Volk trotz ihrer völligen Wertlosigkeit nun einmal glaubte; ja geradezu ekelhaftes, widerwärtiges Zeug wurde immer wieder von weitesten Kreisen der Bevölkerung aus uraltem, unausrottbarem Aberglauben als „heilkräftig“ betrachtet.

Aus allen den zahllosen Quellen der „Naturheilkunde“ seit grauer Vorzeit, aus den Versuchen und Erfahrungen der Ärzte seit Jahrtausenden sind in den Apotheken unzählige Mittel zusammengekommen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte mühsam auf ihren wirklichen Wert geprüft werden mußten; die allermeisten Mittel mußten verschwinden als wertloser Abfall, als Unfug, als direkt schädlich — sie führen aber heute immer noch ein der Öffentlichkeit wenig sichtbares Leben in den Medizinschränken der Kurpfuscher; gerade weil diese Mittel nach gründlicher Prüfung von der nur auf das Allgemeinwohl gerichteten strengen Kritik der wissenschaftlichen Medizin verworfen sind, werden sie den Dummen, die

nicht alle werden, gegen teures Geld vorgesetzt und in Massen gekauft! Deutschland ist das einzige europäische Kulturland, das diesen groben Unfug noch gestattet!

Schauen wir uns nun einmal eine Apotheke aus früherer Zeit in unsrer Heimat an! So manche alte Apotheke ist ja noch im Lande vorhanden, die fast in demselben Zustand sich seit Jahrzehnten erhalten hat! Wie sah es dort wohl aus, und was wurde da feilgehalten?

Die hier wiedergegebenen Abbildungen mögen dem Leser einen allgemeinen Eindruck einer solchen Apotheke aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die historische Apotheke im Germanischen Museum.

vermitteln. Wer einmal die wunderbare alte Reichsstadt Nürnberg besucht, vergesse nicht, das Köstlichste, was diese herrliche alte deutsche Stadt birgt, kennenzulernen: das Germanische Museum! In ihm ist unter den zahllosen andern Prachtstücken aus Deutschlands Vergangenheit auch eine Apotheke aus dem 18. Jahrhundert vollständig mit ihrer gesamten Originaleinrichtung vorhanden: die langen Regale mit den wertvollen Behältern verschiedenster Form und Art, mit der prächtigen Wage, mit den Mörsern, mit den Prunkstätten jener Zeit, den großen Standgefäßen für Theriak und Mithridat, den berühmten Allheilmitteln alter Zeiten. Dahinter das große Laboratorium einer Zeit, die noch nichts wußte von Patentmedizinen,

Tabletten, Fertigfabrikaten aller Art, die, von großen Fabriken bezogen, heute oft den Apotheker in mancher Beziehung zum Agenten chemisch-pharmazeutischer Fabriken stempeln! Nein: damals gab es das noch nicht! Der Apotheker stellte alle seine Mittel selbst im eigenen Laboratorium her, zum Teil nach eigenem, ängstlich gehütetem, von den Vorvätern überkommenem Verfahren, das jahrhundertelang in der Familie sich weiter vererbte!

Damals war es noch eine hochgeachtete K u n s t, Apotheker zu sein — noch nicht, wie heute so oft, ein Geschäft, womit nicht etwa gesagt sein soll, daß der Apotheker von heute nur Geschäftsmann sei — daß er oft mehr, als ihm lieb ist, Geschäftsmann sein muß, empfindet er selbst schmerzlich genug.

Das historische Laboratorium im Germanischen Museum.

Wenn wir uns nun einmal ansehen wollen, was es alles in der Apotheke vor 200 Jahren zu kaufen gab, was dort nach amtlichen Bestimmungen vorrätig gehalten werden mußte, so sei unser Wegweiser ein meines Wissens bisher noch nicht beschriebenes Büchlein, betitelt: „E. E. Rahts der Stadt Rostock renovirte Taxa-Ordnung derer Medicinalien und Apothecker Wahren; Wornach sich ein jeder bey dem Kauff und Verkauff, auch in Absicht derer Recepten zu richten hat: Publiciret Rostock den 4ten Martii Anno 1737. Rostock, gedruckt bey Martin Warningck, E. E. und Hochw. Raths Buchdruckern". Herrn Ratsarchivar Dr. Dragendorff verdanke ich dies kleine Buch.

Dies mit Vorrede und 81 Seiten Text versehene Quartbuch führt nun alles an, was damals in den Rostocker Apotheken vorhanden sein mußte bezw. durfte,

und zwar mit Nennung der Preise. Die Verordnungen andrer Städte und Länder bezgl. des Apothekenwesens in jener Zeit unterscheiden sich kaum von dieser Rostocker Pharmakopöe.

Wenn wir dies Büchlein mit einander durchwandern, wollen wir dort, wo es nicht lohnt, schnell vorübergehen, um an den Punkten ein wenig zu verweilen, wo es etwas zu erzählen gibt.

Das 1. Kapitel von den Essigarten interessiert nicht weiter, um so mehr das 2. Kapitel von den Medikamenten aus dem Tierreiche.

Da wird als erstes gleich empfohlen Aegagro pylae, d. h. Ziegen-Bezoar, Steine, die man gelegentlich im Magen von kranken Ziegen findet, völlig wertlos, aber selten, und nur darum als „heilkräftig" betrachtet und teuer bezahlt mit 12—40 Schilling, je nach Größe. — Dann „Alcis cornu", Geweih vom Elch, roh oder in verschiedener Weise zubereitet; selten, darum teuer (die Unze = 25,5 Gramm zu 2—8 Schilling), als „stärkend" betrachtet. - „Aselli bezw. Millepedii", Asseln von fraglicher Wirkung. — „Bufones exsiccati", getrocknete und pulverisierte Kröten; sie sollten bei schwer heilenden Krankheiten der Geschlechtsorgane Wunder tun. — „Cancrorum fluviatilium Chelae", Schalen vom Flußkrebs, gebrannt und verrieben gegen den Biß toller Hunde. – „Cornu cervi crudum", Geweih vom Hirsch, gebrannt und geraspelt gegen Blutauswurf, Durchfall, Magenschmerz, Blasenleiden, Frauenkrankheiten usw., auch ein Wundermittel. — „Coagulum leporis", Hasenlab, die erste Milch, die das Neugeborene des Wiederkäuers getrunken hat, die dann in seinem Magen geronnen ist, soll gegen Epilepsie und Schlangenbiß gut sein und bei Frauenleiden. –„Cranium humanum crudum", Menschenschädel, zur Heilung aller möglichen Leiden, zu 8—16 Schilling die Unze. — Weiter kommen das Schwalbennest, das wir als Leckerbissen der Chinesen kennen, und die Regenwürmer, aus denen man eine Salbe herstellte, die zur Heilung von Wunden der Nerven dienen sollte! Eine große Rolle spielte viele Jahrhunderte lang die „Mumia vera", mumifizierte Leichenteile vom Menschen, ebenfalls innerlich genommen; man nimmt an, daß ihr Wert darin beruhte, daß man in Ägypten jahrhundertelang quecksilberhaltige Mittel zum Einbalsamieren der Leichen benutzt hat und daß nun die Beimengung dieser Stoffe den Wert dieser absonderlichen Substanz für gewisse Krankheiten bewirkt habe. Interessant ist die „Stomachi gallinarum pellicula", das Innenhäutchen vom Hühnermagen, das heute noch als „sicheres" Mittel bei Gallenleiden in Mecklenburg gilt. Das Schlangenfleisch werden wir später noch einmal näher betrachten.

Es folgen die verschiedenen Wässer, Spiritus, aromatischen Mittel. Dann aber kommen die Fette! — Wie oft haben wir gelacht über das „Mückenfett", das wir als kleine Kinder vom Apotheker holen sollten! Und was für Fett mußte vor 200 Jahren die Apotheke vorrätig halten! Fett von der Gans, vom Reiher, vom Hund, Biber, Wildkatze, Hirsch, Storch, Henne, Mensch, Hase, Schlange, Bär, Fuchs und andern Geschöpfen.

Es folgen Früchte und Beeren aller Art, Balsame. Unter Mineralien finden wir manches Sonderbare, das ausschließlich mystischen Wert hat für den, der geneigt ist, an wunderbare, übernatürliche Wirkungen geheimnisvoller Steine zu glauben; man denke nur an den „Stein der Weisen!"

Es folgen Konfekte allerlei Art, zum Teil Leckereien, dann wirksame Rinden von Bäumen und Sträuchern.

Unter den Electuarien (Latwergen) finden wir zwei Mittel verzeichnet, die zu den ehrwürdigsten der ganzen Arzneimittelkunde gehören, den Mithridat und den Theriak. Mit ihnen wollen wir uns etwas näher befassen.

Jahrhundertelang und noch bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein waren die „Theriakskrämer", wie sie im Volke hießen, ständige Gäste der Jahrmärkte. Mancher der Leser mag sie in seiner Jugend noch gesehen haben, wie sie gegen gutes Geld ihre geheimnisvolle Ware mit viel Reklame verkauften. Was war das für Zeug, das angeblich gegen allerlei Bresthaftigkeit des menschlichen Leibes wirksam sein sollte? Woher der merkwürdige Name?

Mithradates Eupator, König von Pontus (124—64 v. Chr.) war ein Mann, der sich außerordentlich für experimentelle Arzneimittellehre interessierte; unterstützt von seinem Leibarzt, dem kräuterkundigen Krateuas, studierte er die Wirkung verschiedener Gifte an Verbrechern und probierte so lange herum, bis er geeignete Gegenmittel gefunden zu haben glaubte. Durch Kombination solcher Gegenmittel soll er schließlich eine Art „Allheilmittel" gefunden haben, von dem er selbst aus Furcht vor Vergiftung täglich einnahm. Als die Römer sein Reich eroberten und der König sich mit Gift töten wollte, mißlang ihm das, wie die Sage berichtet, eben wegen dauernden Gebrauchs des von ihm erfundenen Allheilmittels, so daß er sich mit dem Schwert den Tod geben mußte. Ein griechischer Arzt namens Damokrates, der unter Nero in Rom lebte, verfaßte ein Lehrgedicht über dies Mittel — daher in unserm Büchlein von 1737 die Bezeichnung „Mithridat. Damocr."! Mithradates selbst hatte sein „Mithridatikon" in einem Buche, das er „Theriaka" = „von giftigen Tieren" nannte, bekanntgegeben, weil sein Mittel vorzüglich auch gegen den Biß giftiger Tiere, besonders der Schlangen, sich bewähre.

Ein Leibarzt des Nero, Andromachus, feierte dies Mittel, das er durch Zusatz von Schlangenfleisch noch ganz besonders wirksam gestaltet zu haben meinte, in einem andern Gedicht von 174 Versen, das noch wesentlich bekannter wurde als das des Damokrates. „Verbessert" hieß das Mittel nun „Theriak."

Beider Mittel Zusammensetzung und angebliche Heilwirkung wurde vom größten Arzt der ausgehenden Antike, Galenos, verewigt und ihr Einfluß derartig gefestigt, daß er bis in die allerletzte Zeit nicht zu verwischen war: noch 1873—1882 findet sich der Theriak in dem deutschen Arzneibuch (Pharmakopöe), noch 1884 in dem französischen verzeichnet. Seine Zusammenstellung ist aber sehr vereinfacht und das Schlangenfleisch z. B. fortgelassen. Fragen wir, welchem Umstand dies zuzuschreiben ist, so sehen wir, daß Theriak und Mithridat ganz ähnlich zusammengesetzte Mittel waren. Beide waren schließlich ein Sammelsurium der allerverschiedensten Medikamente geworden. Mehr als 80 verschiedene Mittel hatte man zusammengeworfen, deren Wirkung sich zum Teil gegenseitig aufhob; von einer wirklich giftwidrigen Wirkung war tatsächlich kaum die Rede! Ihre fraglose Bedeutung aber verdankten sie sicher ihrem Gehalt an Opium, das als schmerz- und krampflinderndes Heilmittel bekannt ist.

Die Zubereitung dieses hochgeehrten Theriak ging mit großer Feierlichkeit von statten, wie zahlreiche alte Berichte und Vorschriften lehren. Das Schlangenfleisch mußte aus Venedig kommen, und zwar in Form von Tabletten, die unter Aufsicht der staatlichen Aufsichtsorgane von Venedig hergestellt und mit dem Staatssiegel versehen wurden. Die endgültige Bereitung des Theriaks war dann bei uns wiederum eine Haupt- und Staatsaktion, die, wie zeitgenössische Bilder lehren, zur Verhütung von Betrug in Gegenwart vieler Honoratioren und Vertreter der Ärzteschaft vor sich ging. Das fertige Präparat wurde in besonders kostbaren Gefäßen verwahrt, deren eines hier abgebildet ist. Nur einmal im Jahr wurde dies Mittel hergestellt. Man mußte für die Unze bis zu 24 Schilling zahlen. — So war der Theriak mit einem Nimbus von besonderer Weihe umgeben — kein Wunder, daß so mancher und so manche, die, angeblich körperlich leidend, tatsächlich oder hauptsächlich nervös bezw. hysterisch krank waren, durch den

Theriak in zauberhafter Weise „geheilt“ wurden, d. h. ihre Beschwerden nicht mehr empfanden, zumal da das darin enthaltene Opium den Schmerz betäubte!

So wird auch heute noch mancher Mensch nur durch die Suggestion geheilt, sei es in Lourdes oder anderswo!

Auf die übrigen Kapitel des Büchleins brauche ich hier nicht näher einzugehen — es mag für heute genügen!

Man würde sich aber sehr im Irrtum befinden, wenn man annehmen wollte, daß die Apotheke sozusagen nur allerlei fragliche Wundermittel enthalten habe, die man dem dummen Publikum gegen gutes Geld verkaufte! In den 81 Seiten Text des Rostocker Arzneibuches sind allermeist Apothekerwaren bezw. Heilmittel

Mithridattopf nach dem im Germanischen Museum befindlichen Originale.

verzeichnet, die mit Recht heute noch als nützlich und wirksam betrachtet und ärztlich verordnet werden.

Auch wäre es nicht angebracht, so ohne weiteres zu lächeln darüber, daß unsre Vorfahren so sehr an manchen Dingen festgehalten haben, deren Unwirksamkeit heute klar ist. Nicht aus diesem Grunde habe ich diese Zeilen geschrieben! Die Geschichte der Medizin lehrt im Gegenteil denjenigen, der sich ernst mit ihr befaßt, Hochachtung und Ehrfurcht gewinnen vor der Vergangenheit. So viel dümmer wie heute waren nämlich die Menschen damals auch nicht, das beweisen aufs neue die Funde aus der Zeit vor Tausenden von Jahren, wie der ägyptische trockne Wüstensand sie uns in neuester Zeit herausgibt! Gewiß war man früher in mancher Hinsicht weniger unterrichtet als heute, besaß noch gar nicht die modernen Methoden der Untersuchung und Erkenntnis, aber nachgedacht hat man damals gewiß mindestens so tief wie heute, eher mehr wie die jetzigen Menschen in

ihrer ewigen Hetzjagd nach Geld und äußeren Gütern! Manches Wort, jahrhundertelang bespöttelt, wird erst spät in seiner hohen Bedeutung erkannt; manche weltbewegende Entdeckung, unglaublicherweise jahrhundertelang ganz vergessen, gilt als ein Fund neuester Zeit! Es sei nur daran erinnert, daß im 13. Jahrhundert in Bologna und in Paris die eiterlose Wundbehandlung, wie sie die weltbekannten Entdeckungen des Ungarn Semmelweis und des fast ebenso bedeutenden Engländers Lister im letzten Jahrhundert uns gebracht haben, lange Jahrzehnte geübt und beschrieben worden ist!

Fragen wir uns nun, aus welchen Gründen man in alter Zeit so merkwürdige, ja großenteils widerwärtige Mittel verordnet und eingenommen hat, so geraten wir bei unsern Nachforschungen in graue Vorzeit zurück: Man wußte ja noch nichts von der Ursache der Krankheiten, wußte nicht, was man überhaupt von der Krankheit, die einen Gesunden eines Tages „befällt", halten sollte; man dachte sie sich wie einen bösen Geist, der ausgetrieben werden müsse (so wie bekanntlich immer wieder der Versuch gemacht worden ist, Geisteskrankheiten durch Beschwören des im „Besessenen" vermuteten bösen Geistes zu kurieren). Man wollte durch die schlecht schmeckenden oder riechenden oder sonst ekelhaften Mittel den Krankheitsgeist veranlassen, den Leib des kranken Menschen zu verlassen. Das war letzten Endes die Ursache, warum Mittel ähnlicher Art dauernd an Zahl und Widerwärtigkeit zugenommen haben, so daß man mit Recht von der „Dreckapotheke" des Mittelalters redet, wenn man an die Gruppe dieser Mittel denkt. Die Mittel dieser „Dreckapotheke" aber hat nicht erst das Mittelalter erfunden, sondern sie stammen schon von den alten Assyrern, Babyloniern, Ägyptern und anderen Völkern des Orients!

Und noch einen anderen Grund hatte ich, als ich gerade hierüber diese Zeilen schrieb: Man sieht, wie unglaublich zäh alle Völker gerade so wie das unsrige an alten Überlieferungen hängen, hier an der Waterkant mit ihrer seßhafteren Bevölkerung vielleicht am zähesten. Wer mit offenen Augen und aufmerksamem Ohr auf all das achtet, was noch heute die Menschen in Stadt und Land über Krankheiten denken und sprechen, wer, ohne zu lächeln, mit der gebotenen Ehrfurcht vor dem Uralten, Bodenständigen die zahllosen „Heilmittel" kennenzulernen sucht, die uralten, von niemand in ihrer früheren Bedeutung verstandenen Bräuche, die Sprüche zum Besegnen und Beschwören von Mensch und Vieh in Krankheitstagen, wie sie teilweise sich wortwörtlich durch Hunderte von Generationen bis heute erhalten haben, der tut einen tiefen Blick in das Denken seiner Voreltern. Von höchstem Wert ist es für ihn selbst, all dies uralte Gut bruchstückweise zu sammeln und zu sichten. So mancher Mensch in unserm alten, lieben mecklenburgischen Land schafft sich dadurch ungeahnte Freude, daß er diese alten Schätze sammelt und zu deuten sucht und vergleicht mit dem Heute: und wenn er gar mit genauer Notiz, wo und von wem und bei welcher Gelegenheit er die einzelnen Dinge erfuhr, seine Sammlungen der Allgemeinheit zukommen läßt, so tut er damit seinen Landsleuten einen großen Dienst und nicht minder der Wissenschaft; denn gerade für die Erkenntnis von Zeiten, von denen uns Urkunden andrer Art nicht erhalten geblieben sind, sind uns die meist so treuen Überlieferungen des Volksmundes von allerhöchstem Wert. Verglichen mit den Bräuchen und Sprüchen von Völkern aus andrer Gegend, aus andern Weltteilen, aus heute noch primitiven Kulturverhältnissen, bekommen solche Sammlungen, die jedermann anlegen kann, wenn er die nötige Liebe zur Heimat mitbringt, besonderen Glanz und zum Teil einzigartigen wissenschaftlichen Wert.

Wossidlo hat uns ein Beispiel gegeben — wer folgt ihm nach?

# Mecklenburgiſche Sagen.

Zuſammengeſtellt und zum Teil erzählt*)
von O. Schmidt, Wismar.

## De will' Jäger Waur.

Abends in'n Harwſt, wenn de Nacht gnäterſwart is, denn towt un hult dat oft dörch de Luft, bruſt üm dat Hus un up de Faſt lang, fohrt in de apen Boenluken rin un maracht männigmal ſogor dörch den Schoſtein. Dat is de Waur mit ſin will' Jagd, mit väl Jägers un Hunn', lütt un grot.

Wenn de Waur treckt, möten alle Dören un Finſter gaud taumakt warden, ſüs kamen de Hunn' rin un fräten den Deig ore ſei ſupen dat Bier ut, as dat in Sukow un Queſtin un ok ſüs noch vörkamen is. Begegent einer de will' Jagd nachts up de Strat, denn möt hei ſick in 'n Middelweg oré Dißelſtig hollen, denn daun em de Hunn' nicks.

Männigmal hett de will' Jagd dat up witte Frugens aſſeihn, as dat bi Zierſtörp mal 'n Scheper beläwt hett. As de einmal jüſt in ſin Hütt krapen is, dunn kamen dor mit 'n mal twei Frugenslüd vörbirönnt, un de ein ſeggt tau de anner: „Hür, wo Flauder jucht!" „Lat em man juchen," ſeggt de anner, „hei hett ſick jo noch nich waſcht". Dormit ſünd ſei weg. In'n Ogenblick kümmt 'n Rider up'n ſwarten Hingſt un fröggt den Scheper, ob dor 'n poor Frugenslüd vörbikamen ſünd. „Ja", ſeggt de Scheper. Ob ſei nicks ſeggt hebben? — Ja, de ein hett ſeggt: „Flauder hett ſick noch nich waſcht." Dunn ſtiggt de Rider af un waſcht ſick un jagt denn wedder achter de Frugenslüd her. Dat wohrt nich lang', dunn kümmt hei wedder un hett up jede Sid von ſin Pierd ein von de Frugenslüd hängen. Den Scheper ſmitt hei 'n Minſchenkül hen un ſeggt: „Heſt mit jagden hulpen, ſaßt ok mit fräten."

Up de Hog-Burg hett mal einer ümmer mitraupen, as de Waur kamen is: „Ho, ho!" Dunn is em 'n Stück von'n Pierdbein up de Schuller flagen, dat hett hei ſläpen müßt. Dorvon hett hei för ſin ganz Läben 'n krummen Puckel krägen.

In de Sweriner Gegend is mal 'n Bur 'n bäten dun nah Hus kamen. Dunn begegent em in de Nacht de will' Jagd, un de will' Jäger röppt ümmer: „Midden in'n Weg! Midden in'n Weg!" De Buer hürt oewer nich. Mit 'n mal kümmt ut de Wulken 'n langen Kierl up 'n Schimmel dal un ſeggt: „Fat an! Wi willen ſeihn, wer am beſten trecken kann!" Dormit giwwt hei den Buern dat End von 'n lang' Käd in de Hand. As de Buer de Käd anfat't hett, will de Waur raſch

---

*) Die Sagenſtoffe ſind in der Hauptſache den Sammlungen von Woſſidlo und Bartſch entnommen. Für den Abſchnitt über „Fru Waul" ſtellte Herr Profeſſor Dr. Woſſidlo handſchriftliches Material zur Verfügung, das hier zum größten Teil wörtlich verwendet iſt; der Abſchnitt über die Zwerge iſt nach ſeinem ſchönen Buch „Von de lütten Ünnerirdſchen" (Bökerie Heft 6/7, Verlag Leopold, Roſtock) geſchrieben. — Aus Studiendirektor Dr. Huhnhäuſers Hefteausgabe „Aus der Heimat Fritz Reuters und John Brinckmans" entſtammt mit freundlicher Bewilligung des Verlages von Moritz Dieſterweg in Frankfurt a. M. der Abſchnitt „De Verwünſchten" von G. Staak (gekürzt).

wedder in de Luft rin un den Buern mitnähmen, oewer de Buer hett de Käd üm 'ne Eik leggt. „Du heſt de Käd an de Eik bunnen!“ röppt de Waur un kümmt wedder dal. „Nee“, ſeggt de Buer, „ick heww ſei jo in de Hand!“ „Denn büſt du min!“ ſchriet de Waur un fohrt wedder nah baben. De Buer hett de Käd oewer all wedder faſtbunnen an de Eik, un de Waur kann dor nich mit aftrecken. So geiht dat dreimal, un tauletzt ſüht dat ut, as wenn de Waur wohrhaftig de ganze Eik ümräten kriggt. Sei höllt oewer doch, un de Waur ſeggt nu: „Ick heww all väl Kierls mitnahmen. So as du hett noch keiner treckt. Di will ick wat ſchenken“. Dormit geiht de wille Jagd wedder los, un de Buer makt, dat hei wegkümmt. Dat duert nich lang, dunn föllt 'n Hirſch ut de Luft dal, un glik is ok de Waur wedder dor. De Buer möt ſinen einen Stäwel uttrecken, dor gütt de Waur em von dat Blaut in, un ein Hirſchkül packt hei em up den Nacken. De Buer ſläpt dormit af. Unnerwägs ward em ſin Dracht ümmer ſwerer, un tau Hus hett hei ſinen Stäwel vull luter Gold, un de Hirſchkül, dat is 'n Sack vull Sülwergeld worden.

## Fru Waul.

Fru Waul, ore as ok weck ſeggen, Fru Waur, Fru Waus', Fru Gauden ore Goden hett twölf Hunn'. Dormit treckt ſei in de Twölften dörch de Luft. Wo 'n Hus nah Sünnenünnergang noch upſteiht, dor fohrt ſei rin.

Eis hett 'n Buer in Plate tau ſin Fru ſeggt: „Mudder, mak de Dör tau, ſüs kümmt Fru Waur.“ — „Ick bün all hier!“ hett ſei dunn raupen. Sei hett mit ehr Hunn' achter de Grotdör lägen, un dor is ſei nachts bläwen. Morgens för de Sünn' is ſei wedder aftreckt. — In Lauſen is ſei ok bi 'n Buern ankamen un hett ſeggt, hei ſüll ehr mal oewer de Schuller kiken. As hei dat dahn hett, is de ganze Däl grimmelig vull Hunn' wäſt. Sei hett 'n ſeinen Wagen un 'n Pierd dorför hadd. In Ollen Krenzlin ſall ſei ſwart Hunn' för 'n Wagen hadd hebben. Dormit is ſe nah de Grotdäl rupführt un nah den Füerhierd ran. Dor hett ſei ſick 'n Sticken ſnäden för ehr Rad, dat is ehr aflopen wäſt. De Lüd ſünd bang wäſt un ſünd nich rutgahn, aewer ſei hebben dörch dat lütt Kiklock in de Stubendör käken. — De Spön ſünd naher all Gold wäſt.

Fru Waus' ehr Hunn' gahn girn bi den Broddeig. Lüd in Techentin hebben in de Twölften grad inſüert hadd in den groten Standtrog, de in ollen Tiden ümmer in de Backelkamer ſtünn. Dor is ſei rinſuſ't mit ehr Hunn' un hett ſei bi den Broddeig krägen. De Lüd' hebben jammert un rohrt, wil dat ehr letzt bäten Mähl wäſt is, oewer Fru Waus' hett raupen: „Lat fräten, lat fräten!“ Annern Morgen hett de ganze Trog vull Geld lägen.

In Brenz is Fru Waur mit ehr Hunn' in de Heuluk ringahn, un de Hunn' ſünd bi den Backeltrog fohrt un hebben em utfräten. Dunn hett de oll Fru Waur ehr mit Knaken ſmäten. Sei hett ſo'n lang Schotjack anhadd; wenn ſei gahn hett, denn hett dat ümmer ſo up un dal wulkt. Nahſt is ſei wedder in de Luft ringahn. — Ok in Goldenſtädt hebben de Hunn' den Backeltrog utfuddert. Dunn hett Fru Waur ſeggt, de Lüd ſüllen annern Morgen uppaſſen, wat för de Dör leg; dat ſüllen ſei mitnähmen. As ſei 'n annern Morgen rutkamen, liggt dor 'n Hümpel Pierdmeß för de Dör. Jede Pierdappel is tau 'n Sack Roggen worden.

Oft hett Fru Waur 'n Hund trügglaten in'n Huſ', den hebben de Lüd ſaudern ſüllt. — In ein oll Buerhus in Lauſen is Fru Waur jedes Johr inkihrt. Einmal is ſei mit elben Hunn' affohrt, un de twölft is trüggbläben. Den hebben de Lüd dodſlagen. Annern Morgen hett 'n groten Stein up 'n Füerhierd lägen. Dat Hus is nah Johr un Dag afbrennt.

Wer den Hund saudert hett, so ward in Steinbeck vertellt, de hett 'n gollen Ei krägen, wer em oewer ümmer wedder rutsmäten hett, de hett 'n Knaken krägen, de hett 'n runnes Johr lägen un hett dörch dat ganze Hus raken. — In ein Buerhus, wo de Däl dörchgahn is, is nachts mal de Dör apen bläben. Dor is Fru Gaur kamen un hett 'n Muerstein up den Hierd henleggt. Nahst hett sei in de Dör käken un hett seggt, sei hadd dor 'n Hund henleggt, den süllen de Lüd gaud saudern; in twölf Dag' wull sei wedderkamen. As de Lüd rutkamen sünd, hebben sei dor den Muerstein funnen. Sei hebben wat tau fräten henset't, dat is denn ümmer weg wäst. As de twölf Dag' üm wäst sünd, is Fru Waur wedderkamen. Sei hett seggt, de Lüd süllen nah de grot Wid hengahn, de för 'n Hof stünn, dor hadd sei Spön hackt, de süllen sei sick halen. As sei hengahn sünd, hebben dor luter Goldstücke lägen.

Ok in Niendörp bi Doems hett Fru Waus' eins 'n Hund nahlaten, de as 'n Stein up 'n Füerhierd lägen hett. De hett ümmer de Kartüffeln upfräten, wenn sei up 'n Füerhierd stahn hebben. Anner Johr up Wihnachterabend hett dat raupen: „Miliam!" Dunn is de Hund wegwäst. — In Techentin, wo ok eins so'n Hund 'n ganzes Johr wäst is, hett in dat anner Johr in de Twölften 'n Mann seggt: „De ollen Hunn' bläken hüt jo so in dat Holt!" Dunn is de Hund runsprungen von'n Hierd un hett seggt: „Dat is min Mudder." Dormit is hei afgahn un is nich wedderkamen.

Ein Buer Gildhoff is eins von Dütschow nah Sporns gahn. Dunn is em Fru Waur begegent in de Widendrift un hett em anraupen, hei süll ehr de Rung' von den Wagen anscharpen. Hei hett dat ok dahn. Dunn hett sei em seggt, de Spön süll hei sick in de Tasch stäken, oewer hei süll sick nich ümkiken. As hei nu meist nah Sporns ranwäst is, hett hei dacht: Sast doch mal henkiken! Dunn hett de ganze Widendrift up de Feldscheid in Füer stahn. Hei hett jo makt, dat hei nah Hus kamen is. Glik dorup is ok Fru Waur all för 't Finster wäst un hett raupen: „Js Gildhoff tau Hus?" „Ne," hebben de Lüd segt. „Ja", hett sei seggt, „hei is doch all in." Glik naher hett sei raupen: „Ducks (so hett den Buer sin Hund heiten) hängt för de lütt Dör un grot Dör!" As de Lüd annern Morgen rutkamen sünd, hebben de Darm von den Hund dor hungen, un de Hund is in dusend Stücke räten wäst. So hadd dat den Buern ok gahn, wenn Fru Waur em sat'krägen hadd. —

Twischen Kauhstörp un Redefin, dor, wo dat nah de Wildbahn rangeiht, wir 'ne grot' Eik. Dat wir, säden de Ollen, dat Lager von Fru Waus'; dor süll sei sick lagern, wenn sei nich widerkamen künn. De Voegel hebben woll in de annern Böm dornäben nestert, oewer in diss' Eick nich. Dat is wäst, as wenn sei dor kein Recht tau hadden. Fru Waus led dat nich, dat sei dorin bugen deden.

*

Fru Gauden sall 'ne rike Fru wäst sin. Sei hadd vieruntwintig Döchter, de towten alltausamen ümmer up de Jagd rüm un schrieten in ehre Gottlosigkeit: „De Jagd is bäter as de Himmel; wenn wi man ümmer jagen kaenen, so will'n wi sindag nich in'n Himmel rin." Dor würr'n all de Döchter mit 'n mal tau Jagdhunn', un de trecken noch hüt un dissen Dag mit den Jagdwagen von ehr Moder as de will Jagd twischen Himmel und Jrd rüm, bet de Stunn' kümmt, wo sei erlöst warden. (H. F. W. Raabe.)

## De Riesen.

Vördem hebben de Riesen dull in 'n Lann' wirtschaft'. — As sei bi Wismer 'n Haben hebben wullen, hett ein Riesenfru blot 'ne Schört vull Jrd rackt, dunn wir de Haben farig. As sei nu mit de Jrd afgüng, ret ehr de Schört, un de

Hupen, de ehr dor rutföll, dat is de Wischbarg. Bäten bettau hett sei den Nonnenbarg verluren, un tauletzt hett sei bi Luttersdörp den Papenbarg utschürrt. — Ok de Slottbarg bi Meckelborg, de Mönkenbarg bi Groten-Sien, de Diedrichshäger Barg' un noch anner sünd von de Riesen tausamendragen. De Tollens' un noch anner Waterstellen hebben sei ok makt.

Wenn ehr wat nich passen ded, smeten sei giern mit Stein. Dat wiren oewer ok weck dornah! Bi Peckatel is 'ne ganz' Brügg von einen so'n Stein bugt. Dor is mal 'n Riesen dat Plaugisen losgahn un hei hett einen annern Riesen, de bi Crivitz plängen ded, tauraupen, ob hei em nich 'n Stein gäwen künn, dormit wull hei sin Plaugisen fastkloppen. Dunn hett de Ries' bi Crivitz sick den Stein in de Pietsch bunnen un denn nah Peckatel henswäpt. — In de Gegend von Nigen-Bramborg künn de Krappmöller sick nich vör dat Sneiwater bargen. Dat wir einmal ganz slimm, as de Möllerfru grad in de Wochen leg. In sin Not löp de Möller nah den Riesen, de up de anner Sid von de Tollens' wahnte, un bed em, hei süll em helpen, hei wull em ok tau Döp inladen. Dunn hett de Ries' in ein Nacht dat Wehr bugt un 'n Fangdamm dortau, dat dat Water de Moehl nicks wedder anhewwen künn. — Nahstens hett de Möller oewer den Riesen anschummelt, wil hei dacht', de Ries' künn em dat ganze Kinddöpsäten vertehren; un de annern Gäst kregen denn nicks af. Hei let dat Kind ganz in 'n stillen döpen. De Ries' würd dat oewer doch gewohr un wull nu in sinen Arger oewer den Bedreiger den Kätel intweismiten, wo dat Kinddöpsäten in kakt wür. Hei nehm 'n groten Stein un smet em oewer de Tollens' roewer nah de Moehl, smet oewer 'n poor hunnert Meter vörbi. Dor liggt de Stein hüt noch.

De Riesen wiren Heiden. — As nu de Minschen in't Land kamen deden un Kirchen bugt würden, müßten de Riesen sick doran argern. Männigmal hebben sei versöcht, de Kirchen mit grot Stein intweitausmiten, oewer sei hebben meistens vörbismäten, un de Stein hebben dor denn noch lang' lägen. Blot den Kirchtorm in Kuppentin soelen sei doch drapen hebben. De Kirch hett dorüm hüt noch 'n hölten Torm.

Ein Riesendiern hadd noch kein Minschen seihn. Einmal müßt' sei de Swin nah 't Holt driwen, un dorbi würd sei vör ehr Fäut so 'n lütt Wäsen gewohr, wat nah ehr Ansicht vör 'n Minschen tau lütt wir. Dat Wäsen hantierte mit 'n Plaug un hadd dor twei lütt Ossen vör. De Riesendiern dacht', dor künn sei fein mit spälen un rakte sick allens tausam in de Schört. As sei ehren Badder dat Spältüg wisen ded, säd hei, dat süll sei man wedder dorhen bringen, wo sei dat hernamen hadd; de Lütten wiren de Riesen ehr Verdriwers. Dunn wull de Diern 'n Waterpol maken un den Lütten versöpen, oewer de Badder led dat nich. Hei säd: Dat nützt jo doch nich. De Lütten kriegen uns doch ünner. — So is 't ok kamen. De Riesen, de ok Hünen ore Mönken heiten deden, sünd utstorwen. Blot ehr Hünengräwer, de groten Felsen, de sei oewer ehr Doden upschicht' hebben, sünd noch dor.

## De Ünnerirdschen.

De Ünnerirdschen soelen man ganz lütt Lüd sin, so lütt, dat nägen dorvon in einen Backaben döschen koenen. Sei wahnen ünner de Jrd, oewer männigmal kamen sei ok nah baben, am leiwsten denn, wenn de Mand schint. Tau seihn kriggt man ehr meist nich. Sei soelen 'ne Kapp hebben, de ehr unsichtbor makt.

Wahnen daut de Zwerge, so heiten sei ok, meistens in Barg', so in den Peitersbarg bi Swerin, in den Wiwerbarg in Laschendörp, in'n Bodderbarg bi Warlin un noch in anner. Ornlich Gäng' soelen sei dorin hebben. Männigmal wahnen sei ok unner Flederböm, unner Stein, in holl' Eiken un noch annerswo.

In Pichelſch Breisgoren hebben ſei unnern Kalwerſtall wahnt. Dor ſünd ümmer de Kalwer dodbläwen. Ein von de Ünnerirdſchen is oewer kamen un hett de Kalwer betahlt. Hei hett ſeggt, de Lüd ſüllen de Kalwer dor doch wegnähmen un drög Holt in den Stall ſetten; ehr Bedd ſtünn dor grad ünner, dat möken de Kalwer ehr ümmer natt.

Up weck Städen ward ſeggt, dat de Zwerge ok Veih hebben. — Ut den Sloßbarg in de Kühlung ſoelen ümmer 'n poor Käuh rutkamen ſin, de hebben denn up'n Wittenbecker Feld mang Buer Jenning ſin Käuh gahn. Abends hett dat fläut't, denn ſünd de Käuh weggahn. As de Lüd ehr nahgahn ſünd, hebben ſei ſeihn, dat de Käuh bi 'n Sloßbarg verſwunnen ſünd. — Ok 'n Mäten is dor rutkamen ut den Barg, dat hett de Käuh melkt. Up 'n groten Stein hett de Kauhhirer jeden Middag ſin Äten funnen. Jehannidag hett hei ſinen Lohn krägen. — Ok ut den Bullenbarg in Brodhagen, ut den Bodderbarg in Warlin un noch ut anner Barg' ſoelen de Ünnerirdſchen ehr Käuh rutkamen un mit de annern Käuh up de Weid' gahn ſin. In Warlin hett de Kauh, de ut den Bodderbarg rutkamen is, in'n Harwſt ümmer 'n Geldbüdel för den Kauhhirer üm 'n Hals hadd. Wenn de annern Käuh inbunnen ſünd, is ſei verſwunnen. Weck ſeggen ok, dat de Kauh för den Kauhhirer 'n gollen Halsband mitbröcht hett.

Melk moegen de Zwerge giern, as dat ſchint. — Up mihrere Städen, ſo in Klockſin un Feldbarg, ſünd ſei kamen un hebben üm Melk bäden. Dor hebben ſei woll ſülwſt kein Veih hadd. — Ok in den ollen Kraug in Peitersbarg hebben ſei ſick ümmer Melk halt. Dor hebben ſei in 'n Keller wahnt. Wat ſei hebben wullt hebben, dat hebben ſei upſchräben, un dat hebben de Lüd ehr denn henſtellt. De Zwerge hebben dat ümmer gaud betahlt; meiſt hebben ſei mihr gäben, as dat wiert wäſt is.

Ok Kurn möten de Ünnerirdſchen bruken. Up mihrere Städen hebben ſei de Buern dat Kurn afköfft. Roggen un Weiten bruken ſei tau'n Backen un Gaſten tau'n Brugen. — Von den Wiwerbarg ſoelen ſei 'n Gang nah Malchow hadd hebben; dor hebben ſei nachts bi 'n Bäcker backt. — Den Kräuger ſin oll Mudder in Plate hett vertellt, ſei hadd Oſtermorgen eins nah Swerin un Bramwin halen müßt. Dor wir de Karkebarg apen wäſt, un dor hadd ſei all de ünnerirdſchen Lüd ſeihn künnt. De hadden dorin backt. Dat wiren gor un gor tau väl Lüd wäſt, un ſei hadden ümmer düller lopen in den Barg. — In Techentin hebben ſei up ein Schündäl nachts brugt. Dorbi hebben de Lüd ehr ſeihn dörch dat Kikfinſter. — Dat Geſchirr tau'n Backen un Brugen hebben ſei ſick oft leihnt, ſo bi Buer Fink in Penzin. Dor ſünd de Ünnerirdſchen ut'n Hoppenbarg kamen. Nahſt hett denn 'n Brot in de Moll un 'n Kruk Bier in 't Brukũben lägen.

Männigmal ſtählen ſick de Ünnerirdſchen oewer ok dat, wat ſei bruken möten. — Ein Buer hett tau'n Äten ümmer mit de Klock klingt. Denn ſünd mit de Lüd oewer ümmer ok de Zwerge kamen un hebben mitäten. Ehr hett jo keiner ſeihn künnt. Eins hett einer von ehr ſin Mütz verloren. As de Buer de an ſick nimmt, hürt he raupen: „Min Mütz, min Mütz!“ Dorup röppt 'n anner Stimm: „Nimm diß ihrſt, dit is unſern verſtorben Großvadder ſin!“ As de Buer ſick de Mütz upſet't, ſüht hei 'n ganz Haud Zwerge an ſinen Diſch ſitten. Wenn einer von ſin Lüd den Läpel in'n Mund ſtäken will, happen ſei tau un nähmen dat meiſt dorvon weg. Dunn hett de Buer nich wedder klingt, wenn de Lüd tau'n Äten kamen füllt hebben. — Vör allem kamen de Ünnerirdſchen giern up Hochtiden, wo dat 'n gauden Happen giwwt. Oft ſünd ſei dor ſeihn worden von Lüd, de dörch Liſt ok ſo'n Zwergenmütz krägen hebben. So hett mal de Köſter in Laag an'n Hochtidendag ſeihn, dat de Flieſen in de Kirch hochkamen ſünd. Dor

ſünd twölf Zwerge rutkamen, de hebben raupen: „Vadder, ſmit mi 'n Haut rut!“ De Köſter hett ok ſo raupen. Dor hett dat antwurt't: „Hebben ji nich all einen?“ „Nee“, hett hei ſeggt. Dunn hett hei ok einen krägen. Up de Hochtid hett hei nahſt all de Zwerge ſeihn künnt. As ein von ehr Swineri up den Diſch makt hett, hett hei em einen an 't Mul gäben, dat den Ünnerirdſchen de Haut afflagen is. Diſſe Zwerg is dunn dorbläben in Laag. Dor ſünd früher noch Nakoemlinge von in de Stadt wäſt. — Up ſo 'n Hochtiden hebben denn de Koekſchen kaken un kaken künnt, de Diſchen ſünd doch ümmer leddig wäſt. As de Fleigen hebben de Zwerge an de Schötteln ſäten; de Hochtidslüd hebben mit 'n Läpel ſchrapen künnt un hebben nicks tau äten hadd.

Ganz ſlimm is dat jo, dat de Ünnerirdſchen männigmal de lütten Kinner bi de Minſchen wegnähmen un dorför ehr eigen henleggen. Seggt ward, dat de Ünnerirdſchen dat daun möten, dat ſei man nich utorten. Ihrſt wenn dat Kind in de Döp 'n Namen krägen hett, kaenen em de Ünnerirdſchen nicks mihr. Bet dorhen möt nachts bi de lütten Kinner Licht brennt warden, denn kamen de Zwerge nich. — Dor is eins 'n Möller wäſt, den hebben de Zwerge ok dat Kind vertuſcht. Nahſt is dat ümmer wäſt, as wenn in 'n Möllerhus dat Fleiſch ut dat Äten rutkamen is. As de Möller eins uppaßt, ſüht hei dörch 't Sloetellock, dat dor 'n lütt nakt Kind alle Schalen dörchkellt un ümmer ſeggt: „Hm, hm, kein Fleiſch!“ Annern Dag lett de Möller Schauhſlarpen in 't Äten kaken. As dat Äten up 'n Diſch ſteiht, kickt hei wedder dörch 't Sloetellock. Dor is dat Kind wedder dor un ſeggt ümmer: „Hm, hm, Schauſlarpen!“ Un nahſt danzt de Lütt mit 'n groten Mählſack in de Stuw rüm. As de Möller de Dör upritt, ſpringt dat Kroet raſch na de Weig rin. Dor kriggt de Möller ſick 'n Stock her un ſleiht dat lütt Wäſen gor un gor tau väl, dat dat brun un blag ward. Dunn is dat Kind verſwunn', un an 'n annern Morgen hett de Möller ſin eigen Kind in de Weig funnen, dat is oewer ok ſwart un brun ſlagen wäſt. — Wenn de Lüd dat utfünnig maken wullt hebben, ob ehr ok dat Kind vertuſcht wir, hebben ſei dörch 'n Eierdopp brugt. Denn hett de Zwerg ſick verrad't un hett ſeggt, ſowat wir in ſinen Land' nich Mod, ſowat hadd hei in ſinen Läben noch nich ſeihn. Denn hebben de Lüd ehr eigen Kind wedderkrägen.

Meiſt hebben ſick ſüs de Ünnerirdſchen mit de Babenirdſchen ganz gaud ſtahn, ſei hebben de Minſchen ſogor oft hulpen, hebben ehr ok Geld leihnt un all ſo wat. Wo de Minſchen oewer häßlich tau ehr wäſt ſünd, dor hebben ſei ehr ok ſchabernackt. Ein von ehr is ümmer in ein Hus in Nikalen kamen un hett ſick von de Deinſtdiern Melk halt. As de Husfru dat gewohr ward, verbütt ſei dat. Dunn ſeggt de ünnerirdſch Fru tau dat Mäten: „Üm diſſ' Tid oewer 'n Johr verlat dat Hus, denn brennt dat af.“ So is dat ok kamen.

Väl ward ok ſeggt von de Zwergen ehr Schätze, von de gollen Weigen, de ſei bewachen möten, un noch mihr ſo'n Geſchichten. Dat is hier gor nich all tau vertellen. — Tauletzt ſoelen ſe utwannert ſin ut Mäkelborg. Weck ſeggen, dat ſei den Chriſtengloben nich verdrägen künnt hebben, as de upkamen is, noch anner ſeggen, dat ſei vör Hunger uttreckt ſünd. Bi Lurwigsluſt un Doems ward vertellt, dat ſei oewer de Elw treckt ſünd un nah 't Hannöverſch rin. Up anner Städen ſeggen de Lüd, dat ſei nah Fehmarn, nah Rügen ore doch nah Nurden treckt ſünd. As ſei ut Warlin uttreckt ſünd, hett de Zwergenkönig ſick in ſin vulle Pracht ſeihn laten. Hei hett tau den Warliner Herrn ſeggt, ob hei 'n Viert Geld hebben wull ore för jeden Kopp 'n Schilling, wenn hei em wegtrecken let. De Herr hett dat Viert nahmen. Naher hett de König tau em ſeggt, hei ſüll mal hüren, woväl Mannſchaften hei hadd. Dat hett trippelt von Klock twölf bet Klock drei oewer de hölten Brügg, grad' ſo, as wenn Schap dor roewergahn ſünd. —

De Riendörper Fiſcher hett ſei oewer den Schaalſee führen müßt. Hei hett ümmer hen un her führt, oewer för ſinen Ogen is de Kahn ümmer leddig wäſt. As hei dat letzt Mal führt hett, hebben ſei em fragt, ob hei ok weiten ded, wat hei führt hadd. Ne, dat hett hei nich wüßt. Na, denn ſüll hei ſick mal ümkiken. Dunn ſüht hei den ganzen Barg vull lütt Lüd. De ſünd nah Grönland treckt. De Fiſcher hett von diſſ' Tid an ümmer väl Geld hadd, ſo hebben de Lütten em belohnt. Bi de Utſtür von ſin Dochter hett hei dat Geld mit 'n Viert taumäten.

## Petermännken.

Dat Petermännken ſall tauihrſt in 'n Petersbarg bi Pinnow wäſt ſin. Oll Lüd ſeggen, man hadd dat dütlich in 'n Barg kloppen un ſmäden hürt, wenn man dat Uhr up de Jrd leggen ded. Von hier ſall dat in ein Nacht nah 'n Sweriner Slott roewerflagen ſin. Weck ſeggen oewer ok, Petermännken wir dörch 'n ünnerirdſchen Gang ünner 'n Pinnowſchen un Sweriner See dörch nah 'n Slott henkamen.

Petermännken ſall 'n verwünſchten König von Meckelborg ſin. Anner Lüd ſeggen ok, dat hei 'n Prinz wäſt is, de 'n Preiſter dodſlagen hett; dorüm is hei verwünſcht. Wenn hei mal erlöſt ward, denn kümmt dat oll Swerin wedder hoch ut den Sweriner See, un dat Swerin, as dat hüt ſteiht, geiht denn in Blaud ore Water ünner.

Väl Lüd ſaelen Petermännken in 'n Sweriner Slott all ſeihn hebben. Hei is 'n lütten Mann un hett all väle Runzeln in 'n Geſicht. De meiſt Tid hett hei 'n griſen Rock an, männigmal oewer ok 'n roden ore witten. Wenn in 'n Slott einer dodbliwwt, ſall hei 'n ſwarten Rock drägen. Mit 'ne Lücht un mit 'n grot Sloetelbund, as dat kein Minſch drägen kann, geiht hei in 'n Slott ümher un paßt up, dat allens ſinen Schick kriggt. Einſt hett ein von de Deinerſchaft 'n ganzen Barg Sülwertüg ſtahlen, un ein anner hett unſchullig dorför ſitten müßt. Dunn hett Petermännken den Unſchulligen ümmer wat tau äten un tau drinken henbröcht, den Spitzbauwen oewer hett hei oewerall dat ſtahlen Sülwertüg ut de Taſchen un ut de Kommod treckt un hett dat achter em an ſmäten. So hebben ſei den richtigen Deiw bald krägen. — Wer nich nah dat Slott henhürt, den litt hei dor nich. So hett hei ok Wallenſtein wegbröcht, as de in 'n Dörtigjöhrigen Krieg Herzog von Mäkelborg wir un in Swerin regieren wull. Dag un Nacht hett Petermännken em kein Rauh laten, bet hei dat Spill verlopen ded un nah Güſtrow güng.

In 'n Slott hett Petermännken ſin eigen Stuw mit 'n Bett. Ein Diern is ganz dortau anſtellt, dat ſei dat ümmer in Ordnung höllt. Ehren Lohn find't ſei ümmer tau rechter Tid up 'n Bedd liggen. Einmal hebben ſei de Eck von dat Slott dalriten wullt, wo Petermännken ſin Stuw in is. Dunn is an 'n annern Morgen allens wedder upbugt wäſt, wat ſei an 'n Dag vörher dalräten hebben.

Öfters hett Petermännken all Lüd ſöcht, de em erlöſen ſüllen, oewer dor is ümmer wat twiſchen kamen. Einmal hett hei den Nachtwächter in 'n Slott bäden, hei ſüll doch mal raupen: De Klock hett drütteihn ſlahn. De will dat ok. As he dor oewer half mit farig is, dunn ſüht hei achter ſick dat ſwarte Blaud ut de Jrd kamen un ut den See kümmt dat oll Swerin all hoch. Dor verfihrt hei ſick oewer un kriggt dat nich tau End raupen. — Ein Soldat hett dat Geld in de Schatzkamer in vier ganz glike Deil indeilen ſüllt. Hei hett dat ok dahn. Dor is ein Stück oewerbläwen. Hamer un Bil hebben dorbi lägen, oewer de Soldat is dor nich up kamen, dat hei dormit dat Geldſtück in vier Deil kloppen ſüll. Süs wir Petermännken erlöſt wäſt. — Ein anner Soldat hett em mal ſinen Säbel putzen

füllt, de hett ganz vull Ruſt ſäten. As hei em binah blank hadd hett, is de Kirch von dat oll Swerin all ut den See rutkamen. Den letzten lütten Placken hett de Soldat oewer nich wegkriegen künnt. Dunn hett Petermännken jammert: Nu duert dat noch wedder hunnert Johr, bet ick erlöſt warden kann. Dorup is 'n fürchterlichen Dunnerſlag losgahn, un de Soldat is ganz beſwimt worden. As hei ſick wedder beſunnen hett, hett hei buten vör 'n Slottdur lägen. In ſin Taſch hett hei drei Stangen Gold funnen. De hett Petermännken em ſchenkt för ſin Arbeit.

## De Verwünſchten.

Wo du ſteihſt, hett all männigein ſtahn, wo din Faut geiht, hebben all väl Minſchen ehren Weg perrt in Luſt un Freud, in Truern un Leed. Du büſt nich de Ihrſt un büſt nich de Letzt, de mit deepen Ogen in de Welt ſüht. Vör di, nah di — Minſchen as du. Up Acker un Wiſchen, in Buſch un Brauk, up allen Stigen hebben eis ehr Fautſporen lägen; as ehr Fautſporen in Rägen un Wind, ſo ſünd ſe ok vergahn. In Düſternis liggt dat Minſchenläwen. Düſter un trurig is ok oft dat, wat de Minſchen anſtellt hebben; mit Jammer, Ülend un Dod hett ſick dat lohnt.

Un för weck, de in ehr korten Irdendag' dat Läben gornich meiſtern künnen, duert de Not — ſo geiht de Sag — noch oewer Dod un Graff. Bet 'n Minſchenkind mit 'n rendlich Hart und truge Leiw ſe löſt von ehr Leed, möten ſe täuwen un luern an ehr Unglücksſtäd. De Minſchen ſeggen, ſe ſünd verwünſcht.

Twiſchen Ivenack un Baſ'pauhl liggt 'n lütten See, de wir früher oewer gröter, dorin is 'ne Stadt ünnergahn, dei heit Grabow. Bi diſſen See güng mal 'n Mann ut Ivenack. Dor kem 'n ganz lütten Kierl bi em tau ſtahn un ſäd tau em, oewer drei Dag ſüll hei nah ein beſtimmte Stell hengahn un dor wat ſeggen, wat hei em ok ſäd, denn würd de Stadt wedder dor ſin! De Mann verſprök dat ok, oewer nah drei Dag, dor würr em de Sak doch tau gruglich, un obglik de lütt Kierl em ſeggt hadd, hei künn ſo väl Lüd mitnähmen, as hei wull, un hei allein künn de Stadt erlöſen, ſo let hei dat doch nah, un ſo blew de Stadt denn ünner de Jrd un in den See.

Dat Dörp Ramm twiſchen Hagenow un Lübtheen is früher 'ne Stadt wäſt. Achteihnhunnertdürteihn hebben de Ruſſen noch nah de Stadt Ramm fragt. Näben Ramm hebben noch twei anner Städe lägen, de ein hett Päul heiten un leg linker Hand an den Weg von Loſen oewer Olt-Krenzliner Hütt nah Ludwigsluſt, dicht achter de Glashütt. Hüt is dor 'n Waterlock. De König von Päul wir 'n Rieſ', Frielk hett hei heiten. De anner Stadt leeg dor, wo nu Laupin liggt. De Lüd in all de drei Städe wiren ſihr ſlicht. So is dat Gottsgericht bald oewer ſe kamen. Tauihrſt is Laupin ünnergahn dörch 'ne Waterflaut. — De Lüd von Ramm un Päul hebben jedes Johr 'n Feſt tauſamen fiert. Dorbi hebben ſe 'n Bullenſtöten afhollen. De Päuler hebben oewer ümmer gewunnen. Dunn kemen de Rammer up den Gedanken, ehren Bullen dat Fell aftautrecken, dat hei orrig dull würd.

Dat is ehr denn ok glückt, oewer as ehr Bull den Päuler Bullen dal hadd, hett hei in ſin Wut ſoväl Sand mit de Achterbein upſmäten, dat ganz Ramm dormit bedeckt worden is. So is Ramm ünnergahn. Nu waſſen Dannen an de Städ, wider is nicks mihr dorvon tau ſeihn. Ok de Päuler hett dat bald ſat't krägen. In ehr Bosheit hebben ſei ehren König verdräben, de hett ſei ümmer tau 'n Gauden anhollen wullt. As hei aftrecken ded, hett he oewer de Stadtmuer raupen: „Wenn de Pott vull is, ward ick kamen un em ümſtülpen!“ He hett ſick de Burg Frielk linker Hand an 'n Weg von Looſen nah Laupin bugt. De Jrd dortau hett hei ſick in 'n Sack ut Warl tauhopdragen, ore ſei von wit her up 'n

Hümpel tausamenpust. De Päuler is dat bald leed worden, dat sei ehren König verdräben hebben, wil dat sei nu keinen hadden, de ehr 24 Windmoehlen andrew, wenn de Wind mal flau wir. As sei in ehren Oewermaud ümmer slimmer würden, kem Frielk mit 'n groten Sandbarg up'n Puckel. Den smet hei bi de Glashütt von de Schullern, föt de Muer von de Stadt mit beiden Hänn' un kihrte sei üm. „De Pott is nu vull, ick stülp em üm", hett hei seggt. Denn hett hei den ganzen Sandbarg utenannerpust. Dorvon is de ganze Gegend nu versand't. So is dat mit Päul ok vörbi wäst.

Oft is de Minschen, de in ehren Oewermaud verwünscht sünd, 'ne Tid sett't, dat alls wedder sin sall, as dat eis wäst is in sin Herrlichkeit. Hunnert un ok dusend Johr möten sei täuwen an ehr Unglücksstäd, bet ehr Stunn' dor is un de rechte Minsch tau Stell is, de se lösen kann. Un oft luern se ok vergäws, wenn de Minsch in sin Swackheit dat rechte Wurd nich finnen kann ore dat rechte Mittel versümt.

So is in de Kühlung bi Brunshöwen 'n hogen Barg, up den sall in ollen Tiden 'n grot Slott stahn hebben. De Slottbarg sall sick alle hunnert Johr einmal apendaun. Alle hunnert Johr middags klock twölf sall ut 'n Slottbarg 'n Ritter rutkamen mit sin sämtlichen Mannen; de is dorin verzaubert. Wenn dat ein seihn deiht, un wenn de in de Still, ohn ein Wurd tau seggen, 'n Vaderunser bäden deiht, denn sall de Ritter mit sin Mannen erlöst sin. Ein oll Fru hett dat all mal seihn, bi 't Himbeerplücken, oewer se hett kein Vaderunser bädt, se hett dat nich wüßt.

De Prinzessin, de in den Slottbarg in de Kühlung haust, is desülwig, de in den Bökenbarg bi Doberan verzaubert is. Alle hunnert Johr lett sei sick seihn. Wenn se erlöst ward, deiht sick ok de Bökenbarg up, wo 'n ganzes Heer in slöppt. Denn ward 'ne grote Slacht slagen, un naher ward Mäkelborg 'n Rik so grot, as dat noch nie wäst is.

Eins sünd drei Männer kamen, de hebben den Slottbarg erlösen künnt. De Barg deiht sick up, un twei gahn rin; de ein hett buten uppassen süllt. As de annern rin sünd, kümmt ein antauriden, de hett 'n Sack vull Geld vör sick liggen un seggt tau den Mann, de buten steiht, he sall em rinlaten. He will ihrst nich. Dor stukt he den Sack vull Geld so up 't Pierd dal un seggt, dat süll he all hebben, wenn he em rinlaten ded. Dat leewt em jo, un he lett em rin. Bald naher is de Rider wedder rutkamen; de beiden annern hett he mit de Hoor tausamknüppt un vör sick up 't Pierd bammeln hadd. De anner is mit sinen Sack afgahn.

Ok in de Hog' Burg bi Schlemmin sall 'n grotes Slott versackt sin. Dat is in ganz ollen Tiden dat Hauptslott von Meckelborg wäst. As dat verwünscht is, is Swerin hochkamen. Wenn dat erlöst ward, sall Swerin wedder ünnergahn. An den Barg is eins 'n reisen Smidtgesell inslapen wäst. Dunn is dor so'n lütt Männken ankamen, de hett em weckt un hett em fragt, ob he sick 'n gauden Schilling verdeinen wull, denn süll he mit em kamen. Dunn sünd sei nah den Barg rinnegahn, un inwennig in den Barg hebben väle hunnert Pierd stahn, de hett de Smidtgesell beslagen süllt. He hett se nu ok all beslagen un is 'n ganzes Johr in den Barg wäst. Dunn hett de lütt Kierl em noch seggt, dörch disse Pierd würd Meckelborg noch mal erlöst warden. Se hadden den Büffel wull 'n Ring dörch de Näs' treckt, oewer sweißt wir hei noch nich. Mit den Büffel hett hei jo Meckelborg meint. De Smidtgesell hett nu soväl Geld krägen, as he in sin Fellisen hett drägen künnt un is naher 'n riken Mann worden.

Mal is 'n Mann, as he tau Nachttiden oewer de Hog' Burg güng, 'ne witte Dam begegent. De hett em 'n Sarg wist un hett seggt, he süll em upbörn;

dat würd em woll unheimlich vörkamen, oewer dat ded em nicks. He is oewer doch ängſtlich wurden un hett dat nich farig brächt. Dunn hett ſe ſeggt: „Nu noch eis wedder hunnert Johr!“ — Dor ſall ok baben up 'n Barg 'ne Bänk ſtahn, ut de ward mal 'ne Weig makt. De dor in grot weigt ward, is de Erlöſer.

Nich ümmer geiht dat glatt af, wenn man mit diſſe Saken tau daun kriggt. Wenn 'n Minſch, de nich de rechte is, ſick an de Verwünſchten ran makt in ſinen Oewermaud, kann he dor ſlimm bi tau Schaden kamen. — Up 'n Ruhner Barg ſteiht Johanni Middag 'ne Weig mit gollen Pöſt. Ein Knecht hett dat nich glöben wullt un hett ſick dat oewertügt makt. De hett 'n ganzes Johr in den Barg bliben müßt.

Unnern Kloſterhof in Nigenkloſter is 'n ünnerirdſchen Gang, de geiht nah de Kirch roewer. Dor ſall 'n gollen Weig in ſtahn mit luter Geld. Wenn de Hof ton drüdden Mal afbrennt, ſall ſe hochkamen. Von dat Geld ſall de Hof denn wedder upbugt warden. In den Gang is ok 'n Keller, dat is de Kuhnhahnskeller, dor ſall 'n Kuhnhahn in ſin. Wenn dor einer ringeiht, kümmt hei nich wedder rut. Dorüm is ümmer 'n Slott vör de Dör. Eis hadden de Knechts mal Danz in den Keller. De ein wir all 'n bäten andrunken, un ſe vertellten ſick von den Kuhnhahn, dat keiner wedder rutkem, wenn hei einmal binnen wir. De Knecht ſäd: „Dor gah ick drieſt rin, mi ſall nicks paſſieren!“ De Keller würd upſlaten. As de Knecht kum rin wir, dunn würd dat ein Rumoren un Toben in den Keller, un de Knecht is nich wedder rutkamen.

So ſünd de Minſchen mit ehr Bosheit oft ſlimm ankamen. Mit eis kem ehr denn dat Gottsgericht oewer'n Hals. Allens, up dat ſe in ehren Oewermaud ſtolz wiren, is denn tau Schand worden, blot dat ein is denn allein bläwen: Dat is de Stimm, de hoch von 'n Torm ümmer wedder de Minſchen mahnt hett, de Sünnen tau laten un ſick tau 'n Gauden tau wennen. Dorüm ſünd de Klocken allein ok nicht verlorn, ſünd gaud verwohrt an 'n deipen Grunn'.

Rethra is früher 'ne grot Stadt wäſt. Oewer de Minſchen dorin wiren ſlicht, dorüm hett Gott tau Straf de Stadt in de Jrd verſacken laten. Se hett dor ſtahn, wo nu die Liepſee is; wenn dat Wäder klor un de Wind ſtill is, kann man de Stadt up 'n Grunn' tau ſeihn krigen. Denn klingen ok männigmal de Klocken ſacht tau einen rup. An 'n Johannidag oewer ſtigen de Klocken an 't Land un ſtahn denn as 'n poor Stein an'n Auwer. Eis kem nu 'n lütt Mäten ut Prillwitz un ſpäult' ehr Poppentüg in den See ut. Dat wir grad Johannimiddag. Se leggt dat Tüg up de Stein, de dor ſtahn. Dunn ſünd dat mit 'n Mal twei Klocken. De drüdd is wedder in dat Water rin mit 'n recht hellen Klang. Hanne, Suſanne, wenn du mit wiſt, denn kumm!“ hett ſe raupen. De Diern löppt nu nah Hus in ehr Angſt un vertellt dat. De willen dat jo tauihrſt nich glöben, oewer as ſe nich nahlett, gahn ſe hen un ſeihn, dat dat doch wohr is. Dor hett dat denn 'n bannigen Strit gäwen, wecker'n de Klocken woll hüren deden. Un de Nigen-Brambörger hebben ſe taulezt afführt, dorüm, dat de See up ehren Grund un Boden liggen ded. Se laden de Klocken up, un de Fuhrmann ſeggt: „Nu hoi alltauſamen, diſſ' ſoelt blot för de Riken gahn.“ Oewer de Pierd koenen dat nich trecken. Dunn ſpannen ſe mihr Pierd vör, oewer dat nutzt all nicks, ſe kriegen ſe nich weg. Dunn kümmt dor 'n Buer ut Prillwitz mit Plaug un Oſſen un ſeggt, nu wull hei dat mal verſäuken. Se lachen em jo wat ut, oewer hei ſpannt doch an un ſeggt: „All vier tauglik, för arm un rik.“ Dunn geiht de Wagen los. De Oſſen hebben den Wagen nah Prillwitz brächt, un dör hängen de Klocken noch.

(Gerhard Staak nach Woſſidlo-Bartſch.)

## De Düwel in 'n Pennings-buſch.

Männigein ſall all kortſarig von den Düwel halt ſin, ok männig Mäkelbörger. Tauwilen hebben ſei em oewer ok anführt, un hei hett leddig wedder aftrecken müßt. Up alle Ort un Wiſ' hett hei verſöcht, an de Minſchen rantaukamen, hett ehr hulpen bi dit un dat, ſogor bi 't Kirchenbugen, vör allem oewer bi 't Hexen. Dorför hett hei ſick denn de Seelen verſchrieben laten. — Giern halt hei ok ſo'n Lüd, de an 'n Stillen Fridag leiwer in 'n Kraug ſitten un Korten ſpälen as nah de Kirch gahn. Ein von all de Geſchichten ſall hier mal utführlich vertellt warden.

Vör Johren, as in Groten-Stieten noch 'n Kraug wir, ſeten dor mal an 'n Stillenfridag Nahmiddag drei Mannslüd un ſpälten Korten. Wat för 'n Spill ſei ſpält hebben, is nich mihr tau ſeggen, oewer ſei hadden giern den vierten Mann dortau hadd. De let nu lang up ſick täuwen, denn up 'n Stillenfridag geiht nich jederein tau Kraug. De Kortenſpälers würden ganz gnatzig, un tauletzt röp de ein von ehr: „Wenn doch de Düwel 'n Inſeihn hebben un uns den vierten Mann rankoren wull!" Dunn güng up einmal de Dör up, un 'rinkem 'n tämlich ſwarten Kierl, den noch keiner vörher ſeihn hadd. De güng gradut an den Diſch un ded ganz, as wenn hei 'n ollen Bekannten wir. Nu güng dat Spälen los. De Swart flucht' bi jede Kort, de hei up den Diſch ſmet, ganz gottsläſterlich, un gewinnen ded hei ümmer. De drei Kierls würd ganz benaugt dorbi, oewer weglopen müggten ſei ok nich. Tauletzt föll 'ne Kort ünner 'n Diſch. Twei von de Spälers bückten ſick dornah un würden nu gewohr, dat ehr viert Mann 'n Pierdſaut hadd. Dunn wüßten ſei Beſcheid. Ganz nüſterbleik kemen ſei wedder hoch un wullen nu nich mihr mitſpälen. De Swart oewer wull noch lang nich upholln. Dat gew 'n groten Larm, un tauletzt grep de Swart de beiden Kierls an, mit jede Hand einen, un ſmet ſei gegen de Wand, dat ſei glik dot wiren un dat Blaud gegen de Wand ſprütten ded. De letzt Kortenſpäler verkröp ſick wildeß achter 'n Tun un wüßt ſick vör Angſt un Bäwern gor nich tau laten. De Düwel — denn dat dat de leibhaftige Düwel wir, müßt jo nu jeder inſeihn — makte ſick dat in de Kraugſtuw bequem. De Kräuger künn em up kein Ort un Wiſ' wedder loswarden. All de Mannslüd ut Groten- un Nigen-Stieten hadd hei tauletzt all tauſamenhalt, oewer de Düwel brukte blot 'n bäten wild tau kiken, denn vertreckten ſei ſick. In de Not föll den Kräuger in, doch mal 'n Preiſter tau halen. Hei ſchickt' glik nah alle Preiſters in de Umgegend, üm jo nicks tau verſümen. As de Preiſter ut Mäkelborg nu ankem, röp de Düwel: „Dor is jo min Brauder!" As de Preiſter ut Hogen-Viecheln kem, ſäd hei: „Dor is min Halwbrauder!" As oewer de Preiſter ut Beidendörp kem, kreg hei dat bannig mit de Unrauh, ſäd oewer: „Du kannſt mi ok nicks, du heſt as Student jo mal 'n Semmel ſtahlen!" „Ja", ſäd de Preiſter, „dunn hadd ick groten Hunger. Dat is mi nu ok heil led." De Düwel wüßt noch wat: „Un denn heſt di Geld leihnt, un dat heſt nich wedder afgäben!" De Preiſter ſäd: „Dat gäw ick noch wedder trügg." — So güng dat noch 'ne Tidlang hen und her, oewer ümmer künn de Preiſter ſinen gauden Willen nahwiſen, un de Düwel müßt ſick tauletzt gäben. De Preiſter kreg em dörch ſin Beſwörung ganz in de Gewalt, packte em up 'n Nigen-Stietener Wagen, wo vier ſwart Pierd vör güngen, un führte mit em los. De Düwel läd ſick up 't Bidden: Hei wull woll leiwer in de griſ' Soeg fohren, de dor achter 'n Tun leg, denn wiren ſei em jo ok los. De Preiſter oewer gew nich nah. Hadd hei nahgäwen, denn hadd de Düwel em bannig anſmert. Dor achter 'n Tun leg blot noch de drüdd Kortenſpäler, un den wull de Düwel ſick nich entgahn laten. Den kreg hei nu nich. De Reiſ' güng los. Ünnerwegs oewer würd den Preiſter doch de Sak 'n bäten bedenklich, un je bedenklicher hei würd, je mihr kreg de Düwel de Baben-

hand. Hei würd ümmer ſworer, de vier Pierd würden vör luter Sweit tau Schimmels, un tauletzt, bi 'n Penningsbuſch — twiſchen Grapen=Stieten un Beidendörp — künnen ſei den Wagen gor nich mihr trecken. Dunn ſtödd de Preiſter den Düwel koppheiſter von 'n Wagen.

De Düwel wir heil froh, dat hei wedder loskamen wir, un verſwünn ſo raſch, as hei künn, in 'n Penningsbuſch. Hei hett ſick ſit de Tid in de ganze Gegend nich wedder ſeihn laten. Blot nachts twiſchen Klock twölf un ein ſall hei noch in 'n Penningsbuſch ſin Wäſen driwen, hauptſächlich an 'n Stillenfridag.

Den Groten=Stietener Kraug güngen de Lüd von de Tid an ut 'n Weg. De Blaudplackens wiren dörchut nich wedder wegtaukriegen von de Wand. De Kräuger künn utwitten ore hei künn Tapeten doroewer kläben, dat hülp all nicks, ſei kemen ümmer wedder dörch. Tauletzt hett hei 'n Schapp dorvörſtellt. De Lüd ſünd oewer doch nich wedder hengahn, un dorüm is dat Hus dalräten und de Kraug ingahn.

# Unſer Volksrätſel und ſeine Art.

Von Johannes Gillhoff, Ludwigsluſt.

Etwas armſelig ſtand es lange Zeit ſeitwärts am Wege, ein unſcheinbares Dorfkind in grober Gewandung. Einſt hat es auch beſſere Zeiten geſehen. Das war damals, als die lichtfrohen Götter des Nordens ihren Witz in Rätſeln an den Thurſen, den dummen Rieſen übten, als die philiſtäiſchen Hochzeitsgäſte mit fremdem Kalbe pflügten, als Przemyſl, der Bauer, Libuſſas Hand erhielt und der Tſchechen König ward. Aber das iſt lange her, und es iſt Gras gewachſen über die alten Geſchichten. Keine ſabäiſche Königin kommt mehr, um die Weisheit eines Salomo durch Rätſelfragen zu erforſchen. Die Naturkinder wuchſen ſich aus zu Kulturmenſchen, und für die Volksrätſel blieb da kein Raum. Doch gewannen ſie Heimſtatt bei dem einzigen Naturvolk, das noch leidlich unberührt blieb von des Lebens Ernſt und ſozialen Fragen. Das Volksrätſel wurde zum Kinderrätſel.

Auch für das Volksrätſel kam ſchließlich die Stunde der Wiedererſtehung. Als um die Wende des vorigen Jahrhunderts das deutſche Volk ſich wieder auf ſich ſelbſt und ſeine Schätze in Lied und Sage beſann und manch Aſchenbrödel zu hohen Ehren einging, da ſpürte man auch dem verachteten Volksrätſel wieder nach, und heute ſteht es vielleicht als reizvollſte Volksdichtung vor uns. Was aber immer wieder neu erfreut, das iſt ſeine überraſchende Ähnlichkeit, ja: völlige Gleichheit dem Raum wie der Zeit nach. Kein Druck hat ſie verbreitet, keine Lehre vererbt, und doch gehen ſie über Länder und Meere, — und doch ſind ſie heute dieſelben wie in grauer Vorzeit, als ſei nur der Traum einer Nacht darüber hingefahren. Bei den Ausgrabungen in Pompeji fand man in der Strada Stabiana, im Hauſe der griechiſchen Diſtichen, ein Gemälde. Zwei Fiſcher ſtehen vor Homer und berichten über den Erfolg ihres Fanges: „Was wir gefangen, warfen wir fort; was wir nicht gefangen, tragen wir bei uns.“ Wort für Wort dasſelbe Stück geht aber heute noch durch ganz Deutſchland, auch durch Mecklenburg, nur der Eingang iſt verſchoben: „En Jäger güng up de Jagd. Wat hei fangen ded, ſmet hei weg, un wat hei nich fangen ded, behöll hei.“ Dabei trägt es kein einziges Merkmal hohen Alters.

Vor langen Jahren trug mir ein Arbeiterkind in Parchim folgendes Stück zu:

Flög en Vagel von Elfenbein,
vertehrt den Möller mit finen Stein,
den Rider mit fin Roß,
den König mit fin Sloß,
den Buren mit finen Plaug,
kriggt doch fin Lew'lang nich naug.

Gemeint ist natürlich der Spielwürfel. Aber die kleine Dichtung findet sich mit genau denselben Bildern schon in dem indischen Mythus Dwaparas, der die Wendung in „Nal und Damajanti" trägt.

Die Themen und Einzelbilder stehen zumeist fest und sind unveränderlich. So wird das Ei im Süden wie im Norden als Wittenburger Dom besungen: Tau Wittenborg in'n Dom, dor swemmt 'ne gele Blom. Außerordentlich verschieden ist aber die Variantenbildung. Während das Rätsel vom „Vagel fedderlos up den Bom blattlos" einsam und wie erstarrt aus alter Zeit zu uns herüberragt, haben andere Dutzende von Nebenformen erzeugt. Der Volksgeist geht hier seinen eigenen Weg. In der Tiersage nimmt der Fuchs herrschende Stellung ein, Fabel und Sprichwort, Kinderlied und Kinderspiel beschäftigen sich gern und viel mit ihm; aber das Rätsel tut ihn, wie es scheint, mit ein paar dürftigen Scherzfragen ab: Wennehr is de Voß en Voß? Wennehr kriggt de Voß dat Trecken in de Glieder? Dagegen weist der in der Volksdichtung sonst wenig beachtete, den Kindern fremder gegenüber stehende Maulwurf einen Reichtum an Rätselbildung auf, der vielleicht nur noch vom Storch übertroffen wird. Der Eingang zum Maulwurfsrätsel bleibt immer derselbe, die Schlußverse gehen auseinander:

Achter unsen Huf',
dor hakt Peiter Kruf',
ahn Haken un ahn Plaug,
pläugt likerst deip genaug.
Hei hakt ahn Isen un Stahl,
hakt ümmer unegal.

Hakt ümmer up un dal
un kriggt doch kein Fohr.

Dreimal hakt hei up un dal,
hett doch nich Isen odder Stahl.

Ohne Hak un ohne Schor
hakt hei doch 'ne gaude Fohr.

Hei hett kein Plaug un Isen,
kann doch 'ne gaude Fohr upwisen.

Der eigenartigste Schmuck der Tierrätsel ist das Stück über den Storch. Seltsam befremdend gebaut. Alte verstaubte Wortformen, verwitterte Ausdrücke in ungefügem Reim. Wie ein wertvolles Schmuckstück, das eben erst aus alten Kulturschichten ausgegraben wurde:

Hochmut up de Babelon satt
un sach dat,
wo Bachias mit Grasbick up de Quarrack satt
un fratt dat.

Hochmut auf Babylon ist der Storch auf der Scheune, Bachias oder Begiervagel heißt die Krähe, Grasbick oder Battenfreter ist natürlich das Gössel, Quarhack oder Quarrack die Egge. So steht das Stück in seltsamem Gegensatz zu dem breiten Behagen, das durch ein anderes Storchrätsel geht:

Mudder Wittsch, Mudder Wittsch, kumm hier mal her,
wat hier för 'n Ding in'n Gasten wer,
half witt, half swart, hadd rode Bein,
so 'n Ding heww 'ck in minen Lewen nich seihn.

Die Gunst des Zufalls hat uns einen wertvollen Beleg dazu erhalten. Im Jahre 1606 erschien die „Comedia von dem frommen und Gottfürchtigen Isaac", von dem Rostocker Bürger und Bergenfahrer Jochim Schlu gedichtet. Da findet sich, etwas abgeändert, dasselbe Stück, aber es wird als — „Leise" gesungen. Daß Rätsel mitunter ihrer ursprünglichen Bestimmungen entzogen werden, zeigt

auch die Verwendung des „Vagels von Elfenbein“: in Parchim fand ich das Stück als Abzählreim!

Aber die schönste Blüte der Rätseldichtung ist doch die Gruppe, die das Ei behandelt. Ist doch das Ei, in dem in stillem Weben neues Leben sich bildet, selbst ein Rätsel, tiefer Geheimnisse voll. Die Anschauung ist sehr mannigfaltig, stets glücklich. Bald wird die weiße Wölbung als „de Wittenbörger Dom“ besungen, bald wird es als kleines Haus oder Kloster ohne Tür und Fenster gefaßt. Wiederum verstehen andere Rätsel es als kunstvoll ohne Born, Staff und Band, ohne Naht und Draht gefügte Tonne aus Holland oder England: die kunstvoll schmiedenden Elben kommen in dem bandlosen Fahrzeug aus Engelland, dem Lande der Seligen dahergefahren. Auch „tweierlei Bier“ heißt der Inhalt, und diese Auffassung finden wir schon im altnordischen Sagenrätsel. — In einer Fülle von Bildern gehen zahllose Varianten durch den Volksmund, immer reizvoll. Von Osten und Westen, von Süden und Norden, aus alter und neuer Zeit, hier wiß und bedächtig in den schweren Tönen der norddeutschen Tiefebene, dort anmutig hüpfend in hellem Klingen, wie der Gebirgsbach zu Tal geht, — so strömt es von allen Orten und Enden zusammen in ein großes Jubellied voll ungetrübter Freude und naivem Behagen an der Natur, und unser Volksmund singt in dem großen Jubelchor:

In 'n Wittenbörger Dom, dor swemmt 'ne gele Blom,
un wer de gele Blom will äten, möt irst den ganzen Dom terbräken.

Ente Petente leg up de Bänk, dor kemen de Herren von Diken und Daken,
Ente Petente föll dal von de Bänk; künnen Ente Petente nich wedder fardig maken.

Kümmt 'ne Tunn ut Engelland, ohne Born un ohne Band,
is tweierlei Bier in.

Is en lütt Tünning ut Holland, hett nich Staff odder Band
un is doch en lütt Tünning ut Holland.

Dor liggt wat up de Hill, dat lett sick mit soeben Reipen nich binnen.

Die Tierwelt liefert die Königsgeschlechter unter den Rätseln. Drum mögen noch einige Stücke zwanglos folgen, so der Spruch des Pferdes:

Barg up slah mi, up eben Flagg schon' mi,
Barg dal holl mi, an den Krüww lohn' mi.

Reiter und Pferd:

Kem en Diert ut Nurden, hadd föß Fäut un en langen Start,
hadd vier Uhren, rad' mal, wat is dat?

Der Hahn: Kümmt en Mann von Hickenpicken, hett en Rock von dusend Flicken,
hett en knäkern Angesicht, hett en Kamm un kämmt sick nich
un hett en roden Bort; ßüh, wo de Schelm rohrt.

Die Gans: Witschel-Watschel geiht äwer de Brügg, hett den König sin Bett up 'n [Rüggen.

Der Krebs: Hans Heinrich heiß ich, ein Tierlein weiß ich,
und das Tierlein, das ich weiß, das trägt die Knochen über das Fleisch.
Wer das kann raten, kriggt einen Dukaten;
wer das kann wissen, soll die schönste Jungfer küssen.

Der Fisch: Kümmt en Mann ut Seeland, hett en Rock — so lang!
Plat bi Plat un doch kein Naht.

Liebevoll gedenkt die Volksdichtung auch der armseligsten Naturkinder. Das geringste Tierleben ist ihr nicht zu gering, das unscheinbarste nicht zu schmucklos,

das alltäglichste nicht zu gewöhnlich. Auch der Regenwurm wird in reizvoller Auffassung dem Beschauer menschlich nähergerückt:

Dor lep en lütt Mäten, von Quinkümmelei:
Spitzbauwen-Sei, (?) Ach, Mudder, möt't Ji Jug' Häuhner mi af,
hadd en Kled an Jug' Hund, dei bitt mi nich dod.

In der älteren Sprache heißt das Rätsel Tunchal. Denn das ist seine Aufgabe, einen einfachen Gegenstand, einen schlichten Vorgang so zu verdunkeln, daß der Ratende all seinen Witz aufbieten muß, das Dunkel zu erhellen. Der Verdunkelung dient vor allem der Ersatz der Dingnamen durch scheinbar sinnlose Wortbildungen. Es mögen Schallnachahmungen, lautliche Ausdrücke für Bewegungen, hervorragende Eigenschaften oder sonstige Merkmale, teils auch Länder- und Städtenamen sein. Immer aber sind sie so verdreht und verdunkelt, daß kein Mensch sie zu deuten vermag. Der Hahn ist der Mann aus Hickenpicken, der Storch: grot Jöljapp oder Hochmut auf Babylon, das Ei: Ente Petente oder Wittenbörger Dom, Frosch und Maus: Pipup un Quarrup, der Kohl: Krickel krackel Kruf', der Regen: Policker, Polacker, die Egge: Tanterlatant, der Schnee: de Mann ut Aken.

Auch aus der Pflanzenwelt nimmt der dichtende Volksgeist seine Stoffe. Ein altes Stück über die Eiche wahrt im Eingang epischen Charakter, denn die Gottheit hilft unter dem Eichbaum; die Schlußverse bringen die kindliche Freude zum Ausdruck, mit der man durch Zerschneiden der Eichel allerlei Gerätschaften entstehen läßt. Die mecklenburgische Jugend macht es noch heute so.

Ich ging in einen Wald, darin mich Gott erhalt.
Da fand ich ein klein Meisterstück, das war wie mein klein Finger dick.
Da fing ich an zu schneiden und schnitt daraus zwei Seiten Speck
und zwei Backelmollen und eine olle Nachtmütz.

Das Gegenstück dazu liefert ein kleiner Spruch der Haselnuß. Er deutet nicht auf hohes Alter, aber durch eine Reichenauer Handschrift ist er schon für den Anfang des 10. Jahrhunderts belegt.

Süht man mi, denn lett man mi liggen;
füht man mi nich, denn nimmt man mi up.

Wiederum gehört der Spruch des Flachses nach Sprache und Empfindung zu den schönsten Gaben unserer Volkspoesie; die wunderhübsche Fassung stammt aus Gr.-Wokern bei Teterow:

As ich noch wäre jung und schön, drög ick eine blage Kron';
as ich aber wäre olt un stiew, bünnen sei mi en Band üm't Liew.
Sei bögten mi, sei schöwen mi, un Herren un Fürsten drögen mi.

Dazu das im Lande weitverbreitete:

As ick jung wer, as ick jung wer, heww ick blag' Kronen dragen,
as ick olt wer, as ick olt wer,
rufften f' mi, knufften f' mi, all de Lüd drögen mi.

Auffallend ist, daß unsere Kornarten im Gegensatz zu den Haustieren fast gar nicht zu Rätseln verarbeitet wurden. So folgen einige andere Stücke.

Krickel krackel Kruf', achter unsen Huf',
wenn de Wind weiht, wenn de Hahn kreiht,
Krickel krackel Kruf' achter unsen Huf'. (Der Kohl.)

Dor flüggt wat öwer't Hus, dat hett nich Liew noch Lewen. (Das Blatt)

Langmann, wo wist du hen? — Kruskopp, wat geiht di dat an?
Ick möt Dag un Nacht gahn, du kannst ümmer still stahn. (Baum und Bach.)

De lütt Jehann Täulken satt up sin Stäuhlken;
wo länger hei satt, wo körter hei wörd. Bums! lagg hei hen. (Das Licht.)

Ole, Ole, hei set bi mi up den Stohle;
hei winkte mi, ick wehrte mi;
hei winkte mi so säute, dat ick verget Ogen un Fäute. (Der Schlaf.)

Tanterlatant geiht oewer unsʼ Land,
wer hett mehr Bein as Tanterlatant? (Die Egge.)

Bedeutende Rätselstücke gruppieren sich um Gestirne, Jahr und Jahreszeiten. Über das Siebengestirn liegt ein sichtlich altes Stück vor:

Achter mines Vadders Gorden stahn soeben Kameraden,
kein Eiken, kein Bäuken, kein anner Holt desgleichen.
Wer dat kann raden, dei kriggt en Braden;
wer dat kann denken, den will ick eine Kollwinschalʼ inschenken.

So ist auch die Auffassung des Jahres und seiner Zeiten als Baum mit weitverzweigten Ästen durchaus alt und volkstümlich:

Steiht en Bom up Nurdenfest, dei hett tweiunföftig Nest;
in jeder Nest wiren soeben Jungen, dei hadden all ehren Namen inʼn Munnʼ.

Der Schnee wird als Mann aus Aachen (?) dargestellt, und über den Eiszapfen geht ein gleich anziehendes Stück:

Kem en Mann ut Aken, hadd en kridwitt Laken,
wull de ganze Welt bedecken, künn nich oewer ʼt Water recken.

Achter unsen Husʼ hängt Peiter Plusʼ;
wenn die liebe Sonne scheint, denn oll Peiter Pluse weint. —

Durchaus zu eigen ist unserm Volksrätsel der Sachenwitz; Zahlen- und Wortwitz sind ihm durchweg fremd, sind häufig auch ebenso albern wie die biblischen Scherzfragen. Doch finden wir einige Rechenaufgaben, die heute noch durchs Land gehen, schon in alten Sammlungen. Vielleicht sind sie durch die Klosterschulen des Mittelalters ins Volk gedrungen. Hier und da tragen sie volkstümliche Prägung. Eine der bekanntesten ist:

Ein Buer drew ʼne Haud Gäusʼ tau Markt; dorvon güng ein vör twei, ein achter twei und ein twüschen twei; wovöl Gäusʼ wiren dat? — Recht gut eingekleidet ist auch die folgende: Ein Voß güng anʼn Dik vörbi und säd: Gundag ok, ji hunnert Gäusʼ! — O, noch langʼ kein hunnert Gäusʼ, seggt de Gant; noch mal so väl un noch halw so väl un noch viertel so väl, un denn du rode Voß ok noch dortau, denn sünd wi irst hunnert. Wovöl Gäusʼ wiren dat? — Eine eigenartige Wendung in der Antwort nimmt eine Frage, die bei uns verbreitet, anderswo ziemlich unbekannt ist: Wat is gaud vör de Ogen? Antwort: Nicks. Die Erklärung liegt darin, daß „Nicks“ bei uns die volkstümliche Bezeichnung einer aus Zinkoxyd und Fett bestehenden Salbe ist, die bei leichter Augenentzündung angewandt wird. So stimmt die Frage zu dem Doppelsinn der sprichwörtlichen Redensart: Nicks is gaud för de Ogen, oewer nich för den Magen.

Die biblischen Scherzfragen verdanken ihr Dasein wohl der müßigen Laune hochdeutsch gebildeter Bibelleser, sind zumeist unsagbar albern, hängen in der Frage nur sehr lose mit dem biblischen Stoff zusammen und gehen in der Lösung ihren eigenen Weg. Ein paar Proben genügen: Worüm hett Adam nahʼn Appel rinbeten? Woans seg Moses sinen Hund sin Stert ut? Worüm hadd Judas en

roden Bort? Wirkliche Vollrätsel finden sich hier nur selten; das folgende Stück geht auf Jonas im Leib des Walfisches:

Es lag ein Mensch begraben tief, sein Grab mit ihm herumlief.
Er war nicht im Himmel, er war nicht auf Erden;
wo mag dieser Mensch gefunden werden? —

So verschieden die einzelnen Gruppen auch sein mögen, ein Band gibt es doch, das sie alle umschlingt: die Tierwelt beherrscht die gesamte Rätseldichtung. Sie liefert Stoffe und Vorwürfe zur selbständigen Verarbeitung, sie liefert auch Bilder zur Darstellung lebloser Gegenstände; ohne Bild kein Rätsel. Nur in Ausnahme finden wir schlichte Aufzählung von Vorgängen oder Merkmalen:

Dei dat makt, dei will dat nich, dei dat köfft, dei brukt dat nich,
Dei dat dreggt, behöllt dat nicht, dei dat brukt, dei weit dat nich. (Der Sarg.)

Im übrigen gilt, daß die Personifikation des Ursprünglichen, die Erhebung des Alltäglichen durch Übernahme versinnbildlichender Beziehungen aus der Tierwelt der ganzen Rätselbildung einen ziemlich einheitlichen, gesetzmäßigen Charakter verleiht. Das Tierstück selbst steht am Anfang der Rätseldichtung. Alter und Aufbau, Verbreitung und Variantenreichtum zeichnen das Tierrätsel aus. Ein plastisches Denkmal scharfer Naturbeobachtung ist es, — oder auch sinnender Naturbetrachtung. Und eine Fülle von Schönheit liegt darüber ausgebreitet. Unser Volksrätsel ist Naturdichtung, — nicht willkürliches Spiel, sondern tiefes Naturbedürfnis des gesunden Volksgeistes. Alle didaktischen Zwecke liegen ihm fern. Es will nur sich selbst aussprechen in voller Ruhe, in tiefem Behagen, in wohliger Naturgebundenheit. Von den Grundzügen unsers Volksstammes werden die Wurzeln unserer Volksrätsel genährt. Grade in einer Zeit nervöser Zerschlagenheit, im unruhvollen Kampf gegen Dreck und Druck rufen sie uns zurück zur Natur, zur Naturfreude und zu einem Behagen am Leben der Naturwelt, das uns fast verloren gegangen ist. —

Ernsten Charakter wahren dagegen die Rätselmärchen, — alte Sagenreste, die an sich kaum mehr verstanden werden. Gemein ist ihnen allen die Formel von dem armen Sünder, der zum Galgen geführt wird. Auf dem Richtplatz billigen die Richter ihm als letzte Gunst zu, daß er ihnen ein Rätsel aufgeben darf. Raten sie es nicht, soll ihm das Leben geschenkt sein. Er findet das Rätsel auf dem Weg zum Richtplatz oder unter dem Galgen.

Im Rätselraten mit dem Kopf als Einsatz, mit der Braut als Preis tun sich weite Hintergründe auf. Das Simsonsrätsel ragt aus der Ferne herüber, die Sphinx von Theben erhebt ihr graues Haupt, Libussas weiße Hand winkt dem Bauern, der von eisernem Tisch sein Brot ißt, und Schillers Turandot spricht in Rätseln, deren Themen und Töne längst zuvor der Perser Firdusi anschlug. In prachtvoller Malerei erzählt die altnordische Hervararsage von König Heidhreks Preisrätselwette gegen die Götter. Im volksmäßigen Tragemundslied und im kunstgemäßen Rätselkampf der Meistersänger auf der Wartburg finden wir ähnliche Grundzüge, und mildere Sitte spricht wieder aus dem Kranzsingen des Mittelalters.

Und Hand in Hand mit Libussa und Turandot, unmittelbar neben Simson, Oedipus und Heidhrek, auf der gleichen Linie, auf der die klassischen, vom Hauch urältester Sage umwitterten Halslöse- und Brautwerbungsrätsel stehen, — auf genau der Linie stehen mecklenburgische Rätselmärchen, die heute noch in breiter Selbstverständlichkeit durchs Land gehen, — so neben jenen stehen und gehen, als müßte das nur so sein!

Es ſind uralte Töne. Gott weiß, wer ſie gefunden hat. Aber ſie dringen zu uns herüber aus dem Frührot des Menſchenlebens auf Erden.

Es ſind uralte Töne. Gott weiß, wer ſie gefunden hat. Aber ſie klingen noch heute hell und klar durch Mecklenburger Land und Volk.

Der Verurteilte findet ein Neſt mit ſechs jungen Vögeln in einem Ochſenſchädel und findet damit ſein Rätſel:

Hen güng, wedder kam,
Lebennigs ut den Doden nam.

Söß, dei güngen den ſoewten quitt:
Rad't, mine Herren, nu is dat Tid!

Oder er ſieht zwei Raubvögel mit einem Haſen, — Storch mit zwei Fröſchen, — zwei Enten mit einem Froſch durch die Luft fliegen:

Sorgen, Sorgen ſet up'n Wagen,
ſeg twei den drüddten dragen,
drei Köpp un acht Bein,
ſo'n Ding hadd Sorgen in ſinen Lewen [nich ſeihn.

Ick ſtünn up'n hogen Barg
un ſeg 'ne Drakenfohr,
drei Köpp un teihn Bein,
heſt du in'n Lewen ſo 'n Ding all [ſeihn?

Dor kümmt wat ut 'n Hagen,
twei hebben den drüdden dragen,
drei Köpp un acht Bein,
heſt du mein Dag' ſo'n Zorn all ſeihn?

Andere Gerichtsrätſel unſers Landes weiſen ganz verdunkelte Wortbildungen auf; vielleicht ſollten ſie den Richtern die Löſung erſchweren. Wieder andre wurden mit lateiniſch klingenden Endungen verſehen, ihrer urſprünglichen Beſtimmung entzogen und als Schwank auf die Geiſtlichkeit übertragen. Ein derartiges Stück, das an der mecklenburgiſch-vorpommerſchen Grenze und auch ſonſt bekannt iſt, möge den Schluß bilden.

Die Teterower ſind mit ihrem neuen Paſtor nicht zufrieden, weil er keine lateiniſchen Sätze in der Predigt gebraucht, wie ſein Vorgänger es doch getan. Die Kirchenvorſteher bitten ihn im Namen der Gemeinde, nach der Weiſe ſeines Vorgängers zu predigen, aber ihm iſt das Latein unbekannt. In ſeiner Not wendet er ſich an den Küſter, der mit eigenen Mitteln zwar auch nicht aushelfen kann, aber doch einen Ausweg weiß:

Hei ſäd em, hei ſüll man morgen früh mit nah't Holt kamen, dor würden ſei woll wat ſinnen. As ſei nu nah't Holt rinkemen, wiſ't de Köſter em en hogen Bom und ſäd: Hochbomus! En beten bettau ſegen ſei en Kreihenneſt, un de Köſter ſäd: Creineſticus! Noch en beten wider, dunn ſünnen ſei en dodig Reh, dunn ſäd de Köſter wedder: Totarica! un taulezt leg dor en Slarren an 'n Weg, un de Köſter ſäd: Schulappica! So, ſäd hei dunn, nu hebben wi naug, nu willen wi man wedder nah Hus gahn. Deſ' Würd' ſchriwen S' ſick nu man en beten up un lihren ſ' ſick utwennig, un morgen bringen Sei ſ' denn man mit vör. — De Preiſter ded dat nu ok un höll an'n annern Morgen ſin Predigt as ſüß. As hei oewer dormit fardig wer, dunn richt' hei ſick tau Höcht un röp ludhals nah de Kirch rin: Hochbomus, Creineſticus, Totarica, Schulappica, Amen! — Dunn ſäden de Lüd tau den Köſter: Wat hebben wi doch einmal för 'n Preiſter wedder kregen! Hei predigt grad ſo as de oll!

Strohhüte zur Ratzeburger Tracht.
Links Schönberger mit buntgeblümtem Atlasband, rechts Rehnaer Tracht mit schwarzem, geblümtem Seidenband. Unter dem Hut die goldene Mütze bezw. Stierthülle (mit rotem Stiert).

# Die alte ratzeburgische Volkstracht.

Von Fr. Buddin, Schönberg.

Im Jahrbuch 1837 des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde berichtet der Archivrat Masch, damals noch Rektor in Schönberg, über die „Nationaltracht" der Ratzeburger Bauern und zählt als zum Anzug der Männer gehörend folgende Teile auf:

1. eine bis zu den Hüften reichende Weste, für den Alltag aus eigengemachtem wollenen Zeuge, zum Putz von blauem, rotgeblümtem Camelot,
2. eine Jacke aus Beiderwand, fast immer braun gefärbt, mit einer Reihe Knöpfen,
3. eine kurze und enge schwarze Hose aus Bratt, an den Knien mit ledernen Senkeln zugebunden,
4. weiße wollene Strümpfe nebst Stiefeln, die über die Waden reichen, oder Schuhe mit Riemen, selten mit Schnallen,
5. ein schwarzes oder bunt seidenes Halstuch, über dem die ausgenähten Queder des aus derber Leinewand bestehenden Hemdes ein wenig herüberliegen,
6. einen Hut mit rundem niedrigen Kopf und mäßig großem Rande.

Diese Beschreibung entspricht dem hier wiedergegebenen Bilde „Bauer und Bäuerin aus Demen", welches dem 1843 bei Tiedemann-Rostock erschienenen

Sammelwerk von Lisch „Mecklenburg in Bildern“ entnommen ist. Masch erzählt noch, daß sich die Verheirateten einen schwarzen, mit rotem Flanell gefütterten Sonntagsrock zugelegt hätten, ohne Kragen, mit ziemlich weiten Ärmeln und großen Aufschlägen, mit Falten an der Seite und großen Taschenplatten. Der Rock reichte bis zum Knie, war gerade geschnitten und in der ganzen Länge mit Knopflöchern versehen, von denen nur die bis zur Hüfte Knöpfe hatten. Die Knöpfe waren übersponnen und groß.

Eine Erinnerung an diese Tracht ist heute nur in ganz schwachen Spuren zu finden. Man will in den 70er Jahren noch hier und da einen alten Mann in Kniehosen („Knallbüxen“) gekannt haben, das ist alles. Was in unserm Heimatmuseum gezeigt werden kann und vielleicht in einigen Familien noch verborgen liegt, sind „silberne Westen“ und Schuhschnallen. Letztere waren meistens aus unedlem Metall, doch hat das Museum auch zwei Paar silberne, von denen das eine mit farbigen Glassteinen besetzt ist. Daß sie von Männern getragen worden sind, steht fest. Westen mit silbernen Knöpfen sollen schon zu Maschens Zeit selten gewesen sein, und noch früher habe man sie aus den kleinen

Bauer und Bäuerin aus Demern.

dänischen Vierschillingsstücken (Kopfvieren) mittels Anlöten von Ösen hergestellt. Im Hause wurde (nach Masch) eine meistens grüne, mit Pelz gefütterte und verbrämte Sammetmütze getragen. Der Arbeitskittel aus schwarz gefärbtem Leinen, von dem Masch schreibt, war noch vor wenigen Jahrzehnten im Gebrauch, als man sonst von der alten Männertracht nichts mehr wußte.

Es wird von den Herren der Schöpfung behauptet, daß sie dem Wechsel der Kleidermode nicht so sehr unterworfen seien, als es die Frauen sind. Tatsächlich ist die Erforschung der alten ratzeburgischen Frauentracht nicht sowohl deswegen ein so schwieriges Unterfangen, weil diese Tracht bis in unser Jahrhundert hinein in Gebrauch war und in einzelnen Teilen noch heute bei den angesessenen Familien aufbewahrt wird, sondern vielmehr dadurch, daß sie keineswegs so konservativ gewesen ist, wie man gemeinhin annimmt. Wechselte die Mode auch nicht mit der „Saison“, so doch zum mindesten mit den Jahrzehnten. Dazu greifen die Trachtensitten von Zeit zu Zeit in ihre begrenzt erschienenen Gebiete über, kurzum: es ist ein Wirrwarr, der um so unlöslicher wird, je tiefer man hineinzudringen versucht.

Masch schreibt: „Mehrere Röcke von brauner Farbe, wenn es eigengemachte sind, oder von blauer, wenn man Tuch anwendete, seltener von dunkelgrüner, werden übereinander getragen; früher waren sie hinten und an den Seiten in enge steife Falten gelegt, jetzt — 1837 — verschwindet diese Form mehr und mehr.“ Mussäus (in einer Abhandlung desselben Jahrbuches, S. 117) bestätigt das für Menzendorf und fügt hinzu, daß man gewöhnlich scharlachrote Leibchen dazu getragen habe. Hier wäre ein besonders krasses Beispiel des Modewechsels; denn auf farbige Röcke und Leibchen wissen sich seit Jahren die sogenannten ältesten Leute nicht mehr zu besinnen, auch nicht

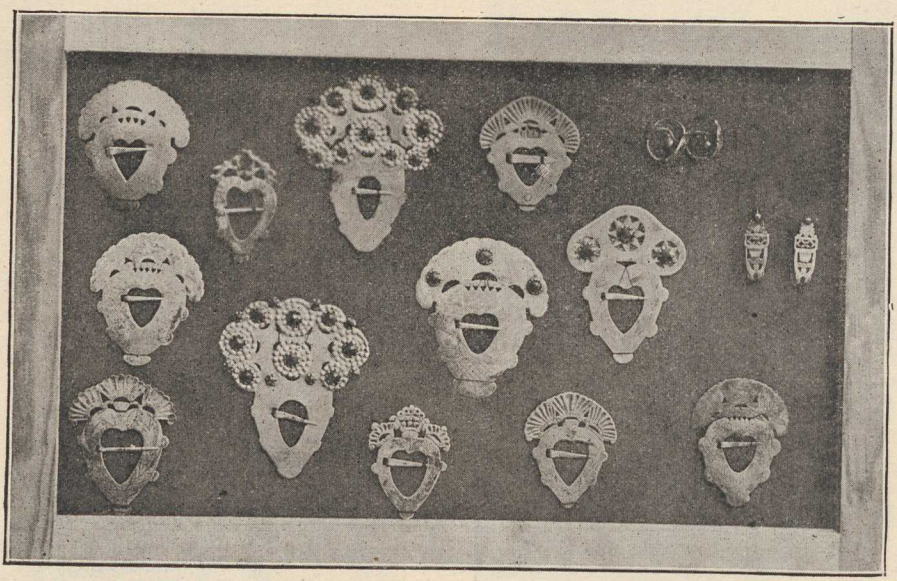
Schönberger Tracht,
nach einer Photographie vom Jahre 1870.

Rehnaer Tracht (Falkenhagen)
nach einer Photographie vom Jahre 1867.

durch gesprächsweise Überlieferung von Eltern und Großeltern. Gleichviel, ob der Frauenrock aus Tuch (Laken) oder aus Wollstoff hergestellt wird, immer ist er schwarz und das Leibchen (Bostliesen) ebenfalls. Einheitlich von alters her blieb die Sitte, mit handbreitem blankem Bande den Rocksaum zu besetzen und mit gleichartigem Bande den tiefen Ausschnitt des Leibchens einzufassen, einheitlich auch die Verwendung der silbernen Schmuckknöpfe mit farbigen Glassteinen, die hinten unter der Taille und an den Jackenärmeln (Mojen) angenäht waren, einheitlich schließlich noch der weißwollene Strumpf — sonst aber schwankt die Mode hin und her, auf und ab. Sogar das Brusttuch, heute noch wegen seiner prachtvollen Stickerei bewundert, ist verhältnismäßig jung. Mussäus erzählt (S. 117): „Den leeren Raum in dem ausge-

schnittenen Brustleibchen füllte ein oft sehr buntes oder blankes, bis zum Kinn reichendes Brüstchen (Böschen, von Bost = Brust) aus, das ist ein Latz von steifer, überzogener Pappe", und Masch berichtet (S. 151) ähnlich über „einen Brustlatz von steifer Leinewand mit Seide überzogen und oben mit Band besetzt". Zwar wissen beide von einem seidenen Halstuch, das aber (nach Mussäus) nur hinten, wo es sichtbar war, eine „eingewirkte Blume" hatte und das (nach Masch) ein für gewöhnlich *rotes*, mit farbiger Kante und bunter Stickerei geziertes gewesen sein soll, hinten meistens eingesteckt, in Schlagsdorf aber *über* der Jacke hängend. Immer war dies Tuch vorne unter dem Brustlatz verborgen, konnte also nicht zu der Wirkung kommen, die das Brusttuch später hatte.

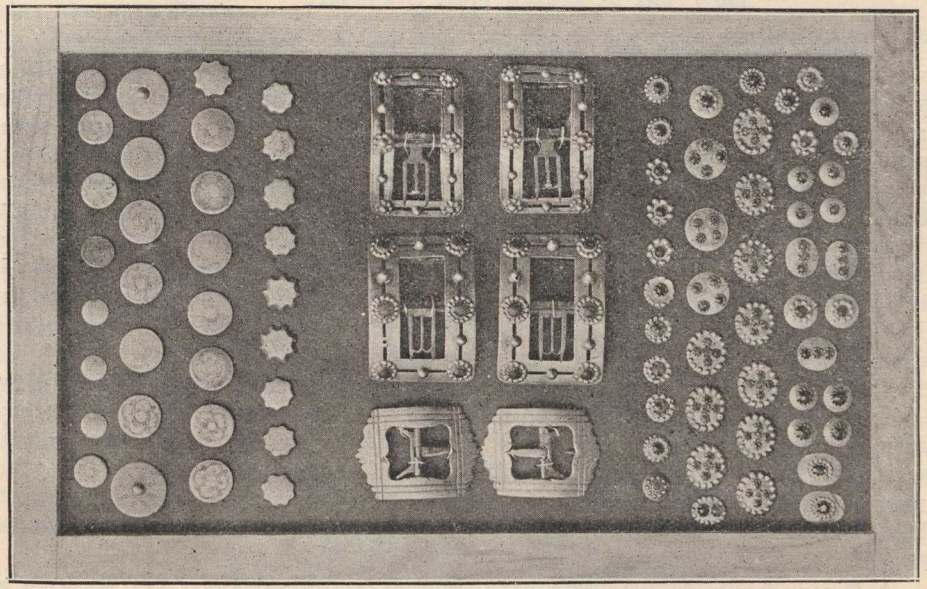
Wir haben uns gewöhnt, im Ratzeburgischen zwei Trachtengebiete zu unterscheiden, nämlich die Schönberger Tracht („de Blanken") und die Rehnaer



Hemdspangen. Oben rechts Ohrgehänge.
Heimatmuseum in Schönberg.

(„de Reihnschen"). Nach Maschens Beobachtung trug man im größten Teil des Fürstentums die „dreistückt Mütze", in vielen Dörfern aber und namentlich in der Schlagsdorfer Gemeinde die „Spundmütze". Die Bezeichnung Spundmütze kennt keiner mehr. Sie heißt *Stierthülle* (Schwanzmütze). Kundige Ratzeburger werden sich wundern, daß die „Bäuerin aus Demern" auf dem Lisch-Tiedemannschen Bilde eine Stierthülle hat; denn im Kirchspiel Demern, zu dem auch Gr. und Kl. Rünz nebst Schaddingsdorf gehören, ist stets die blanke und goldene Hülle (Dreistückt Mütz) getragen worden. Nun konnte aus der Volksüberlieferung festgestellt werden, welche Persönlichkeit damals (1843) dem Zeichner hat Modell stehen müssen: es war keine „Bäuerin aus Demern", sondern ein Mädchen aus Warnekow, und dort trug man die Stierthülle. Sonderbar ist aber wiederum, daß die „Bäuerin aus Demern" lange Röcke trägt, denn diese hatte man wohl in Demern, aber nicht in Warnekow! Man sieht, welche Verwirrung schon damals nichtkundige Zeichner anrichten konnten.

Masch grenzt leider die Trachtengebiete nicht genau ab. Wer weiß, was ihn daran gehindert hat. Vielleicht bestand damals die später zur Regel gewordene Zugehörigkeit der kurzen Röcke zur Stierthülle noch gar nicht, und die scharfe Unterscheidung nach der Art des Brusttuches war nicht möglich, weil dieses in der heute bekannten Form sich erst später herausbildete. Als eine Eigentümlichkeit der Schönberger Tracht muß die hohe Taille angesehen werden. Diese war nötig, weil am unteren Rande des Leibchens ein wulstartiges Gebilde herumlief, „Wust" (= Wurst) genannt, an welches die langen Röcke gehängt wurden, meistens zwei, höchstens drei. Daß es früher *sieben* gewesen sind, wird bezeugt, war aber wohl nur bei leichteren Stoffen (Kattun usw.) möglich. Bei der Rehnaer Tracht fehlte die „Wurst", Rock und Leibchen bildeten *ein Stück* (Pie), und die Taille saß tiefer. Mehrere Röcke waren aber auch hier



Silberne Knöpfe und Schuhschnallen.
Links zur Frauentracht, rechts von Männerwesten. Auf dem mittleren Schuhschnallenpaar und auf allen Frauenknöpfen sitzen farbige Glassteine (rot, grün, blau und schwarz).
Heimatmuseum in Schönberg.

nötig (sonst „sitzt" der Anzug nicht, Ihr Damen von den Trachtenfesten!). — Das Brusttuch der Schönberger ist schwer von den aufgenähten Flittern (kleinen durchlochten Scheiben aus vergoldetem Kupfer oder Silber). Das Rehnaer Tuch hat keine Flittern, dafür aber Perlen und Chenille, und darum ist es leichter. Die Art des Einsteckens in das Leibchen (ohne Ärmel) oder in die Jacke (mit Ärmeln stimmt überein in beiden Trachtengebieten. Immer kommt es darauf an, daß die Stickerei möglichst restlos sichtbar wird. Übereinstimmend ist auch bei den jungen Mädchen der Brauch, zu festlichen Gelegenheiten und am Sonntag ein weißleinenes, an den Schultern ausgesticktes *Oberhemd* („Hemdliesen") anzulegen, das am Halse mittels einer silbernen *Hemdspange* zusammengehalten wird. Diese Mode, von der schon bei Masch zu lesen ist, hat sich ziemlich lange gehalten. Die Ärmel des Oberhemdes gingen entweder bis zum Ellenbogen und waren dann weit, oder es schloß sie ein schön gesticktes Queder am Hand-

gelenk ab. Die Frauen trugen zu ihrer Jacke am Halse einen kleinen weißen Umlegekragen mit einer (in neuerer Zeit) schweren goldenen Brosche.

Oft genug hört man gerade jetzt wieder: „Ach, was ist doch diese alte Tracht schön gewesen.“ Gewiß, das war sie. Wie aber schon im alten Griechenland der Erisapfel mit seiner Aufschrift: „Der Schönsten“ Unheil anrichtete, so herrschte auch hier zwischen den beiden Trachtengebieten die Eifersucht: „Kiek, dor koamts all werrer her mit ehr ohl Käteldök“, spotteten die Rehnaer. Nicht ohne Grund, weil sie in dem blitzenden Goldtuch und in der goldenen Mütze der Schönberger einen gegnerischen Vorteil erblickten, den sie durch ihre drallen kurzen Röcke wett zu machen versuchten. Aber nun schmähten die Schönberger:

In'n Nacken 'n Dutt, dat Hoor trüchoewer,
un korte Röck, so as de Stöver,
wo s' mit de Waden makt Manöver!

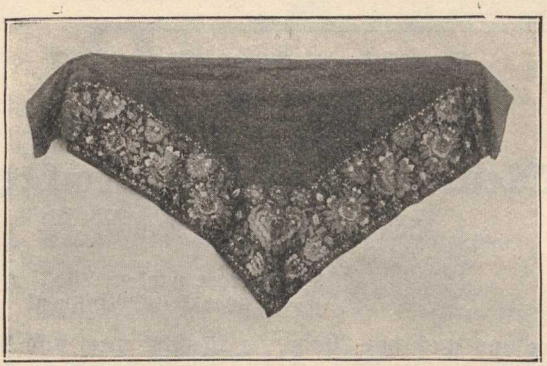
Die sittliche Entrüstung der Schönberger (auch die verächtliche Redensart „sei is ut'n Stöver Urt“ gehört hierher) wird ihren Höhepunkt erreicht haben, als es in den nach Rehna zu gelegenen Dörfern eine Zeit lang Mode wurde, anstatt der sonst üblichen weit ausgeschnittenen Schuhe mit den Spangen darauf „gebrennt Stäwel“ zu tragen: halblange Stiefel mit weichen, wellig gebrannten Schäften, was allerliebst ausgesehen haben soll. Natürlich gehörten die passenden Waden dazu, aber die hatte man damals. — Aber was bedeutet der anzügliche Hinweis auf die Haarfrisur? Es war bei der Stierthülle nötig, das Haar straff nach hinten zu streichen und dort zu einem Knoten (Dutt) zu formen, sonst saß die Mütze nicht. Unter dem nach vorne gerichteten Strich war ja auch vom Haar nichts zu sehen. Bei den Schönbergern lag der Strich zurückgeschlagen, infolgedessen trat das Haar heraus und mußte gescheitelt sein. Oben war es zu einem „Nest“ geflochten, um dem kugeligen Kopfteil der Mütze einen Halt zu geben. Stove gehörte nebst Klocksdorf, Kuhlrade, Pogeez, Samkow zur Carlower Parochie, wo man „reihnsch“ ging, ebenso wie im Schlagsdorfer Kirchspiel. Falkenhagen war nach Rehna eingepfarrt, kleidete sich also auch dementsprechend. Alles andere, also die Kirchspiele Schönberg, Ziethen, Herrnburg, Selmsdorf und auch die nach Lübsee eingepfarrten Dörfer Grieben, Blüssen, Rodenberg, Menzendorf trug blanke Tracht.

Im großen und ganzen schnitten die Trachtengebiete mit den Grenzen der Kirchspiele ab, wie überhaupt die Beziehungen der Volkstracht zum kirchlichen Leben bedeutsam sind. Bot auch ein Kirchgang die beste Gelegenheit, den Putz zu zeigen, so wußte man doch mit vielem Takt die Würde zu wahren. So kamen beispielsweise die jungen Mädchen nie in ihrem weißen Hemdmieder zur Kirche, sondern in der züchtigen Jacke, wie sie die Frauen trugen. Beim heiligen Abendmahl, sowie am Charfreitag und an den Bußtagen trat auch bei ihnen an die Stelle der blanken Mütze bezw. der roten Stierthülle die schwarze Kopfbedeckung der Frauen, und das farbige Brusttuch wurde durch ein schwarzweißes, das sogenannte Truerdok, ersetzt. Die über Feld kommenden Kirchgängerinnen hatten ihre Mützen mit einem Strohhut, der in den beiden Trachtengebieten verschieden war, bedeckt und über diesen zum Schutz gegen den Staub noch ein weißes, leichtes Tuch gebunden. In der Wirtschaft oder wo sonst eingekehrt war, machte man sich zum Kirchgang fertig. Der Strohhut wurde abgenommen, der frisch gestärkte und gerisselte („gesliedete“) weiße Strich noch einmal geprüft, die Ohrgehänge sorgsam aus dem Strich nach vorne gezogen, damit sie recht zu sehen waren, und dann ging es, in den Händen das silberbeschlagene Gesangbuch mit dem fein gefalteten Taschentuch und wohl auch einem

Sträußchen „Rükels“ darauf, truppweise ins Gotteshaus. Wer zum Abendmahl wollte, hatte über das dann meist schwarzweiß gewählte Brusttuch das sogenannte Abendmahlstuch gelegt: ein durchscheinendes Tülltuch mit oft wunderbar zarter Stickerei, und statt der schwarzen Seidenschürze sah man eine ebenso große weiße aus feinem, am Rande ausgestickten Linnen.

Von der Schürze erzählt Masch, daß sie (1837) überall blau gewesen sei, entweder von gedruckter Leinewand oder von baumwollenem Zeuge; eine Schürze von breitem, blauem oder grünem seidenen Bande, vorne zu einer großen Schleife gebunden, habe das Schürzenband bedeckt. Daß sie schon damals (1843) sehr groß gewesen ist, sehen wir auf dem Lisch-Tiedemannschen Bilde. Die Schürze wird später nur noch von Konfirmandinnen und von Hochzeitsbräuten getragen, schließlich verschwindet sie ganz. An die Stelle der bunten Schürze aber tritt in den 50er Jahren allgemein eine solche aus schwarzer geblümter Seide oder aus Atlas.

Als Zeichen der Trauer hat die weiße Schürze ihre Geschichte für sich. Da gibt es so und so viel Säume für Tieftrauer, Halbtrauer und gar für Viertel-trauer, da sind Vorschriften, ob der Stoff schlicht zu halten oder mit dieser oder jener Stickerei zu versehen ist — wer dächte bei solchen Umständlichkeiten nicht an die höfische Etikette aus der „guten alten Zeit“? Zum Glück haben diese Geschmackswirrungen, denn anders kann man sie bei aller Pietät vor alter Sitte doch nicht bewerten, nicht lange gedauert. Als die weiße Schürze aus der Mode war, beschränkte sich die Trauernde darauf, das Trauertuch anzulegen und statt des blanken Bandes ein schwarzes aus geblümtem Stoff auf Rock und Leibchen zu heften. Die Mädchen trugen selbstverständlich statt der farbigen die schwarze Mütze, ebenso wie die Frauen, nur durfte kein bunt gestickter Strich hineingesteckt sein, sondern ein solcher aus schlichtem weißen Stoff. Gerüffelt war dieser aber trotzdem, weil er ja sonst nicht in Form zu halten gewesen wäre.



Brusttuch der Schönberger Tracht.
„Goldene“ Flittern. Stickerei in roter, grüner und gelber (nicht blauer) Seide auf schwarzer Serge (Halbseide).

Warnemünder und Warnemünderin um 1840.

# Mecklenburger Volkstrachten.

Von J. Gosselck, Rostock.

Kleder maken Lüd',
oewer kein Minschen!

Wir kleiden uns nach der Mode, sie knechtet uns, und das Sonderbare ist, nur wenige empfinden die sklavische Abhängigkeit von ihr. Was sie vorschreibt, gilt als schön; wer sich ihr nicht fügt, fällt unangenehm auf, macht sich sogar häufig zum Gespött. Wir haben es erlebt, daß der Käufer für einen Artikel gewonnen war, als der Kaufmann nachwies, daß die Frau „modern" sei. Jude Y. hatte noch ein anderes Verfahren, seine Ware an seine Kunden zu bringen. Er sagte zu den Bäuerinnen: „Dat hett gistern de Fru Gräfin ok köfft." Dann waren sie gewonnen.

Nun kann die Mode vernünftig, ungekünstelt, natürlich und gesund sein, und die sogenannten Vornehmen, denen man gerne alles nachäfft, können einen guten Geschmack zeigen; aber eines schickt sich nicht für alle. Deine Kleidung muß

sich doch nach dir und deiner Umgebung und deiner Tätigkeit, nach deinem Aussehen, deiner Figur und deinen Gliedmaßen richten. Kurze Kleider und Florstrümpfe mögen im Sommer gesund sein, aber du kannst sie doch nur tragen, wenn du gerade Beine hast, und zu Holzpantoffeln gehst du doch besser ganz barfuß. Bin ich etwa auf dem Lande und ein Bauer, so verlangt meine ganze Tätigkeit schon eine Kleidung, die dazu paßt: den Arbeitsanzug, von dem man in erster Linie Zweckmäßigkeit verlangt, der dann aber auch durchaus geschmackvoll sein kann. Denken wir nur an das Erntegewand der Frauen: Warbrock, Mieder, flandrischer Hut können geradezu schmuck sein. Nun ist es aber nicht so, daß du außerhalb der Arbeitstage dich mit einem hochmodern-städtischen Gewand behängen darfst. Ich erinnere mich noch einer Zeit, da der junge Landmann, der die sechs Wochentage hindurch in Hemdsmaugen, Leinenhose, brustfrei, mit großem Krempenhut sich bei seiner Arbeit gezeigt hatte, am Sonntag „utwitten ded", d. h. er band zum schwarzen, meist fertig gekauften, schlechtsitzenden Anzug die gesteifte Vorhemdplatte um, deren Anblick ihn schon schwitzen machte, „tüderte" den Schlips vor, der ständig „Himmelfahrt" spielte, setzte dann den berüchtigten „Steifen" auf und sah nun glücklich aus — wie ein Affe auf dem Jahrmarkt. Das Natürliche ist doch, daß sich aus dem Arbeitsanzug das Sonntagskleid entwickelt, wie das beim Soldaten und dem Forstmann der Fall ist. Wir können nicht Pariser Moden mir nichts dir nichts übernehmen, wie wir das Stadthaus nicht auf das Land, den griechischen Stil nicht in die norddeutsche Ebene, das Niedersachsenhaus nicht in die Berge verpflanzen können. Haus und Kleid müssen unserer Landschaft und unserer plattdeutschen Art entsprechen, sonst sind wir stil- und geschmacklos.

Von jeher haben wir an der Nachäffungssucht gekrankt, und nur wenige haben den Mut aufbringen können, nach eigenem Geschmack und gegen die Mode aufzutreten. So war im 17. Jahrhundert der französische Geschmack besonders bei unsern Stadtdamen maßgebend. Der Rostocker J. W. Lauremberg macht sich über die zu weit ausgeschnittenen Kleider lustig und geißelt scharf die affige Art der Frauen:

„Tucht un Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Liwe kamen se hergetreden.
In't erste, da disse Mode noch was unbekannt
Un men nich wuste, dat se was kamen in't Land,
Blewen se vor ene Junfer stahn un gapen,
As wenn se sehn enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungs hüpig hinner ehr lepen,
Un ener thom annern mit vullem Halse repen:
Süh, süh, dor geiht en Wyff, dat vör ehr böse Sak
Schall uthgestrecken werden öffentlich am Kak!*)
De Bödelknecht hefft ehr dat Schnörlif uthgetagen
Un will ehr mit de Rod' de Flöh von'n Rücken jagen!"

Anders war's im allgemeinen auf dem Lande. Hier, wo die unverwüstlichen Stoffe selbst gesponnen und gewebt wurden und wo der Zusammenhang mit der Stadt noch nicht so war wie heute, hielten sich gewisse Trachten sehr lange, sich dem Wesen und der Eigenart der Leute anpassend. Anders gingen die Alten als die Jungen, die Verheirateten als die Unverehelichten; man unterschied Braut-, Kirchen-, Abendmahls- und Trauertracht, den Anzug für die Kinder und die Konfirmanden, und wiederum hatten die einzelnen Berufsarten ihr besonderes Gewand. Wenn uns auch die Kleidung, von der die Rede ist, heute vielfach als

*) Pranger.

zu schwer und beengend erscheint, so war sie doch ausnahmslos schmuck und so unverwüstlich teuer, daß sie sich auf die Nachkommen forterbte.

Durch die in letzter Zeit beliebt gewordenen Volks- und Trachtenfeste ist manche der alten Trachten, wie sie zum Teil noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts getragen wurden, wieder zum Vorschein gekommen. Wir bringen einige in unsern Bildern in der Hoffnung, sie möchten zum Nachdenken über die Trachtenfrage anregen, die wir lösen müssen, da wir nun doch einmal eine Eigenart haben.

## 1. Die Warnemünder Tracht um 1840.

Dazu schreibt Lisch (Mecklenburg in Bildern II, S. 64): „Die sichere und nachhaltige Hauptquelle des Erwerbes ist das Meer. Die meisten Männer sind Seefahrer, viele sind Fischer; in gereifteren Jahren dienen sie im Hafen als

Bauer und Bäuerin aus Biestow bei Rostock um 1840.

Bauer und Bauernmädchen aus Zepelin um 1800.

Lotsen. Die Weiber sind äußerst betriebsame, rührige Gehülfinnen, ja Stellvertreterinnen der Männer auf dem Meere und dem Flusse, helfen fischen und Sand holen, besorgen den Verkauf des Gewinnes in Warnemünde und Rostock und den Verkehr des Fleckens mit der Stadt; beständig ist die Warnow mit leichten Böten bedeckt, welche die flinken Warnemünderinnen sicher und gewandt durch die Fluten lenken. Die zahllosen Bedürfnisse der Badegäste haben ihre Tätigkeit noch erhöht. Dies alles, neben dem Volkscharakter und der eigenen Sprache, gibt dem Völkchen, das auch bei dem gesteigerten Badeleben den alten Sitten treu geblieben ist, einen eigentümlichen, wohltuenden Anstrich. Wir sehen auf unserm Bilde eine Warnemünderin, wie deren täglich viele in den Straßen Rostocks umhergehen, um Seefische zu verkaufen, und einen Warnemünder Matrosen. Die Tracht der jüngeren Männer hat sich bereits der allgemeinen Matrosentracht angeschlossen. Die Tracht der älteren Matrosen und Fischer hat jedoch noch den Charakter der Strandbewohner an den lebhafteren Küsten des nördlichen Europas."

Die Fischer trugen bei der Arbeit eine kurze, wollene Jacke, dunkle, wollene

Bauer und Bauernmädchen aus der Gegend von Schwerin um 1840.

Strümpfe, hohe Lederstiefel und als Hose die „Unnerbrauk", die bis zum Knie reichte, darüber die „Spitzbüx" mit der Klappe und den großen silbernen Knöpfen, und beim Netzeeinholen die weite, leinene Oberhose als Nummer drei.

Der wollene blaue, rote oder schwarze, hinten gefaltete Rock der Frauen war vorne durch eine Schürze ohne Latz verdeckt. Die ausgeschnittene Jacke hatte lange Ärmel. An Brusttüchern brachte der erste Warnemünder Heimatstag (17.—19. Juli 1925) wahre Prachtstücke zum Vorschein, selbst das Stück von einem, das die Erben in vier Teile geteilt hatten, war noch prächtig.

## 2. Die Biestower Tracht um 1840.

Die Biestower Tracht heißt im Gegensatz zur bunten die schwarze Tracht. Sie herrschte zwischen Schwaan, Rostock und Doberan. Die Männer tragen kurze, weite Hosen. Der Gürtel wird durch zwei große Knöpfe gehalten. Die Hosen werden über den weißen Strümpfen durch Lederriemen geschnürt. Die Enden dieser Riemen hängen auf jeder Seite herunter. Die Stiefel sind halblang, Weste und Jacke sind kurz und haben viele Knöpfe, der Hut ist klein und rund. — Kleidung der Frauen: Hackschuhe, rote Strümpfe, Faltenrock, große, dunkle Schürze, Bindeleibchen, rotgefüttertes Jäckchen, buntes Umschlagetuch, Kopftuch, kleines Hütchen (Schäffelhaut), welches mit einem breiten, schwarzen Band unter dem Kinn festgebunden ist. — Bei besonderen Anlässen werden die Absätze der Schuhe mit „Rod' Jrd" gefärbt.

## 3. Zepeliner Tracht um 1800.

Die Männer tragen ziemlich weite, kurze Beinkleider, dunkelblaue oder bunte eigengemachte Jacken, schwarze Röcke und runde, abgeplattete Hüte. Alltäglich wird ein grünes Futterhemd über der Jacke getragen.

Die Mädchen tragen am Sonntag kurze, faltige Röcke, besetzt mit grünem Band, weiße oder blaue Schürzen, schwarze Strümpfe, Spangenschuhe mit hohen Absätzen, kurze, dunkelgrüne oder schwarze Jacken, Bindleiber mit langen Ärmeln, vorne mit herabhängenden Schleifen, seidene Tücher mit Blumenstickerei, rote Damastmützen, die durch ein langes grünes Tuch fast verdeckt sind und hinten eine Schleife haben.

Bauer und Bäuerin von der Insel Poel um 1800.

### 4. Schweriner Tracht um 1840.

Die Schweriner Tracht war die am weitesten verbreitete Tracht. Die Frauen gingen bei religiösen Feiern dunkel, trugen dabei weiße Schürze, Busentuch und Mützenstrich. Sonst waren die Röcke von streifiger Wolle, die bunten Kattunjacken hatten lange Ärmel. „Die Männer gingen in kurzen Lederkniehosen mit farbigen Strümpfen einher, in überschlagbarer Kattunweste mit doppelter Knopfreihe, in Flanelljacke und Tuchrock, beide Stücke einzeln oder übereinander auf dem Leibe".

### 5. Poeler Tracht um 1800.

Diese Tracht hat sich wohl am wenigsten in Mecklenburg gehalten. Sie wird als außerordentlich schmuck geschildert. Mann und Frau tragen Schnallen-(Hack-)Schuhe, der Mann blaue Strümpfe, graue Pumphosen über der blauen, mit zwei Reihen Knöpfen versehenen, eng anliegenden Jacke, weißen Kragen, rotes Knüpftuch mit gelben Flecken, runden, oben abgeplatteten Hut. Die Frau geht — im Gegensatz zu andern Trachten — auffallend fuß-, arm- und halsfrei; sie trägt eine Art braunes Kostüm, ein farbiges Brusttuch, das den Hals frei läßt, und einen sehr schmucken Hut, gelblich mit weißem Rand, in der Form den flandrischen nicht unähnlich, festgehalten durch ein unter dem Kinn geknotetes Tuch.

## Vom Reisen im alten Mecklenburg.

Von Ernst Schlüter, Rostock.

Heute ist das Reisen auch in unserer engeren Heimat eine Selbstverständlichkeit. Und wenn man an leuchtenden Tagen wanderndes Jungvolk, einzeln oder in Gruppen, mit blanken Augen und frohem Singsang durch das Land ziehen sieht, so meint man, es müßte immer so gewesen sein. Aber das Reisen als Selbstzweck ist keine alte Erscheinung, und seine ersten Spuren reichen nicht weit über das Ende des 18. Jahrhunderts zurück.

Wohl den ältesten Reisebericht über unsere Heimat finden wir in einer spanisch-arabischen Handschrift. Da erzählt ein Jude Ibrahim ibn Jakub von den Ländern der Slaven, welche er um 970 aufgesucht hat. Wir wissen heute nicht mehr zu welchem Zweck, vielleicht als Mitglied einer Gesandtschaft oder als Kaufmann. Viel erfahren wir nicht über unser Land, nur spärlich erhellt das Licht der Geschichte jene fernen Zeiten. Ibrahim ibn Jakub erwähnt die niedrigen Kornpreise, den Reichtum an Pferden und befaßt sich dann näher mit der Burg des Landesfürsten, welche anscheinend in dem heutigen Burgwall Mecklenburg zu suchen ist. „Die Kriegsheere dringen in das Gebiet Nacuns (des Landesfürsten) nur mit großer Mühe vor, da das gesamte Land niedriges Weideland, Rohrsumpf und Morast ist." Soweit der Südländer. Auf welche Art, auf welchen Wegen er durch das unwirtliche Land reiste, darüber lesen wir nichts.

Die geographische Lage Mecklenburgs bedingte seine Abgeschlossenheit vom großen Verkehr, welcher im Osten durch Vorpommern nach Stralsund und Danzig führte, im Westen aber von der Elbe aus durch die Stecknitz in Lübeck seinen

Ostseehafen fand. Und diese Abgeschlossenheit vom Verkehr lähmte die Entwicklung des Wegenetzes und damit des Reisens — ganz im Gegensatz zu dem immer reger sich entfaltenden Leben draußen im Reich. Als sich im Jahre 1582 Herzog Ulrich von Mecklenburg zur Reichstagsfahrt nach Augsburg rüstete, mußten von den Städten Rüstwagen, Kutschen und Pferde angefordert werden, weil der herzogliche Marstall für eine so weite Reise nicht eingerichtet war. Bezeichnend für die damalige Armut der Landstädte ist die Tatsache, daß Röbel und Boizenburg sich außerstande erklärten, einen Reisewagen oder einige Pferde aufzubringen! Das Gefolge des Herzogs bestand alles in allem aus etwa 112 Menschen und 220 Pferden; darunter 150 Wagenpferde. Zur Beförderung dienten, von den Reitern abgesehen, 16 Kutschen mit etwa 60 Pferden und 10 Rüstwagen, auf welchen das Gepäck, die Vorräte und ein Teil der Dienerschaft untergebracht wurden. Täglich wurden durchschnittlich 4 Meilen zurückgelegt, dabei war jeder vierte Tag ein Rasttag. Am ersten Tag führte die Reise von Güstrow nach Sternberg, am zweiten nach Schwerin, am dritten nach Grabow und am vierten nach Dömitz. Hier wurde gerastet. Man wundert sich heute über dieses Schneckentempo, doch muß man die unbeschreiblich schlechten Wege, von deren Beschaffenheit man sich kaum eine rechte Vorstellung machen kann, und die einfachen, federlosen Wagen in Betracht ziehen. Schon in Schwerin mußte an der Ausbesserung der Wagen und des Geschirrs gearbeitet werden, und im Verlauf der weiteren Reise sind fortgesetzt, besonders in den gebirgigen Teilen des Reiches, erhebliche Ausgaben für Huf- und Wagenbeschläge, neue Räder, Türen, Achsen, Sielengeschirr u. a. notwendig.

Freilich, im allgemeinen gingen in jenen Zeiten die Reisen viel einfacher vonstatten. Acht Jahre nach des Herzogs Reichstagsfahrt, im Jahre 1590, ritt auf Schusters Rappen durch unser Land ein fahrender Schüler, der seine Erlebnisse getreulich aufgezeichnet hat. Michael Franck hieß er und war eines Pfarrers Sohn aus der Nähe Frankfurts an der Oder. Er war erst 21 Jahre alt, als er die Oder abwärts über Stettin, Greifswald, Stralsund, durch den Ribnitzer Paß nach Rostock wanderte und von dort nach Kopenhagen übersetzte. Anschaulich schildert er die Städte und größeren Ortschaften, welche er unterwegs kennen lernt. Von den dazwischen liegenden Landstrichen, von der Natur weiß er nicht viel zu sagen. Die Freuden des Naturgenusses sind damals noch nicht entdeckt. Die kärglichen Mittel Michael Francks erlauben ihm selten, sein Nachtquartier in Gasthäusern oder Herbergen zu suchen. Bei Pfarrherren, Pfarrerwitwen und anderen wohltätigen Menschen sucht er unterzukommen und möglichst außer der Verpflegung noch einen Zehrpfennig, ein Viaticum herauszuschlagen. Findet er gute Aufnahme, so gedenkt er seiner Gastfreunde mit lobender Anerkennung als „guter Leutlein“ oder eines „treuherzigen Mannes“.

Gewöhnlich aber sah man in dem Reisen mehr ein notwendiges Übel, mit vielfältigen Gefahren verbunden, die um so drohender waren, je weiter man in die Jahrhunderte zurückgeht. Manch einer machte sein Testament, bevor er eine Reise antrat. An ehrlichen Leuten finden wir nur diejenigen auf den wenigen Landstraßen, welche ihr Beruf dazu treibt: den Kaufmann, den Studenten oder fahrendes Volk, oder wen sonst sein Geschäft in die Ferne weist. Daran reihen sich jene Unglücklichen, welche ein furchtbares Geschick in Kriegs- oder Pestjahren um Haus und Hof brachte und heimatlos in die weite Welt wandern hieß. Allgemein verbreitet war die Sitte, mit Brand- oder Bittbriefen durch weite Länder zu wandern und für sich selbst oder andere Notleidende von mildtätigen Herzen Unterstützungsgelder einzusammeln. Mancher Schwindel mag unter der Maske eines schwer geprüften Menschen ausgeführt sein. Die Unsicherheit der

Straßen war groß, besonders in jenen unruhigen Zeiten, wo es keine einheitliche starke Staatsgewalt gab. Hinter jedem Busch konnte Gesindel lauern und Leben und Gut der Reisenden bedrohen. Der Stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow gibt in seiner berühmten Lebensbeschreibung ein außerordentlich plastisches Bild, wie anno 1541 sein Bruder, Magister Johannes Sastrow, in der „Ribbenitzer Heyde" beim Dorfe Willershagen von adeligen Schnapphähnen überfallen wird. Die Wegelagerer gesellen sich freundschaftlich zu den voranreitenden Bewaffneten und überrumpeln diese hinterlistig. Einer wird vom Pferd geschossen, der andere flieht in den Busch. Magister Sastrow sucht Rückendeckung am Hinterrad des Reisewagens, sticht mit seinem Schweinsspieß einen Straßenräuber nieder, erhält dann aber einen Schwerthieb über den Kopf, daß er für tot liegen bleibt. Die Wegelagerer rauben den Wagen, auf dem sich auch ein größerer Geldbetrag befindet, aus und entkommen mit ihrer Beute. Derartige Fälle werden häufig vorgekommen sein, denn Sastrow schreibt: „es war die Straßenreuberei im Landt zu Mechelnburg daher gar gemein, das dieselb nicht ernstlich gestrafft wurt und ließen sich vom Adell fürnemens Geschlechtens dabei finden."

Die Anfänge des Postwesens in Mecklenburg reichen in die hansische Zeit zurück. Bereits im 14. Jahrhundert hatten die Städte Hamburg, Lübeck, Stettin und Danzig eine Postverbindung, welche über Wismar und Rostock lief. Boten beförderten zu Pferd oder zu Wagen Briefe und Pakete und haben auch wohl gelegentlich Reisende mitgenommen. Eine mecklenburgische Landespost besteht seit 1644 in einer regelmäßigen Verbindung Schwerin—Rostock. Seit 1691 gibt es eine Fahrpost, welche der Passagierbeförderung dient, zwischen Schwerin und Hamburg. Die Postwagen glichen schwer beladenen Frachtwagen, Kaufmannsgut in Kisten und Tonnen, Lebensmittel, erlegtes blutendes Wild ohne Verpackung und tausend andere Sachen waren durcheinander verstaut, und dazwischen mußten sich die Reisenden behelfen: man sieht, das Reisen wird häufig genug jeder Bequemlichkeit entbehrt haben. Das Postrecht wurde als landesherrliches Regal betrachtet. In den Städten, besonders den Seestädten, betrieben aber auch die Fuhrleute die Personenbeförderung und traten dadurch mit den Posten in scharfen Wettbewerb. Alle herzoglichen Verordnungen und Strafen konnten die Schwarzfuhren nicht unterdrücken. Schließlich einigte man sich, indem man die in die Fuhrrolle eingetragenen Fuhrleute in bestimmter Reihenfolge zur Bewältigung des Verkehrs mit heranzog. So entwickelte sich denn das Postwesen und damit auch der Reiseverkehr günstig weiter. Besonders im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurden erhebliche Überschüsse erzielt. Dann aber führte der nordische Krieg russische, dänische und preußische Truppen nach Mecklenburg, wo die Schweden ihre Besitzungen verteidigten. Die Kriegswirren störten die öffentliche Sicherheit erheblich, so daß auch das Postwesen für lange Zeit schwer darniederlag. Eine herzogliche Verordnung vom 20. November 1711 „wider die Post-Sicherheitsstörer" befahl allen Untertanen bei Leibes- und Lebensstrafe, über die Sicherheit der Posten zu wachen, bei Postberaubungen die Glocken in den Dörfern zu läuten und alle Leute zusammenzurufen, um die Räuber zu überwältigen.

Im Jahre 1766 reiste der Engländer Thomas Nugent durch Mecklenburg, um weiteren Stoff für die von ihm geschriebene Geschichte unseres Landes zu sammeln. Über die am 1. September unternommene Fahrt von Hamburg nach Lübeck berichtet er sehr anschaulich. „Morgens um 6 Uhr fuhr ich von Hamburg ab, und zwar mit dem gewöhnlichen Fuhrwerk dieses Landes, nämlich dem Postwagen, der wenig Prozent besser ist als unsre Mistkarren, indessen sind doch querüber Bänke mit etwa anderthalb Fuß hoher Lehnung angenagelt. Gewöhnlich

gibt's auf jedem Postwagen drei solcher Bänke, deren jede drei Personen hält; übrigens aber ist der Wagen die mehrste Zeit so voll tausenderlei Sachen gepackt, daß ein Passagier oft nicht soviel Raum hat, wo er seine Füße hinsetzen kann. Ohne Leiter wäre man gar nicht imstande herauf zu kommen. Diese Wagen fahren Tag und Nacht bei jeder Witterung. Sie fahren nur langsam und bedächtlich und kaum eine Meile in einer Stunde; da, wo die Wege schlimm sind, wird man was rechts gerumpelt und zerstoßen. Auch ist es sehr unbequem, daß diese Fuhrwerke unbedeckt sind, weswegen man alle Witterung, Sonnenglut, Hagel, Platzregen und Schneegestöber geduldig aushalten muß. Es ist doch im Ernst befremdend, daß man in Deutschland nicht mehr für die Bequemlichkeit der Reisenden sorgt, da doch hier so sehr viel gereist wird; allein noch befremdender ist es, daß man dies elende Fuhrwerk ebenso teuer bezahlen muß, als wir unsere bequemen Karossen in England bezahlen." Ähnlich werden auch die Verhältnisse in Mecklenburg gewesen sein. Auf der Fahrt von Lübeck nach Wismar trösten sich die Mitreisenden — Nugent nennt den Ribnitzer Rektor und einen schwedischen Offizier — über den schlechten, holprigen Weg bei einer Pfeife Tabak und dem Gesang geistlicher Lieder. Nugent erwähnt, daß er sich absichtlich der gewöhnlichen Post bediene, um von dem offenen Wagen die Gegend besser überschauen zu können. Und immer wieder rühmt er die Schönheit der Landschaft, den Wechsel von Wald und Feld, Wasser und Wiese. Die von dem Engländer getadelten Postwagen bestanden aus großen, ungefügen Kästen mit Weidengeflecht, welche auf schweren Achsen und plumpen Rädern ruhten. Bei den schlechten Wegen war ein solcher Wagen höchstens 2 Jahre zu verwenden, mußte er doch wöchentlich 80—85 Meilen zurücklegen. Die offenen Postwagen waren noch am Anfang des 19. Jahrhunderts in Gebrauch. Nach dem Tagebuch des Erbprinzen Friedrich Ludwig gibt es 1795 in Mecklenburg fast noch gar keine „bedeckte Postwagen". Gewöhnlich waren die Posten mit vier Pferden bespannt, im Winter und bei tiefen Wegen mußte die Bespannung aber häufig auf 6 oder 7 Pferde verstärkt werden. Der Postillon war mit einem Horn ausgerüstet, weniger um unterwegs in Eichendorffscher Romantik schöne Volkslieder zu blasen, als um die Ankunft und Abfahrt bekannt zu geben und in Hohlwegen und sonstigem unübersichtlichen Gelände Zusammenstöße zu vermeiden. Denn den Posten mußten andere Fuhrwerke ausweichen.

An den Posttagen herrschte vor den Postkontoren buntes, reges Leben. Abgesehen von den Reisenden drängten sich viele Neugierige zusammen, um sich an dem Kommen und Gehen, dem Hin und Her des Verkehrs zu weiden — ähnlich wie es noch heute vielfach Sonntags an den Bahnhöfen der kleineren mecklenburgischen Orte zu beobachten ist. Eine besondere Art von Reisenden waren die „Böcke", die blinden Passagiere. Gegen ein Trinkgeld ließen die Postillone sie unterwegs aufsteigen, vor den Stadttoren mußten sie aber absteigen, um hinter der Stadt, auf freier Landstraße wieder ihre Plätze einzunehmen. Oft überwog die Zahl der Böcke die der rechtmäßigen Reisenden. Obgleich schon seit 1700 ein Gesetz die Beförderung blinder Passagiere verbot, hielt sich diese Gepflogenheit, und zwar z. T. mit unbekümmerter Offenheit. Mit ergötzlichem Humor schildert Fritz Reuter die Postverhältnisse in seiner Vaterstadt Stavenhagen. „Posten kamen damals auch und zeichneten sich durch die Zufälligkeit ihrer Ankunft aus. Zur Herbst-, Frühjahrs- oder Winterzeit namentlich kam gewöhnlich der Postillon auf einem Vorderpferde vorangesprengt und brachte die tröstliche Nachricht, die Post würde bald kommen, sie wäre schon beim Bremsenkrug; „oewer dor is sei tau Senk dräwen", war dann der erfreuliche Nachsatz, welcher dann eine gründliche Nach- und Ausgrabung zur Folge hatte. Endlich kam dann ein hellblau ange-

strichener, durch Ketten und Eisenstangen aufs mannigfaltigste versicherter, mit 8 Pferden bespannter offener Kartoffelkasten in die Stadt hineingerumpelt, auf dessen quer über die Leiterbäume gelegten Bänken eine Anzahl halb verklamter Unglücklicher, wie Schafe zur Schlachtbank, zum Posthause gefahren wurden, wo dann eine Sonderung zwischen den Schafen und Böcken eintrat. Die Böcke blieben vor der Tür, die Schafe gingen ins Posthaus und wurden dort von dem Postschreiber, der in einer Art Vogelbauer saß, welches er sein Comptoir zu nennen beliebte, den gebräuchlichen Vexationen unterworfen, von denen die Böcke befreit blieben. Die Naivität, die sich in dieser Staatseinrichtung aussprach, ging soweit, daß, als der Postschreiber seine postalischen Bemerkungen irrtümlich auf einen vor der Tür stehenden Bock ausdehnen wollte, ihm derselbe trocken zur Antwort gab: „Sei hebben mi nicks tau seggen, ick bün 'n Buck." Wir sehen, seit Nugents Zeiten, seit 1766, hat sich kaum etwas geändert. Und auch noch später ließ die Postbeförderung viel an Annehmlichkeiten fehlen. Wächter erzählt in seinem Buch „Kleinstadtleben" — es bezieht sich auf Bützow und zwar auf die 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts: „Das Postreisen war damals überhaupt nicht beliebt; Damen zumal benutzten sehr ungern die „ordinäre" Post, wie sie im Gegensatz zur „Extrapost" auch offiziell genannt ward. Denn die männlichen Reisenden pflegten es sich möglichst bequem zu machen im engen Wagen, im Sommer wohl des Rockes sich zu entledigen und im Winter den mitgebrachten, nicht immer sauberen Schlafrock über die andere Kleidung zu ziehen. Auch gestrickte bunte Zipfelmützen setzte man gerne auf, und die mitgenommene lange Tabakspfeife ward mit Ausdauer benutzt. Ganz im Gegensatz zu dem heutigen stummen Nebeneinander- und Gegenübersitzen im Eisenbahnwagen entstand unter den Postreisenden stets eine lebhafte Unterhaltung. . . . Da das Reisen noch seltener und leicht mit kleinen Abenteuerlichkeiten und Fährlichkeiten verknüpft war, so bildete schon das Reisen an sich einen beliebten und interessanten Gesprächsgegenstand, namentlich, wenn ein Vielgereister gegenwärtig war; der Mittelstand in den Kleinstädten wußte damals noch erstaunlich wenig von der Außenwelt. Außerdem aber fühlte man sich als Leidensgefährten — denn ein Leiden war eine damalige Postfahrt — man tröstete sich über die Reisebeschwerden und die auf den schlechten Wegen nicht seltenen Unfälle."

Ja, die schlechten Wege! Immer wieder begegnen uns Klagen darüber in Zeitungen und Reiseberichten, fast bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Zustand der Landstraßen war trostlos, besonders in der schlechten Jahreszeit. Bei nassem Wetter war auf den halsbrecherischen Wegen des Lehmbodens kaum vorwärts zu kommen, in den morastigen Schlaglöchern sanken die Wagen bis über die Achsen ein. Es gab viele Örtlichkeiten an den Straßen, die wegen ihrer Gefährlichkeit berüchtigt und gefürchtet waren. Dahin gehörte z. B. die „kalte Herberge" auf der Schwerin—Wismarer Landstraße, wo zu gewissen Zeiten die Reisenden selten ohne Unglücksfälle vorbeikamen. Hier konnte man noch in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts Postwagen mit 12—16 Pferden bespannt sehen. „Gewöhnlich pflegten an ähnlichen Wegestellen einige Wagentrümmer die Gefahren schon vorher anzudeuten, denen man dort entgegenging; zerbrochene Räder, Deichseln und dergl. lagen dort umher, wie an klippen- oder sandbankreichen Meeresküsten Mastbäume, Planken und andere Schiffstrümmer verstreuet zu sein pflegen" (Boll, Geschichte Mecklenburgs II S. 667).

Die Wegeverhältnisse besserten sich erst, als in steigendem Umfang Kunststraßen gebaut wurden. Die erste Chaussee wurde 1826 angelegt, und zwar der durch Mecklenburg führende Teil der Berlin—Hamburger Chaussee. Auf der Strecke Berlin—Hamburg erstand auch 1846 die erste Eisenbahn in Mecklenburg.

Also dem Durchgangsverkehr der beiden Großstädte verdankt unser Land die wichtigsten neuzeitlichen Verkehrsverbesserungen — bezeichnend für die schon oben erwähnte geographische Abgeschlossenheit Mecklenburgs! Mit der Aufhebung der Torsperre und des Wege-, Brücken- und Dammzolles, mit der Verbesserung der technischen Hilfsmittel nimmt der Verkehr und damit auch das Reisen allmählich einen ungeahnten Aufschwung.

Und die Ziele des Reisens? Badereisen gibt es schon seit 1793, dem Gründungsjahr von Heiligendamm, aber zunächst doch nur für eine geringe Zahl von Begüterten. Seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickeln sich auch andere Ortschaften zu Seebädern: Warnemünde, Boltenhagen, Müritz usw. Mehr und mehr kommen dann Vergnügungsreisen auf. Besonders die Belebung des Naturgefühls durch die Romantik hat das Reisen gefördert. Schüler und Studenten wandern nach der Hügellandschaft des Malchiner Sees, nach der Mecklenburgischen Schweiz, und unternehmen vielfach auch Reisen nach Rügen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts richten die Schulen Turnfahrten ein, welche sich einer besonderen Beliebtheit erfreuen.

Heute gibt es kaum eine Gegend Mecklenburgs, welche nicht von Wanderlustigen besucht und gewürdigt wird. Und nirgends besser als auf Wanderfahrten erschließt sich die Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, verstärkt sich das Heimatgefühl, das bodenständige Bewußtsein der Zugehörigkeit zur heimatlichen Scholle. Und nur der kann seine Heimat recht von Herzen lieben, der sich ihre Schönheiten erwandert!

# Die evangelische Kirche in Mecklenburg.

Von Pastor D. Schmaltz, Schwerin.

Die evangelische Kirche in Mecklenburg senkt ihre Wurzeln tief hinein in das Mittelalter. Zwar der stolze Oberbau der mittelalterlichen Kirche, die Bistümer und Domkapitel, die Stifte und Klöster sind dahingeschwunden. Nur die gewaltigen Dome von Schwerin und Ratzeburg, die stattlichen Stiftskirchen von Bützow und Güstrow, die Klosterkirche von Dargun und die Perle aller gotischen Kirchen Norddeutschlands, das herrliche Münster der reichen Abtei Doberan, ragen noch in die Gegenwart hinein und dienen heute dem schlichten Gottesdienste der evangelischen Gemeinde. Der weitausgedehnte Grundbesitz der mittelalterlichen Kirche ist in die Hände des Staates übergegangen, und auf ihm beruht bis in die heutige Zeit seine Verpflichtung, für Kirche und Schule zu sorgen. Aber der breite Unterbau der Kirche in ihren Pfarren und Gemeinden ist fast unangerührt derselbe geblieben, wie er im Gefolge der deutschen Einwanderung in das Wendenland und der mit ihr Hand in Hand gehenden Christianisierung geworden war. Noch heute zeigt der Westen und Norden unseres Landes die großen landesherrlichen Ansiedlerkirchspiele von 9 bis 12 Dörfern, wie sie im 12. und in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts planmäßig eingerichtet worden sind, nur spärlich von jüngeren und kleineren Kirchspielen privater Gründung durchsetzt, während der ein wenig später besiedelte Süden und Osten ebenso wie das ganze Strelitzer Land von diesen kleinen, oft nur zwei oder drei Dörfer umfassenden ritterschaftlichen Kirchspielen erfüllt ist. Noch heute stehen die Pfarrhäuser auf der alten Wedem, und beruht das Einkommen der Pfarren im wesentlichen auf den 1—4 Hufen Landes,

mit denen sie damals ausgestattet, dem „Meßkorn“ und den übrigen Naturallieferungen, wie sie in jener naturalwirtschaftlichen Zeit festgesetzt worden sind. Noch heute verwalten wie einst die beiden „Kirchengeschworenen“ oder „Juraten“ als Vertreter der Gemeinde mit dem Pastor das Vermögen der Kirche. Noch heute versammelt sich die Gemeinde in den mächtigen Granitkirchen mit ihren schweren Kuppelgewölben, die von unseren ins Land einwandernden westfälischen Vorfahren aufgetürmt sind und noch manches Jahrhundert überdauern werden, oder in den leichteren und schlankeren gotischen Bauten der folgenden zwei Jahrhunderte. Ist doch unser Land an mittelalterlichen Dorfkirchen so reich wie kaum ein anderes. Und in den Kirchen grüßen uns noch heute immer wieder die vergoldeten Schnitzaltäre der alten Zeit und die mächtigen aus Granit gehauenen Taufsteine, in denen unsere Vorfahren seit 7 Jahrhunderten getauft worden sind. Über den Landstädten erhebt sich breitgelagert das mächtige Dach der dreischiffigen westfälischen Hallenkirche des 13. Jahrhunderts wie eine Glucke über ihren Küchlein, und die See- und Hansestädte Rostock und Wismar sind noch immer überragt von den gewaltigen gotischen Kirchenbauten, in denen einst bürgerlicher Stolz und Reichtum seinen höchsten Ausdruck gefunden hat, Gott und seinen Heiligen zu Ehren, St. Petrus, Nikolaus dem Schifferheiligen, Jakobus, Georg dem Drachentöter, und Maria, der Gottesmutter und Himmelskönigin.

Es war ein reiches und vielgestaltiges Kirchenwesen, in dessen Erbe die evangelische Kirche eintrat, voll rühriger Betriebsamkeit. Es ist erstaunlich, wieviel an Altären, Messen und Kostbarkeiten gerade noch bis unmittelbar vor seinem Zusammenbruch gestiftet worden ist, und wie rege die kirchliche Bautätigkeit war. Ist doch, um nur eines zu nennen, das Gewölbe der gewaltigen Georgskirche in Wismar erst um 1490 geschlossen, und sein mächtiger Turmbau erst infolge der kirchlichen Umwälzung unvollendet geblieben. Kalande und geistliche Bruderschaften aller Art blühten, Wallfahrten, Ablässe und Seelenmessen häuften sich immer mehr. Und doch war dieses ganze Kirchenwesen innerlich morsch und zum Abbruch fällig. Eine zahlreiche Priesterschaft — man darf sie auf etwa 4000 schätzen, — aber sie war nicht mehr, was sie sein sollte, und die Bemühungen um ihre Hebung vergeblich; auf der einen Seite rundherum mit Pfründen behängte, vornehme, wohllebende Pfaffen, auf der anderen Seite darbende und herumlungernde Meßpriester und Vikare; Klöster, in denen das geistliche Leben stagnierte, obgleich sie im Laufe der letzten Jahrhunderte mehrmals reformiert worden waren. Darum geringe Achtung im Volke vor den Geschorenen und ihrem Leben, oft genug derber Spott und unverhohlene Feindschaft.

Die Luft war auch in Mecklenburg schwül, und der Sturm, der die altgewordene Kirche zu Boden werfen sollte, im Heraufziehen. Zwar der erste Sturmvogel der neuen Zeit, der Priester Nikolaus Ruß, der schon vor Luthers berühmtem Thesenanschlag in Rostock reformatorisch-hussitische Lehren verkündigt hatte, mußte noch vor dem Eingreifen der Inquisition flüchten, und als der über Luther verhängte Bann auch in den Kirchen Mecklenburgs verkündigt wurde, da mochten die meisten noch nicht viel von dem Wittenberger Mönch und Professor gehört haben. Auch der Wormser Reichstag mit seinem: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, mag an ihnen vorübergegangen sein wie alle Tage. Aber dann kamen die ersten Wellenschläge der großen von Wittenberg ausgehenden Bewegung auch nach Mecklenburg; zuerst in die beiden großen Städte, Rostock und Wismar mit ihren weit reichenden Handelsverbindungen. Da tauchen die Luther'schen Büchlein auf, da werden Zwingli'sche und Bucer'sche Schriften nachgedruckt, und ebenso die Gegenschriften von Eck und Emser. Da fassen die neuen Gedanken Boden in der Bürgerschaft, in den längst unruhigen Schichten der

Zünfte, der Schiffer und Hafenarbeiter, und an ihre Spitze treten die Prediger und Seelsorger des niederen Volkes, die Franziskanermönche, während die vornehmen Dominikaner, die das Amt der Inquisition verwalten, mit den Geschlechtern und dem Rat zur alten Kirche halten. In Rostock sind es die Franziskaner Stephan Kempe, der noch nach Hamburg weichen muß und dort der Führer der Reformation wird, und Valentin Korte, der sich in Rostock behauptet; zu Wismar ist es Hinrich Never, der Vorsteher des dortigen Klosters, eine starke und lautere Persönlichkeit, und sein Genosse Clemens Timme. Neben diese Mönche treten ein paar junge Kaplane und Vikare, der feurige Durchgänger Joachim Schlüter an St. Petri und Sylvester Tegetmeier an St. Jakob in Rostock, der erstere der Verfasser des ersten plattdeutschen Gesangbuches, das unser Volk singen gemacht hat, der letztere später Reformator von Riga. Das Volk strömt ihren Predigten zu, und es fehlt nicht an erregten und stürmischen Auftritten. In Wismar kommt es am Weihnachtstage 1514 zu einem förmlichen Kampf um die Kanzel von St. Nicolai, bis es den Schiffern gelingt, ihren Prädikanten, den Kaplan Johann Windt hinauf zu bringen, daß er das reine Wort Gottes verkündige, und als Never die Gegner zu öffentlicher Disputation herausgefordert hat, da schleppt das Volk bereits das Holz zum Scheiterhaufen auf dem Markte zusammen, auf dem der brennen soll, der unterliegen und als falscher Lehrer erwiesen werden wird. In Rostock ertrotzt die Bürgerschaft, da die großen Stadtkirchen und ihre Geistlichen sich der neuen Lehre verschließen, nach und nach vom Rat die Anstellung evangelischer Prädikanten an den Kapellen der städtischen Hospitale, bis endlich auch die Mehrheit des Rates auf die Seite der Neuerer getreten ist, nun auch die großen Kirchen dem reinen Wort geöffnet, das neue Kirchenwesen planmäßig durchgeführt wird (1531), und endlich, als in den stürmischen Jahren 1531—36 die Bürgerschaft und ihre erwählten Vierundsechziger die Oberhand über den Rat gewonnen haben, auch die Klöster aufgehoben und zu Schulen und Armenhäuser umgewandelt werden.

Aber es ist keineswegs ohne weiteres die reine lutherische Lehre, die so zum Siege gelangt; Zwinglische Lehren und eigenwüchsige Gedanken stehen neben den lutherischen, ja in Wismar drohen unter der Führung des seine eigenen Wege gehenden Never wiedertäuferische Lehren die Herrschaft zu gewinnen. Als 1535 nach dem blutigen Ende der wiedertäuferischen Revolution in Münster die Hansastädte sich einigen, weder Täufer noch Sakramentierer (Zwinglianer) zu dulden, da tritt Wismar der Vereinbarung nicht bei. Vergeblich werden von Lübeck aus Versuche gemacht, den Beitritt zu erreichen, vergeblich die Herzoge und gar Luther angerufen. Wismar bleibt noch auf Jahre hinaus ein Zufluchtshafen für die versprengten und verjagten Reste der Täufer, und auch Rostock duldet sie noch eine Weile. Erst allmählich verlaufen sich auch hier die letzten Wellen der schwärmerischen Bewegung und gelangt das reine Luthertum zur Alleingeltung.

Von der Großstadt aber dringt die neue Lehre weiter in die Kleinstädte und das Land und wird auch hier zur Volksbewegung. In Ribnitz wirft sich ein Schmiedegeselle, der ein lutherisches Büchlein in die Hände bekommen hat, zum Führer auf, der Magistrat läßt ihn „einsetzen", weicht aber vor der drohenden Haltung der Bürgerschaft zurück, und der wieder Freigelassene predigt nun unter großem Zulauf auf dem Friedhof der Stadt, bis ihn der herzogliche Vogt mit Waffengewalt vertreibt. In Laage stimmen die lutherisch Gesinnten mitten in der Messe das erste plattdeutsche Kirchenlied des neuen Glaubens: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" an. In Friedland holen sie sich einen entlaufenen lutherisch gewordenen Mönch, der bei den Rieben in Galenbek Aufnahme gefunden hat, als Prädikanten in die Stadt, und das Priesterhaus wird in der Fastnacht 1526 von der

erregten Menge unter Führung eines entlaufenen Studenten gestürmt und demoliert. In Röbel wird umgekehrt dem lutherischen Prädikanten das Haus über dem Kopfe angesteckt. In Neubrandenburg ist es ein Ordensbruder Luthers, der die neue Lehre verkündigt, in Güstrow der junge Vikar am Hospital zum heiligen Geist, und überall strömt das Volk zu. In Schwerin, wo wie in Güstrow die Türen des Doms verschlossen blieben, sammelten sich die Bürger um den aus Süddeutschland stammenden Prädikanten Oberländer, der mit des Herzogs Genehmigung in der Georgskapelle vor dem Tor predigte, und für den dann in der Stadt ein ehemaliger Stall zum Gottesdienst hergerichtet ward. Die Herzoge griffen hier und dort ein. Aber da der eine, Heinrich, dem Neuen zugetan, der andere, Albrecht, ihm feindlich war, so ward dadurch die Verwirrung nur vermehrt; der eine verjagte die neuen Prädikanten, der andere führte sie wieder zurück.

Und nun greift die Bewegung auch auf das Land über. Der Adel herbergt hin und her entlaufene Mönche und läßt sie predigen, und auch die Bauern werden hellhörig: im Kirchspiel Gressow treten Bauern und Junker zusammen, setzen ihren alten unfähigen Pfarrer ab und den aus Lübeck vertriebenen lutherischen Prädikanten Thomas Aderpul als ihren Pfarrer ein, der ihnen das Wort Gottes recht verkündigen soll. Und als der Bischof von Ratzeburg kurzen Prozeß macht, den neuen lutherischen Prediger bei Nacht und Nebel aufheben und in den Turm seines Schlosses Schönberg werfen läßt, da sattelt der ganze Adel des Klützer Winkels, um seinen Prediger mit Waffengewalt zu befreien; freilich vergeblich, die Mauern von Schönberg sind zu fest, und der arme Prediger muß über ein Jahr im Gefängnis schmachten, ehe man ihn laufen läßt. Aber der Gang der Dinge ist nicht mehr zu hemmen. Die meisten Pfarrer im Klützer Winkel fallen dem Neuen zu, schelten auf Papst und Heilige und Messe und heiraten. Ähnlich, hier schneller, dort ein wenig langsamer, ging es im ganzen Lande, wo nicht etwa, wie in den Patronatskirchen der Domkapitel von Schwerin und Güstrow oder des Abtes von Doberan, eine starke Hand das alte Kirchenwesen noch eine Weile aufrecht hielt. Aber selbst in die Nonnenklöster dringt die neue Lehre ein, in Rehna, Eldena und Zarrentin verlangen die Nonnen nach neuen Prädikanten. Nur die von Ribnitz, Malchow und Dobbertin halten mit leidenschaftlicher Treue am Alten fest.

Das ganze alte Kirchenwesen war in unaufhaltsamem Zusammenbruch vor der gewaltigen neuen Bewegung. Wie immer in solchen Zeiten gehen die verschiedensten Triebkräfte oft wunderlich durcheinander, religiöse, soziale, politische, und regen sich auch die niedersten, Habsucht und Eigennutz suchen aus der allgemeinen Verwirrung ihren Vorteil zu ziehen — an hundert Stellen verweigern die Bauern die Leistung der kirchlichen Lieferungen, zahlen die Pächte nicht mehr, sucht der verschuldete Adel sich seiner Last zu entledigen und der Kirchengüter zu bemächtigen. So droht alles sich aufzulösen, und das Eingreifen einer festen ordnenden Gewalt wird immer dringender notwendig. Mochten die beiden Herzoge in ihrer Stellung zu der neuen Lehre noch so verschieden sein, darin, daß die Ordnung aufrecht erhalten werden müsse, waren sie einig. Nach dem Vorbilde der auf Luthers Andringen in Kursachsen gehaltenen Kirchenvisitation entsandten 1534 die mecklenburgischen Herzoge eine Kommission, welche die Pfarren — freilich nur diejenigen fürstlichen Patronats — zu bereisen und überall kirchliches Eigentum und Einkünfte festzustellen und zu sichern hatte. Eine zweite, im folgenden Jahre für Herzog Heinrichs Gebiet angeordnete, welche sich vor allem der Lehre annehmen sollte, war, wie die Visitatoren selbst klagen „nur der Schatten einer Visitation.“ Die Lage drängte zur Schaffung einer festen und dauernden neuen kirchlichen Ordnung. Es ward denn nach sächsischem Vorbilde 1537 der erste evangelische

Superintendent berufen, der Braunschweiger Prediger Johann Riebling, ein Schüler Luthers. Er erhielt seinen Sitz in Parchim und hat unserm Lande die erste evangelische Kirchenordnung — eine „korte Anwysinge der Lere", Ordnung des Gottesdienstes und der Sacramente enthaltend —, und den ersten gemütvoll erzählenden Katechismus, beide in plattdeutscher Sprache, gegeben, und dann 1541—42 an der Spitze einer herzoglichen Kommission in einer allgemeinen, alle Kirchen des Landes besuchenden Visitation, die neue Ordnung, soweit es schon möglich war, eingeführt.

So entstanden allmählich die Fundamente der neuen evangelischen Kirche. Aber noch einmal sollte das Ganze wieder in Frage gestellt werden. Luther war 1546 gestorben, der Kaiser hatte im Schmalkaldischen Kriege die evangelischen Fürsten und Städte niedergeworfen. Ganz Süd- und Mitteldeutschland lag zu seinen Füßen, seine Truppen waren auf dem Wege nach dem Norden. Magdeburg wurde von ihnen belagert. Die Forderung des Kaisers, sich den Bestimmungen des Augsburger Interims, welches Lehre und Ordnung der alten Kirche in fast allen Punkten wiederherstellen sollte, zu fügen, erging auch an Mecklenburg mit der Drohung, er werde die Widerspenstigen mit Waffengewalt zum Gehorsam bringen. In dieser Bedrängnis versammelten sich Fürsten und Stände, Prälaten, Ritter und Landschaft am 20. Juni 1549 zum Landtag an der Sagsdorfer Brücke bei Sternberg. Einhellig erklärten sie, lieber Gut und Blut dransetzen zu wollen, als von dem reinen Worte Gottes zu lassen; in allem wollten sie dem Kaiser gehorsam sein, nur in dem einen nicht. An dem Tage ist der lutherische Glaube Landessache und die evangelische Kirche im eigentlichsten Sinne des Wortes Landeskirche geworden.

Aber nun galt es, der Drohung des Kaisers die Stirn zu bieten. Unermüdlich war der junge, eben nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gelangte Herzog Johann Albrecht I. — auch sein Oheim Heinrich starb bereits 1552 —, tätig, einen Schutz- und Trutzbund evangelischer Fürsten zustande zu bringen. Manchen weiten Ritt hat er darum getan, bis er zustande gekommen war, und die Evangelischen vereint gegen den Kaiser losbrechen konnten. Ein kühner, schneller Feldzug bis in die Stammlande des Kaisers, der die mecklenburgischen Reiter bis nach Innsbruck führte (1552). Noch ein paar Jahre Verhandlungen, und dann war die evangelische Lehre auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) reichsgesetzlich gesichert. Der Ausbau der Landeskirche konnte in Frieden seinen Fortgang nehmen, auf das eifrigste gefördert durch den jungen, geistvollen und hochgebildeten Herzog, der, selbst ein halber Theologe und Verfasser theologischer Abhandlungen, tüchtige und namhafte Männer zu ihrer Leitung ins Land zog und an seinem Hofe um sich sammelte. Eine neue Kirchenordnung, die mit wenigen Veränderungen bis in die Jetztzeit die Grundlage der Landeskirche geblieben ist, entstand (1552). Neue Visitationen folgten. Das Land ward für die kirchliche Verwaltung in 6 Superintendenturen geteilt, in Rostock ein Consistorium (kirchliches Gericht) errichtet (1570), die Klöster bis auf die drei Jungfrauenklöster Dobbertin, Ribnitz und Malchow eingezogen und ihr Vermögen zur Erhaltung von Kirche und Schule bestimmt. Die im Laufe der reformatorischen Bewegung fast ganz verödete Universität Rostock wurde neugeordnet und mit tüchtigen Lehrern besetzt, unter denen der Schwabe David Chyträus, ein Schüler Melanchthons, einen so weitreichenden Ruf genoß, daß man ihn nach Oesterreich und Steiermark holte, um den dortigen evangelischen Kirchen eine Ordnung zu geben. Sein Rat und Einfluß reichte bis nach Schweden und Holland. Nun blühte die Universität auf und ward für den ganzen Norden Europas die Leuchte der lutherischen Lehre. Damit aber wuchs

nun auch allmählich ein neues, beſſeres und tüchtigeres Geſchlecht von Pfarrern heran und löſte die alten, aus der katholiſchen Zeit ſtammenden unzulänglichen Pfarrer ab. Eine neue feſte kirchliche Ordnung und Sitte erwuchs und baute ſich um den deutſchen Gottesdienſt, die Predigt und das Kirchenlied in der vertrauten heimatlichen plattdeutſchen Mundart, und in allen Kirchen erklang ſonntäglich das „Alleen God in de Högh ſy Ehr".

So wuchs die mecklenburgiſche Kirche in das 17. Jahrhundert hinein, das auch über ſie die furchtbare Feuerprobe des Dreißigjährigen Krieges bringen ſollte, und dieſer Krieg, in dem noch einmal der Verſuch gemacht wurde, die evangeliſche Lehre auszurotten, hat unſer Land ſo ſchwer getroffen, wie kaum ein anderes. Zwar die kurze Herrſchaft des katholiſchen Wallenſtein hat nur vorübergehende Befürchtungen erweckt. Er ließ den evangeliſchen Charakter des Landes unangetaſtet. Aber um ſo wilder wütete, vor allem in den entſetzlichen Jahren 1635—39 die kaiſerliche Soldateska, und die Schweden ſtanden ihnen kaum nach. Als dieſe wildeſte Kriegsfurie endlich vorüber war, da war im Lande von ſechs Menſchen kaum noch einer am Leben, die Kirchen verwüſtet, die heiligen Gefäße geraubt, die Glocken zerſchlagen und weggeführt, die Pfarrhäuſer mit den Dörfern ausgebrannt. Am ſchlimmſten ſtand es wohl in der Gegend von Neubrandenburg bis Malchin. Als dort 1643 der Güſtrower Superintendent Michael die Gemeinden beſuchte, um aufzurichten und zu ſammeln, was geblieben war, da fand er ganze Gemeinden, in denen kaum noch ein Menſch am Leben war; die Pfarrer mit den Gemeinden umgekommen, oder mit den Letzten geflohen und ausgewandert, vielleicht in der Fremde verkommen; wo noch etwas vorhanden war, kleine Häuflein ausgemergelter Menſchen um ihren Paſtor. In Tützen kein Menſch, die Kirche verwüſtet, der Paſtor außer Landes gegangen, in Pragsdorf Pfarrer und Kirchenvorſteher 1638 umgekommen, das Dorf wüſt; in Hohen-Demzin findet der Superintendent nur den alten Pfarrer und ſeine Tochter; der einzige Bauer, der in der aus 3 Dörfern beſtehenden Gemeinde noch am Leben iſt, iſt auswärts. So geht es fort. Als 1648 im Jahre des endlichen Friedensſchluſſes eine allgemeine Kirchenviſitation durch das ganze Land geht, da haben ſich hier und dort wieder kleine Gemeinden geſammelt, aber im Ganzen ſchaut einen dieſelbe Not aus hohlen Augen an. Nicht alle Gegenden waren freilich ſo furchtbar heimgeſucht; vor allem die Striche an der See waren glimpflicher davongekommen; aber viel anders iſt es zumeiſt nicht. Beſonders die Gegend um Sternberg, Plau, Lübz hatte entſetzlich gelitten. Und nicht viel beſſer ſah es in den kleinen Städten aus: in Stavenhagen waren 1643 nur noch 13 Hauswirte und 4 Kinder am Leben, ähnlich in Laage, in Sternberg, Waren und anderorts. Kein Wunder, daß die Gemeinden durch die jahrelange Not verwildert waren, und daß ſie auch an den Pfarrern nicht ohne Spur vorübergegangen war. Einzelne hatten zu predigen ganz aufgehört und ſuchten nur noch ſich ſelbſt und was ihnen von den Ihrigen geblieben war ohne Hilfe auf dem verwüſteten Acker kümmerlich durchzubringen; ſie hatten ja auch kaum noch Pfarrkinder. Die Bücher zum Studieren waren bei den Plünderungen meiſt zu Grunde gegangen, und das theologiſche Examen, das der Superintendent mit den Pfarrern bei der Viſitation anſtellte, fiel meiſt nur kläglich aus. Aber die Mehrzahl hatte im Amte treu ausgehalten und ihre Pflicht getan, und manche Gemeinde fand ſich, die in Katechismus und Bibel gut beſchlagen war, und von ihrem Paſtor das Zeugnis erhielt, daß ſie ſich getreulich zum Gottesdienſt und Sakrament halte. Ja, manche Gemeinde, die ſeit Jahren ohne Pfarrer iſt, hat ſich gut bewährt, ſo die Schwinkendorfer, die ſeit 10 Jahren verwaiſt iſt. In Zweedorf, wo die Pfarre abgebrannt und ſeit 7 Jahren kein Pfarrer mehr iſt,

hat der Küſter ſonntäglich „den Katechismus geleſen“ und beſtehen vor allem die Kinder in der Prüfung wohl. Aber manches Dorf findet ſich, in dem es Kinder, die geprüft werden könnten, nicht mehr gibt — die furchtbare Notzeit hat ſie zuerſt hinweggerafft und zu Grunde gehen laſſen.

Aber nun iſt Friede. Die letzten übriggebliebenen Glocken haben ihn eingeläutet. Die Hoffnung auf beſſere Zeiten lebt allmählich wieder auf und mit Ernſt und Tatkraft geht man daran, wiederaufzubauen, was zerſtört iſt. Unermüdlich bereiſen die Superintendenten die Gemeinden, um nach dem Rechten zu ſehen, zu ordnen und anzutreiben. Auf Anordnung Herzog Adolf Friedrichs wird 1657 in Güſtrow eine fünftägige Generalſynode aller Prediger des Güſtrower Landesteils gehalten. Die Prediger müſſen die Konzepte ihrer Predigten einreichen, ſie müſſen in öffentlicher Verſammlung in gelehrter Disputation ihre Kenntniſſe zeigen, ſtrenge Nachfrage und, wo es ſein muß, Rüge bis zur Abſetzung wird nach ihrem Leben und ihrer Amtsführung gehalten, über die Gemeinden und ihren Neuaufbau berichtet und verhandelt, Beſchlüſſe werden gefaßt, herzogliche Verordnungen erbeten, namentlich wegen Sonntagsentheiligung, Beſuch der Katechismusſtunden, Seelſorge an den wegen Hexerei beſchuldigten, Verlöbniſſen und Aufgeboten, Anlegung neuer Kirchenbücher, Verpflichtung der Küſter, auf dem Lande Schule zu halten, Einſchreiten gegen die wilde Genußſucht, die damals wie heute als Nachkriegserſcheinung um ſich greift. Klagt man doch darüber, daß ſelbſt die Frauen beim Kirchgang der Wöchnerinnen betrunken zur Kirche kommen. — Und die erbetenen herzoglichen Mandate erfolgen und drohen mit ſcharfen Polizeiſtrafen gegen die, welche ihre kirchlichen Pflichten nicht erfüllen. Anders glaubte man in dieſer verwilderten und verrohten Zeit nicht durchkommen zu können, und die Bußbank in der Kirche ſpielt von jetzt an eine trübe Rolle. Aber man ſieht, mit welchem Ernſt die Arbeit des Wiederaufbaus in Angriff genommen wurde. Achtundneunzig Pfarrer waren zu jener Güſtrower Synode erſchienen. Aber noch waren viele Pfarren nicht wieder beſetzt, lagen ihre Häuſer und Ställe in Schutt und Aſche. Allmählich gelingt es — oft unter großen Schwierigkeiten — ſie wieder aufzubauen und mit neuen Pfarrern zu beſetzen, zum großen Teil mit Ausländern. Doch wie in das verödete Land Koloniſten von auswärts aus glücklicheren Gegenden — Schleswig-Holſtein, Dänemark, Schweden — gezogen werden, ſo müſſen auch die furchtbaren Lücken im Pfarrerſtande durch Auswärtige geſchloſſen werden. Das eigene Land iſt dazu nicht imſtande, und um 1660 beſteht wohl mehr als ein Drittel der mecklenburgiſchen Pfarren aus Angehörigen aller möglichen anderen deutſchen Stämme bis hinauf nach Franken und Schwaben. Damit aber vollendet ſich der Sieg der hochdeutſchen Mundart als Kirchenſprache; das plattdeutſche Kirchenlied, das ſchon um 1600 faſt verſtummt war, iſt ganz verſchwunden, und unter den 65 Pfarrern der Wismarer Superintendentur findet ſich 1653 nur noch ein einziger, der plattdeutſch predigt — der alte blinde Pfarrer von Eickelberg. Und noch eins verſchwindet jetzt: Bis dahin hatten die mecklenburgiſchen Pfarrer immer noch im Gottesdienſt in den farbigen geſtickten Meßgewändern der katholiſchen Zeit amtiert. Der Krieg hat ihnen den Reſt gegeben. Der Herzog möchte ſie freilich wieder herſtellen, aber die Pfarrer proteſtieren. Von nun an herrſcht im Gottesdienſt der ſchlichte ſchwarze Talar der lutheriſchen Kirche.

Auch die im Kriege verwilderte Roſtocker Univerſität nahm einen neuen Aufſchwung; treffliche Männer wie Lüttmann, Quiſtorp, Großgebauer und vor allem Heinrich Müller, deſſen „Geiſtliche Erquickſtunden“ man noch heute gelegentlich in den Häuſern trifft, vertreten in dieſer vielgeſcholtenen Zeit der

starren Rechtgläubigkeit eine lebendige und warme praktische Frömmigkeit und suchen ihren Geist der theologischen Jugend einzuhauchen.

So arbeitet sich auch die mecklenburgische Kirche allmählich wieder aus den Ruinen empor. In den sechziger Jahren findet man bereits, daß hin und her für die Wiederherstellung der Kirchen etwas getan ist, liegt wohl auf dem Altar eine neue Decke, ist ein neuer silberner Kelch gestiftet, oder ein paar zinnerne Leuchter. Manch alte Filialkapelle ist freilich für immer dahin, aber um 1680 beginnen dafür die ersten, wenn auch noch bescheidenen Neubauten von Kirchen (Bennin, Gresse).

Jedoch während so auf der einen Seite ernst und eifrig und nicht ohne Erfolg gebaut wird, beginnt die kirchliche Sitte an anderer Stelle abzubröckeln. Es ist der Adel, über den immer wieder geklagt wird, daß er sich von ihr emancipiere und das Recht zu haben meine, sich über sie hinwegzusetzen. Und noch eine folgenschwere und verhängnisvolle Veränderung beginnt jetzt immer größeren Umfang anzunehmen, um im folgenden Jahrhundert ihre Höhe zu erreichen. Es ist die Bauernlegung und Umwandlung der Dörfer in die großen ritterschaftlichen und domanialen Güter, durch die mehr als ein Drittel unserer Gemeinden aus Bauerngemeinden zu solchen landloser und abhängiger Tagelöhner geworden sind. Jetzt erst beginnt eigentlich in unserm Lande die Zeit der Leibeigenschaft mit ihrem Zwang und ihren „ungemessenen Diensten", die dem kleinen Manne auf dem Lande nur den Sonntag für seine eigenen Arbeiten freilassen und damit die Entkirchlichung unserer Guts- und Tagelöhnergemeinden einleiten. Schon 1653 werden vom Wismarschen Superintendenten herzogliche Mandate erbeten, die hier Abhülfe schaffen sollen. Besser entwickeln sich die kirchlichen Verhältnisse dort, wo unter dem Schutz der Landesherrn die bäuerliche Bevölkerung bestehen bleibt und sich wieder emporarbeiten kann.

Es war eine harte Zeit und eine harte, mit Zwang und Strafen arbeitende Rechtgläubigkeit. Aber es war auch ein hartes, verwildertes und verrohtes Geschlecht, mit dem sie es zu tun hatte, und diese Rechtgläubigkeit war trotz aller Härte nicht ohne Lebenswärme. Ein schönes Zeugnis davon sind der zum Jubeljahr der Reformation 1717 herausgegebene Landeskatechismus des Superintendenten v. Krakewitz, der durch fast zwei Jahrhunderte die Grundlage des Religionsunterrichts geblieben ist, und fast mehr noch das erste, nach mancherlei Vorläufern 1748 erschienene Landesgesangbuch, das noch heute den Grundstock des unsern bildet. Aber unter der Rinde regte sich neues Leben, überall im evangelischen Deutschland schoß der Saft in die Zweige. Die große von Spener und Francke ausgehende und in Zinzendorf sich vollendende Bewegung des Pietismus mit ihrer die harte Schale der Rechtgläubigkeit sprengenden, lebendigen, persönlichen Frömmigkeit, mit ihren Gemeinschaften, — den „Kirchlein in der Kirche" —, ihrer Seelenpflege, ihren tausend quellenden neuen Liedern, ihrem erbaulichen Schrifttum, mit ihrem Drang zur Heiligung, zu praktischer Arbeit, ihren Waisenhäusern und ihrem Heiden- und Juden-Missionswerk löste die alternde Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts ab. Erst spät freilich und spärlich kam dieser Frühling in unser kühles Land, dessen seelische Lage noch wenig entwickelt und für das Aufblühen individueller Religiosität im ganzen noch nicht reif war. So sind es denn hier in der Hauptsache die obersten Schichten, die herzogliche Familie selbst, einige adlige Familien und ein Teil der Geistlichkeit, welche Boden und Ausgangspunkt für das Neue werden, und nicht ohne heftigen Kampf setzt es sich durch. Die Universität Rostock ist sein erbitterter Gegner, das Kirchenregiment stellte in den „Erläuterungen" zur Kirchenordnung den Pietismus in eine Reihe mit den verderblichsten „fanatischen" Irrlehren. Der erste Vertreter

pietistischer Ansichten, der Pastor Häring in Plau wird sogar abgesetzt, und ein zweiter zieht es vor, das Land zu räumen. Aber allmählich findet die neue Frömmigkeit doch Eingang; der junge Hilfsprediger Menkel an der Schloßkirche in Schwerin, der treffliche junge Rektor Franck in Sternberg, „dei dulle Magister" Hennings, Pastor in Recknitz, der Prediger Witsche in Güstrow sind lebendige Vertreter ihrer Wärme und ihres Ernstes. Zu einer Bewegung aber wird das Neue erst in Dargun, wo seit 1720 die letzte Prinzessin der ausgestorbenen Güstrower Linie, die Herzogin Augusta, in dem zum Schlosse ausgebauten alten Kloster ihren Sitz und mit ihm das Amt Dargun erhalten hatte. Hier führte die fast männlich energische und zugleich warmherzige und geistig lebendige Frau ein tüchtiges Regiment, vor allem auf Hebung der Schulen, Fürsorge für die Armen, Verbreitung von guten Büchern bedacht. Durch die Schule jenes Güstrower Predigers Witsche gegangen und von der neuen Frömmigkeit erfaßt, stand sie bald nach allen möglichen Seiten hin in Verbindung, und ihr kleiner Hof wurde der Treffpunkt verschiedenster religiös angeregter, zum Teil sektiererischer Elemente. Zu einer wirklichen Bewegung kam es jedoch erst, als die Prinzessin seit 1733 durch Vermittlung ihres Neffen, des Erbprinzen von Stolberg-Wernigerode, das damals ein Mittelpunkt der pietistischen Bewegung war, von dort für die neu zu besetzenden Pfarren ihres Amtes Prediger dieser Richtung — Jakob Schmidt und Henning Ehrenpfort — erhielt, zu denen sich dann als dritter ein junger eben „bekehrter" Mecklenburger, August Hövet, gesellt. Nun wurden „Erbauungsstunden" im Schlosse eingerichtet und eine neue, auf „Bußkampf und Bekehrung" dringende Art der Predigt begann; es kam zu stürmischen Bußkämpfen und „Durchbrüchen der Gnade". Es bildeten sich in Dargun selbst, in Methling, Levin und später auch in Brudersdorf kleine Gemeindlein von „Bekehrten". Die ganze Gegend geriet in Unruhe und Aufregung. Die Führung aber nahm seit 1735 der ebenfalls aus Wernigerode berufene Hofprediger der Prinzessin, Carl Heinrich Zacharias, ein nicht unbedeutender Mann, in die Hand, dem es bald gelang, die sektiererischen und kirchenfeindlichen Elemente, die sich in der ersten Zeit herangedrängt hatten, zu beseitigen. Aber schon war gegen die neue Bewegung mobil gemacht worden. Die benachbarten Prediger forderten Eingreifen des Kirchenregiments, das Consistorium schritt ein. Es kam zu Verhören und Untersuchungen. Verteidigungs- und Anklageschriften flogen hin und her, auswärtige theologische Fakultäten wurden um Gutachten angegangen. Die Besetzung der erledigten Pfarre Jördenstorf mit einem der neuen Prediger wurde vom eingepfarrten Adel und den aufgebrachten und mit Knütteln bewaffneten Bauern gewaltsam verhindert. Es bedurfte jahrelang aller Energie der Prinzessin, ihre Prediger gegen den Ansturm zu halten, aber sie hielt fest und aus, und setzte sogar die Könige von Dänemark und Preußen für ihre Sache in Bewegung, bis man sie endlich in Ruhe ließ. Und schon entstanden im Lande hin und her kleine Herde gleicher Frömmigkeit, die mit Dargun in lebhafter Verbindung standen, in Rostock, in Bützow, in Malchin, in Cammin, in der vorpommerschen von Maltzanschen Begüterung, in den Häusern anderer „erweckter" adliger Familien, der von Drieberg, von Halberstadt, von Mecklenburg, von Grabow, von Jasmund. In Sternberg, wo der treffliche David Franck jetzt als Prediger wirkte, gab es 1746 unter dem Eindruck einer Feuersbrunst und verheerenden Krankheit sogar eine größere Erweckung. Allmählich mehrten sich auch die Pastoren, welche als Gesinnungsgenossen der Darguner galten. Immerhin blieb es eine verschwindend kleine Zahl.

Im Jahre 1756 starb die Prinzessin, 81jährig, aber wenige Wochen darauf gelangte ihr Neffe Friedrich, dem man den Namen „der Fromme" gegeben hat,

in Schwerin zur Regierung, und mit ihm kam der Pietismus auf den Thron von Mecklenburg.

Außerordentliches verdankt unser Land diesem trefflichen Fürsten, der für sich selbst von größter Einfachheit, allem luxuriösen Aufwand, allen rauschenden höfischen Festlichkeiten feind, aber der Wissenschaft und Kunst Freund, sich in Ludwigslust mit erlesenem Geschmack seinen Fürstensitz schuf und an geistreichem Verkehr in kleinem Kreise seine Freude hatte. Nicht nur, daß er durch Sparsamkeit sein tiefverschuldetes Land wieder in die Höhe brachte, er war es, der die Lage der Bauern im Domanium hob, indem er sie von den erdrückenden Hofdiensten befreite, er war es, der sich zum erstenmal der Landschulen auf das energischste annahm, den Unterricht zu heben, die Lage und Ausbildung der Lehrer erfolgreich zu bessern unternahm. Vor allem aber galt seine Fürsorge der Kirche und ihrer Förderung im Sinne der lebendigen Frömmigkeit, des Pietismus. So ward sein Hof der Sammelpunkt mannigfacher religiös angeregter Menschen. Lief dabei auch gelegentlich einmal ein religiöser Abenteurer mit durch, wie der berüchtigte Fiedler, der einst in Wien Mönch gewesen, schließlich in Ludwigslust Hofprediger, dann in Doberan Superintendent und endlich wegen Schulden flüchtig wurde, so hat er doch manchen trefflichen Mann aus den Kreisen des Hallischen Pietismus ins Land gezogen und an die rechte Stelle gesetzt. So wurden nun die vakant werdenden Superintendentenstellen mit Männern dieser Richtung besetzt, Menckel wurde Superintendent von Schwerin, der ehemalige Darguner Hofprediger Zacharias kam nach Parchim, der treffliche Keßler wurde aus Magdeburg nach Güstrow berufen, der Schwabe Glöckner nach Doberan, Friedrich nach Sternberg. Die fast ganz eingeschlafenen jährlichen Präpositursynoden der Pastoren wurden erneuert. Jeder Pastor hatte zu ihnen eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern, über seine Gemeinde und seine Arbeit zu berichten, über alles mußte dann wieder an den Herzog berichtet werden. Es ging freilich dabei nicht immer ohne Widerstand ab, aber schließlich drang der Herzog doch durch. Am heftigsten widersetzte sich die Universität Rostock, dem Pietismus bei ihr Eingang zu gewähren. Dem von ihm dorthin berufenen Professor Döderlein verweigerte sie hartnäckig die Aufnahme. Schließlich löste der Herzog die ganze Universität auf und gründete in Bützow eine neue, in welcher Döderlein und später neben ihm der Jurist Reinhardt die führenden Männer waren. Nun wurden die jungen mecklenburgischen Theologen hier im Sinne des Herzogs ausgebildet, und da zugleich die Dauer des Studiums auf mindestens drei Jahre festgesetzt und auf schärfere Prüfung der Candidaten gedrungen wurde, so hob sich die Ausbildung der mecklenburgischen Geistlichen in der Tat um ein bedeutendes. Auch das Landesgesangbuch wurde einer Neubearbeitung unterworfen, und nun fand in dasselbe auch der reiche Schatz der neuen pietistischen Lieder Eingang. Vor allem entstammen die Jesuslieder unseres Gesangbuches zum allergrößten Teil dieser Zeit. Der pietistischen Abneigung gegen feste Formen entsprechend, wurde der Gottesdienst vereinfacht, die dritten Festtage, die Apostel- und Marientage abgeschafft, dafür aber energisch auf Sonntagsruhe gedrungen. Der Bauer müsse, betonte der Herzog, einen Tag haben, den er frei von Sorge und Arbeit Gott heiligen könne. Hier aber begegnete er hartnäckigem Widerstande der Ritterschaft, welche der Meinung war, daß das Bestellen seines Ackers am Sonntagnachmittag dem Arbeiter dienlicher sei als das Umherlungern. Ebensowenig Erfolg scheinen die wiederholten Verordnungen gegen die allzu wilden Erntefeste, Tauffeiern, Hochzeiten und Tanzereien gehabt zu haben. Es wird immer wieder über ihre Vergeblichkeit geklagt. Sieht man aber auf das Ganze, so ist die Zeit Friedrichs des Frommen eine Zeit kirchlichen Aufschwunges, wenn auch von einem wirklichen

Eindringen der pietistischen Frömmigkeit in die Masse des Volkes bei uns noch weniger als anderswo geredet werden darf, es waren doch immer nur kleine Kreise Erweckter, in denen sie blühte. Und es war nur eine herbstliche Nachblüte. Auch ihre Zeit war vorüber und zwar eigentlich schon, als Friedrich 1756 auf den Thron kam.

Eine neue Zeit, die der „Aufklärung" und „Vernunft", war im Heraufziehen, eine Frömmigkeit nicht mehr des „Bußkampfes" und der „Bekehrung", sondern der „vernünftigen Anbetung", der andächtigen Ehrfurcht vor der Größe Gottes in der Natur, der „Weisheit seiner Wege", eine Frömmigkeit der Tugend und der „aufgeklärten" von „fanatischen, mystischen und abergläubischen Meinungen" „gereinigten Religion". Schon Döderlein, den Herzog Friedrich 1757 aus Halle berief, hatte dort im eigentlichen Zentrum des Pietismus mit dieser neuen Richtung zu kämpfen gehabt, und als Friedrich 1785 starb und sein junger und lebenslustiger, ganz anders gerichteter Neffe Friedrich Franz I. auf den Thron kam, da zeigte sich, wie überlebt die pietistische Frömmigkeit bereits auch in Mecklenburg war, und wie unvermerkt die neue Zeitströmung auch hier Boden gefaßt hatte. Wie von selbst vollzog sich der Übergang zu ihr in den Schichten der Bildung und auch des Pfarrerstandes. Die Universität, die in Bützow schon lange hingesiecht hatte, wurde wieder nach Rostock zurückverlegt; Döderlein ging ab, und die neue Universität stand von vornherein unter der Herrschaft des neuen Geistes. Eine milde, tolerante Kulturfrömmigkeit, deren Ideal der Pfarrer in Goethes Hermann und Dorothea ist, voll Eifer, durch Erziehung das Menschengeschlecht zu veredeln, zieht ein. Manche Pfarre wird zu einem privaten Erziehungsinstitut. An der Universität ersteht ein „pädagogisch theologisches Seminar" für die erzieherische Ausbildung der künftigen Pastoren, Lehrerseminare zu Ludwigslust (1786) und für Strelitz in Woldegk (1801), später nach Mirow verlegt). Und nun ging man auch daran, das alte, dem geförderten Geschmack nicht mehr zusagende Landesgesangbuch durch ein neues „von mystischen Ausdrücken gereinigtes" zu ersetzen. Zunächst nur für die Hofgemeinden. Es entstand denn auch eine gründlich gereinigte Sammlung, in der selbst „Ein feste Burg" fehlt, dafür aber eine ganze Reihe von Tugendliedern des Hofpredigers Tode aufgenommen ist. Auch eine Reinigung der Gottesdienstordnung und die Abfassung eines neuen, zeitgemäßen Katechismus wurde ins Auge gefaßt. Als aber die Einführung des neuen Hofgemeindegesangbuches auch in die anderen Gemeinden des Landes an dem Widerstande des Landtages gescheitert war, verzichtete man auch auf die letzteren Pläne. So wurden das alte kernige Gesangbuch und der alte rechtgläubige Katechismus hindurchgerettet und blieben die Grundlagen der Volksfrömmigkeit, aber die Gottesdienstordnung der alten Zeit bröckelte unaufhaltsam immer mehr ab. Und bald sah sich die Regierung gegenüber der immer platter und religiös kraftloser werdenden, immer mehr alles eigentlich Christliche verleugnenden Aufklärerei, sowie der fortschreitenden Entkirchlichung genötigt zu bremsen und das lutherische Bekenntnis der Landeskirche zu betonen. Aber alles hat seine Zeit, und auch die Seelenstimmung der Aufklärung überlebte sich. Wieder steigt ein neuer Saft in die Zweige und bricht ein neuer Frühling an.

Die nationale Not der Napoleonischen Bedrängung, der Sturm der Freiheitskämpfe zogen wie Winter- und Frühlingsstürme über das deutsche Land, und aus ihnen blüht auf, was leise schon gekeimt hatte, ein neuer starker Gottesglaube, eine neue lebendige Christenfrömmigkeit. Die tiefe idealistische Mystik Fichtes, des Redners an die deutsche Nation, die kernigen Lieder Ernst Moritz Arndts und die innigen Friedrich v. Hardenbergs, die Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren „Verächtern" des großen Erneuerers der evangelischen Theologie, Schleiermacher; soviel Namen soviel neue Töne, die eine neue Zeit einläuten.

Zum erstenmal erklangen diese Töne auch in Mecklenburg, als in Ludwigslust im Jahre 1815 der junge Konrektor der Lateinschule, Friedrich Walter, vor und nach der Schlacht von Waterloo „mit Beziehung auf die ernsten Zeitereignisse“ predigte. Er wurde 1823 zum dortigen Hofprediger ernannt, und so wurde Ludwigslust, wie einst des Pietismus, so nun einer der Ausgangspunkte dieses wiedererwachenden Glaubenslebens. Vereinzelt regt es sich in den folgenden Jahren auch auf anderen Kanzeln und in einzelnen Häusern, zu denen von der Berliner Erweckungsbewegung Fäden herübergingen, und schon wuchsen die heran, welche die Führung der kirchlichen Bewegung in Mecklenburg übernehmen sollten. Auf der noch ganz von dem alten aufklärerischen Geist erfüllten Rostocker Universität studiert 1830 ein kleiner, engverbundener Kreis von jungen Männern, die sich bewußt sind, Kämpfer des neuen Glaubensgeistes zu sein. Genannt sei aus ihm der Philosoph Eduard Schmidt, der sich eben in Rostock als Privatdozent habilitiert hat, der spätere Schulrat Schröder; auch der junge Alttestamentler Hävernick, der augenblicklich in Genf weilt, aber bald nach Rostock zurückkehren wird, gehört zu ihm, und endlich der überlegene Geist, der an die Spitze zu treten berufen ist, Theodor Kliefoth. Im Jahre 1837 zum Erzieher des jungen Großherzogs Friedrich Franz II. berufen, dann (1840) Hofprediger in Ludwigslust, gewann diese verstandesklare und willensstarke Persönlichkeit bereits in jungen Jahren maßgebenden Einfluß auf die Großherzogliche Familie und durch sie auf die kirchlichen Verhältnisse des Landes. Als Superintendent (1844) nach Schwerin und (1850) als Mitglied in den als oberste Behörde der Landeskirche neu gebildeten Oberkirchenrat berufen, dessen führende Kraft er von Anfang an gewesen ist, hat dieser zum Regieren und Führen geborene Charakter durch mehr als ein halbes Jahrhundert (1835—1894) an der Spitze der mecklenburgischen Kirche gestanden und ihr den Stempel seines Geistes aufgeprägt. Und er hat ihr mehr gegeben als je eine einzelne Persönlichkeit. Nicht nur, daß er als Prediger von gewaltiger Wucht und Kraft wirkte, daß er durch seine wissenschaftlichen Werke und durch die von ihm gegründete und durch Jahrzehnte geleitete Pastoralkonferenz der geistige Führer der Pastorenschaft war; er war es, der durch eine neue Prüfungsordnung für die Candidaten des Predigtamtes den ganzen Stand hob, der die Pastoralsynoden neugestaltete, auf den die Verselbständigung der kirchlichen Verwaltung durch die Einrichtung einer eigenen Oberbehörde zurückgeht. Er ist es, der der Kirche nach eindringendem Studium über den christlichen Gottesdienst aller Jahrhunderte eine neue Agende — Gottesdienstordnung, Formen für Taufe, Confirmation, Trauung und Beerdigung — gab (1855—87) und damit den Verfall der gottesdienstlichen Formen überwand und ihren lutherischen Charakter wiederherstellte.

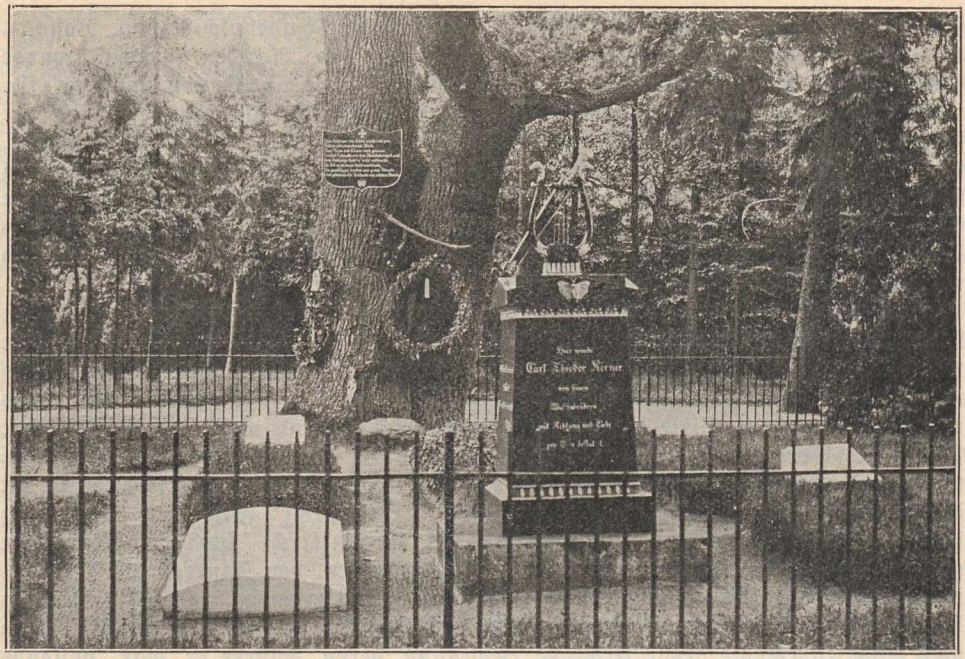
Aber er stand nicht allein; ihn umgab ein wachsender Kreis innerhalb der Pastorenschaft und der Gemeinden. Freilich an Gegnerschaft fehlte es auch nicht. Bald aber stand auch die Universität auf seiner Seite, indem es ihm gelang, ihr durch Neuberufung einen ganz anderen Geist einzuflößen. Wiederum ward sie wie einst die Vertreterin des bekenntnismäßigen Luthertums. Ein ungemein reges und von freudiger Zuversicht getragenes Leben entfaltete sich seit den dreißiger Jahren immer mehr. Predigervereine entstanden zur Behandlung kirchlicher Fragen, ein kirchlich theologisches Blatt wurde gegründet (1834). Auch unter dem Adel des Landes begann es sich zu regen; die Grafen von Hahn-Basedow und Voß-Gievitz und andere beriefen Prediger der neuen Richtung auf die Pfarren ihres Patronats. Im Hause des Freiherrn von Maltzan-Rothenmoor fanden von 1850 an kirchliche Conferenzen statt, zu denen sich führende Persönlichkeiten nicht nur aus Mecklenburg, sondern von weither zusammenfanden. Bibelgesellschaften bildeten sich zur Verbreitung der Bibel seit 1816. Missionsvereine,

nahmen die große Aufgabe der Mission in die Hand (Gadebusch-Rehna, Rostock). Unter dem Einflusse Wicherns, des Begründers des „Rauhen Hauses", wurde (1845) auch in Mecklenburg — in Gehlsdorf — ein Erziehungshaus für verwahrloste Kinder eingerichtet; 1851 entstand durch die hingebende Arbeit der späteren Oberin Helene von Bülow das Diakonissenhaus Bethlehem in Ludwigslust, das heute über 300 Schwestern in der Arbeit stehen hat, und für die Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen unter anderen Konfessionen 1859 der „Lutherische Gotteskasten". In keinem Jahrhundert seit der Christianisierung Mecklenburgs sind im Lande soviel Kirchen neu gebaut worden — 1840—90 mehr als 60 —, und noch mehr erneuert worden als unter der Führung Kliefoths.

Wie seine eigene innere Entwicklung so ging auch diese ganze aufstrebende Bewegung aus anfänglicher und jugendlicher Unbestimmtheit und Weite immer mehr in der Richtung auf ein stärkeres Betonen des lutherischen Bekenntnisses und eine Wiederherstellung der lutherischen Kirche, wie sie einst gewesen war. Das war auf der einen Seite ihre charaktervolle Stärke und auf der anderen ihre Schranke. Denn damit war es gegeben, daß sie sich den modernen Entwicklungstendenzen verschloß, daß Kliefoth dem Verlangen nach Beteiligung der Laien an der Leitung der kirchlichen Dinge, nach Einrichtung gewählter Gemeindevertretungen, nach synodaler Verfassung der Gesamtkirche immer ablehnender gegenüberstand, daß er allem kirchlichen Vereinswesen, der Inneren Mission und ihren Unternehmungen gegenüber keine innere Zustimmung fand. Allein „das Amt" und das vom Amt verwaltete Wort und Sakrament sollten es machen. Und noch eins: indem die große kirchliche Bewegung, deren Führer er war, vollends nach der Revolution von 1848 ihren Anschluß nach rechts hin suchte, verlor sie die innere Fühlung mit einem großen Teil des Bürgertums und noch mehr mit der aufsteigenden Arbeiterschaft.

So ist auch sie mit ihrem alternden Führer gealtert. Trotz aller Betriebsamkeit wurde ein Mattwerden der inneren Kraft allmählich unverkennbar — es war nicht mehr die alte sieghafte Frische der vierziger und fünfziger Jahre. Und wie einst die pietistischen Konventikel sich im Gegensatz gegen die alternde Rechtgläubigkeit des 17. Jahrhunderts gebildet hatten, so begannen nun in den neunziger Jahren die des Gemeinschaftschristentums mit ihrer Kritik der „toten" Kirche und ihrem Drängen auf Bekehrung und Leben Eingang zu finden. So neigt sich auch diese Zeit dem Ende zu.

Mitten hinein in diesen Prozeß des Alterns aber ist der furchtbare Sturm des Weltkrieges gefahren. In allen Kirchen hängen Tafeln mit den Namen der Gefallenen, ihr Gedächtnis zu bewahren und die Lebenden zu mahnen. Der Zusammenbruch, in den er ausging, hat auch die Jahrhunderte alte Verfassung der Kirche zertrümmert. Die Landeskirche im alten Sinne ist nicht mehr. Was Kliefoth abgelehnt hatte, das mußte unter dem Druck der Not nun doch geschaffen werden, die synodale Verfassung der Kirche, die Organisation der Gemeinden durch gewählte Gemeinderäte. Damit ist ein neues Blatt ihrer Geschichte aufgeschlagen. Staat und Kirche haben sich getrennt. Damit ist die Kirche frei geworden von ihren Fesseln, frei zum Dienst am Volk. Doch das ist nur das Äußere. Auch jetzt wieder ist, leise und lange schon angebahnt, eine neue lebendige Frömmigkeit im Werden. Der Saft unter der alten Rinde beginnt wieder aufzusteigen. Eine neue Zeit hebt an und will aus allem Schutt aufwachsen. „Auf daß du wieder jung wirst wie ein Adler", das ist die Verheißung, die der Kirche gegeben ist, denn sie bewahrt das, worin unvergängliches Leben ist: Verbum domini manet in aeternum, das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.




Theodor Körners Grab in Wöbbelin.

# Mecklenburg in Kriegszeiten.

Von Dr. Endler, Neustrelitz.

Von allen Kriegen, die unser Heimatland heimsuchten, haben zwei sich ganz besonders dem Gedächtnis unseres Volkes eingeprägt: der Dreißigjährige Krieg und die Franzosenzeit.

Kein Krieg vorher oder nachher hat so vernichtend auf die Entwicklung unseres Landes gewirkt wie der Dreißigjährige Krieg. Die Besiedlung des Landes mußte fast von neuem beginnen, der Acker lag in „Rusch und Busch" und mußte erst wieder urbar gemacht werden, als der Krieg vorüber war.

Weit weniger stark war die Wirkung der Franzosenzeit. Aber seither hat kein Feind wieder den Boden unseres Heimatlandes betreten, und so konnten keine neuen schlimmen Eindrücke die Erinnerung an diese Schreckenszeit auslöschen.

Doch schon vor dem Dreißigjährigen Kriege ist unser Land schwer heimgesucht worden, und zwar durch die Fehden des Mittelalters. Überall haben wir Flurnamen, die die Erinnerung an alte Dorfstätten festhalten. Zahlreich sind sie z. B. im Land Stargard, wo in den Fehden zwischen den Mecklenburger Herzögen und den Brandenburger Markgrafen die Dörfer verwüstet wurden. Denn mehr noch als in späteren Zeiten richtete sich in jener Zeit der Krieg gegen friedliche Bauern. Den Städten boten ihre Mauern einen ziemlich sicheren Schutz, und die Ritter saßen auf ihren Burgen. Der Bauer aber war schutzlos.

War er aber vernichtet, so traf man dadurch doch den Herrn, dem er Abgaben zahlen mußte, und für den seine Steuern die Haupteinnahmequelle bildeten.

Trotz aller schweren Schäden, die diese Kriege dem Lande zufügten, ging die kulturelle Entwicklung stetig weiter. Am Anfang des 17. Jahrhunderts ist Mecklenburg ein gut besiedeltes Land mit einer Bevölkerung, die in behaglichen Verhältnissen lebt. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete dann alles.

Bis zum Jahre 1625 blieb Mecklenburg verschont. Als aber der Dänenkönig in den Krieg eingriff, war es auch um unser Land geschehen. Dänen und Mansfelder erschienen im Westen des Landes, und besonders das platte Land litt schwer durch Einquartierungen und Lieferungen. Nach den Schlachten bei Lutter am Barrenberg und an der Dessauer Elbbrücke überschwemmten die Kaiserlichen unter Wallenstein das ganze Land. Als er nach Stralsund zog, spürte auch der Osten den Krieg. Niedergebrannte und verlassene Bauernhöfe zeigten seinen Weg.

Die Herzöge wie die Stände hatten sich bemüht, in dem großen Ringen neutral zu bleiben. Ein undankbares Bemühen, denn die Folge war, daß beide Parteien sie für Feinde hielten. Der Kaiser setzte daher die Herzöge ab, und am 22. Januar 1628 erhielt Mecklenburg in Wallenstein einen neuen Herzog.

Das Land selbst fuhr dabei zunächst nicht schlecht. Denn Wallenstein war eine Persönlichkeit von überragender Bedeutung. Die Verwaltungsreformen, die Einrichtung einer Post und die Pläne einer Kanalverbindung zwischen Schweriner See und Ostsee lassen ahnen, was er aus dem Lande gemacht hätte. Auch war er durch seinen Reichtum unabhängig von dem Steuerbewilligungsrecht der Stände, das die Herzöge so häufig in ihren Plänen gehemmt hat. Ebenso befähigte er ihn, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, und seine starke Militärmacht vermochte das Eindringen fremder Scharen zu hindern.

Doch schon 1630 wurde er gestürzt und das Land aufs neue den Kriegswirren ausgesetzt. Die Schweden kamen. Wohl brachten sie die alten Herzöge zurück. Doch sie waren keine angenehmen Verbündeten. Als die Kaiserlichen heranrückten, kam es im Lande zum Kampf. Am 9. März 1631 nahm Tilly Neubrandenburg. Die Stadt wurde ähnlich wie Magdeburg behandelt, und auch das platte Land litt schwer.

Wohl zog der Krieg zunächst nach Süden, aber schwedische Besatzungen blieben im Lande und wollten unterhalten sein.

1635 fluteten die Heere wieder in unser Heimatland, und bis 1640 wurde es verheert, daß es fast zur Einöde wurde. Vor allem die Kaiserlichen unter Gallas haben furchtbar gehaust, und die Schweden unter Bauer waren nicht besser.

Die Städte litten schwer durch ungeheure Lieferungen, und die Einquartierung verursachte hohe Kosten. In dem einen Jahr 1626 mußte Rostock 140 000 Taler bezahlen außer Lieferung von hunderttausenden von Broten und hunderten von Tonnen Bier. Weit schlimmer aber erging es den kleinen Städten, die geplündert wurden. Neubrandenburg ist schon genannt. Plau wurde in den zwölf Jahren von 1627 bis 1639 achtmal belagert. Dauernd beherbergte es eine starke Besatzung, und die Einwohner mußten mit bei den Befestigungsarbeiten helfen. Das Vieh ging zu Grunde, so daß der Ackerbau aufhörte. Ganze Stadtteile brannten nieder, und die Pest wütete, so daß in einem Jahre 600 Einwohner starben. Lübz, Parchim und Crivitz erging es nicht besser. Die Gallassche Soldatesca preßte 1638 das Letzte aus den Bewohnern heraus. Manche Städte wurden verlassen. Die Reste der Laager Bevölkerung zogen 1637 nach Rostock, wo sie hinter den Wällen wenigstens etwas sicherer waren. Ein Jahr

später flohen die Wesenberger in die Mirower Burg, die eine Besatzung aufgenommen hatte und so geschützt war.

Ganze Städte brannten nieder, so Laage 1638, und Dömitz, Boizenburg, Warin, Teterow, Röbel und Waren in den folgenden Jahren. Ähnlich erging es 1639 Fürstenberg, wo die Bewohner tatenlos in den Wäldern liegen und zusehen mußten, wie ihr Heim in Schutt und Asche sank; denn wer den Soldaten in die Hände fiel, war den schlimmsten Martern ausgesetzt. Doch war meist das Leben in den Städten nicht ganz erloschen. Sind sie doch z. B. im Land Stargard die einzigen, die Steuern zahlen können. Denn etwas Handel blieb. Der Soldat schleppte seine Beute nicht weit, und im nächsten Ort verkaufte er das leicht Erworbene auch wieder für billiges Geld.

Sah es schlimm in den Städten aus, noch schlimmer war es auf dem platten Land, war doch der Bauer auch vor dem kleinsten Haufen streifenden Gesindels nicht sicher.

Grausig lesen sich die Berichte über die Leiden der Landbevölkerung. Mit den ausgesuchtesten Martern wurde belegt, wer den Soldaten in die Hände fiel. Der Schwedentrank ist noch nicht die schlimmste. Der Bauer floh in die Wälder, und mancher ließ Haus und Hof im Stich und zog in die Fremde, in die Seestädte oder nach Pommern, wo der Krieg weniger wild tobte. Manch einer ging auch unter die Soldaten, denn besser Bauern schinden als selbst geschunden werden.

Wer hineinsieht in die Amtsbücher dieser Zeit, der findet Dorf für Dorf bei fast allen Höfen die Bemerkung: „Der Bauer ist tot mit all den Seinen, die Zimmer liegen wüst.“ Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, nach dem Krieg hätte es mehr Frauen als Männer gegeben. Die Pest und der Hunger wüteten gleich unter beiden Geschlechtern, und das Schicksal der Frau, die den Soldaten in die Hände fiel, war nicht besser als das des Mannes.

Kinder gab es kaum noch. So ist im ganzen Amt Feldberg 1640 kein Kind vorhanden. Lebte man doch von den Früchten des Waldes und dem wenigen, was die Obstbäume, soweit sie nicht verbrannt waren, trugen. Bucheckern sind die Hauptnahrung. Wie sollten die zarten Kinder diese Not überstehen! Selbst Menschenfleisch wurde gegessen. So aßen in Bredenfelde im Amt Stargard zwei Kinder ihre eigene Mutter auf! Besser als jede Schilderung aber zeigen uns Zahlen, wie furchtbar der Bevölkerungsrückgang auf dem platten Lande war. Im Amt Lübz waren 1640 von 333 Bauern noch 27 da, und sie besaßen an Vieh nur 2 Pferde. Im Amt Dargun sah es nicht besser aus, von 227 Bauern überlebten 31 den Krieg, im Amt Neukalen von 49 sogar nur 3. Im Amt Warin lagen 1639 von 93 Gehöften 77 wüst, im Amt Grabow von 82 70. In den Ämtern Ivenack, Plau und Wredenhagen hatten vor dem Kriege 724 Bauern und Kossaten gewohnt. 97 blieben übrig. Das sind 13,9 Prozent.

Nicht besser sah es im Lande Stargard aus.

Im Amt Feldberg, das vor dem Kriege etwa 525 Einwohner gehabt hatte, lebten 1640 nur noch 23, das sind gerade 3½ Prozent. Zwei der Amtsdörfer waren gänzlich vom Erdboden verschwunden, und kein Bewohner war mehr am Leben, so daß man hier Meiereien, die an ganz neuer Stelle aufgebaut wurden, anlegen mußte.

Im Amt Fürstenberg sah es nicht anders aus. Von 42 Gehöften waren nach dem Kriege nur noch 8 besetzt, und außer 2 Ochsen und 2 Pferden gab es kein Vieh mehr im Amt.

Am schlimmsten war es dem großen und reichen Amt Stargard ergangen. Hier liefen wichtige Marschstraßen, und der Soldat suchte für seine Plünderungszüge sich auch gern die Gegenden aus, in denen am meisten zu holen war. 428 Bauernhöfe waren hier im herzoglichen Besitz, und mit 3000 Einwohnern ist ihre Bewohnerzahl sicher nicht zu hoch angegeben. Im August 1639 lebten nur noch 188 Einwohner, also 6 Prozent. Doch war 1640 höchstens die Hälfte noch übrig. Geradezu erschütternd ist auch hier das Sterben der Kinder. Im Januar 1639 gab es noch 78, im August nur noch 21 im ganzen Amt. An Vieh fehlte es auch hier nahezu gänzlich.

Am besten kam die Mirower Gegend weg. Vor allem blieb hier das Vieh des Amtshofes durch die eingenommene Besatzung unversehrt, so daß mit diesem Teile des Bauernackers bestellt werden konnten. Auch ist der Bevölkerungsrückgang bei weitem nicht so stark wie sonst im Lande.

Wenn Bauer 1639 von Mecklenburg schreibt: „In diesen Landen ist nichts als Land und Luft und gar genau ein wenig dürres Gras übrig", so ist das wirklich keine Übertreibung.

Auch nach dem Dreißigjährigen Kriege kam unser Heimatland noch nicht zu Ruhe. Durch die Abtretung Wismars an Schweden wurde es in alle Kriege dieser Macht mit hineingezogen.

In den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts durchzogen polnische Scharen Mecklenburg im Krieg gegen Schweden, und auch sie behandelten das Land übel. Gnoien, Grevesmühlen, Laage und Sternberg gingen in Flammen auf. Aus Wesenberg floh die Bevölkerung in die Wälder, und der kleine Ort, der sich von den Schäden des Dreißigjährigen Krieges nie erholt hat, gibt seinen Verlust für die beiden Jahre 1659/60 auf 29 000 Gulden an. Für die verarmte Stadt eine gewaltige Summe.

Der schwedisch-brandenburgische Krieg, 10 Jahre später, brachte ebenfalls Truppendurchzüge durch unser neutrales Land, doch war der Schaden nicht allzugroß.

Böser aber war es, als im nordischen Krieg (1700—21) die Russen im Lande erschienen. Bis zu 50 000 Mann standen zeitweilig in unserer eigentlich neutralen Heimat. Doch was nützte die Neutralität, wenn keine Truppenmacht vorhanden war, sie wirksam zu schützen.

Kamen von Osten die Russen, so erschienen von Westen die Dänen, um Wismar zu nehmen. Bei Gadebusch wurden sie 1712 von den Schweden geschlagen. Die Erinnerung an diese Schlacht lebt noch heute im Volk, wie die Redensart: „Hei treckt af as de Dän bi Gadbusch", zeigt.

Die Heere lebten aus dem Mecklenburger Land. Allein der Ritterschaft wurde im Juni 1716 eine Lieferung von 3 240 000 Pfund Dörrbrot auferlegt. Mecklenburg-Schwerin gab 1717 seinen Schaden mit 4 852 582 Talern an, und Strelitz hatte Lieferungen im Werte von 400 000 Talern leisten müssen. Die 50 Jahre Arbeit seit dem großen Kriege waren verloren.

Doch auch jetzt kam für Mecklenburg-Schwerin keine Ruhe. Herzog Karl Leopolds Streit mit den Ständen führte zur Reichsexecution durch Hannoversche und Preußische Truppen, die verschiedene Ämter auf Jahrzehnte besetzten und aus dem Lande lebten.

Für Mecklenburg-Strelitz dagegen brach endlich eine Zeit der Erholung an. Von den Leopoldschen Wirren blieb es verschont, und mit Preußen stand es in gutem Verhältnis. Für Mecklenburg-Schwerin aber brachte die Mitte des Jahrhunderts neue Leiden. Als 1756 der Siebenjährige Krieg ausbrach, setzte Herzog Friedrich auf die falsche Karte. Er schlug sich, wenn auch scheinbar neutral,

auf die Seite der Gegner Friedrichs des Großen. Dieser aber besetzte das Land und sog es vollständig aus. Es war der Mehlsack, den er klopfte, solange er noch etwas hergab.

In Parchim lagen seit der Reichsexecution die Ziethen-Husaren in Garnison und holten sich ein gut Teil ihrer Rekruten mehr oder weniger freiwillig aus Mecklenburg. Mit Kriegsausbruch kam es aber noch ganz anders. 1757 erschienen preußische Truppen im Land und richteten sich für längeren Aufenthalt ein. Der Herzog selbst floh nach Lübeck, und die Preußen holten heraus aus dem Lande, was sie konnten. Bis Mitte 1758 waren vom Lande 542 258 Taler bar gezahlt. Weit höher schätzte man die Ausgaben, die durch Lieferungen und Flurschaden, erwachsen waren. Sie werden auf 1 252 346 Taler angegeben. Außerdem waren 1556 Mann gewaltsam zu Soldaten gepreßt. Für Friedrich den Großen bedeutete das eine ansehnliche Hilfe, für unser Land einen ungeheuren Schaden.

Schon im Dezember 1758 erschienen die Preußen wieder im Lande, und aufs neue zog man so viel wie möglich aus unserer unglücklichen Heimat heraus. Hatte man bei der ersten Invasion den einheimischen Behörden die Eintreibung der Gelder überlassen, so zogen jetzt preußische Kommandos herum und brachten bis zum März 1759 1 300 000 Taler in barem Geld zusammen. Weitere 11 000 Taler wurden gezahlt, um die gewaltsamen Werbungen abzulösen. Pferdelieferungen kamen noch hinzu. Doch trotz der Zahlungen stieg die gewaltsame Werbung fort. 8000 Rekruten verlangte der König aus dem Lande. Ist die Zahl auch nicht ganz erreicht, so sind doch hunderte fortgeschleppt. Viele junge Leute verließen die Heimat, um nicht Soldat zu werden. Auch sie waren damit dem Lande entzogen. Das Jahr 1760 verlief verhältnismäßig günstig. Trotz mehrfacher preußischer Einfälle belief sich der Schaden nur auf 135 420 Taler.

Die eigentliche Notzeit brach 1761 an. Rückhaltlos herrschte der Preuße im Lande, das wie ein erobertes behandelt wurde. Private und öffentliche Gelder wurden in gleicher Weise beschlagnahmt, und selbst in die Verwaltung wurde mit rauher Hand eingegriffen. Preußen war am Rande seiner Leistungsfähigkeit und kannte keine Schonung. 4 342 000 Taler kostete dies eine Jahr. „De Preußentid“ ist lange nicht vergessen worden bei uns. Kein Wunder, denn die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges schienen neu erwacht.

Noch ein Jahr ging es so weiter, und fast brachte das neue Jahr eine Steigerung, denn über 4 000 000 Th. wurden aus dem Lande herausgeholt. Auf 16½ Millionen beziffert sich Mecklenburgs Schaden im Siebenjährigen Kriege.

Die Gefechte, die sich im Osten Mecklenburgs zwischen Schweden und Preußen abspielten, brauchen nicht erwähnt zu werden. Sie waren bedeutungslos für den Verlauf des Krieges. Aber welche Hilfe die Aussaugung Mecklenburgs für Preußens König in seiner Not bedeutete, das zeigen diese wenigen Zahlen.

Völlig anders war die Lage in Mecklenburg-Strelitz. Von seiner Rheinsberger Zeit her war Friedrich der Große dem Hofe befreundet, und man entschied sich hier für strikte Neutralität. Wohl marschierten Preußen und Schweden durchs Land. Doch die Lieferungen hielten sich in mäßigen Grenzen. Wohl lagen die Belling-Husaren in Strelitz, aber zu Exzessen kam es selten, und Beschwerden beim preußischen Hof brachten Abhilfe. Werbungen erfolgten zwar zahlreich, und bei manchen mißliebigen Leuten förderte der Hof diese sogar, aber sie wurden nicht schwerer empfunden, als in den Friedenszeiten die oft recht tumultuarischen Werbungen der Bayreuth-Dragoner von Pasewalk aus.

Schwerer lastete auf dem Lande die Geldentwertung, die durch die Ausprägung minderwertigen Geldes durch Preußen auch hier wirksam wurde. Alles gute Geld verschwand und wanderte in die preußischen Münzen, um in minderwertiger

Form wiederzukehren. Man half sich durch Aufwertung, indem man einfach den Feingehalt von 1759 grundlegend für alle Zahlungen machte und minderwertiges Geld nur mit Aufschlag annahm. Das Steigen der Getreidepreise durch den Krieg erleichterte diese Maßnahme.

Fast 50 Jahre der Ruhe folgten für unser Heimatland, bis die Kriege Napoleons feindliche Truppen noch ein letztes Mal nach Mecklenburg führten. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt flutete das preußische Heer durch Mecklenburg zurück, und die Franzosen folgten. Über Wesenberg, Fürstenberg nach Prenzlau ging der Marsch. Als Blücher sich der schmachvollen Kapitulation entzog und nach Lübeck auswich, folgten französische Truppen durchs ganze Land. Bei Rossentin, Criwitz und an der Fähre kam es zu Gefechten.

Der Hauptschaden entstand durch die ungeheure Einquartierungslast und die Plünderungen der Franzosen. Wieder mußte die Bevölkerung aus den Dörfern in die Wälder fliehen, um wenigstens das nackte Leben zu retten. Unvergeßlich hat sich diese Zeit dem Gedächtnis unseres Volkes eingeprägt. In allen Familien fast gibt es mündliche Überlieferungen, die von Geschlecht zu Geschlecht die Erinnerung an jene Zeit wachhalten.

Der Schweriner Herzog Friedrich Franz I. mußte sein Land verlassen, und der französische General Laval wurde Gouverneur. Erst nach dem Tilsiter Frieden kehrte der Herrscher zurück. Auch in Neustrelitz waren die Wagen gepackt, doch durfte Herzog Carl schließlich bleiben. Beide Staaten aber mußten sich dem Rheinbund anschließen.

Mehr als alles andere zeigen auch hier wieder Zahlen wie schwer das Land litt. So marschierten durch das kleine Wesenberg am 26. Oktober allein 35 000 Preußen auf ihrem Rückzug. Am 31. Oktober folgten die Franzosen, und die Durchmärsche dauerten wochenlang.

Nicht besser sah es im benachbarten Mirow aus, durch das ein Teil der Blücherschen Armee zog, und wo die verfolgenden Franzosen wiederholt plünderten.

Güstrow kosteten die Lieferungen an das Muratsche Korps in der Nacht vom 3./4. November 1806 20 000 Taler, ohne die Plünderungen zu rechnen. Vom 6. Juli bis Ende September 1807 hatte es im ganzen 14 000 Mann Einquartierung. Ähnlich sah es in Woldegk aus, das Hauptetappenort war. Friedland mußte von November 1806 bis November 1807 nicht weniger als 276 300 Mann aufnehmen; das sind im Durchschnitt 900 Mann pro Tag bei einer Einwohnerzahl von 3500 Menschen.

Der Gesamtschaden, den die Franzosenzeit verursachte, wurde für Mecklenburg-Schwerin auf rund 12 Millionen Taler berechnet, für Strelitz auf über 2 Millionen. Dabei ist der Schade durch den wirtschaftlichen Niedergang vor allem infolge der Kontinentalsperre gar nicht berücksichtigt.

Neben dem Gut mußte Mecklenburg auch sein Blut für den fremden Eroberer opfern. Durch den Eintritt der beiden Staaten in den Rheinbund wurden die mecklenburgischen Truppen zur Armee Napoleons herangezogen.

Mecklenburg-Schwerin mußte zwei Bataillone in Stärke von 1800 Mann, Strelitz eins von 400 Mann stellen. Traurig war das Schicksal beider Truppenteile im russischen Feldzug 1812. Die Schweriner kamen bis Dorogobusch am Dnjepr ohne eigentlich an Gefechten teilgenommen zu haben. Hier wurden sie in den Rückzug der großen Armee mit hineingerissen und gingen bis auf 134 Mann auf den Schneefeldern Rußlands zu Grunde, zumal sie außerordentlich schlecht ausgerüstet waren. Von dem Strelitzer Bataillon kamen 2 Kompagnien mit dem Armeetroß, ebenfalls ohne an Gefechten teilgenommen zu haben, bis Moskau. Die beiden andern Kompagnien blieben als Etappenbesatzung in dem Ort Widsy

Mecklenburgische freiwillige Jäger zu Fuß (links) und zu Pferde (rechts) 1813 und 1814.

(östlich Wilna). Beim Rückzug zogen sie sich nach Norden auf das Korps Macdonald zurück und erreichten über Tilsit wieder die Heimat. 136 Mann kehrten im ganzen vom Strelitzer Kontingent heim.

Als Preußen zum Kampf gegen den Korsen aufrief, blieb Mecklenburg nicht zurück! Beide Staaten stellten Freiwilligenregimenter auf; Schwerin, außer den regulären Truppen, dem Grenadier- und zwei Füsilierbataillonen, ein Jägerregiment zu Fuß und eins zu Pferde, Strelitz ein Husarenregiment, bekannt als C-Husaren nach dem Namenszug des Herzogs Carl, und eine Abteilung freiwilliger Jäger, die sich selbst ausrüsten mußten.

Daneben wurde der Landsturm gebildet, dem jeder Mecklenburger ohne Unterschied des Standes angehören mußte. In Tätigkeit trat er nicht. Doch lernte unser Heimatland so zum ersten Mal die allgemeine Wehrpflicht kennen.

Freiwillige Gaben flossen reichlich, und die Opferwilligkeit blieb nicht hinter der preußischen zurück.

Mecklenburg-Schwerin und das Land Ratzeburg wurden zum Kriegsschauplatz. Nachdem man anfänglich bis Hamburg vorgekommen war, mußten die schwachen Truppen bald von Davousts Corps und den Dänen weichen. Schwerin und Wismar wurden besetzt und machten schlimme Tage durch. Die Schweriner Truppen gehörten zur Deckungsarmee für Mecklenburg, die Wallmoden führte. Außer ihnen waren dort unter anderem die Lützower Jäger, unter denen viele Mecklenburger standen, sowie die russisch-deutsche Legion, die aus Deutschen, die in russische Gefangenschaft geraten waren, gebildet wurde.

Mehrfach kam es zu Gefechten. So am 26. August 1813 bei Rosenberg. Hier griffen die Lützower Jäger eine französische Kolonne erfolgreich an. Der Adjutant, der deutsche Dichter Theodor Körner fiel. In Wöbbelin unter einer Eiche wurde er bestattet.

Wichtiger war das Gefecht bei Retschow (bei Kröpelin), wo die Franzosen von den Mecklenburger Jägern zurückgeworfen wurden. Blutig waren die Gefechte bei Schlagbrügge (6. Oktober) und bei Sehestedt (10. Dezember). Trotz aller Tapferkeit mußten die Jäger beide Male der Übermacht weichen.

Die Strelitzer Husaren hatten mehr Glück. Sie waren der Blücherschen Armee, bei der auch der Sohn ihres Landes-

Mecklenburg-Strelitzer freiwillige Husaren (links) und Jäger (rechts) 1813–1815.

herrn, der jüngere Herzog Carl als preußischer General stand, zugeteilt. Die großen Schlachttage Blüchers sind auch die Ehrentage des Regiments. An der Katzbach, bei Wartenberg und vor allem bei Möckern, wo die Husaren einen französischen Gardeadler erbeuteten, hatten sie schwere, aber erfolgreiche Tage, und auch am französischen Feldzug nahmen sie teil.

Keins der Freiwilligen-Regimenter hat den Feldzug überdauert. Alle drei wurden nach Schluß des Krieges aufgelöst. Nur ihre Uniformen und Fahnen halten in den Museen die Erinnerung an sie wach.

Als 1870 ganz Deutschland gegen Frankreich ins Feld zog, schien es zunächst, als ob die Mecklenburger Truppen nur Küstenwacht halten sollten. Doch im Laufe des Krieges holte man auch sie noch. Unter Großherzog Friedrich Franz II. bildeten sie zusammen mit den Hanseaten eine eigene Armeeabteilung, und in den Kämpfen an der Loire erwarben sie neuen Ruhm. Vor allem Loigny am 2. Dezember 1870 war ein blutiger Ehrentag der Mecklenburger.

Als 1914 das Vaterland rief, da blieben auch die Mecklenburger nicht zurück. Die mecklenburgischen Truppen gehörten mit zu den besten, und wo der Feind besonders hart drängte, da wurden sie eingesetzt. In den Kirchen reden heute die langen Tafeln mit den Namen der Gefallenen eine stumme Sprache von der Größe des Opfers, das Mecklenburg gebracht hat.

Auch die Heimat litt schwer, mußte doch Mecklenburg als reiches Agrarland seine Überschüsse abgeben, um die Industriegebiete mitzuernähren. Schwer wurde diese Last empfunden, und die ganze Not des hungernden deutschen Volkes mußte auch unser Heimatland spüren.

Einen langen Zeitraum haben wir durcheilt. Nichts Erfreuliches bot sich uns dar. Kriegszeiten sind Notzeiten und doch maßgebend für die Entwicklung eines Volkes. Mögen diese Zeiten trostlos erscheinen, eins aber lassen sie klar hervortreten, die Gewißheit, daß keine noch so große Not den Mecklenburger zu Boden geworfen. Unermüdlich ist er immer wieder daran gegangen, aufzubauen, was in Trümmer geschlagen war.

## Die mecklenburgische Landwirtschaft.

Von Dr. Priester, Rostock.

Unter Mecklenburg stellt sich der Mittel- und Süddeutsche, der aus unserer reichen Heimatliteratur nur Reuters „Ut mine Stromtid“ kennt, gewöhnlich ein großes Rittergut vor mit riesigen Roggen- und Weizenfeldern, mit Weiden voll prächtigem Vieh. Und in der Tat könnte der Reisende, der den Schnellzug von Berlin nach Rostock benutzt und von Waren bis Güstrow aus dem Fenster schaut, diese Ansicht nur bestätigt finden. Noch heute sind weite Gebiete unseres Heimatlandes ausgefüllt mit großen Gütern, Rittergütern und staatlichen Domänen, in einer Größe, wie man sie in West- und Süddeutschland nicht kennt, und die schon den Glauben aufkommen läßt, unsere Gutsbesitzer seien kleine Könige auf ihren ritterschaftlichen Hufen. Wenn also Reuter in seiner „Stromtid“ und Trotsche in seinem „Söhne der Scholle“ das Leben auf dem Lande in Mecklenburg darstellt, so ist es ganz natürlich, daß sie fast ausschließlich die Verhältnisse auf unseren großen Gütern schildern, wie sie beide sie als „Strom“ kennen gelernt hatten.

Mecklenburg ist auch heute noch, das zeigt uns die Statistik, ein Land des überwiegenden Großgrundbesitzes. Über 1200 Großbetriebe nehmen allein mehr als 60 Prozent der Gesamtfläche unseres Heimatlandes ein. Wenn wir uns also die Landwirtschaft Mecklenburgs, die noch immer die Hauptgrundlage unseres ganzen Wirtschaftslebens ist, ein wenig genauer ansehen wollen, so müssen wir bei dem Großbetrieb beginnen.

Also, lieber Leser, folge mir und besichtige mit mir einmal ein fortschrittlich geleitetes Gut Mecklenburgs. Breit hingelagert liegt der mächtige Hof in der typischen rechteckigen Siedlungsform der Gutshöfe Ostelbiens, d. h. die Scheunen in 2 oder 3 Reihen parallel zueinander ausgerichtet und rechtwinklig davor das Herrenhaus, zu dem ein gepflasterter Damm hinaufführt. Hinter dem Herrenhaus schließt sich gleich der Hofgarten an, der oft an einer Seite auch noch die Scheunen umfaßt und gewöhnlich nach hinten in Wald und Koppeln übergeht. Ein solcher Gutshof, zumal wenn die Scheunen noch mit Rohr gedeckt sind, die Auffahrt von Bäumen flankiert wird und hier und da Bosketts, Rasenflächen mit Baumgruppen sich finden, gewährt ein Bild der ruhigen Kraft, der Wohlhabenheit, der Insichgeschlossenheit. Doch leider sind die Strohdachscheunen vielfach verschwunden. Statt dessen macht sich das häßliche schwarze Pappdach geltend, und vielfach haben die aufdringlichen massigen Bretterscheunen sich auf unseren Höfen breit gemacht.

Der Städter stellt sich gern unter einem Gutshof eine Reihe von Scheunen mit einem Wohnhaus vor. Sehen wir aber einmal genauer zu, so finden wir, daß diese vielen Gebäude gar nicht alles Scheunen sind, sondern daß eine ganze Reihe als Ställe dienen. Da finden wir einen Pferde-, einen Kuh-, einen Schaf- und einen Schweinestall. Statten wir zunächst einmal dem Pferdestall unseren Besuch ab. Es ist Sonntag Nachmittag, und somit haben wir Gelegenheit, das herrliche Pferdematerial des Gutes zu bewundern.

Durch den Stall läuft ein gepflasterter Gang, zu beiden Seiten desselben stehen die Pferde in Boxen zu zweien und zu vieren, denn bei uns in Mecklenburg gehören zu einem „Spann Pier“ 4 Pferde, während man in Mitteldeutschland nur 2 dazu rechnet. Da uns die Pferde gefallen, lassen wir uns einzelne vom Stallknecht herausführen, um sie uns im Freien genauer anzusehen. Unser Gutsbesitzer ist ein Mecklenburger von altem Schrot und Korn, er liebt nur ein Pferd, und das ist das mecklenburgische Halbblut. Kann man sich ein besseres Ackerpferd überhaupt denken? Es ist starknochig, wohlgebaut, mit schönem, elegantem Kopf, fleißig, vielleicht ein wenig zu feurig. Nicht jeder versteht es, mit diesem herrlichen Pferd umzugehen, und so wundert es uns nicht, wenn statt unseres schönen heimischen Pferdeschlages immer mehr Kaltblut aus dem Rheinland, ja sogar aus Belgien eingeführt wird, zumal auf den Gütern, wo oft schon viele fremde Arbeitskräfte verwandt werden. Ein polnischer Schnitter wird schwerlich mit dem warmblütigen mecklenburgischen Pferd fertig werden, und Automobile und Zuckerfabriken sorgen auch dafür, daß unser Warmblut immer mehr vom Kaltblut verdrängt wird. Nur unser mecklenburgischer Bauer hält noch vielfach am Warmblut fest.

Unser Gutsbesitzer gehört nicht zu denen, die sich aus Liebhaberei einen Rennstall anschaffen. Wir haben aber in Mecklenburg auch heute noch eine ganze Reihe hervorragender Rennpferdzüchter, wenn auch das englische Vollblut immer mehr bei uns ausgestorben ist. Das war früher ganz anders. Aus einer Reisebeschreibung eines Engländers in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wissen wir, daß Mecklenburg damals eines der ersten Vollblutzuchtländer des „Kontinents“ war. Sind nicht die Doberaner Rennen die ältesten in Deutschland? Haben nicht gerade unsere Großherzöge für die Entwicklung der

Pferdezucht stets das größte Interesse gezeigt und diese auf jede Weise zu fördern gesucht! Man muß es bedauern, daß heute die schönen Kutschpferde unserer Güter immer mehr vom Automobil verdrängt werden. Ein Automobil mag ja praktischer sein, zumal für den Landmann, der weit ab von der Stadt wohnt, aber ich halte es mit dem Erzbischof von Canterbury, der ein Automobil mit der Begründung ablehnte: „Ich liebe die Bewegung der Pferde zu sehen". Früher, als noch die Hetzjagden in Mecklenburg gang und gäbe waren, da fuhr man noch viel Vierlang nach englischer Art. Auf den großen Turnieren konnte man kurz nach dem Kriege noch prächtige Viergespanne zu Gesicht bekommen, aber heute schwinden auch sie immer mehr von der Bildfläche.

Vom Pferdestall geht's hinüber zum Kuhstall. Unterwegs sehen wir uns ein wenig die Wagen und Ackergeräte an, die wohlgeordnet in Reih und Glied, die Deichseln der Wagen sogar ausgerichtet, auf dem freien Platz des Hofes stehen. Unter den Ackergeräten fällt uns besonders eins auf, das nur noch in Mecklenburg heimisch ist, es ist der mecklenburgische Haken. Er sieht so ganz anders wie ein moderner Pflug aus, so etwas Altertümliches haftet ihm an. An der Tür des Kuhstalls empfängt uns warmwohlige Luft. Wir sehen mit einem Blicke, hier haben wir es mit einem Musterstall zu tun, mit allen Einrichtungen moderner Technik wie Selbsttränken. Sauber und „pük" sieht alles aus, alle Tiere geordnet, nicht etwa nach dem Alter, sondern nach dem Ertrage an Milch, da sich hiernach der Zusatz an Kraftfutter richtet. Hier steht sogar eine Reihe Kühe, die 20 Liter täglich geben, wie uns die Tafel zeigt. Durch Milchkontrollvereinsbeamte wird die Leistungsfähigkeit jederKuh festgestellt. Gesondert für sich steht das Jungvieh in Buchten, die leicht zu übersehen sind, damit die Auswahl der besten nicht schwer fällt. Es ist eine rotweiße Herde. Wir wundern uns darüber, denn auf unserer Fahrt haben wir nur schwarzweißes Vieh auf den Weiden gesehen. Aufklärung gibt uns unser Führer. In Mecklenburg wird das sogenannte Niederungsvieh gezüchtet, und zwar überwiegt das schwarzweiße bei weitem. Wie kommt das? Die Frage ist leicht zu beantworten. Schwarzweiß ist eben „modern", und was die Mode heute bedeutet, das wissen wir ja alle. Aber es ist auch noch ein anderer Grund: das Rekrutierungsgebiet schwarzweißer Bullen ist größer, es ist das an Viehzucht so berühmte Ostfriesland, aus dem auch wir die meisten Zuchtbullen erhalten. Es gibt auch rotweiße Ostfriesen, die heute ebenfalls nach Mecklenburg eingeführt werden. Sie unterscheiden sich von den Breitenburgern, dem eigentlichen rotweißen Rinderschlag Mecklenburgs, durch die weißen Füße und das weiße Flotzmaul. Die Ausstellungen der Landwirtschaftskammer zu Güstrow nach dem Kriege haben gezeigt, daß Mecklenburgs Rindviehzucht sich heute auf großer Höhe befindet. Es gibt ganz erstklassige schwarzweiße und rotweiße Herden, die sich wohl mit den besten Deutschlands messen können und die ich hier gar nicht alle aufzählen kann.

Wie man bei der Pferdezucht zwischen Zucht eines Renn-, Wagen- oder Ackerpferdes unterscheidet, so kann man in der Rindviehzucht entweder auf Fleisch oder auf Milch züchten. Heute wird im allgemeinen mehr auf Milch gezüchtet, denn wir müssen in der Milch- und Butterversorgung der großen Städte unabhängig vom Ausland werden. Mecklenburg bringt natürlich viel mehr Milch hervor, als es verzehrt. Der Überschuß geht in die großen Städte, vor allem nach Berlin. Schon heute wird Vollmilch von Mecklenburg direkt nach Berlin geliefert. Der größte Teil der Milch wird in Molkereien zu Butter verarbeitet, während die Magermilch zur Fütterung der Schweine an die Landwirte zurückgeht. In jeder Stadt Mecklenburgs und in vielen großen Dörfern finden wir sogenannte Genossenschaftsmolkereien. Das Genossenschaftswesen hat sich auch bei uns Bahn

gebrochen. Wir haben vor allem 2 große Verbände, den Landesverband mecklenburgischer landwirtschaftlicher Genossenschaften mit dem Sitz in Rostock und den Raiffeisenverband zu Schwerin. Diesen Verbänden sind nun nicht allein Produktionsgenossenschaften angegliedert, sondern auch Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften, ja sogar Maschinengenossenschaften, wie z. B. die Dreschgenossenschaften, die wir viel in unseren Bauerndörfern finden. Vom Landesverband ist auch die Milchwirtschaftliche Zentralstelle und Lehranstalt zu Güstrow gegründet. Vor allem aber sind den Verbänden Spar- und Darlehnskassenvereine angeschlossen, die den ganzen Geldverkehr unserer ländlichen Bevölkerung leiten sollen und die man daher mit Recht als Dorfbanken bezeichnet hat. Viele große Landwirte Mecklenburgs haben sich in der Landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft zusammengeschlossen, die ihren Sitz in Rostock hat und dem Landesverband angegliedert ist. Das Wort „Genossenschaft" bedeutet, daß die Lieferanten Genossen der Molkerei sind, sie sitzen im Vorstand und Aufsichtsrat derselben, sie bestimmen, was mit der Milch und Butter geschehen soll. Diese Art der Verwaltung unserer bodenständigen landwirtschaftlichen Industrie finden wir fast überall im Lande. Wenn unsere Zuckerfabriken auch Aktiengesellschaften heißen, so können doch nur Rübenbauer Aktionäre sein, auch können die Aktien nicht an der Börse gehandelt, also nicht zu spekulativen Zwecken ausgenutzt werden.

Doch zurück zu den Molkereien! Daß die Molkereien äußerlich einen Schmuck des Dorfes bilden, kann man wirklich nicht sagen. Sie sind sogar meistens recht geschmacklos gebaut, und es ist gut, wenn sie möglichst versteckt hinter Baum- oder Buschgruppen liegen. Die meisten unserer Molkereien sind im Innern mit den modernsten Maschinen und Kühlräumen ausgerüstet. Die mecklenburgische Butter hat auf den großen Ausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft stets gut abgeschnitten. Die sogenannte „Landbutter", im Sommer schön in Rhabarberblätter gewickelt, verschwindet immer mehr von unseren Märkten, und es gibt heute schon Landmolkereien, die mit eigens dazu eingerichteten Lastautos ihre Produkte in die nächste Stadt fahren. Auf vielen Gütern existieren heute die alten Holländereien nur noch dem Namen nach. Auch der „Milchenkeller" findet keine Verwendung mehr. Mit der zunehmenden Industrialisierung der Landwirtschaft hat das ganze Leben auf dem Lande, vor allem die landwirtschaftliche Arbeit, sehr an Poesie verloren. Was war das früher für ein nettes Bild, wenn im Sommer die Milchmädchen alle in der schmucken Schweriner Tracht zur Regel fuhren, was war das für eine Lustigkeit beim Melken selber! Heute ist das schmucke Milchmädchen fast völlig aus dem mecklenburgischen Gutsbild verschwunden. Gemolken wird von den Schweizern, die meistens die Schweiz nie gesehen haben. Alle Arbeiten beim Rindvieh besorgen diese, und es ist ganz natürlich, daß das Interesse der übrigen Leute am Vieh geringer wird, weil man eben nichts mehr mit ihm zu tun hat. Die Geringschätzung der z. T. dreckigen landwirtschaftlichen Arbeit hat viel Schuld daran. Der Mangel an guten Melkern hat stellenweise unsere Landleute zur Benutzung elektrisch betriebener Melkmaschinen getrieben. Die Landwirtschaftskammer hat neuerdings eine Melkerschule in Cassebohm bei Rostock eingerichtet, damit allmählich ein Stamm guter, bodenständiger Schweizer herangezogen wird und das Vermelken der Kühe immer mehr aufhört.

Vom Viehstall begeben wir uns in den Schweinestall. Wir gehen den langen Gang zwischen den „Kosen" entlang, bewundern hier eine prächtige Sau mit ihrem Dutzend Ferkeln, dort freuen wir uns über die stattliche Rundung der Schlachtschweine. Der göttliche Sauhirte klärt uns über alles auf. Wir erfahren, daß auf diesem Gute das veredelte mecklenburgische Landschwein gezüchtet

wird, ein weißes, einfarbiges, großes Tier. Auch dieses Schwein ist natürlich ein Produkt der Züchtung. Man sieht ihm noch immer die englische Abstammung vom Yorkshire-Stamm an, aber es hat sich doch hier bei uns ein besonderer Typ herausgebildet, der sich nun schon lange Jahre bewährt hat. Es gibt aber auch zweifarbige Schweine, das rotweiße muß allerdings noch gezüchtet werden, aber das schwarzweiße, eine Kreuzung mit Berkshireblut, wird noch viel angetroffen. Wenn der Städter das schmatzende Borstenvieh anschaut, denkt er natürlich in erster Linie an Mettwurst und Schinken und sieht das Schwein als eine Art Fleischfabrik an. Er ahnt nicht, daß heute selbst das Schwein nach wissenschaftlichen Methoden gefüttert wird, daß die deutschen Landleute bei Berlin ein Institut errichtet haben, wo die beste Methode des Fütterns herausgefunden werden soll, und daß es auch bei uns in Mecklenburg eine ganze Reihe Landleute gibt, die nach dieser Methode die Schweine füttern. Auch dem Schwein tut manchmal Blutauffrischung not. So wurde vor mehr als 20 Jahren das hannoversche Landschwein nach Mecklenburg eingeführt, das noch eine starke Ähnlichkeit mit dem Wildschwein aufwies. Je reiner und hochgezüchteter nämlich die Rasse ist, desto größer ist die Seuchengefahr. Wie manchem Landwirt haben Seuchen schon den ganzen Viehbestand ruiniert. Am schlimmsten wütet bei uns immer noch die Maul- und Klauenseuche beim Rindvieh, die Schweinepest und der Rotlauf beim Schwein. Wie soll sich der Landmann hiergegen schützen? Zunächst muß die Wissenschaft auch hier dem Landmann helfen. Die Universität Rostock hat unter ihren vielen Instituten auch ein Landestierseuchenamt errichtet, das die Aufgabe hat, die Art der Seuchen durch Untersuchungen festzustellen, Mittel zu ihrer Bekämpfung aufzufinden und herzustellen und das Weiterumsichgreifen derselben zu verhüten. Und doch fallen jedes Jahr Hunderte von Tieren den Seuchen zum Opfer! Auch hiergegen muß sich der Landmann schützen. Er kann es nur durch Versicherungen. Da unser Mecklenburg noch immer ein reines Agrarland ist, ist es kein Wunder, daß gerade hier eine der größten Viehversicherungsgesellschaften Deutschlands entstehen konnte, die ihren Sitz in Schwerin hat. Auch diese ist von Landleuten gegründet. Aber auch viele kleine Versicherungsgesellschaften gibt es, wie die Schweinekassen der Ackerbürger und die Kuhkassen der Gutstagelöhner. Krankheiten vorbeugen ist stets besser, als Krankheiten heilen.

Zuletzt besuchen wir auch noch den Schafstall. Wenn wir es auch auf diesem Gut mit einer stark intensiv betriebenen Wirtschaft zu tun haben, so hat doch unser Gutsbesitzer als richtiger alter Mecklenburger an der Schafzucht festgehalten, ja es ist sogar eine der ersten Merino-Schafherden Mecklenburgs, die wir hier sehen. Die einst so blühende und auch heute noch berühmte, wieder im Aufstieg begriffene Schafzucht Mecklenburgs verdankt ihre Entstehung dem furchtbarsten Kriege, der Mecklenburg heimgesucht hat, nämlich dem Dreißigjährigen Kriege. Als damals nach der Zerstörung von etwa 800 Bauerndörfern und Herrenhöfen große Strecken des Landes in „Rusch und Busch“ lagen, wurde Mecklenburg eine große Schafweide. Die Gilde der Schäfermeister war eine nicht zu verachtende Zunft, mit der sich selbst die hohen Herren auf guten Fuß stellen mußten, bis dann die Einführung der holsteinischen Koppelwirtschaft — wir Mecklenburger sagen „Schlagwirtschaft“ — im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dieses Schafeldorado allmählich zerstörte. Aber die Erinnerung an diese Schäferzeit, die so gar nichts gemein hat mit der Schäferzeit unserer deutschen Dichtkunst, ist im Volksmunde haften geblieben. Wer kennt nicht die vielen Geschichten von den dummen Schäferknechten, die Friedrichs des Großen schlaue Werber so geschickt einfingen! Der Schäferspruch ist uns durch Wossidlos „Bauernabend“ wieder übermittelt worden, und wer

hat die ausgelassenen Freuden schon miterlebt, wenn auf einer richtigen altmecklenburgischen „Austköst" der Schäfertanz aufgeführt wird? „Ach Edelmann, ach Edelmann verschonen sie mein Leben, ich will ihnen auch 10 fette Hammel dafür geben."

An den Namen der auf unserem Gut gezüchteten Schafrassen erkennen wir, daß wir es hier auch wieder mit einer vom Ausland eingeführten Rasse zu tun haben. Spanien gab uns das Merinoschaf, Frankreich das Rambouillet, England die verschiedensten Rassen, wie Shropshire, Dishley, und Mecklenburg hat nun diese Rassen weiter durchgezüchtet, sich je nach dem Absatz auf Wolle oder auf Fleisch und Wolle eingestellt und hat es erreicht, daß heute mit die beste Wolle der Welt in Mecklenburg „wächst". Große Gebiete Mecklenburgs, besonders die höher gelegenen, wie unsere ganze mecklenburgische Seenplatte, eignen sich vorzüglich zur Schafzucht. Heute kommen mecklenburgische Schafböcke in die ganze Welt, besonders nach Südafrika, Australien und Argentinien. Ein großer Teil der mecklenburgischen Stammherden genießt Weltruf.

Als wir den Schafstall verlassen und uns dem Maschinenschuppen zuwenden wollen, bittet uns die Gutsfrau (früher sagte man in Mecklenburg „Madam"), ihrem Geflügelhof doch auch einen Besuch abzustatten. Hatten wir uns beim Rundgang durch die Ställe bereits über die vielen Gänse, Enten, Puten und Hühner gewundert, die einen solchen Gutshof bevölkern, so wuchs unser Erstaunen, als uns nun das Geflügelhaus mit elektrischen Brutmaschinen, mit Grudeöfen als künstliche Glucken, mit Auslauf der Küken gezeigt wurde. In der Geflügelzucht sind wir in Mecklenburg noch weit hinter anderen Ländern zurück. Es wird Aufgabe unserer Geflügelzuchtvereine und der Landfrauenverbände sein, immer wieder auf die Bedeutung der Geflügelzucht für unsere Volksernährung hinzuweisen. Die Kleintierzucht, die sich während des Krieges stark aufgenommen hatte, hat jetzt sehr an Bedeutung verloren. Kaninchenzucht ist auf dem Lande wieder mehr eine Liebhaberei der Schuljungen geworden, während die Ziegenzucht in einigen Kleinstädten vergeblich versucht, sich mehr Geltung zu verschaffen. Bei uns in Mecklenburg wird die Ziege, die Kuh des kleinen Mannes, niemals die Bedeutung gewinnen wie in anderen Teilen Deutschlands, weil bei uns die Kuhhaltung zum Deputat des Tagelöhners gehört. Für die kleinen Leute unserer Kleinstädte könnte aber die Ziege die für sie unerschwingliche Kuh ersetzen. Ist doch die Ziegenmilch ein vorzügliches Nahrungsmittel für kleine Kinder.

Doch genug vom Vieh! Folgen wir jetzt unserem Führer in den Geräteschuppen. Dieser Schuppen ist auf einem großen Gute mehr eine Scheune. Neben einem riesigen Dampfpflug stehen dort einige Lloyd-Trecker, das sind starke Motore zum Ziehen von Pflügen, Eggen, Kultivatoren, Schleifen. Diese Ackergeräte finden wir zu Dutzenden. Mähmaschinen, sowohl Loppenmaschinen als auch Binder, Drillmaschinen und Düngerstreuer, für die der Mecklenburger das schöne Wort „Schietmeschin" erfunden hat, stehen wohlgeordnet nebeneinander. Eine Riesendreschmaschine ist in einem besonderen Schuppen untergebracht. Sie bläst das geschnittene Stroh gleich auf den Boden des Viehstalles und das gedroschene Korn gleich auf den Kornboden. Auch zwei Höhenförderer sind vorhanden. Es fiel uns an den Scheunen der eigenartige Aufbau auf dem First auf, das ist der Eingang für die vom Höhenförderer mittels Motor heraufbeförderten Garben. Jetzt werden diese nur abgestakt, der Förderer bringt sie von selber nach oben. So wird die landwirtschaftliche Arbeit immer mehr mechanisch. Der menschliche Geist erfindet immer neue Maschinen. Gibt es doch heute in Mecklenburg schon Scheunen, die mit einem Laufgang versehen sind, der, durch elektrische Kraft getrieben, die Garben aus der hintersten Ecke der Scheune

spielend zur Dreschmaschine befördert. Und doch gebraucht man heute ebenso viel Arbeitskräfte wie früher, denn die Steigerung der Produktion seit den letzten 50 Jahren ist eine ganz ungeheure, wenn sie natürlich auch Schwankungen unterworfen war. Man denke, daß Mecklenburg 1899 über 123 000 Tonnen (gleich 20 Zentner) Weizen produzierte, 1901 dagegen 7875 Tonnen, und daß 1912 fast 1¼ Millionen Tonnen Kartoffeln hervorgebracht wurden, während es 1891 nur 374 000 Tonnen waren! Eine Rekordernte wie die von 1913 wird auch für Mecklenburg immer eine Ausnahme sein.

Heute heißt es für den mecklenburgischen Landwirt, für den großen sowohl wie für den kleinen, haushalten und rechnen. Heute, wo der künstliche Dünger sehr teuer ist, gewinnt der Stalldung wieder an Wert, zumal es geglückt ist, durch besondere Behandlung, Aufschichten in Mieten oder in besonderen Dungscheunen, den Stickstoff festzuhalten, so daß er nicht mehr in die Luft entweichen kann. Auch in Mecklenburg kannst Du solche Dungscheunen schon hin und wieder sehen, und vergebens suchst Du in einem modernen Betriebe nach dem „Meßfal". Hoch aufgeschichtet in mächtigen Würfeln liegt hier jetzt der Edelmist. „Alles ist im Fluß", dieses Wort des griechischen Philosophen bewahrheitet sich auch heute in unserer Landwirtschaft, denn auch die Ackerbearbeitung erfordert heute wieder neue Methoden, wie z. B. die Untergrundlockerung des Bodens. Die Frage des Dick- und Dünnsäens ist noch nicht gelöst. Man hat die Pflanzen nach Ansicht unserer großen Saatzüchter viel zuviel über der Erde beobachtet und sich zu wenig um die Wurzelbildung gekümmert. Heute versucht man durch Stärkung der Wurzeln auch eine größere Bestockung zu erreichen und hat damit bereits gute Resultate auch in Mecklenburg erzielt. Der Laie meint, daß aus einem Korn nur eine Pflanze hervorsprießen könnte. Es können aber 20—30 Halme aus einem Korn wachsen. Das nennt der Landmann „Bestockung".

Fährt man im Juni durch Mecklenburgs Fluren, so erfreuen das Auge immer wieder wogende Roggenfelder. Roggen und Hafer sind die wichtigsten Getreidearten unserer Heimat. Dagegen tritt der Weizen erheblich zurück. Die Hälfte unserer gesamten Ackerfläche wird mit den Hauptgetreidearten bestellt, hiervon nimmt der Roggen fast die Hälfte ein. Roggen ist also unsere Hauptbrotfrucht. Zum echten Mecklenburger gehört schwarzes Roggenbrot. „Das gibt gute Zähne" heißt es im Volksmund. Kartoffeln und Zuckerrüben treten hinter dem Getreide zurück, nur der 14. Teil unseres Ackerlandes ist mit Kartoffeln bestellt, und bei den Zuckerrüben ist es sogar nur der 45. Teil. Und doch gibt es Gegenden, wo die Zuckerrübe große Flächen bedeckt, wie zum Beispiel rund um Wismar herum und bei Malchin, während man in der sogenannten Griesen Gegend vergebens nach Zuckerrüben ausschaut. Die Rübe ist sehr anspruchsvoll, sie will schweren, fruchtbaren Boden haben, und daher finden wir sie nur dort, wo dieser Boden vorherrscht und außerdem gute Verkehrsbedingungen vorhanden sind. Zuckerfabriken befinden sich in Wismar, Rostock, Güstrow, Malchin Stavenhagen und Tessin.

Auch das Getreide wird heute wie das Vieh „gezüchtet". Der Wissenschaft ist es im Verein mit praktischen Landleuten gelungen, immer ertragreichere Sorten zu züchten. Heute wird wohl in Mecklenburg am meisten der Petkuser Roggen angebaut, eine Züchtung des berühmten Saatzüchters von Lochow-Petkus, während der Professor Heinrich-Roggen — Professor Heinrich war Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Rostock — immer mehr zurückgeht. Mecklenburg hat heute ganz hervorragende Saatzuchten wie die Dr. Lemkesche Saatzucht in Malchow, die Brandtsche in Toitenwinkel, die von Schröder in Lischow und die von Wilcke in Neumühlen. Oft werden Dir, lieber Leser, wenn Du mit

wachen Augen durch die Landwirtschaft gefahren bist, weiße Schilder in den Getreidefeldern aufgefallen sein. Diese deuten darauf hin, daß der Besitzer entweder selber zum eigenen Studium Sorten- und Düngungsversuche macht oder für eine große Düngergesellschaft, wie zum Beispiel für die Badische Anilin- und Sodafabrik, solche ausführt. Neuerdings haben sich die mecklenburgischen Landwirte vielfach zu Versuchsringen zusammengeschlossen, durch die unter Zuhilfenahme von Wissenschaftlern eine immer bessere Nutzung des Ackers erstrebt werden soll. Auch Ölsaaten, Raps und Rüpsen werden bei uns in Mecklenburg stellenweise angebaut. Die blühenden Rapsfelder im Mai gewähren einen herrlichen Anblick, nicht allein unser Auge erfreuend, sondern auch das Herz des Imkers, der oft von weit herkommt, um diesen Honigsegen recht auszunutzen. Die Imkerei wird ja bei uns in Mecklenburg in besonders starkem Maße von Landlehrern betrieben. Es könnten aber durch sie noch weit mehr Nährstoffe aus Mecklenburgs blühenden Gefilden herausgeholt werden. Die Gespinstpflanzen wie Hanf und Flachs sind fast verschwunden aus unserem Heimatland, nur in der Grisen Gegend kann man noch Flachsfelder sehen. In den ganz entlegenen Dörfern der Jabeler Heide kommt es sogar noch vor, daß die Mädchen als Lohn ein Stück Flachsland erhalten, wie es früher in ganz Mecklenburg Sitte war. Heute hat die Industrie die alten selbstgemachten festen Kleiderstoffe verdrängt.

Die Schilderung eines mecklenburgischen Großbesitzes würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch dem Gutsdorfe einen Besuch abstatten würden. Gewöhnlich zieht sich das Gutsdorf in einer langen Reihe 2 oder 4 hischiger Katen an der Straße entlang, die zum Hofe führt. Zwischen Straße und Haus ist genügend Platz für einen Vorgarten, der, wenn er einheitlich eingefriedigt und gut gepflegt ist, einen freundlichen Eindruck macht. Die Wohnungen der Tagelöhner selbst sind fast alle nach demselben Muster angelegt: Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kammer, Boden. Die Räume selber aber sind sehr verschieden groß, je nach dem Alter der Gebäude. Etwas abseits von diesen Katen liegt die Schnitterkaserne. Es scheint ja immer noch notwendig zu sein, daß wir polnische Schnitter in unserem Lande, vor allem für die Rübenernte halten müssen, für unser heimatliches Volkstum sind sie ein Verderben. Die Schnitterkaserne bringt Unruhe in die sonst so stillen Dörfer, und es ist vielfach eine Unruhe des Lasters. Unser mecklenburgischer Tagelöhner ist der beste Erntearbeiter, den es gibt. Wenn es früher zum Roggenschnitt ging, dann war dieser sonst so bedächtige Mensch nicht wiederzuerkennen, dann war er in seinem Elemente! Nun hat ihm die Mähmaschine und der Binder, der Höhenförderer und die Dreschmaschine viel Arbeit abgenommen. Die neue Zeit hat auch ihn verändert, aber wer den mecklenburgischen Tagelöhner so recht kennen lernen will, der muß zusammen mit ihm in der Ernte gearbeitet haben. Man muß es immer wieder bedauern, daß es nicht gelungen ist, ihn auch für die Rübenbearbeitung zu gewinnen.

Im Gegensatz zur Gutswirtschaft zeigt die mecklenburgische Bauernwirtschaft ein wesentlich einfacheres Gepräge. Während unsere Rittergüter und Domänen durchweg eine Größe von 2000—3000 Morgen aufweisen, sind die Erbpachthöfe gewöhnlich 100—250 Morgen groß, und zwar faßt die bäuerliche Hufe des Südens und Südwestens nur etwas über 100 Morgen, während sie im Norden und in der Mitte des Landes 200—250 Morgen umfaßt. Wesentlich kleiner sind die Höfe der ritterschaftlichen Hauswirte, sie sind oft nur 50—60 Morgen groß. Die bäuerliche Wirtschaft unterscheidet sich nun in erster Linie von der Gutswirtschaft durch die Stellung des Besitzers zum Betriebe. Der Bauer ist nicht nur Leiter des Betriebes, sondern er faßt auch, wenn Zeit und Not es fordern, selber kräftig mit an und so auch seine Frau und seine Kinder. Dennoch ist die Wirtschaft so

groß, daß die Familie allein, wie z. B. beim Büdner, es nicht schaffen kann, sondern es müssen Hilfskräfte hinzugezogen werden. Hier hat sich nun im Laufe der 50 Jahre ein Wandel vollzogen. Früher gehörte zu jeder Hufe auch ein Tagelöhnerkaten mit einer oder zwei Wohnungen. Diese sind leider zum größten Teil eingegangen und an Stelle des „Katenmannes" ist entweder der Freiarbeiter oder das ledigloſe Gesinde getreten. In manchen Dörfern finden wir aber auch noch das uralte, an die westfälischen Heuerlinge erinnernde Verhältnis, daß jeder Erbpächter im Dorfe einen Häusler hat, mit dem ihn ein ungeschriebener Kontrakt verbindet, des Inhalts, daß der Bauer für den Häusler alle Spanndienste leistet, während der Häusler, wenn der Bauer ihn ruft, Handdienste für ihn leisten muß. Das ist noch ein Rest der alten Dorfgemeinschaft!

Was nun die Bewirtschaftung der Bauerstellen anbetrifft, so konnte man früher oft die Ansicht hören, der mecklenburgische Bauer wirtschafte im allgemeinen nicht so gut wie der Großgrundbesitzer. Das trifft heute nicht mehr zu. Durch die landwirtschaftlichen Schulen, von denen wir jetzt 6 im Lande haben, nämlich in Dargun, Güstrow, Hagenow, Lübz, Ludwigslust und Neukloster, ist auch die wissenschaftliche Wirtschaftsweise mehr und mehr in die bäuerlichen Kreise gedrungen. Wir haben heute ganze Dörfer, wo ausgezeichnet gewirtschaftet wird, besonders in der Gegend von Dargun, Rostock, Neukloster, Ludwigslust und Lübz. In manchem steht natürlich der Bauer dem Großgrundbesitzer nach, so in der Ausnutzung der Arbeitskräfte. Der Gutsbesitzer kann weit mehr Spezialarbeiter anstellen, er kann auch seine Maschinen weit besser ausnutzen, während die Stärke der bäuerlichen Wirtschaft in der Viehwirtschaft, vor allem in der sorgsamen Aufzucht und Pflege des Viehs liegt. Der mecklenburgische Bauer leistet Hervorragendes auf dem Gebiete der Pferdezucht. Seine Hauptaufgabe besteht darin, sich ein erstklassiges Stutenmaterial zu verschaffen, denn für Hengste sorgt das Landesgestüt in Redefin, das ausschließlich Warmblut, sei es Hannoveraner, sei es Mecklenburger, hält. Die Stuten werden ausgewählt und in ein Gestütbuch eingetragen. Wie unsere zahlreichen Rindviehzuchtvereine, die wieder in Herdbuchverbände zusammengeschlossen sind, für bessere Auswahl des Rindviehs Sorge tragen, so gibt es eine ganze Reihe von Warmblutzuchtgenossenschaften, die sich ebenfalls in einen Verband vereinigt haben. Das mecklenburgische Halbblut ist aber nicht nur Ackerpferd, es ist auch Reitpferd. Der Reitsport ist stets ein Lieblingssport des mecklenburgischen Bauern gewesen, daher auch das Bauernreiten auf den Doberaner Rennen. Wurde früher das Reiten von jung auf für die Militärzeit betrieben, so dient es heute, wo es in zahlreichen Reitervereinen gepflegt wird, als Ersatz der fehlenden Militärzeit. Aber auch zur Pflege des Volkstums wird es betrieben, wie zum Beispiel beim Tonnenschlagen und Ringstechen.

Auch in der Pflege und Aufzucht des Rindes leistet heute der mecklenburgische Bauer recht Gutes, wenn es auch bei den landwirtschaftlichen Ausstellungen noch nicht so hervortritt. Es wird ihm natürlich weit schwerer als dem größeren Besitzer, erstklassige Bullen zu halten, aber dafür schließt er sich in Bullenhaltungsgenossenschaften zusammen, auch steht ihm jeder Zeit der Rat des Landestierzuchtinspektors an der Landwirtschaftskammer zur Seite. In der Schweinezucht dagegen ist der Bauer im allgemeinen dem größeren Besitzer überlegen, weil hier die bessere Fütterung durch die Hand der Bauersfrau sich stets bemerkbar macht. In der Ackerbearbeitung, der Benutzung von Originalsaat macht sich bei unserm mecklenburgischen Bauern ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar, so daß heute auch der Bauer bei uns weit mehr als früher für den Markt produziert. Das wird mit der Zeit sicherlich noch besser werden, wenn erst die landwirtschaftlichen Vereine

auch auf diesem Gebiete den Weg weisen, und wenn erst von der Landwirtschaftskammer bäuerliche Musterbetriebe eingerichtet werden, wie sie für den Großgrundbesitz in Kl.-Wokern, dem Versuchsgut der Landwirtschaftskammer, und auf dem Lehrgut Vorderbollhagen schon bestehen.

Die Zahl der Groß- und Mittelbauern in Mecklenburg beträgt etwa 7000, die Zahl der Kleinbauern, bei uns Büdner genannt, etwa 9000. Die Büdnerei ist der typische Familienbetrieb, in dem die ganze Wirtschaft von dem Besitzer, seiner Frau und seinen Kindern besorgt wird. Vielfach, namentlich in der Nähe der Bäder, ist der rein landwirtschaftliche Betrieb verdrängt durch den gärtnerischen. Hier ist die Ausnutzung des Bodens die intensivste, die es bei uns gibt. Auch manche Häuslereien, von denen wir in Mecklenburg etwa 13 000 haben, sind durch Zupachtung von Gemeindeland als selbständige Wirtschaftsbetriebe anzusehen. Die Büdnerei ist eine Wirtschaftsform, die noch gar nicht so lange in Mecklenburg besteht. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die ersten Büdner angesetzt, aber erst seit 1848 hat sich die Zahl derselben durch innere Kolonisation stark vermehrt, das heißt nur im Domanium; in der Ritterschaft und Landschaft ist vor dem Kriege so gut wie gar nicht kolonisiert worden.

Somit haben wir alle Betriebsarten kennen gelernt, die in unserm Heimatland vorkommen. Nun noch ein Wort über die Organisation der mecklenburgischen Landwirte. Ihre wirtschaftspolitische Vertretung ist der Landbund mit dem Sitz in Güstrow. Zum Zwecke der fachwissenschaftlichen Fortbildung haben sich die größeren Landwirte in Patriotischen Vereinen, die schon um das 18. Jahrhundert gegründet wurden, zusammengeschlossen, während sich die kleineren Landleute in den landwirtschaftlichen Vereinen, die erst nach 1870 durch den Grafen zur Lippe, damaligen Professor an der Universität Rostock, gegründet wurden. Seit dem Kriege besitzt unser Heimatland auch eine Landwirtschaftskammer, die ihren Sitz in Rostock hat und die bereits in zahlreiche Abteilungen für alle Zweige der Landwirtschaft gegliedert ist, wie z. B. für Tier- und Pflanzenzucht, Gartenbau, Forstwirtschaft, Elektrizität und Maschinenbau und die gerade für unser Mecklenburg so wichtige kulturtechnische Abteilung, weil der Stand unserer Weiden und Wiesen noch viel zu wünschen übrig läßt. Die Landwirtschaftskammer veranstaltet jedes Jahr eine landwirtschaftliche Woche und alle drei Jahre eine landwirtschaftliche Ausstellung, hält Woll- und Viehauktionen ab und anderes mehr. Zur wissenschaftlichen Erforschung des Ackers und der Pflanzen dient die landwirtschaftliche Versuchsstation in Rostock. Mit der landwirtschaftlichen Schule zu Dargun ist ein landwirtschaftliches Seminar verbunden. Es fehlt unserem Heimatlande also nur noch die landwirtschaftliche Hochschule, die leicht an die Universität Rostock angegliedert werden könnte. Für die Erhaltung der ländlichen Eigenart und Sitte, Bauweise und Sprache will vor allem der mecklenburgische Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege sorgen.

Möchte unsere mecklenburgische Landwirtschaft weiter blühen und gedeihen, beitragen zur Ernährung unserer städtischen Bevölkerung, aber auch zur Erhaltung unserer Volkskraft, denn heute behält die griechische Sage vom Riesen Antäus ihre Gültigkeit, der, solange er die Berührung mit der Mutter Erde behielt, unüberwindbar war. Der Acker ist die Quelle unserer Volkskraft, die ländliche Bevölkerung ist unser Jungbrunnen. Die Landwirtschaft soll uns nicht nur gutes Korn und Vieh liefern, sondern vor allem gesunde Menschen. Jeder Mecklenburger sollte etwas von dieser Erdkraft, die nur der Acker gewährt, in sich tragen.

Waldhaus zu Wiligrad, das Heim der Bauernhochschule für Landmädchen.

# Unsere Bauernhochschulen.

Von Dr. Prieſter, Roſtock.

Der Gedanke der Bauernhochſchule ſtammt aus den nordiſchen Ländern. Er hat in Deutſchland ſchon vor dem Kriege Eingang gefunden in der Provinz Schleswig-Holſtein. In Mecklenburg iſt dieſe Schulart bald nach dem Kriege auf Anregung des Mecklenburgiſchen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege entſtanden. Wir haben zur Zeit zwei Bauernhochſchulen in Mecklenburg, eine für Landtöchter in Wiligrad und eine für Landſöhne in Friedrichsthal. Die Bauernhochſchulen ſind keine ſtaatlichen Anſtalten, ſondern ſie werden von dem Verein „Bauernhochſchule“ unterhalten, dem annähernd 500 Bauern angehören. Der Name „Bauernhochſchule“ wird oft falſch verſtanden: es iſt keine Schule ausſchließlich für Bauernkinder, wenn auch unſer Großbauernſtand, die Hofbeſitzer, ſtets die meiſten Schüler und Schülerinnen ſtellen wird. ſondern es iſt eine Schule für die geſamte erwachſene Landjugend über 18 Jahre. Für uns iſt jeder „Bauer“, der den Acker bebaut. So wollen alſo die Bauernhochſchulen die Hochſchulen der Landjugend ſein. Wie wollen ſie das erreichen?

Zunächſt wollen ſie einen ländlichen Bildungsweg ſchaffen helfen, der über Dorfſchule, Fortbildungsſchule und Fachſchule zur Bauernhochſchule führt. Dieſer ländliche Bildungsweg ſoll mehr als bisher die Landjugend auf dem Lande feſthalten, ſie den großſtädtiſchen Einflüſſen entziehen und ihr eine Bildung vermitteln, die, aufbauend auf nur deutſchem Bildungsgut, der ſogenannten höheren Bildung gleichwertig iſt. Dieſer Bildungsweg nimmt inſofern Rückſicht auf die ſich auf das Sommerhalbjahr ſtark zuſammendrängende landwirtſchaftliche Arbeit, als Fortbildungs-, wie Fach-, wie Bauernhochſchule nur im Winterhalbjahr geöffnet ſind. Auf der Dorfſchule ſoll das Landkind die allgemeine Grundbildung erhalten, nur die Naturkunde ſoll es ſchon auf den ſpäteren landwirtſchaftlichen Beruf hinweiſen. Die ländliche Fortbildungsſchule ſoll das auf

der Dorfschule Gelernte vertiefen, mehr als diese den Stand als Landbewohner berücksichtigen und die Bedeutung der Heimat in den Vordergrund stellen. Die landwirtschaftliche oder gewerbliche Fachschule soll ausschließlich Fachwissen vermitteln, während die Bauernhochschule bei der nunmehr gereiften Jugend die Erkenntnis fördern und das Selberurteilen erleichtern will.

Die Bauernhochschule ist also keine Fachschule, sondern eine ländliche Gesinnungsschule. Im Vordergrunde jeder Betrachtung steht das Land, die engere Heimat. Stets wird von der nächsten Umgebung, dem Heimatsdorfe ausgegangen und von hier dann der Blick auf das Ganze gelenkt, den Fäden nachgegangen, die die Heimat mit dem großen Vaterlande, die den Mecklenburger mit dem Deutschen innerhalb und außerhalb der Grenzpfähle verbinden. Die jungen Leute werden in die deutsche Geschichte eingeführt, so weit es zum Verständnis der Gegenwart notwendig ist, sie lernen in großen Zügen unter besonderer Berücksichtigung der Heimatliteratur das deutsche Schrifttum kennen, die Volkskunde soll ihnen die Bedeutung des heimischen Volkstums näher bringen, die Hochachtung vor den Sitten und Gebräuchen der Väter befestigen. Die Volkswirtschaft soll den Blick über den eigenen Hof auf die Gesamtheit der Landbevölkerung lenken und die politische Einstellung über den reinen Parteistandpunkt erheben. Es wird aber nicht nur der Geist, sondern es werden auch Körper und Gemüt auf der Bauernhochschule durch Turnspiele aller Art, durch Gesang und Musik gepflegt.

Da die Schüler und Schülerinnen in einem Heim untergebracht sind, kann mehr als auf anderen Schulen die Willens- und Gemütsbildung hier gepflegt werden, nicht allein durch die ständige Beeinflussung von seiten aller Lehrenden, sondern auch durch den dauernden Umgang mit den Kameraden. Tüchtige Soldaten sollen als Pioniere ländlicher Kultur von der Bauernhochschule ins Land geschickt werden. Warum sollten nicht aus diesen Soldaten auch einmal Offiziere werden, die zu Führern des Landvolkes emporwachsen? Mag das nun möglich sein oder nicht, von größter Bedeutung wird allenfalls der Geist sein, der von der Bauernhochschule ausgehend allmählich das ganze Land durchdringt, ein Geist, der das Echte vom Unechten zu unterscheiden weiß, ein Geist, der vom Materiellen ablenkt zu wahren, bleibenden Gütern des Menschen, zum deutschen Idealismus.

Ob es möglich sein wird, durch die Bauernhochschulen eine ländliche Kultur wiederzuschaffen, wie Deutschland sie in den rein bäuerlichen Gegenden Westelbiens Jahrhunderte lang besessen hat, kann erst die Zukunft lehren, wohl aber wird es möglich sein, durch diese Schulen eine rein deutsche Kultur, befreit von allen Schlacken westeuropäischer Zivilisation, der Landbevölkerung zu vermitteln. Auf keiner Schule wird so stark auf die „Umwelt" des Landbewohners einzuwirken versucht als wie hier, auf seine ganze Umgebung, die sich durch Haus, Inneneinrichtung, Kleidung und Sprache, mit einem Worte: durch das Volkstum ausdrückt. Erweckung des Interesses für heimatliche Bauweise, Schaffung echter Bauernmöbel, Herstellung eigener Trachten durch die Mädchen in der Spinn- und Webstube, Pflege der heimischen Mundart in Rede und Schrift, das sind alles Mittel, um die Bauernhochschulen zu Trägern einer selbstbewußten ländlichen Kultur zu machen. So sollen die Bauernhochschulen Heimatschulen im wahrsten Sinne des Wortes werden, aus denen heimatfeste und heimatfrohe Männer und Frauen hervorgehen, die, stolz auf ihre Eigenart, dennoch den Blick für die Allgemeinheit nicht verloren haben. —

# Von Mecklenburgs Handel, Industrie und Schiffahrt.

Von Dr. Hans Ludwig Weber, Rostock.

Die Formen, die Handel, Industrie und Schiffahrt in Mecklenburg angenommen haben, sind verständlich nur aus den besonderen Grundlagen und Voraussetzungen, wie sie in Mecklenburg vorliegen und zum Teil in den andern Aufsätzen dieses Buches behandelt werden. Sie erklären sich zunächst aus der Landschaft und der geographischen Lage des Landes, einer Lage, abseits der Hauptstraßen des Weltverkehrs, auch abseits der großen deutschen Ströme mit Ausnahme der kurzen Berührung der Elbe. Auch die ziemlich lange Seeküste weist nur zwei Häfen auf, die gegenüber andern deutschen Häfen den Nachteil eines nur verhältnismäßig kleinen, durch natürliche Verkehrswege angeschlossenen Hinterlandes bieten, das noch dazu nur sehr dünn besiedelt ist.

Diese Landschaft ist erst seit noch nicht sehr langer Zeit besiedelter Kolonialboden. Vor ungefähr 700 Jahren ist die Besiedelung Mecklenburgs erfolgt, und der Unterschied in den sich daraus ergebenden Verhältnissen ist noch heute jedem sichtbar und fühlbar, der sich in das eigentliche, alte deutsche Gebiet an Rhein und Donau mit mindestens 1000 Jahre längerer Geschichte, ja auch nur nach Mitteldeutschland begibt. Weitere Grundlagen sind die Armut an Bodenschätzen und an natürlichen Kraftquellen sowie die Anlagen und Fähigkeiten des in Mecklenburg ansässigen Menschenschlages.

Auf diesen Grundlagen entwickelte sich das Bild, das wir heute vor uns sehen. Das Wirtschaftsleben Mecklenburgs ist in erster Linie durch die Landwirtschaft bestimmt. Nur in den beiden Seestädten Rostock und Wismar finden wir die Wirtschaft daneben beeinflußt durch die Schiffahrt, Fischerei und was weiter mit der See zusammenhängt. Die dünne Besiedlung des Landes — die dünnste innerhalb ganz Deutschland — bietet für eine selbständige umfangreichere Industrie weder genügende Arbeitskräfte noch genügenden Absatz, und natürliche Kraftquellen und Rohstoffe fehlen. Was an Industrie und Handel vorhanden ist, steht daher mit wenigen Ausnahmen in enger Beziehung zur Landwirtschaft oder in den Seestädten zur Schiffahrt. Daneben hat in neuerer Zeit der sommerliche Fremdenverkehr wirtschaftliche Bedeutung für Mecklenburg gewonnen, und zwar nicht nur in den Badeorten an der Ostseeküste, sondern auch in einer Reihe von landschaftlich bevorzugt gelegenen Orten des Binnenlandes.

Betrachten wir zunächst den Großhandel, der der Landwirtschaft ihre Erzeugnisse abnimmt, also mit Korn, Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Heu und Stroh sowie mit Wolle, Eiern, Butter und Käse handelt. Seine Vertreter sind über das ganze Land verstreut und stehen in unmittelbaren Beziehungen zu den Hauptmärkten Deutschlands in diesen Waren sowie zu den Hauptverbrauchsgebieten, namentlich dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Eine Reihe anderer Zweige des Großhandels, deren Vertreter ebenfalls über das ganze Land verstreut sind, befassen sich damit, die Bedürfnisse der Landwirtschaft zu decken. Sie liefern Saatkorn, Sämereien, Saatkartoffeln, Futtermittel, Düngemittel, Eisen und Eisenwaren

aller Art, landwirtschaftliche Maschinen, Feldbahnen, Baustoffe, Motorpflüge und Automobile. In vielen Fällen sind einzelne von den aufgeführten Großhandelszweigen in einer Firma verbunden, so daß z. B. der gleiche Kaufmann dem Landwirt Korn, Kartoffeln und Wolle abnimmt und ihn andererseits mit Sämereien, Futtermitteln und Düngemitteln beliefert. Gleichzeitig ist er in vielen Fällen noch der Bankier des Landwirts.

An *industriellen* Betrieben, die in engster Verbindung mit der Landwirtschaft stehen, indem sie die von ihr gelieferten Erzeugnisse verarbeiten, sind zu nennen Getreidemühlen, Zuckerfabriken, Brennereien und Brauereien, Kartoffeltrocknungs- und Kartoffelflockenfabriken sowie Kartoffelstärkefabriken, Haferflockenfabriken, Ölmühlen, Molkereien und Milchkonservenfabriken, Fleischkonservenfabriken, Gerbereien und Lederfabriken, Wollspinnereien und Tuchfabriken. Die zahlreichen Sägewerke, die in Mecklenburg-Strelitz die Hauptindustrie des Landes bilden, verarbeiten die Erzeugnisse der Forstwirtschaft. Ebenso wie beim Großhandel gibt es dann auch zahlreiche Industriebetriebe, die für die Bedürfnisse der Landwirtschaft arbeiten. Hier sind zu nennen die Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, die Sack- und Planfabriken, Drahtwerke und zahlreiche Wagen- und Fahrzeugfabriken.

Die genannten Industrien sind im allgemeinen über das ganze Land verstreut mit alleiniger Ausnahme der Tuchindustrie, die sich durch historische Zufälligkeiten nur in Malchow und Parchim befindet. Der Absatz von vielen dieser Werke geht über Mecklenburgs Grenzen hinaus, ja von einzelnen auch über Deutschlands Grenzen. Im übrigen sind auch viele industrielle Unternehmungen mit Großhandel verbunden. So handeln die großen Mühlen gleichzeitig mit Korn und Mehl, auch wohl mit Futtermitteln und Düngemitteln, und viele Sägewerke sind mit Holzhandel verbunden.

Neben diesen lediglich durch die Landwirtschaft bestimmten Großhandels- und Industriezweigen gibt es eine Reihe von solchen, für die die landwirtschaftliche Bevölkerung in gleicher Weise wie die städtische Bevölkerung Abnehmer sind. Beide werden versorgt durch den Großhandel mit Mehl, Zucker, Salz, Heringen, Gewürzen und Kolonialwaren aller Art, Weinen, Tabakwaren, Kohlen, Ölen und Fetten, Drogen und Farben, Benzin, Benzol usw., Textilwaren, Papier, Bürstenwaren und Fässern und noch manchem anderen. Der Hauptsitz dieses Großhandelszweigs ist Rostock, für einzelne Zweige auch Wismar und Schwerin. Ebenfalls dient ein weiterer Teil der vorhandenen Industrie in gleicher Weise den ländlichen wie den städtischen Bedürfnissen. Hier sind zu nennen Seifen- und Tabakfabriken, eine Margarinefabrik, Essigfabriken, Schokoladen- und Süßwarenfabriken, Kalkbrennereien, Dachpappenfabriken, Faßfabriken und Treibriemen- und Gummiwarenfabrikation.

Für die zahlreichen Zweige des *Einzelhandels* mit allen Waren des täglichen Bedarfs gilt allgemein, daß sie zwar ebenso den städtischen Bedürfnissen wie denen der ländlichen Bevölkerung dienen, daß aber die Höhe ihres Umsatzes ganz wesentlich von dem größeren oder geringeren Wohlergehen der Landwirtschaft beeinflußt wird. Die kleinen mecklenburgischen Landstädte von etwa 3000 bis 5000 Einwohner haben mindestens in ihrer näheren Umgebung eine landwirtschaftliche Bevölkerung wohnen, die ihre Einwohnerzahl übertrifft. Nur dadurch erklärt es sich, daß in vielen dieser kleinen Städte Kaufläden vorhanden sind, die sich wirtschaftlich nicht halten könnten, wenn sie lediglich auf die Käufer aus der Stadt angewiesen wären.

Das wirtschaftliche Leben der beiden Seestädte Rostock und Wismar ist neben den Zügen, die es durch die Lage innerhalb eines großen landwirtschaftlich

bestimmten Bezirkes erhalten hat, durch die Nähe der See und insbesondere durch die Schiffahrt bestimmt. So finden wir in Rostocks und Wismars Mauern Schiffswerften sowie eine Anzahl größerer und kleinerer Reedereien mit ihren Hilfsgewerben, Schiffsmaklern, Spediteuren, Stauern, Versicherern und Händlern für alle Bedürfnisse der Schiffe und ihrer Besatzung. Besonders durch die Schiffahrt gefördert wird der Einfuhr-Großhandel mit Kohlen und mit Holz, Kohlen aus England und Schottland, Holz aus Schweden und Finnland. Allerdings haben diese Einfuhren nach dem Kriege ihre frühere Bedeutung noch nicht wieder erreicht. Immerhin sehen wir in Rostock und Wismar auf den Kohlenlagerplätzen die umfangreichen Krananlagen mit der Entleerung der Kohlendampfer beschäftigt und ebenso die großen Holzlagerplätze mit ausländischen Zufuhren bedeckt. Infolge der nahen See ist in Rostock und Wismar auch die Fischindustrie vertreten durch die Herstellung von Fischkonserven und Räucherfischen. Ihr Absatz erstreckt sich weit nach Deutschland hinein.

In kleinerem Umfange gilt ähnliches für die beiden am Elbstrom belegenen mecklenburgischen Städte Boizenburg und Dömitz. Auch hier sind Werften vertreten, eine Anzahl Elbschiffer ansässig sowie Firmen, die sich mit dem Kohlengroßhandel auf dem Wasserwege beschäftigen.

Was bis hierher berichtet worden ist, könnte zur Not ein Wirtschaftskenner theoretisch ableiten aus den ihm bekannten wirtschaftlichen Grundlagen, auch ohne daß er unser Heimatland jemals gesehen hätte. Zu eingehendem Nachdenken regt es jedoch an, wenn wir wirtschaftliche Erscheinungen beobachten, die sich aus den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht ohne weiteres gewissermaßen zwangsläufig ergeben.

Da finden wir z. B. die in Rostock ansässige Granitindustrie. Der von ihr verarbeitete Granit kommt zu Schiff aus Schweden. Er bleibt zum Teil im Lande, zum größeren Teil wird er wieder in die ganze Welt ausgeführt. Wir finden hier also eine Veredelungsindustrie ersten Ranges, die den Wert deutscher Arbeit zum Nutzen des deutschen Vaterlandes verwendet. Es war nicht ohne weiteres gegeben, daß sich diese Industrie gerade in Rostock ansiedelte. Wir finden ferner bedeutende chemische Fabriken, so die Firmen Friedr. Witte und Chr. Brunnengräber in Rostock und die Chemische Fabrik Güstrow Dr. Hillringhaus u. Dr. Heilmann A.-G. in Güstrow, Firmen, die Spezialitäten von Weltruf herstellen. Nicht jeder weiß in Mecklenburg, daß in Bützow die Firma H. C. Kröplin besteht, eine Fabrik von meteorologischen und optischen Instrumenten, die hauptsächlich Barometer herstellt und deren Erzeugnisse ebenfalls in die ganze Welt gehen. Das gleiche gilt von den Feinpapieren der Firma Schoeller u. Bausch in Neu-Kaliß, von den Dauermilcherzeugnissen der Natura-Milch-Export-Gesellschaft in Waren und noch von vielen andern Firmen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. In der Tat, es ist erstaunlich, eine wie lange Reihe von Unternehmungen sich in Mecklenburg aufzählen läßt, die es verstanden haben, ohne sonderlich durch natürliche Verhältnisse angeregt oder begünstigt zu sein, durch gediegenste Herstellung von bestimmten Spezialitäten in zäher, geduldiger Arbeit sich einen Namen zu schaffen, der in der Welt mit Ehren genannt wird. Für große kapitalistische Unternehmen, die mit Millionenkapital gegründet werden und sofort Früchte bringen sollen, ist in Mecklenburg kein Raum. Charakteristisch ist für die alteingesessenen, angesehenen wirtschaftlichen Unternehmungen Mecklenburgs ihre langsame und solide Entwicklung aus kleinen Anfängen, vielfach aus dem Handwerk heraus und die Fortführung des Werkes durch Söhne und Enkel. So finden wir auch für das kleine Mecklenburg auffallend viele Unternehmungen, die das hundertjährige, ja das hundertfünfzigjährige und zweihundertjährige Bestehen im Besitz der gleichen

Familie feiern konnten. Genannt seien hier die Brauerei von Christian Rose, die Mühle von C. J. P. Bolbrügge, die Lederfabrik H. G. Staude, alle drei in Grabow, die Getreide- und Holzfirma Chr. Callies in Grevesmühlen und die Zichorienfabrik von J. H. L. Hoffmann in Parchim. Ja, manchmal überdauern die Erzeugnisse einer Firma noch lange ihr Erlöschen. So werden die Tabake der Anfang dieses Jahrhunderts nach über hundertjährigem Gedeihen erloschenen Firma Saniter u. Weber noch heute von einer anderen Rostocker Tabakfabrik unter dem alten Firmennamen hergestellt und vertrieben. Auch reine Handelsfirmen vererben sich durch Generationen in einzelnen Familien, so die Weinhandlungen F. A. Wöhler in Schwerin und Georg Martens in Rostock, die Firma P. J. Behnck in Rostock und die Firma J. F. Schomann jun. in Rostock, deren Inhaber seit Ende des 18. Jahrhunderts ununterbrochen alljährlich die Leipziger Messe besuchen und als kostbares Erinnerungsstück in ihrem Kontor die Brabanter Elle bewahren, mit der schon vor über hundert Jahren die Vorfahren maßen.

Wenn man diese Dinge überdenkt, ist man erstaunt, was auf dem wirtschaftlich so spröden mecklenburgischen Boden an beachtenswerten Unternehmungen alles gewachsen ist. Es sind dies Dinge, die sich nicht durch die geographische Lage und die natürlichen Wirtschaftsgrundlagen erklären lassen, sondern den besonderen Eigenschaften des Menschenschlages zugeschrieben werden müssen. In dem dünn besiedelten Mecklenburg bedeutet eben die Einzelpersönlichkeit, die hier von Natur einen viel größeren Bewegungsraum vorfindet, etwas ganz anderes als in dicht bevölkerten Industriegegenden. Was an wertvollen Einrichtungen in mecklenburgischen Städten geschaffen ist, geht meistens auf die Anregung ganz bestimmter Einzelpersönlichkeiten zurück. Weitblickende Männer können hier unendlich viel für die Allgemeinheit tun und haben es getan.

Seit 1914 hat auch die mecklenburgische Wirtschaft schwere Zeiten durchzumachen gehabt, ihre Lage ist augenblicklich zusammen mit der der Landwirtschaft alles andere als rosig, und auch die nächste Zukunft läßt nichts Gutes erwarten. Aus der Tatsache jedoch, daß die mecklenburgische Wirtschaft in enger Berührung mit der Natur durchweg auf gesunder Grundlage aufgebaut ist, läßt sich die Gewißheit entnehmen, daß sie namentlich auch dank der Zähigkeit ihrer Vertreter auch die Stürme der Gegenwart wie schon frühere siegreich überwinden wird.

# Mecklenburgs kunst- und kulturgeschichtliche Museen.

Von Dr. H. Reifferscheid, Schwerin.

Das Mecklenburg-Schwerinsche Landesmuseum zu Schwerin hat seinen Grundstock in dem herzoglichen Kunstbesitz, der sich ehemals auf die Schlösser zu Schwerin, Ludwigslust und Neustadt verteilte. Aber erst in der 1844 erfolgten Überführung von Gemäldegalerie und Kunstkammer des alten Schweriner Schlosses in ein Mietshaus am Pfaffenteich liegt der Anfang eines selbständigen Museums, obwohl damals nur an eine vorübergehende Maßnahme für die Zeit des Schloßneubaues gedacht war. Im Jahre darauf der Allgemeinheit zugänglich gemacht, enthielten die Sammlungen in der Hauptsache Gemälde, daneben Kupferstiche und Gipsabgüsse, zu denen in den folgenden Jahren noch ein ethnographisches

Schwerin. Museum am Alten Garten.

Kabinett kam. Einen erheblicheren Zuwachs brachte dann die Überweisung der Neustädter Sammlungen, als das dortige Schloß zum Sitz der Amtsverwaltung eingerichtet wurde.

Als dann der Schloßbau seiner Vollendung entgegenging, ergab sich, daß die für die Kunstsammlungen bestimmten Räume bei weitem nicht ausreichten, und so wurden diese vorab in ihrer bisherigen Behausung belassen. Leider hinderte die dortige Raumnot nicht, durch Verkäufe und Tausch die äußere Abrundung der Galerie zu betreiben in dem verhängnisvollen Ehrgeiz, „in der Reihe der deutschen Gemäldegalerien den ihr gebührenden Platz unmittelbar hinter denen von Berlin, Dresden, München und Wien einzunehmen".

Der immer wieder geäußerte Wunsch eines eigenen Museumsbaues nahm zuerst im Jahre 1862 festumrissene Formen an, ohne jedoch sich in den folgenden 15 Jahren zu verwirklichen. Als aber endlich 1882 das Großherzogliche Museum in den von Hermann Willebrand entworfenen Neubau am Alten Garten eingezogen war, umfaßte es: die alles andere weit überragende Gemäldegalerie, deren Bestand durch die kostbare Ludwigsluster Sammlung und durch die Werke neuerer Meister noch erheblich vermehrt war, ferner die aus einem Hause der Amtstraße überführte, dem Großherzog wie dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gehörige Altertümersammlung (in der Hauptsache die heutige Vorgeschichtliche Abteilung), mancherlei Bestände kirchlicher und kunstgewerblicher Art, eine Antiken-Sammlung von Abgüssen, ein Münz- und ein Kupferstichkabinett. Es handelte sich also durchaus um eine der für jene Zeiten so charakteristischen Museumsschöpfungen aus völlig unausgeglichenen Beständen, in denen Originale und Kopien gleichwertig zur Schau gebracht wurden. Die weitere Entwicklung des Museums lag in den Persönlichkeiten, die nacheinander mit der Leitung des jungen Kunstinstituts betraut wurden und die in zielbewußtem Schaffen das Museum Schritt für Schritt ausgestalteten. Nur die Abteilung Vorgeschichtlicher Altertümer

wie das niemals über einen Fachbeamten verfügende Kupferstichkabinett haben trotz Vergrößerung ihre 1882 gewonnene Form im wesentlichen bewahrt, haben die in den geistigen Strömungen der Folgezeiten liegende Entwicklung nicht mitgemacht.

Friedrich Schlie, der klassische Philologe, begann seine museale Tätigkeit mit der Ausarbeitung der für den Auf- und Ausbau der Sammlung antiker Gipsabgüsse grundlegenden, dann aber nicht durchgeführten Pläne. Seit seinem Amtsantritt als Direktor (1877) widmete er seine immense Arbeitskraft in erster Linie der wissenschaftlichen Bearbeitung der Gemäldegalerie. Schlies Vorliebe galt den Werken alter holländischer Meister, bei deren gründlichem Studium er es zu einer erstaunlichen Kennerschaft brachte. Mangels einer fachlichen Vorbildung wurde freilich die Aufmachung der Galerie eine mehr wissenschaftliche als geschmackvolle, und so führte die wohl beabsichtigte, aber immer wieder durchkreuzte räumliche Anordnung nach „Schulen" zu mancherlei Kompromissen, von der Hängung der Gemälde Bild an Bild nach „möglichst gleichmäßigen Farbenbouquets" gar nicht zu reden. Schlies dritte große Leistung ist der Ausbau der keramischen Abteilung; hier sammelte er mehr nach Fabriken und Marken als nach Qualität und Erhaltungszustand und hat somit auch bei dieser seiner letzten Schöpfung den Philologen nicht verleugnet.

Ernst Steinmann, der feinfühlige Kunstästhet, dem in voller Erkenntnis dessen, was ein Museumsdirektor braucht, mit der Schweriner Direktorstelle auch die Möglichkeit zu alljährlich wiederkehrenden mehrmonatlichen Auslandsreisen gegeben wurde, brachte in das Schweriner Museumswesen die der Schliesschen Aufstellung durchaus fehlende Note internationaler Geschmackskultur, doch hat sich diese geschmackliche Durchgestaltung in der Hauptsache auf die Gemäldegalerie beschränkt. Jahraus, jahrein wurde ein Saal hergerichtet und nach den Muster des damals vorbildlich erscheinenden Berliner Kaiser-Friedrich-Museums „gehängt", und so entstand im Trakt der Oberlichtsäle die wohlgewogene, nach dem Flügeln symmetrisch sich abstufende Tönung der Einzelräume als künstlerisches Mittel vornehm-feierlicher Ruhe. Hand in Hand damit ging eine geschmackvolle Rahmung der Gemälde; kurz, mit Steinmann zog künstlerische Vornehmheit in die Galerieräume. Die wirkungsvolle Gestaltung der Oberlichtsäle geschah freilich auf Kosten der fast zu Magazinen gewordenen Kabinette, wie auch die ausgesprochen formale Hängungsweise nach Bildgrößen, Farbenwerten und Farbenstimmungen die Preisgabe der Zusammengehörigkeit selbst erstrangiger Werke gleicher Meister zur Folge haben mußte.

Walter Josephi wurde als erster fachlich geschulter Museumsdirektor zum Organisator, Ausgestalter und Mehrer des überkommenen Erbes. Er schuf zunächst die bisher fehlende innere Verwaltung, eine zwingende Notwendigkeit für ein fachmännisch geleitetes Institut der Jetztzeit. Dem Weiterausbau der zeitgemäßen Neuordnung setzte der Ausbruch des Weltkrieges ein vorzeitiges Ziel. Dann kamen die politischen Umwälzungen von 1918 mit ihrer Umgestaltung der höfischen Privatsammlungen zu einem zentralen Landesmuseum, und nun galt es als erstes und vordringlichstes die Bestände zu sieben und zu sichten, um ein wirklich modernes Kunst- und Kulturinstitut zu schaffen. Nach Abstoßung der dem Schweriner Museum wesensfremden ethnographischen Gegenstände folgte 1919 die Überweisung der Antiken-Sammlung von Gipsabgüssen an die Rostocker Universität, da die in Schwerin unfruchtbare Sammlung nur in Verbindung mit einem archäologischen Lehrstuhl den bei ihrer Begründung gehegten Absichten gerecht werden konnte. Mit dem folgerichtigen Ausscheiden auch der Gemälde-Kopien war dann das Museum zu einer Sammlung von Originalwerken vereinheitlicht, und

als es gelang, durch die Überführung der reichen kunstgewerblichen Sammlungen und des Münzkabinetts in das Schloß ein Schloßmuseum zu schaffen, war der Weg gebahnt, die Schweriner Museen zu Instituten umzugestalten, die ästhetisch und museal zu den besten ihrer Art gehören.

Das Schloßmuseum, inmitten einer unvergleichlich schönen Landschaft in den historischen Bauten des stolzen Residenzschlosses untergebracht, wurde seit 1921 nach den modernsten musealen Grundsätzen aufgebaut. Wie es bei einer Museumsschöpfung von Rang selbstverständlich, hat sich das Schweriner Schloßmuseum streng aus den Gegebenheiten entwickelt. Gegeben war einmal die herrliche Lage des Schlosses auf der Insel im See: ihre planmäßige Einbeziehung in das Schauprogramm bedeutet einen Hauptvorzug vor sämtlichen übrigen deutschen Museen. Gegeben waren weiter die einstigen landesfürstlichen Prunkräume und endlich die höfisch-modernen Wohnräume der Großherzöge, ausgeräumte Zimmerfluchten, in denen die reichen kunstgewerblichen Sammlungen unter kritischer Auslese der Qualitätsstücke zur Schau gebracht wurden. Die Folge der geschmackvoll-zwanglosen Anordnung ist eine jedem Besucher auffallende Harmonie zwischen Inhalt und Umgebung, die den Museen sonst zu fehlen pflegt.

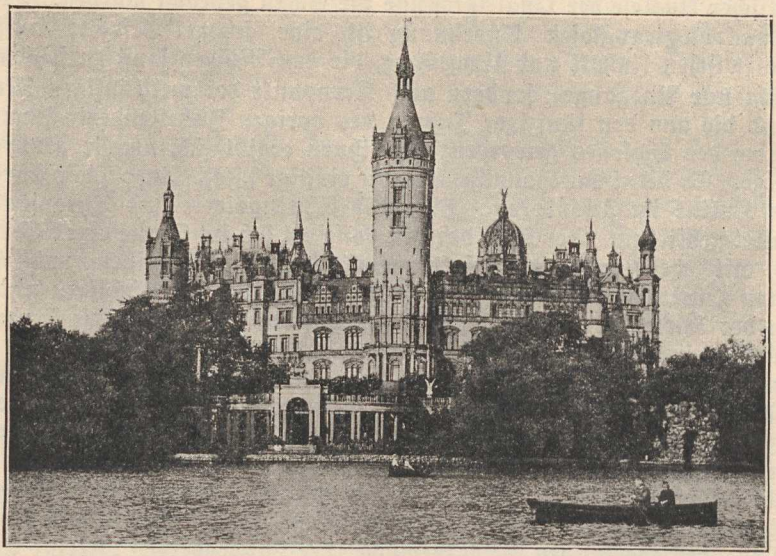
Nicht nur Ausgangs-, sondern auch Kernpunkt der weitläufigen Museumsanlage sind die aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden Prunkräume des Schlosses geworden: aus ihnen ergibt sich, um sie gruppiert sich alles übrige. So dient das Hauptgeschoß, die einstige „Fest-Etage", der Darstellung fürstlicher Kultur im besonderen. Hier sind Ahnengalerie und Thronsaal völlig unangetastet geblieben. Der Weg dorthin vollzieht sich im Sinne einer Steigerung von der mit wenigen, aber wirkungsvollen Fürstenbildnissen und Sänften geschmückten Obotritentreppe angefangen, durch die mit Prunkgläsern und Tafelgeschirren des landesfürstlichen Hauses ausgestattete Schlössergalerie hindurch bis zum Wilhelmszimmer, das neben einer Schausammlung der Orden und Ehrenzeichen des früheren Großherzogtums Throne der Rokoko- und der Empirezeit enthält, dazu gleichzeitige erstklassige Fürstenporträts. Jenseits des Thronsaales ist ein eigener Königin-Luise-Raum eingeschaltet mit zahllosen Einzelstücken, deren bisweilen ergreifende Schlichtheit bei vollendeter Formengebung an eine zwar bitterarme, aber geschmacklich hochstehende Zeit gemahnt. Es folgt ein der Schloßgeschichte gewidmeter Raum und dann das reichhaltige Münzen- und Medaillenkabinett. Die sich anschließenden ehemaligen Privatgemächer der Landesherren „Kleine Audienz", „Arbeitszimmer", „Ministerzimmer" bergen jetzt kostbarstes Kunstgewerbe: die mit unendlicher Liebe und feinstem Geschmack seit Herzog Christian Ludwigs Zeiten (1683—1756) gesammelten hervorragenden Arbeiten in Edelmetall, Elfenbein und anderen erlesenen Materialien. Das bescheidene einstige Schlafgemach des Landesherrn überrascht durch die auffallend schöne Fächersammlung der verstorbenen Herzogin Johann Albrecht, eine glückliche Erwerbung aus der Zeit der Einrichtung des Schloßmuseums. Ein angrenzender Raum endlich umschließt nunmehr mit seinen lichtgrünen Wänden ein stilgerecht eingerichtetes Empirezimmer im Geschmack und aus der Zeit des letzten mecklenburgischen Herzogs. Meisterbilder und Prunkmöbel aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, jeweils im Einklang mit den ausgestellten Gegenständen, geben das repräsentative Spiegelbild zu den eigentlichen Sammlungen.

Das Untergeschoß hat in der Hauptsache die kunstgewerblichen Fachsammlungen aufgenommen. Dank einer mit bescheidensten Mitteln noch eben rechtzeitig ausgeübten Sammeltätigkeit herrscht hier die Keramik vor, wie auch die stattliche Gläsersammlung erst im verflossenen Jahrzehnt geschaffen wurde. Den Höhepunkt der keramischen Abteilung bilden die Frühwerke Altmeißens, die in

einer Qualität und Reichhaltigkeit vertreten sind, wie man sie selbst in den großstaatlichen Museen nicht zu finden pflegt. Eine kleine, aber gewählte Sammlung antiker Keramik, Räume mit italienischen Majoliken auf dem einen, mit Erzeugnissen Ostasiens auf dem anderen Flügel des Museumskomplexes vervollständigen den Überblick über die mannigfachen Stätten und Zweige der keramischen Produktion, die ungeachtet aller Finanznöte bis auf die Gegenwart weitergeführt wird.

Ihren Höhepunkt erreichen die Sammlungen des Schloßmuseums in der erst 1923 der Allgemeinheit erschlossenen Großen Hofdornitz, der glücklichsten Raumschöpfung niederdeutscher Renaissance-Baukunst, mit ihren ganz ungewöhnlich kostbaren Jagdwaffen, Jagdgeräten und Jagdtrophäen.

In der stattlichen Flucht der Königszimmer, jener prächtigsten Gasträume des Schlosses, endlich ist die Mecklenburgische Militär-Abteilung untergebracht, die



Das Schloß zu Schwerin. Die geschichtlichen Bauten (Schloßmuseum).

in ihrer Gliederung nach Regimentern einen klaren und eindrucksvollen Überblick über Mecklenburgs Anteil am deutschen Heereswesen gewährt.

Mit der gewaltigen Leistung der Einrichtung des Schweriner Schloßmuseums war nun auch die Bahn frei geworden für die Neuorganisierung des Museums am Alten Garten.

Im Untergeschoß des Museums ist die 1922 völlig neu geschaffene Mecklenburgische Abteilung aufgestellt, gegliedert in Denkmäler kirchlicher Kultur, Altertümer heimischen Handwerks und Innungswesens, des bürgerlichen, kleinbürgerlichen und ländlichen Kulturkreises. Eine Ergänzung bildet die Abteilung mecklenburgischer Künstler, beginnend mit den Hofkünstlern des 18. Jahrhunderts und endend mit der Gegenwart.

Im Obergeschoß haben die Werke der kostbaren Gemäldesammlung durch übersichtlich-lockere Hängung unter Ausscheidung alles Entbehrlichen und Nichtvollwertigen Licht und Luft bekommen. Dadurch treten die eigentlichen Ruhmeszeugen der Galerie, die reichen Bestände holländischer Malerei der Glanzzeit im

Rahmen des Ganzen verstärkt in Erscheinung, während die Neben-Abteilungen (Italiener, neuere deutsche Meister) ohne Schmälerung ihrer Wirkung sich als spätere Zutaten zur eigentlichen Galerie deutlich abheben. Gleichzeitig wurde durch gleichwertige Ausgestaltung der Kabinette die Möglichkeit eines zwanglosen Umgangs geschaffen, der unaufdringlich einen Überblick gewährt über die stilistische und künstlerische Entwicklung der Malerei vom 15. bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, wie sie sich in den einzelnen hier vertretenen Ländern so ganz verschieden gestaltete. Damit hat jeder Raum seinen eigenen Charakter angenommen, in einem jeden spiegelt sich die Eigenart der dort zur Schau gebrachten Kunst wieder.

Der jetzige Rundgang beginnt in den Kabinetten mit den Werken der altdeutschen Meister, denen sich die der deutschen Kunst des 17. Jahrhunderts anschließen. Dann kommen die Alt-Niederländer, das heißt die Schöpfungen aus der Zeit v o r der auch kunstgeschichtlich so wichtigen Scheidung der nördlichen von den

Schwerin. Schloßmuseum: Hofdornitz mit Jagdabteilung.

südlichen Provinzen. Das letzte Kabinett dieser Seite birgt vlämische Kunst vor Rubens, bedeutsam für die Ausbildung des Architektur- und des Landschafts-Bildes. Der erste Oberlichtsaal ist der vlämischen Malerei im Zeitalter des Rubens gewidmet. Daß die Italiener eine spätere Zutat zu dieser Galerie sind, kommt auch schon räumlich durch den an diesen Rundgang angehängten italienischen Saal zum Ausdruck. Die weitere Reihe der Oberlichtsäle mitsamt dem gerade für die holländischen Feinmaler so überaus günstig beleuchteten Rundsaal umfaßt den alten Grundstock der Galerie aus Herzog Christian Ludwigs Zeit: den Höhepunkt holländischer Malerei mit den Namen Hals, Rembrandt und Fabritius. Im letzten Oberlichtsaal hängen Werke der im Gegensatz zu der bodenständigen Kunst Hollands in italienischer Manier schaffenden Meister, denen sich im nächstfolgenden Kabinett von Frankreich her beeinflußte Gemälde anschließen. Sie leiten zu den beiden Kabinetten französischer Kunst über mit den Hauptwerken von Herzog Christian Ludwigs Lieblingsmeister Oudry. Den Abschluß bilden die wenigen erheblichen Werke deutscher Kunst des 18. Jahrhunderts. Was an Gemälden

neuerer deutscher Meister, soweit sie nicht in die Mecklenburgische Abteilung eingereiht sind, museumswürdig war, wird im großen neuen Saal dargeboten.

So stellt sich die Neuordnung als folgerichtige und zeitgemäße Fortführung jener von Steinmann begonnenen älteren dar, mit dem Ziele, dem sorgenzerrissenen, unruhvollen Alltag eine Weihestätte ungetrübter Freude, unbeeinträchtigten Genusses und unaufdringlicher Belehrung zu bieten.

Dem früheren Großherzoglichen Hofmuseum gegenüber ist unter dem jetzigen Direktor das heutige Mecklenburg-Schwerinsche Landesmuseum ein Vielfaches geworden. Durch die außerordentlich umfangreichen und kostbaren Leihgaben des Großherzogs sind die beiden Institute trotz ihrer augenfälligen Einseitigkeit und trotz äußerster finanzieller Beschränkung zu Museen herangewachsen, die zu den vornehmsten und geschmackvollsten in deutschen Landen zählen. Dabei bilden Museum am Alten Garten und Schloßmuseum, wenn auch räumlich getrennt, eine untrennbare Einheit, ein in sich abgeschlossenes Ganzes ausgesprochen künstlerischer Museumskultur. Die noch 1921 ins Auge gefaßte Scheidung, nach der das Museum am Alten Garten außer der Gemäldegalerie die Mecklenburgischen Kunst- und Kulturabteilungen, beginnend mit der Vorgeschichte, das Schloßmuseum die Räume landesfürstlicher Repräsentation und die kunstgewerblichen Sammlungen umschließen sollte, ist infolge der alles Erwarten übersteigenden Entwicklung längst überholt. Als Qualitätsmuseen aufgebaut, sind sie zugleich die einzig fachmännisch geleiteten musealen Sammlungen hierzulande, deren Einfluß auf die mehr mit gutem Willen und mit großer Heimatliebe als mit sach- und fachlicher Kritik zusammengebrachten und unterhaltenen Ortssammlungen der mecklenburgischen Lande zwar angebahnt, aber noch nicht durchgeführt ist.

Ein Mecklenburg-Strelitzsches Landesmuseum ist im Frühjahr 1921 in Neustrelitz entstanden, das, mit Archiv und Bibliothek im ehemaligen Residenzschlosse untergebracht, als zentrale Sammelstelle der geschichtlichen und heimatlichen Denkmäler des Landes gedacht ist. Demgemäß fehlen eigentliche Kunstsammlungen, vielmehr wurde die frühere Neustrelitzer Altertümer-, Münz- und Petrefakten-Sammlung mit Ausstattungs- und Einrichtungsstücken des Residenzschlosses wie der landesfürstlichen Hofhaltungen zu Neubrandenburg, Mirow und Hohenzieritz vereint. Es handelt sich also nicht um ein wirkliches Schloßmuseum, da die Prunkräume des Schlosses nicht in das Museumsprogramm einbezogen sind, sondern einerseits um allgemein-kulturgeschichtliche Sammlungen: vorgeschichtliche und geschichtliche Altertümer, Waffen, Münzen, Denkmäler des Schrifttums und des Buchwesens, andererseits um den Nachlaß des Fürstenhauses: Jagd- und Geweihsammlung, Marstallbestände, kunstgewerbliche Erzeugnisse verschiedener Art sowie persönliche Erinnerungsstücke des Fürstenhauses.

Den Gegenpol zu Neustrelitz bilden die sogenannten Schloßmuseen zu Ludwigslust und Wiligrad. Es sind eingerichtete und bewohnte Schlösser, die als Ganzes Kulturdokumente sein wollen und die in dankenswerter Weise der Allgemeinheit museumsmäßig zugänglich gemacht werden.

Die übrigen kunst- oder kulturgeschichtlichen Sammlungen beider Mecklenburg sind lediglich Ortsmuseen und erfüllen im wesentlichen die Aufgabe, die Altertümer ihres Interessengebiets zu sammeln und der Nachwelt zu erhalten.

Rostock. Altertumsmuseum: Sammlungen des Vereins für Rostocks Altertümer. Im oberen Stockwerk des Lindenhofes 1885 der Öffentlichkeit erstmalig zugänglich gemacht, seit 1903 mit der Gemäldesammlung des Kunstvereins, später noch mit einer völkerkundlichen Sammlung im eigenen Gebäude

vereint. Gesammelt wurden: Vorgeschichtliche Altertümer des Stadtgebietes sowie Denkmäler zur Geschichte der Stadt und ihrer Kultur. Städtische Kunstsammlung: Schöpfung des 1841 gegründeten Rostocker Kunstvereins, 1859 eröffnet. Sie bietet ältere deutsche, niederländische, italienische sowie neuere deutsche Gemälde; vereinzelte Plastiken.

Wismar. Städtisches kulturgeschichtliches Museum. Es ist hervorgegangen aus den Sammlungen des 1863 gegründeten Altertumsvereins, die sich zunächst in einem Mietshause in der Dankwartstraße befanden; als städtisches Museum wurde es von 1864 ab in den oberen Räumen der neuen Hauptwache, seit 1881 in der „Alten Schule" untergebracht. Das Museum enthält außer einigen vorgeschichtlichen Altertümern in der Hauptsache Denkmäler kirchlicher und bürgerlicher Kultur Wismars.

Neubrandenburg. Städtische Kunstsammlung: Aus Vermächtnissen hervorgegangen und seit 1920 im Palais unter Einbeziehung von Zimmern „Dörchläuchtings" untergebracht und mit einer Fritz-Reuter-Sammlung vereint, umfaßt sie ältere und neuere Gemälde, kunstgewerbliche Arbeiten und Kupferstiche. Altertümersammlung (Treptower Tor): 1872 gegründet, enthält sie heimische vorgeschichtliche Funde, kirchliche, Zunft- und Haus-Altertümer, Foltergeräte, Waffen und Ausrüstungsstücke; außerdem Natur- und Völkerkundliches.

Güstrow. Museum des Kunst- und Altertumsvereins: Ehemals am Domplatz, seit 1924 in eigenen Räumen am Wall. Es beschränkt sich seit der Neuordnung auf Altertümer aus Güstrow und aus Güstrows Umgebung und enthält: vorgeschichtliche Funde, Kirchliches, Bürgerlich-Bäuerliches und vor allem Gegenstände der alten Güstrower Innungen und Zünfte. Vorgesehen sind Räume für wechselnde Kunstausstellungen.

Doberan. Heimatmuseum: Vom Heimatbund 1913 begründet, jetzt in den Räumen der alten Bauhütte. Es enthält: Vorgeschichtliches, kirchliche, kleinbürgerliche und bäuerliche Altertümer, alte Waffen und militärische Erinnerungsstücke, Modelle und Nachbildungen aus der Bauhütte Möckels.

Schönberg. Heimatmuseum: Sammlungen des 1901 gegründeten Altertumsvereins für das Fürstentum Ratzeburg: vorgeschichtliche, bäuerliche und kleinbürgerliche Altertümer, Zunftgegenstände und kirchliche Geräte in bescheidenem Umfange.

Warnemünde. Museum: Es enthält die vom Plattdeutschen Verein für Warnemünde und Umgebung seit 1914 gesammelten Warnemünder Altertümer.

Parchim. Im Rathaussaal befinden sich seit 1911 einige vorgeschichtliche Altertümer, Zunft- und Hausgeräte.

# Mecklenburg im Spiegel ſeines Schrifttums.

Zuſammengeſtellt von Dr. Alfred Huhnhäuſer, Neukloſter.

## Heimatklänge.

Du Kirchlein grau, aus Feldſtein aufgebaut,
Von tauſend leichten Schwalben froh umſchwirrt,
Du Kirchhof grün mit den zerfallnen Hügeln
Und deiner Linden hold vertrautem Rauſchen,
Ich kenn' dich wohl, und oft zur Abendzeit,
Wenn eine Stille wird in meinem Herzen,
Und manch Erinnern durch die Seele geht,
Tauchſt du empor, du Spielplatz meiner Kindheit!
Wie oft mit einem neuen Buch voll Märchen,
Das mir ein Goldſchatz deuchte wonniglich,
Im Schatten lag ich leſend unter Gräbern.
Ringsum der Sommertag — der wußte nichts
Von Tod und Sterben — Blumen ließ er blühn,
Und Vogelſang war ſeine luſt'ge Stimme!
Der wußte nichts von Mären und Geſchichten:
„Die Welt iſt ſchön!" Das war ſein ein und alles.
Er neckte mich, der luſtige Geſelle!
Er ſchickte ſeinen Sonnenſchein ins Kraut,
Der klopfte mit dem leichten Strahlenfinger
Alljegliches Getier heraus, das luſtig
Sein Weſen treibt im wohldurchſonnten Gras . . .
Es kam der Wind,
Der Sommerwind, der duftgetränkte, loſe
Und blättert um verſchmitzt das Buch, allein
Es ließ mich nicht — im Zauberbann befangen
Phantaſtiſcher Gebilde — las ich fort.
Ich ſah nur ihn, den tapfern Königsſohn,
Ich ſah nur ſie, die ſtrahlende Prinzeſſin,
Ich litt ſie all, die unerhörten Leiden,
Ich kämpfte all die fürchterlichen Kämpfe.
Es ließ mich nicht das Buch, bis ich's bezwungen.
Und wie im Traum ging ich dann einher
Und ſah die Welt durch einen Nebelſchleier
Und trug das Haupt voll lichter Phantaſien
Und heitrer Wunder. — Einmal nur, ach einmal,
So denk ich oft, wenn müde und verdroſſen
Mein Auge jetzt durch Bücherzeilen ſchweift,
Und all die kleinen Teufel kritiſch meckern,
Ach einmal noch möcht' ich ſo leſen können,
Wie damals in der gläub'gen Kinderzeit!

Heinrich Seidel.

*

## An der Warnow.

Vom alten Elternhaus, darin ich wohne,
sind wenig Schritte bis zum Fluß hinab,
der breit sich dehnend, fast zum See sich weitet.
Der Schiffe Masten grüßen mich vertraut,
die grünen Ufer und die dunkle Flut,
die mit des Hafens steilem Bollwerk plaudert:
Hier sog des Knaben Seele weltbegierig,
im Wasserdunst geheimen Zauber ein,
gab sich dem feuchten Element zu eigen
in lebenslanger Liebe, zog mit Welle
und Wind und Schiff zum nahen Meer hinab,
und übers Meer zu Fern' und fernstem Land,
rings um die Erde, dann hinauf zum Himmel
und an die fernsten Ufer dieser Welt,
bis wo die Nacht der ewigen Rätsel brandet.
Nun träum' ich wieder hier! Des Lebens Schifflein
trug mich zum Hafen heim, von dem es ausfuhr,
liegt still am Bollwerk, manchem Sturm entronnen,
sonnt sich und rastet, seine Segel trocknend,
sein Farbenkleid verjüngend — bis der Ruf
des Meisters wird erschallen: Neue Fahrt!

Friedseliger Port! Ihr alten „Kaufmannsbrücken",
hinausgebaut vom Bollwerk in die Flut,
frachtschwere Schiffe gastlich zu empfangen,
gern wandl' ich euch entlang; und dich vor allen,
schwarzgraue Schnickmannsbrück' an meinem Tor.
Mir ist, als läg' mein rastend Lebensschifflein
an deinem Bord vertaut; der Feierabend
sinkt aus den rosigen Sommerwolken nieder,
ich schlendr' auf deinen Planken, träume von
vergangner Irrfahrt und zukünft'gem Wagnis;
und draußen, wo du endest, setz ich mich
und schaue stromhinab. Wie süß beruhigt
der weite, freie Blick! Die weiche Luft
schläft auf dem feuchten Spiegel; Sonnengold
küßt das beglänzte Ruder, das wie flüsternd
ins stumme Dunkel taucht; und goldig leuchten,
auf stille Flut gemalt, die schilfumsäumten,
verklärten Ufer, sanft den Fluß begleitend,
bis er hinweg sich wendet, meerbegierig
dem „großen Wasser" zu. O sehne dich
nach deinen Bergen, deinen Felsen nicht,
die sonst dein Tal umkrönten, ferner Wandrer,
dein Aug' berauschten! Kaum gewellt umfängt dich
die eb'ne Weite hier; doch weit und eben
dehnt sie dein Herz auch, friedvoll, ahnungsvoll.

Adolf Wilbrandt.

*

Wohr, Herr Gott, unſ Ahnenort!
Wehr du af un ſtü'r ehr Quinen!

Wo de Leiw tau ehr verſoort,
Lat ſei mächtig wedder kinen!

Helmuth Schröder.

*

Dei Sprak holl fast, in dei du buren büst,
Dei Sprak, de an dei Weig' di sungen,
Mit dei din Mudding in den Slap di küßt',
In dei du mit den Herrgott rungen,
Wenn Not un Sorg bi di tau Gast,
In dei du häwelt, jucht un lacht,
As säute Leiw nahst lis' un sacht
— Weißt noch? — Din Hart in Käden led' — —
Kihr di nich an minnachtig Red',
Din Mudderſprak holl wiert un fast!

Wilhelm Reese.

*

## Dat Volksleid.

Lisen klingt, as Abendklocken
mi dörcht Hart dat olle Leid!
Größing süng't mi achtern Wocken,
ach, wo doch de Tid hengeiht! —
Up den Hüker, ehr tau Siden, —
't Köpping leggt an ehren Schot, —
seeg den Faden hen ick gliden,
as min Läben sünner Not.

Klagend klüngen Scheidelklocken,
Größing sünn ehr ewig Rauh. —
Sing dat Leid ick achtern Wocken,
Hürt min Dochterkind nu tau.
Wat will't wohrn noch, un ick wanner
ok den Gang, den allens geiht; —
achtern Wocken sitt 'ne anner,
sitt dat Gör un singt dat Leid.

Helmuth Schröder.

*

## Dat olle Heimatdörp.

All' Johr tau Pingsten besäuk ick dat Flag,
Wo glücklich ick läwte so männigen Dag.
De Dik un de Brink un de Katens ümher,
'T is allens noch jüst, as vör Tiden dat weer:
De Katens so swart, de Brink noch so bunt,
De Dik noch klor bet deip up de Grund.
Un oewer de Straten dor flüggt noch de Ball,
Dor spälen in 'n Fest de Kinner noch all';
De Jungs in ehr Jacken von blagen Flanell,
De Dirns in ehr Kleder, wo schinen sei hell!
Un ward dat denn Abend, denn kamen de Käuh,
Dat Buern- un Bäuner- un Daglöhnerveih;
En jedweder Schauw mit Gebölk un Gejöhl,
Dorachter de Heird' mitsamst sinen Töhl. —
Un buten den Dörp is 't ok noch as süs,
Dor waßt up den Felln, wat ümmer dor wüß.
Dor weigt sick de Roggen, jüst hett hei all Uhr 'n,
Dor gräunt un dor schämert dat Sommerkurn.
Un wider bettau dor liggt noch dat Moor,
So gris un so grag' as jedweder Johr;
Dat dähnt sick so wid von Ost bet nach West,
Un ümmer noch bugt dor de Kiwitt sin Nest. —
Ja, allens as früher un allens as 't wir,
Blot säuk ick min Frünn' — ick finn sei nich mihr!

Felix Stillfried.

*

## Worüm?

Worüm is denn dat Holt ſo grön, ſo grön?
Worüm blenkern de Wiſchen noch einmal ſo ſchön?
Worüm is hüt de Häben ſo deep un ſo blag?
Worüm ligg ick up 'n Rüggen un lach?

Worüm mummelt de Bäk ſo 'n luſtigen Sang?
Worüm danzen de Blömings ehr Öwer entlang?
Worüm ſchint de Sünn ſo hell un ſo klor?
Worüm töhlt mi 't ſo ſachting dörch 't Hor?

Worüm ſingt ſo ſelig de Vagel in 'n Bom?
Worüm bün ick bi helligen Dag in 'n Drom?
Worüm denk ick an gornicks un freu mi ſo dull? —
Worüm ſäd ſ' ok, dat ſe mi wull!

Karl Eggers.

*

## De Morgen daut.

De Morgen daut un dat Finſter grint,
De Middag kümmt, de Sünn de ſchint.
De Sünn geiht ünner, — mi bangt nah di;
De Man' geiht up — mi verlangt nah di.
Denn is dat ſo ſtill; un ick bün ſo alleen;
Mi ſchad 't jo nicks, un doch möt ick ween 'n: —
Wat hadd ick di giern, wat höll ick di giern,
Min Morgenſünn un min Abendſtiern.

Friedrich Eggers.

*

## Oewer dei Heid' . . .

Wäſ't, ſtill! wäſ't ſtill! dei Heid', dei bläuht
As 'n Kind ahn Sorg un Not,
Un liſ' dei Sommerwind oewer ehr weiht,
Farwt ehr dei Backen rot.

Löppt oewer den Scheper un ſin Schap
Un oewer dat Heid'krut hen,
Un oewer dei Irditſch, dei dor gap,
Un oewer dei lüttje Spenn.

Nu geih't dörch hogen Hafengeil
Un nu dörch junge Saat,
Gor oewer den Karkentorm hei feil
Un oewer dei rökrig Kat.

Un oewer dei düſtern Machandelböm —
Is all's ſo wiß un ſtill,
As ſtünn dat all in ſelig Dröm
Un hadd nich Wunſch noch Will. —

Dor fläut't dat liſen achtern 'n Knick.
Wat dor woll 'n Draußel fleit?
O ne, o ne, dat is dat Glück,
Dat oewer dei Heiden geiht!

Auguſt Seemann.

*

## Winter.

Wat leiw ick den kloren Froſt!
De makt fri de Boſt
Un driwwt all'ns rut
Wat dor binnen wir
Mulſch un mör!

Heidi, wo de Storm üm mi ſuſt,
As wenn dor ne Örgel bruſt,
As dröp in 't Hart
Grad middenmang
Hell ehr Klang

Un de Stiern ward fri un licht.
Un, as mi dat dücht,
Dor rümt hei up
Un lett in din'n Sinn
Nicks legs mihr 'rin!

Richard Dohſe.

*

## Kleinstadtbilder.

Wat leiw ick di, du oll lütt Nest,
Mit all din krummen Straten.
Wo froh bün'ck in din Muern wäst,
Dat't kum dat Hart künn saten.

De sülwig büst du ganz un gor
Dörch all de Tiden bläwen.
Ne — ut de Rauh' hett Johr för Johr
Di nicks nich 'rutedräwen.

Richard Dohse.

### Jahrmarkt in Stavenhagen.

Ein Jahrmarktstag war ein großes Fest, und unbedingt hätte ich mich für Hanne Schlüters Ansicht erklärt, der, bei der Konfirmation nach den drei christlichen Hauptfesten gefragt, die Antwort gab: „Wihnachten, Pingsten und Harwstmark."

Wie Schwalben, die den Sommer ankündigen, zogen am Abend vor dem Pferdemarkte zwei Gendarmen in die Tore ein und stellten sich der Polizei zur Disposition, ihnen folgte in anspruchslosem Gefieder die Schar der Singvögel, als da sind: Drehorgelmänner und Harfenmädchen, die, den Nachtigallen gleich, vorzugsweise am Abend ihre Ankunft mit Gesang verkündeten, und auf diese folgte dann das schnatternde, krächzende, vom ewigen „Gott schtraf mi!" heisere Geschlecht der Pferdejuden, neugierig und schwätzend wie Elstern, und unverschämt, wie schlecht abgerichtete Papageien, ihren unverständlich herausgeschnarrten Jargon für die Sprache vernünftiger Geschöpfe ausgebend. Nach allen Seiten hin wurde nun die Hauptfrage der nächsten Zukunft erörtert, was es morgen für Wetter geben könne und würde. Wenn endlich der nächste Morgen die Entscheidung brachte und dieselbe günstig lautete, so begann auf dem Markte ein von Stunde zu Stunde zunehmendes Gewimmel von Menschen und Vieh aller Art. Bauern aus der Umgegend, Inspektoren und Wirtschafter, Ackerbürger, Pferdejuden, Schacherjuden, Kuchenweiber, Orgeldreher, Bücklingsspekulanten und Semmelhöker wirbelten unter den Pferden, Ochsen und Kühen bunt durcheinander. Peitschenknallen, Pferdegewieher, Kuhgebrüll mischte sich mit Tönen der Drehorgeln und den Liedern von Harfennachtigallen, und dann die Düfte! Man erzählt, daß die duftendsten Parfüms jetzt aus dem Inhalte der Düngergrube und Kloaken gewonnen werden, es komme dabei nur auf die richtige Mischung der einzelnen Ingredienzen an; wir in Stavenhagen haben auf unsern Pferde- und Jahrmärkten nie das Glück gehabt, diese richtige Mischung zu treffen, es herrschte stets auf denselben ein gewisser Knoblauchgeruch vor, der selbst Hering, Bückling und alten Käse siegreich niederkämpfte.

Wenn des Abends die Marktverkäufer ihre Buden aufgeschlagen hatten, jagten wir uns um dieselben, versteckten uns dort und wurden dann auf die heiterste Weise von den Handelsleuten, meist mosaischen Glaubens, verfolgt. Wurde einer von uns ergriffen, so waren ihm Prügel gewiß, denn unsre Neckerei mußte aus dem Herzen der Verfolger jede Spur von Großmut vertilgen. Mich ergriff einmal „Unkel Möschen", der als Wache in die Josephysche Bude gesetzt war, „Unkel Herzensjuding" kam dazu, und beide hielten schrecklich Gericht über mich. Wie haben mich diese beiden alten, ehrwürdigen Patriarchen geängstet!

Am folgenden Tage begann die eigentliche Jahrmarktslust. Vor unserm Hause standen die Drechsler aus mit Sägemännern und bunten Kloeterpuppen, mit Knarren und Pfeifen und den schönsten Steckenpferden von der Welt, die alle herkommenmäßig vorn an der Brust mit einer blauen, hinten am Schwanz mit einer

roten Tulpe verziert waren. Wie schön begann dann der Tag, wie wonneverheißend ging die Sonne an demselben auf! Pfeifen und Knarren und Trompeten läuteten ihn freundlich ein, und wenn ich am Morgen mit reinem Hemdkragen und wohlgebürstetem Haar hinaustrat auf den weiten Flur des elterlichen Hauses, da standen sie da mit ihren Körben, alle die Kuchencharitinnen, die einen Hausierzettel von meinem Vater verlangten. Oh, wäre ich doch nicht ein so materieller Schlingel gewesen! Von dem Duft allein hätte ich zehren können mein lebelang.

Des Morgens zehn Uhr erschien Grützmacher mit seinen Helfershelfern. Grützmacher war ein kleiner blasser Mann mit Pockennarben und grauem Haar; es schien, als hätte er sein bißchen Leben ganz in die Klarinette hinein- und hinausgeblasen. Er sah sehr unbedeutend aus, doch das hatte er mit Haydn und Beethoven gemein.

„Fik!“ rief das Stubenmädchen in die Küche hinein, „de Muskanten kamen!“ — „Herr du meines Lebens!“ rief die Köchin aus der Küche heraus, ließ Suppe und Braten im Stich und rief dem Kindermädchen, bei welchem meine jugendlichen Knochen in Assekuranz gegeben waren, zu: „Diern, mak un kumm!“ und alle drei klappten mit ihren Pantoffeln hinter Grützmacher und Konsorten her, zwei Treppen hoch auf den Kornboden hinauf, und während die Töne in die wogende Jahrmarktsszene hineinschallten und Käufern und Verkäufern das Zeichen zum erlaubten Handel gaben, wurde zwischen Hafer- und Erbsenhaufen ein bal champêtre arrangiert, dem ich die Anfangsgründe der Tanzkunst verdanke, indem Marieken Wienken mich in die Geheimnisse des Beinsatzes einführte, leider aber vergaß, mir die heilsamen Fesseln des Taktes anzulegen, und dadurch die Ursache wurde, daß ich trotz Tanzmeister Stengel und Madame Buschenheuer in genialer Taktlosigkeit und in allerlei fesselosen Sprüngen das Leben durchtanzt habe. Ach, wäre Marieken Wienken doch weniger nachsichtig gegen mich gewesen, was hätte aus mir als Tänzer werden können! —

So wurde denn unter wechselnder Lust und wechselndem Leide unter fesselosem Sehnen, riesenhaften Wünschen und knapp zugemessenem Genusse der Haupttag des Jahrmarktes verlebt, und wenn ich des Abends eingefangen und ohne weiteres zu Bette gebracht wurde, tröstete mich der schließlich von Bernasconi eingehandelte Bleistift oder Rotstift — für die väterlichen zwei Groschen durfte nur „etwas Nützliches“ gekauft werden — nur schwach für die Entsagung aller bunten und süßen Herrlichkeiten, die noch lange in meiner Phantasie umhertanzten.

Fritz Reuter.

## Weihnachtsmarkt in Bollentin.

In Bollentin wir Wihnachtsmarkt. De lütten Bauden stünnen deip in den Snei, de förre acht Dag' sollen wir, un de Verköpers un Verköperinnen steken de Hänn' in den Rock un ünner de Schört un hadden sick den Kopp mit Däuker un Schals inbünzelt, denn 't wir heil kolt, un Holtfretersch, de dor mit Stuten un Spickaal stünn, säd, dat ehr ahn ehr Kahlenfatt woll rein de Fäut affrieren deden.

De ollen Hüser rings üm den Marktplatz segen ok ut, as hadden sei sick warm inpackt, denn de Snei leg as 'ne schöne warme Wattendeck up de Däker un set as witte Mützen up de Schosteins, un de lütten Hüser, von de de Däker bet up de Husdör dal güngen, leten grad, as hadden sei sick de Deck oewer de Ogen treckt un wulln nu slapen, bet de leiwe Frühjohrssünn ehr wedder wecken ded.

Bollentin wir tau Tid von jeden Verkihr mit de Butenwelt affsnäden, denn Rassow künn mit sin Anebus nich mihr dörchkamen, un ok de Kinner von de nächsten Dörper, de in Bollentin tau Schaul güngen, mößten tau Hus bliwen. Un dat wir hart naug för ehr, denn nu kregen sei nicks von den Wihnachtsmarkt

tau seihn, von all de schönen Saken, de dor utbaden würden, un woans dat dit Johr mit Wihnachten würd, dat makte ehr ihrst recht Sorgen. Denn Mutter hadd meint, de Wihnachtsmann köffte dor up den Wihnachtsmarkt ok in, un wat de nu dit Johr dörchkamen künn, dat wir sihr de Frag'. Denn mößt hei all heil grote Krempstäweln antrecken, un wat hei de ok hadd? —

Ja, dor güng ehr väl af, denn wat wiren dor för Herrlichkeiten up den Markt! Wo blitzte un blenkerte dat, un wo schön rök dat nah Smoltkauken un Päpernoet un Spickaal! Dor stünn Bäcker Klockmannsch mit Zirupstuten un Bodderkringel, un gradoewer Pipenhannes mit Billerbagens un Lakritzen, mit Zuckerkandis un Minschenknaken, en Dreiling dat Stück. Un dicht bi em an stünn en Bänkelsänger, de süng von en gräsiges Schippsunglück.

„Einst zog durch die Meeresfluten Reich mit Passagiern beladen,
Stolz das Schiff die „Austria", Gung es nach Amerika"

süng hei, un dortau slög hei mit en Stock up dat Bild, wo dat Schipp up tau seihn wir, dat in Brand geraden wir, un von dat de Minschen all koppoewer in 't Water springen deden.

Up 't anner End oewer hadd Schurich sin Karussell upstellt, dor kün'n upt Pird un witte Swans riden, un lütt Hanne Schurich mößt de Ördel dor tau dreihn, wenn hei mit de Schaul dörch wir. För einen Sößling blots künn'n dor teihnmal rundüm führen, dat heit, wenn Schurichen ehr Pust solang' ut-hollen ded. Denn sei, Schurichen, un ehr Mann dreihten dat Karussell sülwst. Oewer wenn sei fifmal rüm wirn, denn wull sei ümmer nich mihr, denn würd ehr düsig, säd sei, un den würd hei falsch, denn allein künn hei ok nich, säd hei, un denn wir de Larm in'n Gang. Ja 't wir tau un tau schön, un acht Dag lang naher würd in Bollentin von nicks anners redt, as von den Wihnachtsmarkt.

De Lütten, de von Badding en por Sößlings krägen hadden, wiren gaud an, denn sei künnen sick doch en lütt Wullschap un 'ne Schachtel mit Hüser un Böm köpen; oewer de annern mößten sick mit Taukiken taufräden gäwen. Dorüm wiren de Ogen oewer doch blank, un dat lütt Plappermul stünn ok nich still, denn moeglich wir't jo doch — hadd Mudding nich alle Johr ehr Heimlichkeiten mit den Wihnachtsmann hadd? Dor föll ok gewiß för ehr watt af.

För de groten Kinner wir oewer ok sorgt. Dor wir Uhrkenmaker Saß mit sin Baud, de hadd de schönsten Käden ut Glasparlen un Dauknadels, wovon de Kopp en lütten Vagel wir, un Fingerring' ut „echtes Gold", as hei säd, un Horkämm' un Poppierblaumen un süs noch dit un dat. Un hei rep de Lüd ranne und höll en Halsband hoch un schreg: „Man blots acht Schilling dat Stück! Dat 's grad'tau schenkt, denn 't kost mi sülwst mihr!" Un en Leiwspor kem denn ok ranne un kek bald sick, bald de Saken an, un wenn sei sick anköken hadden. würden sei rot un slögen de Ogen dal, un dat lütte Mäten zuppt an ehren Schall, un dei jung Mann dreiht an sin Knöp, un wenn Saß nich hauft't hadd, denn hadden sei rein vergäten, dat sei wat köpen wullen.

Ünnen an dat bütelste End von 'n Markt hadd Salomon, de Tügjud', den dat hoge, smalle Hus in de Lehmbäckerstrat tauhüren ded, sinen Stand. Dicht bi 't Rathus, wo de Tog nich so ankamen künn, hadd hei sin Baud upstellt, denn hei wir all en ollen Mann, den de Küll hart ankamen ded. Oewer dat let hei sick doch nich nähmen, tau Wihnachten sin Saken hir uttaustellen, denn tau disse Tid wir dat best Geschäft in 't ganze Johr tau maken, un hei hadd noch för sin Döchting, sin einzigstes Kind, tau sorgen. Hei stünn in gauden Anseihn in de Stadt, denn hei wir en ihrlichen Mann un en klauken Mann, de Welt un Minschen kennte, un von den männig ein sick giern en Rat halen ded, ja, hei güll ok för en gelihrten Mann, denn so lang dat Geschäft em Tid let, set hei oewer

sin Bäuker, un de leiw Gott allein wüßt, wat hei all studieren ded — Astronomie un Philosophie un süs noch allerhand. Un wat hei wüßt, wir nich blots Stückwark, ne, hei wüßt dat all von Grunn up un künn 't all utdüden, as wenn hei up de Schaulen lihrt hadd. Tid naug hadd hei jo dor tau, denn dunnmals hadden de Koplüd un de Dokters noch nich so väl tau dauhn as hüt, wo de einen mit de Ekipaschen in de Stadt rümmeschesen, dat sei 't man all sarig kriegen, un de annern in de lüttsten Purksladen drei Ladendeiners rümmespringen hewwen, üm de Kundschaft prompt tau bedeinen. Dunnmals künnen sei noch in Rauh ehren Koffe drinken un abends 'ne Pip Tobak smöken, un de Nacht würd noch nich taun Dag' makt so as hüt.

Hedwig Rodatz.

## Ein Konzert in Pillnow.

In letzte Tid hett sick dor ok all ne Konditerie un ne Leihbibliothek mit oewer hunnert Bäuker updahn, in de „Lang' Strat" sünd in de ollen Hüser n' por richtige Schaufinsters inbraken worden, un körtlings hett nu ok de tweit' Gasthof 'n Saal krägen, so grot un prächtig, dat ihrst wenig Börgers wat Schöneres seihn hewwen. Dat künn jedwerein inseihn, dat Pillnow sick in nige Tid hellschen rutmakt' un ball ne grote Stadt sin würd. —

In dissen Saal was an den Abend de börgerliche Gesellschaft von Pillnow as „Gemischter Gesangverein Arion" versammelt.

Dat is so tau verstahn: Natürlich sünd in de Stadt allehand Vereine. Indem dat nu oewer nich alltauväl Fomilien sünd, de dor Mitglieder („active" oder „passive") sin koenen — un von wegen dat gaude Anseihn bi Gevatter und Frün'n ok sin möten — so hewwen alle Vereine meist desülwigen Mitglieder, man mit den Unnerscheid, dat taum Bispill de Kopmann Möller in de „Hinnerstrat", de Presedent von'n „Börgerklub", bi'n „Kriegerverein" den Kassier makt, bi'n „Bildungsverein" den Schriftführeposten hett un bi'n „Männergesangverein Euterpe", bi'n „Turnerbund", de „Schützenzunft" un so wider man blot Mitglied is.

Dissen Abend also wir de Gesellschaft as gemischt Kur tau „Concert mit nachfolgendem Tanz", as dat up de Pregramms schräwen wir, versammelt.

Ick möt hir de Bemarkung inschuwen, datt de Pillnow'sche Verein Arion mit 'n Ton up de „A", heiten ded, und blot de Prpohst sick dat so anwennt hadd, em Arion tau näumen. Dat argert de Lüd eigentlich. Sei hadden den Prpohsten bi irgend 'ne Gelegenheit tau'n Ihrnmitglied makt, un üm so mihr hadd hei sick doch woll marken künnt, wo de Nam richtig näumt würd. — Dat so nebenbi! — Dat Konzert wir nu all in 'n besten Gang.

'n sihr Verwöhnten müggt villicht an de Vördräg männigs uttausetten hatt hewwen. De noch ümmer unverfrigte Swester von 'n Apteiker, de giern son 'n Snack makt', pleggt tau seggen, de Diregent wir up de Uhren farwenblind.

Dei was nämlich süs Direkter von 't Stadtorschester, dat uter em sülwst ut vier Lihrlings bestünn. Un wenn hei deshalf all an sick gegen falsche Tön' nich sihr empfindlich sin müggt, so was dat för de Singerie von sin 'n Kur ok grad kein Purtel, dat dor woll tau wenig Herrn bi wirn, oewer dorför alle utwussen Börgerdöchter mitsingen wulln un nich woll trügg wist warden künnen. De Fru Gerichtsschriewern würd' dat nie verstahn hewwen, weshalf villicht ehr Zefie — sei was Sophie döfft — nich süll mit dorbi sin koen 'n, indem dat doch de Döchter von 'n Maler un von 'n Wagenmaker, also von blote Handwarkslüd', mitsüngen.

Dessentwegen müßt Musikdirekter Pinkhus de Stücken ümmer so lang' inäuben, bet jederein sin Part so gaud as utwennig künn und sick in 't Konzert de Noten eigentlich man dorüm vorhöll, wil dat doch väl hübscher utsach.

Dornah kan 'n sick denn ok nich wunnern, datt männige so mäuhsam intrichtert Leder bi disse Konzerten 'ne Ort von isern Inventar wirn, wenn sei ok nah 't Pregramm man „auf besonderes", „vielfaches", oder gar „allgemeines Verlangen" ümmer wedder sungen würden.

Tau de besonners beleiwten Stücken hürte en „Steierisches Jodellied", dat frilich up den widen Weg von 't Gebirg bet in de lütt meckelbörgsche Ackerstadt woll nich püllig frisch bläwen was, uterdem oewer mihre Leder „mit Tenorsolo". Dis upfallende Sak erklärt sick dormit, dat de beiden Gesangvereine in Dischermeister Krus' — schräwen würd hei Krause — ein 'n Tenur hadden, dei as son 'n, man künn woll seggen, de Stolz von de ganze Stadt was. De Kanter in Brammin süll tworst seggt hewwen, sin Singerie wir luter unnatürlich Tügs, oewer de Bramminer wirn woll man niedsch, dat sei son 'n Tenur nich hadden. Jedenfalls künn hei binah so hoch singen as 'n Frugensminsch, un de Pillnower hürten ümmer mit wohre Andacht tau un wirek oewertügt, dat dat nich väl son 'n Tenurs in de Welt gäwen ded. Blot den Apteiker sin Swester versäkerte giern ehr Frün'n, dat ehr gäle Katt, wenn sei nachts up 't Dack spazierte, Discher Krusen sin Stimm' ganz genau nahmaken künn.

As de Läser woll all markt hett, hadd dat Frölen — Amalie Büttner was ehr Nam — in Musikangelegenheiten de ihrste Stimm' bi de Honeratschoren in Pillnow. Un dat is kein Wunner. In Gesellschaft bi Burmeisters oder Dokters, un wat süs an studierte Lüd' in de Stadt wahnen deden, pleggt' sei ümmer up väl Bitten sülwst por Leder tau singen, un denn ok nah längeres Toegern intaugestahn, datt sei dat sogor sülwst kompeniert hadd. Un dorher kamm ehr dat woll tau, von son 'n Saken mihr tau verstahn as de annern.

Bi dat jitzige Arionkonzert — 't würd dat jöhrliche Stiftungsfest fiert — stünn tau dat Publikum sine besonnere Freud dat in letzte Tid sihr beleiwte „Vaterland, wie bist du schön!" för Tenursolo un Brummstimmen up 't Pregramm. 't wir eigentlich man för Männerkur schräwen, oewer de Diregent hadd dat för sinen Verein sihr praktisch dordörch inricht, datt hei de Damen in 'n högeren Ton mitsummen let. —

Endlich is dat schöne Stück an de Reih, un Discher Krus stellt sick vörn hen up den Platz, dei em taukümmt. Dat 'n bäten fossige Hor is as 'ne slicht Perrük glatt an 'n Kopp kläwt, un dat grot Konzert-Kommeraus glänzt as 'n oewerfruren Sneifeld. Em is antaumarken, hei weit, dat för em Singen und Siegen datsülwige bedüd 't.

Un so is 't ok ditmal. Dat schöne Stück ward ahn slimmen Unfall tau Enn brächt, un as de Lüd all so klatschen daun, freugen sick ok de jungen Damen, dat sei so wat Schön's hewwen maken künnt.

Mit moeglichst petünte Schritt sünd nu de Sängerinnen von 't Podium runn tau ehr Angehürigen trippelt, üm dor vör allen, obschonst dat gor nich kolt was, de dicken witten Däuker ümtaunähmen, de in Pillnow notwennig tau 'n sinen Konzert- oder Ballantog tauhüren.

't kamm nu dat berühmte Brewuhrstück von Musikdirekter Pinkhussen sülwst: föstig Fläutenvariatschonen — oder wiren't weniger? — oewer de „Letzte Rose" mit „verstärktes Orschester". Diß Verstärkung bestünn in den ollen Musikus Blank, dei, wil dat hei meist besapen wir, för gewöhnlich man noch 'n bäten dat Murerhandwark bedriwen künn.

Bi dit all öfter hürt' Stück müßten de Lüd' vör allen ümmer wedder Pinkhussen sin lange Pust bewunnern, denn wo fix hei up de Fläut fingerieren künn, was all 'ne bekannt Sak.

As oewer ok dit oewerſtahn wir, geſchach wat ganz Unerwart'tes. As de Sängers wedder up 't Podium wullen, würd ehr trüggwinkt. Ein all wat öllerhaftiges Klewir würd vörrückt. En Semmeriſt von de Börgerſchaul hantiert' dor an 'rüm, un denn verkündt de Vörſtand von 'n Arion in 'ne ſchön utwennig lihrte Anſprak, dat „Herr Ofenfabrikant Georg Bethke", dei den Verein as aktives Mitglied biträden wir, up Bidden en Lied von Proch, „Die Heimkehr" vördrägen würd.

Dat was 'n püllig geheim vörbereit'tes Hauptſtück von den rührigen Vörſtand, un männig „Aah" wir dorup in'n Saal tau hüren.

Otto Piper.

## Bilder aus dem Landleben.

### Das Korn rauſcht.

O ewich is ſo lanck
(Alter Friedhofsſpruch.)

In meiner Kindheit hörte ich zuweilen den alten Glauben, daß bei beſonders hartlebigen Menſchen die Seele im Tode nicht ſofort den Körper verläßt, ſondern daß ſie, obwohl vom Blute losgelöſt, dem Leib doch noch bleibt bis zum dritten Tage. Nach ſoviel Tagen iſt bei uns meiſtens die Beerdigung. Wird der Leib aber eher oder ſpäter auf den Friedhof gebracht, dann geht die Seele in dem Augenblick zu Gott, wenn der Paſtor die drei Hände voll Erde auf den Sarg wirft und dazu die ſchweren Worte ſpricht: „Erde zu Erde, Aſche zu Aſche, Staub zum Staube!"

Die Menſchen, von denen man ſo erzählt, nennt man hartlebig. Es iſt irgend etwas da, was ihre Seele nicht ziehen läßt, obwohl der Leib ſchon ſtarr und kalt daliegt. Gott läßt dem Toten die Seele noch ſo lange, bis ſein Verlangen erfüllt iſt. Denn was ſollte er wohl vorher mit der armen Seele anfangen? Sie wäre ſelbſt in ſeinem Himmel nicht glücklich. —

Der Alte liegt auf dem Sterbebett. Er hat geſtern den dritten Schlaganfall gehabt; und der Doktor hat geſagt, daß ſein letztes Stündchen bald da ſei.

Es iſt jetzt da. Der Alte hat die Arme lang auf die Decke gelegt. Seine Naſe ſteht ſpitz im Geſicht. Das Haar hängt ihm, nach vorne geſtrichen, in die ſchmäler und höher gewordene Stirn. Seine Frau, ſeine Tochter und zwei Nachbarn ſind in der Stube.

Der Alte hat es in ſeinem Leben nicht leicht gehabt. Aber daran zu denken hat er keine Zeit. Das geht den meiſten Menſchen ſo und iſt auch gut ſo.

Aber eins, eins liegt ihm auf der Seele. Ein Bauer muß, wenn er den Tod kommen ſieht, von ſeinen Sachen Abſchied nehmen, ſonſt geht es mit dem Sterben ſchlecht. Und als der Alte ihn, den Tod, nach dem zweiten Schlaganfall am Sonntag der vorigen Woche am Abend vor dem Hauſe auf der Bank ſitzen ſah, da hat er ſich umgedreht, iſt langſam humpelnd ins Haus zu ſeiner Frau gegangen und hat ein halbes Stündchen mit ihr erzählt über Heinrich, der noch beim Militär iſt, über das Wetter, über den alten Apfelbaum im Garten, über die Wand im Pferdeſtall, die der Schwarze wieder herausgeſchlagen hat. „Hei ward ümmer wähliger, un wi ümmer klappriger."

Darauf iſt er aus der Hintertür ins Feld gehumpelt und hat ſich unter Mühe und Not noch einmal die einzelnen Schläge ſeiner Hufe angeſehen; Sieverſchlag, Rabenſchlag, Koppelſchlag — nur zum Zuſchlag an der Scheide iſt es heute abend zu weit. Er wird morgen hingehen. Ihm jangeln die Knie ſchon ſo, es

wird auch dunkel; es geht nicht mehr. Es muß ja auch nicht schon heute nacht gestorben sein.

Am nächsten Vormittag geht er durch den Garten, die Scheune, die Ställe, die Schuppen — es hat alles seine Richtigkeit.

Am Abend, als das Vieh im Stalle ist, geht er noch einmal durch Kuh- und Pferdestall. Er streicht dem Schwarzen über den Rücken, klopft den Milchkühen die Hälse und geht an die Kälberbucht. Alles gesund und blank und schier, wie es sein soll.

In der Scheune nimmt er die Kornschaufel, die er dreißig Jahre gebraucht hat, in die Hand. Sie ist aus bestem Buchenholz und hat so lange wie er gehalten. Sie fängt an aufzuspalten. Er sieht es und stellt sie still in die Ecke.

Im Hause sprechen sie noch über dies und das. Dann steigt der Alte auf den Boden, um dort noch einmal Nachschau zu halten. Als er die Leiter halbwegs hochgestiegen ist, kann er sich plötzlich nicht mehr halten, er muß sich loslassen und fällt hart und schwer zurück. Seine Frau, die es vom Herd her sieht, schreit auf vor Schreck. Sie holt zwei Nachbarn, die ihn ins Bett tragen.

Da liegt der Alte nun. Er weiß, er muß sterben. Das ist nun einmal gewiß. Die Tiere sterben; das Gras wird gemäht; der alte Birnbaum im Garten war schlecht und olmig geworden und mußte abgehauen werden. Gott will das; der Pastor sagt es auch. Es soll ein Sterben sein, sonst kann es kein Geborenwerden geben.

„Ick hadd em jo vör dei Dör wegjagen künnt," murmelt der Alte vor sich hin und denkt an den, der sich am Abend vor seiner Tür auf der Bank breit gemacht hatte; „ick hadd dat woll künnt, wenn ick hadd wullt".

Aber nein, weshalb? Weshalb jemand verjagen, der ruhig vor der Tür sitzt und auch gewiß still und ruhig ins Haus treten wird, wenn seine Zeit da ist? Weshalb ihn verjagen, wenn er doch wiederkommt und dann mit Peitsche und Hunden kommen kann? Einen ruhigen Gast soll man nicht verjagen.

Der Alte muß sterben, und das ist auch gut und richtig so. Er hat immer das Notwendige getan und nie vor irgend etwas gescheut. Er hat gearbeitet und, als seine Mittel ausreichten, sich ein Weib genommen; sie hat ihm Kinder gegeben und er hat sie so gut aufgezogen, wie er es verstand. Er wird auch diese Arbeit machen. Denn Arbeit ist für den Bauern das ganze Leben; eine oft schwere Arbeit ist auch das Sterben. Aber sie muß getan werden.

So geht der Alte ans Sterben.

Aber da, einmal in der Nacht, fällt es ihm ein: Du bist nicht am Zuschlag gewesen. Es wurde Abend, er konnte nicht mehr. Und dann ist es nichts geworden.

„Herr Gott, ick bün nich mihr an 'n Tauslag wäst."

Es geht nicht, er darf hier nicht liegen bleiben, ganz gewiß nicht. Er versucht, sich aufzurichten; es gelingt nicht, Arme und Beine sind gelähmt.

Der Zuschlag ist sein liebstes Stück. Er war früher ewig naß und kalt und ließ nichts wachsen. Da hat der Alte Gräben gezogen und Röhren gelegt. Er hat die ganze Arbeit fast allein gemacht. Aber der Zuschlag hat sie gelohnt. Er ist jetzt sein liebstes Stück. Was hat da schon für Weizen in der Sonne gebülgt, was für Gerste! In diesem Jahre trägt er Roggen. Auch der ist gut.

Und nun ist der Alte nicht da gewesen und hat keinen Abschied von ihm genommen. Wäre der Zuschlag ein Mensch, dann wäre es gewiß nichts Schlimmes. Ein Mensch kann sich trösten. Der Zuschlag kann es nicht. Der kann nicht fragen, nicht weinen, nicht klagen; er liegt nur da in der Sonne, schwer von Segen,

sein Korn bülgt; er tut seine Schuldigkeit stumm wie in jedem Jahre und könnte wohl verlangen, daß man Abschied von ihm nimmt.

„Herr Gott, ick bün nich an 'n Tauslag wäst."

Er hat ihn lieb wie einen Sohn, er ist ihm ans Herz gewachsen, was man bei einem alten Bauersmann ans Herz wachsen nennen kann.

Die Seele brennt dem Alten im Leibe. Wenn er doch noch einmal am Zuschlag stehen könnte. Er muß es. Gott darf es nicht leiden, daß er hier so liegen und sterben muß.

Das Korn rauscht. Der Alte hört es. Er muß jetzt aufstehen, zum Zuschlag gehen, die Ähren durch seine Hand gleiten lassen, abschiednehmend; er muß die langen und starken Halme sehn, die vollen Bülgen, die über das Feld gehen, den ganzen Zuschlag in seiner segenträchtigen Kraft.

Aber er kann nicht; sein Körper ist lahm.

So quält er sich tagelang. Seine Frau sitzt bei ihm am Bett. Sie sprechen wenig. Er liegt mit offenen Augen und schaut an die Decke. Sie strickt und wehrt ihm die Fliegen ab. Einmal sagt er: „Frieda, ick kann nich starben, ick bün nich an 'n Tauslag wäst." Dann liegt er wieder still. Sie weiß nicht, was er meint. „Si man still, Badding."

Das Korn rauscht. Es rauscht vom Zuschlag herüber.

„Ick kann nich starben, Frieda."

„Du saßt ok noch nich starben, Badding".

Der Alte starb doch.

Aber als der Gast von der Bank bei ihm am Bett stand und sein Herz anrührte, da hielt der Alte seine Seele fest, daß sie ihm nicht entwich. —

Jetzt liegt er im Sarge und seine Seele sitzt wie ein kleines graues Vögelchen am Kopfende und schaut auf den starren Leib.

Der liegt im schwarzen Gottestischrock, auf der Brust ein Gesangbuch, zwischen den gefalteten Händen einen Blumenstrauß, wie bei uns zu Haus jeder liegt, der sein kurzes oder langes Leben gut oder schlecht hinter sich gebracht hat.

Die Seele sitzt drei Tage zu Häupten des Alten, sieht mit vorgeneigtem Kopfe auf ihn und lauscht auf das Korn, das vom Zuschlag herüberrauscht.

Am Begräbnistage füllt sich die Stube, in der der Tote liegt. Es ist Sonntag.

Zu beiden Seiten des Sarges brennen Wachslichter. Auf dem Sofa neben dem Sarge sitzen die Frau und die Kinder des Toten. Jeder tritt an sie heran und drückt ihnen die Hand.

Die Träger bekommen auf der Diele jeder eine Flasche Bier, einen Schnaps und zwei Zigarren. Das ist so Sitte bei uns. Die Toten brauchen nichts mehr, aber den Lebenden darf nichts abgehen. Deshalb sind im Nebenzimmer schon Tische gedeckt; Tassen, Teller mit Kuchen stehen da; in der Küche wird der große Kessel mit Wasser auf das Feuer gebracht. Wer dem Toten die Ehre antun will, kehrt nachher auf dem Rückweg vom Friedhof hier an und ißt und trinkt noch einmal bei ihm.

Als der Lehrer die Andacht gehalten hat, treten die Träger in die Stube und gehen an den Sarg, um ihn zu schließen. Die Leichenfrau schlägt die Enden des weißen Tuches, die nach außen hängen, in den Sarg. Die Frau, die Kinder, die nächsten Verwandten treten noch einmal an den Alten hinan. Das Weinen flackert wieder auf wie ein Feuer, das solange geschwelt hat. Sie drücken dem Toten die Hand und streichen ihm jeder zweimal über die Wangen; so will es die Sitte.

Keiner sieht den kleinen grauen Vogel, der am Kopfende des Sarges sitzt und allem zuschaut.

Kirche und Friedhof sind im Nachbardorf. Vor der Tür hält der Knecht des Alten mit dem Wagen; die sechs Träger heben den Sarg, den sie geschlossen haben, hinauf, und der Knecht fährt langsam an.

Vor den Türen stehen noch hier und da Dorfleute. Die Männer halten den Hut in der Hand und warten, bis der Wagen an ihnen vorbeigefahren ist; dann gehen sie langsam und bedächtig mit den andern hinter dem Wagen her.

Der kleine graue Vogel sitzt noch immer zu Häupten des Alten und sieht alles.

Der Weg biegt links. Das Dorf bleibt allmählich etwas zurück. Zwischen Koppel und Acker steigt der Weg leise an.

Aus den Schornsteinen der meisten Häuser kräuselt leichter bläulicher Rauch empor; es ist bald Kaffeezeit. Auf dem Berg rechter Hand spielen die Dorfjungen. Sie halten eine Weile im Spielen inne und sehen herüber, dann geht es weiter. Einer sitzt im Kirschbaum am Weg und pflückt die ersten roten Früchte. Zuweilen kommt ein Fohlen an die Einfassung der Koppel und blickt ernsthaft auf den Zug und auf die Pferde, die vor dem Wagen gehen. Es läuft ein Ende mit, wiehert und sprengt dann in die Koppel hinein. Eine Kuh kommt, legt den Kopf auf die Einfassung und sieht mit großen, guten Augen auf den Zug der schwarzen Menschen. In einem Wasserloch mitten in einem Kleeschlag baden Jungen. Sie kommen für ein paar Augenblicke aus dem Wasser heraus und gehen ein Ende in den Klee hinein. Einer deutet mit dem Finger her. Dann laufen sie lachend wieder zurück.

Der kleine graue Vogel nickt: Es ist recht so. Schon an manchen Sonntagnachmittagen mitten in grünen Sommern ist es gewesen; er weiß es. So muß es sein. Denn was macht es, ob statt des Erntewagens der Leichenwagen zwischen Acker und Koppel nach Hause fährt? Das Gras wird gemäht, Busch und Bäume vermodern, Halm und Tier legen sich hin und sterben; die Lebenden stehen am Wege, ein Wort oder ein Lachen auf den Lippen. Und irgendwo in der Ferne fährt auch schon ihr Wagen, der sie abholen wird.

Der Weg geht das letzte Ende bergauf. Immer weiter wird der Blick in das Land hinein. Drüben die Berge, blau von Wald; hinter Wiesen die Türme der Stadt; links Bruch und Busch; nach rechts hinüber das Moor; und dazwischen überall die Felder, auf denen das reifende Korn in Bülgen geht. Es rauscht im Juliwind.

Jetzt wird der Weg schlecht; es geht bergab. Der Sarg stößt von der einen Seite zur andern, wenn ein Rad über einen Stein geht oder in ein Schlagloch stößt. Der Knecht fährt langsamer. Aber es hilft nicht viel; bis zum Grenzgraben wird es so bleiben.

Heinrich, der Sohn des Alten, der zur Beerdigung Urlaub bekommen hat, geht nach vorn zu dem Knecht, der die Pferde von den ärgsten Löchern hinweglenkt, und sagt ihm, er soll dort, wo der Weg nun nachher rechts abschwenkt, auf das Feld fahren.

„Rechts af?“ — „Ja, rechts af.“ — „Nah 'n Roggen rin?“ — „Ja, man drist rin.“ — „Is schad.“ — „Führ man tau, is jo unf' Tauslag.“

Es ist richtig, was der Sohn gesagt. Dort, wo der Weg rechts abschwenkt, stößt der Zuschlag an die Grenze; das Ackerstück, das das liebste des Alten gewesen und von dem er nicht mehr hat Abschied nehmen können.

Noch ein paarmal schlägt der Wagen nach links und rechts, dann biegt der Knecht ab ins Roggenfeld hinein. Es geht jetzt sacht und eben. Zu beiden Seiten des Sarges, der frei auf dem Wagen steht, nicken die schweren Ähren, schlagen gegen die Räder und gegen die Wände des Sarges.

Als der Wagen in das Roggenfeld einbiegt, schlüpft der kleine graue Vogel, der solange zu Häupten des Alten gesessen hat, in den starren Leib. Der Alte hat seine Seele wieder. Gott hat sie ihm für einen Atemzug zurückgegeben.

Der Alte hört durch die Wände des Sarges hindurch das Korn rauschen. Die Ähren klopfen an die Bretter. Viele tausend Ähren klopfen, klopfen. Er weiß es, sein Zuschlag klopft da.

Der Alte atmet ein — da ist ihm, als läge er im Roggenfeld. Ähren neben ihm und lange, starke Halme; Ähren über ihm. Er steht auf und blickt über das Feld hin. Es ist sein Feld; der Zuschlag ist es, von dem er nun doch noch Abschied nehmen darf. All die vollen reifenden Ähren nicken ihm zu: „Guten Abend, komm' gut nach Hause!"

Er atmet aus — da geht ein leichtes und freimachendes Ziehen durch seinen Leib. Es ist das Letzte und Größte, das Gott ihm gibt. Jetzt wird Ruhe. Im allerletzten Erlöschen wirft der Leib sich nach rechts, dicht an die Sargwand. Die letzte Ähre klopft leise an die Bretter. Die Seele flieht. Jetzt kann sie zu Gott. —

Vor dem Kirchhof wird der Sarg auf zwei Holzstühle gestellt und noch einmal geöffnet. Der Leib ist nach rechts dicht an die Sargwand gerutscht.

„Hett doch wedder bannig stuckelt hüt," sagen die Träger. Dann zieht der Pastor die Kappe, alle Männer nehmen die Hüte in die gefalteten Hände. Der Pastor betet laut vor und alle beten leise mit.

Die Seele des Alten schwebt schon oben beim Morgenstern. Im Zurückschauen sieht sie noch einmal die Erde.

Der Morgenstern hängt als leuchtender Weiser über Gottes Tür. Hier ruht die Seele noch einmal aus. Sie hört zum letztenmal im Juliwind das Korn rauschen.

Dann singen die Engel.

Und Gott selber tritt aus der Tür dem Alten entgegen.

Friedrich Griese.

## Mäher.

Schlag zu! Schlag zu! Und hör nicht hin,
wie vor Dir Gras und Blumen weinen!
Wer hat Erbarmen mit dem Deinen —
verwirrt ihr „Gnade!" Dir den Sinn?

Schlag zu! Schlag zu! Und sieh nicht an,
was durch Dich, Schwad um Schwade, fällt!
Seit ewig ist es Lauf der Welt:
„Mußt sterben, daß ich leben kann!"

Schlag zu! Schlag zu! Wer weiß, wie bald
die Sense Deinem Arm entsinkt!
Zum Griff die Knochenhand gekrallt
höhnt Einer hinter Dir: „Ich—Du!
so war's, so wird es sein." — Noch blinkt
Dir's in der Faust. Schlag zu! Schlag zu!

Hans Franck.

## Laß quillen!

Himmel, höre! Himmel, hilf!
Was auf Erden atmet, schreit:
„Tu Dich auf! Daß Frucht gedeiht!"
Himmel, höre! Himmel, hilf!

Himmel, höre! Himmel, hilf!
Siehe: alles steht bereit,
reif zu sein zu rechter Zeit.
Himmel, höre! Himmel, hilf!

Gras und Kraut und Busch verbrennen.
Kaum die Blumen zu erkennen.
Bäume dorren. Selbst im Schilf
hört man's, sonngemartert, schrillen:
„Tu Dich auf! Laß Regen quillen!"
Himmel, höre! Himmel, hilf!

Hans Franck.

## In der Lewitz.

Wer die Lewitz kennen lernen will, der muß sie zur Zeit der Heuernte durchstreifen. Glühender Sonnenschein liegt auf der meilenweiten Ebene, aber ab und zu dringt doch ein kühlender Lufthauch aus den Waldungen von Friedrichsmoor herüber. Er legt sich erfrischend um die heißen Stirnen der Knechte und Mägde, denn all die tausend leuchtenden Punkte, die aus dem weiten Grasmeer auftauchen und wieder verschwinden, sind fleißige Arbeiter, die schon der Morgenstern im taufrischen Grase fand. Hier und da dringt ein heller Blitz herüber, und ein scharfer Ton durchschwirrt die Luft. Aber er kommt nicht aus den Donnerrohren der Grünröcke, sondern vom Streichen der blanken Sensen, und darum macht der Hase am Ausbau Rusch auch kaum ein Männchen, dann sucht er weiter die saftigsten Halme zum Frühstück. Und drüben vom Friedrich Franz-Kanal her sendet der mächtige Hirsch nur einen gleichgültigen Blick über die Ebene. Den Ton kennt er seit Jahren; tief beugt er das Haupt ins junge Grün. Ihn kümmert nicht das Klirren der Sensen noch das lustige Lachen der Mägde. Weit holen die Schnitter aus, und unter ihren Streichen sinken alle die Blümlein dahin. Da bettet sich die windige Kuckuckslichtnelke neben das straffgebaute Tausendgüldenkraut, da welkt das Wiesenschaumkraut neben der großen weißen Blüte des Herzeinblattes; da liegen sie in breiten Schwaden beisammen, die eben noch jung und morgenschön blühten. Aber nicht lange. Die Mädchen werfen sie mit ihren Harken hierhin und dorthin, sie kehren und wenden das Gras, und am Abend stehen die Haufen in unabsehbaren Reihen auf dem Schlachtfelde.

Still wird's auf der weiten Fläche. Die kleinen Heuspringer, die bei jedem Schritt zu Dutzenden aufhüpften, sind zur Ruhe gegangen, die Grillen zirpen ihr melancholisches Abendlied, und aus den Gräben erklingt die vielstimmige Froschkantate, daß es wie ein einziger Ton durch die Luft schwirrt. Es ist das Klagelied um die Gefallenen. Die Frösche hatten ihren bösen Tag, denn aus allen Dörfern der Umgegend waren die Störche zur Wiese gekommen. Ernst und emsig marschierten sie hinter den Schnittern her, und wo ein fetter Frosch oder ein leibarmes Mäuschen nicht schnell genug sich bergen konnte im hohen Grase, da fand es ein unfrohes Ende. Jetzt aber dürfen die Hinterbliebenen um ihre Toten klagen, denn die Störche sind heimgekehrt und klappern vom Strohdach herab den Abendsegen.

Die Dämmerung bricht herein, gespenstige Schatten legen sich auf die einsame Wiese. Die fleißigen Arbeiter sind nach Hause gegangen, nach Hause? Nein, da würden sie zum Teil erst nach Mitternacht ankommen. Viele haben ihr Zuhause hinter dem Sonnenberg, und das bedeutet eine Reise von drei Wegstunden. Um in aller Herrgottsfrühe wieder an die Arbeit gehen zu können, bleiben sie in der Wiese über Nacht. An den Kanalufern und Fahrdämmen, am Saum der Waldungen glänzt hier ein Feuer und dort eins, und was man in weiter Ferne für Glühwürmchen halten möchte, sind gleichfalls Feuer. Dunkle Gestalten bewegen sich um das Licht. Die Mädchen bereiten die einfache Abendkost aus den mitgebrachten Vorräten, während die Burschen Laubhütten zur Nachtruhe errichten. Der eine oder der andere zieht es auch vor, sich ins starkduftige Heu zu betten. Auf die Müden legt sich tiefer, traumloser Schlaf, die letzten Feuer verglimmen im Abendnebel. Die Rohrdommel ist verstummt. Die Eule hat ihren letzten Schrei getan. Aus weiter Ferne, von den Grenzdörfern herüber, dringt noch das Bellen eines Hundes über die stille Ebene. Leise streicht Reineke durchs Revier. Dichte Nebel decken die weite Fläche. Nur der Mond wacht, und der Nachtwind spielt mit den wallenden Nebeln. Leise heben und senken sich die Schleier. —

Wie sich die Zeiten ändern! Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die ganze Lewitz Wald und Wildnis, undurchdringlich, riesengroß. Im Schloßgarten von Friedrichsmoor steht eine alte knorrige Eiche mit seltsam zerfetztem Geäst. Ein guter Stich von ihr hängt im Schloß. In ihrem Schatten habe ich manche Stunde verträumt. Der Abendwind strich durch die Krone, daß die grauen Zweige knarrten. Sie hielten Zwiesprach mit einander, der Abendwind und die Eiche, und das klang traurig wie das Gedenken vergangener Tage im Munde der Einsamen und Alten. — Die alte Eiche zu Friedrichsmoor hat auch fröhliche Zeiten erlebt. Das war damals, als der tückische Luchs in ihren Zweigen lauerte, als der gierige Wolf an ihrem Fuße vorüberstrich. Wie viele Jahrzehnte sind denn auch verflossen, seit der letzte Wolf in der Lewitz geschossen wurde! Die Bauern in den Grenzdörfern hatten heillose Angst vor dem Grauen, und in den Zwölften wagten sie nie den Namen des Wolfes zu nennen. Ja, ihren eigenen Amtmann Wolff nannten sie in der Zeit nur „Herr Undeert". Die Furcht hinderte sie aber doch nicht, ihre Pferde nach der Ackerbestellung im Frühjahr in die Wildnis hinaus zu jagen. Dort blieben sie bis zur Ernte und wurden halbverwildert wieder eingefangen. Der Ton der Röchel erleichterte das Auffinden. Aber damit waren sie noch lange nicht eingefangen. Sie hatten sich den ortskundigen Hirschen zugesellt, und wenn die jungen Burschen nahten, trug der flüchtige Huf Rosse und Hirsche über Rinnsal und Sumpf, daß die Burschen das Nachsehen hatten. Oft fand der Bauer Pferd und Füllen überhaupt nicht wieder. Der Graue behandelte Pferd und Hirsch in gleicher Weise. Das gab manch einsames Sterben am stillen Waldessaum, und nur der Nachtwind hörte das letzte Röcheln des zusammenbrechenden Tieres, dem der Wolf am Halse hing.

Wie sich die Zeiten ändern! Im Spätsommer kann man jetzt trockenen Fußes durch die ganze Wiese streifen. Zahllose schmale Rillen und breite Gräben leiten das Wasser ab. Vor allem haben der lange Störkanal und der breite Friedrich Franz-Kanal die Wiesen trocken gelegt. Vor hundert Jahren war die ganze südliche Lewitz eigentlich nichts weiter als ein großer Sumpf, den die Elbe in zahllosen Windungen durchzog. Ungezählte Laken und Kolke bildete auch die aus dem Schweriner See nach Süden abfließende Stör. In die unzugänglichen Brüche und Moore wagte sich kein Mensch, und in der weg- und steglosen Wildnis fand sich nur der Wildhüter des Fürsten zurecht. Das war ein lustiges Leben für die meterlangen Aale und für die dreißigpfündigen Hechte, für die silberblanken Fischlein und für die trägen Schildkröten. Himmelhoch in blauer Luft kreisten Adler und Falken, und tief unten hausten wilde Gänse und Enten und Gevögel aller Art in zahllosen Scharen. Verwandte Seelen fanden sich auch damals schon zu Wasser und Land. Zu den wilden Gänsen gesellten sich die zahmen, denn die Bäuerinnen trieben ihre Herden von fünfzig und mehr Stück einfach in die Wildnis hinein. Dort blieben sie, bis der Herbst sie zurücktrieb. Dort holte der Fuchs manchen Braten, aber die Überlebenden fanden sicher den Heimweg.

Dann aber kam der Mensch in die Wiese. Er fällte die Bäume, er baute die Wege. Die Flußläufe reinigte er von Moder und Unkraut, und wo ihnen nicht zu helfen war, da zog er breite, schnurgerade Kanäle. So wurden die Sümpfe ausgetrocknet und die Wälder zurückgedrängt. So entstand die meilengroße Wiese, die das Futter gibt für viel tausend Stück Vieh.

Johannes Gillhoff.

Der Sünnenhof war eine Einzelsiedlung, hineingeschoben in die große Lewitz im Südwesten Mecklenburgs. Er hing an einem Waldzipfel, der sich vom nördlichen Teil der Lewitz, dem mit Erlen und Eichen bestandenen Sumpfwald, hinein-

bohrte in die unübersehbare Wiesenebene, die, zerschnitten von unzähligen Gräben und Kanälen, den Süden ausfüllte. Und verknorrte Eichen hielten Wache vor Wohnhaus, Scheunen und Ställen, als wollten sie den Hof völlig abschließen von der fernen Menschenwelt weit dahinten am Horizont. Beidenbrück, eins der wenigen Randdörfer, lag dem Sünnenhof am nächsten und war doch fast eine Stunde entfernt. Bei Tage, im beißenden Sonnenschein, konnte man einzelne graue und rote Dächer erkennen. Regine Godenrath sah oft nach diesen Dächern. Beidenbrück war ihre Heimat. —

Mutter Godenrath ließ sich heute abend mitnehmen von ihrer Jugend. Bilder voll Sonnenkringel und Lachen schoben sich zaghaft vor die gezackte Krone des Birnbaums, die sich vor dem Fenster noch eben aus dem Dunkel des Sommerabends heraushob, verdeckten sie, verwoben miteinander und ließen Regine Godenrath auf eine Stunde das verworrene Heute vergessen. Dem einfachen Hausfegen verdankte sie es, daß sich die nächsten Warte-Viertelstunden nicht wie sonst zu qualvoller Länge dehnten. —

Johann Godenrath war ein grobkörniger, aber tüchtiger Kerl gewesen, und er brauchte seinen Sünnenhof vor niemand zu verstecken. Bis das lange Siechtum seiner Frau kam. Da ging's abwärts mit der Wirtschaft. Als dann nach dem Tode der Frau gar die Mägdewirtschaft anhub, ging alles den Krebsgang. Der Bauer mochte vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen sein, Mädchen blieb Mädchen. Die Kühe kriegten ein rauhes Fell, die Schweine erreichten das Gewicht nicht, das sie im Februar haben mußten, und im Garten wucherte das Unkraut, ohne daß sich eine Hand danach bückte. Alles Fluchen des Alten änderte nicht das mindeste daran.

Am ärgerlichsten war er auf seinen Sohn, weil der ihm nicht den Gefallen tat, eine junge Frau ins Haus zu bringen. „Ich weiß keine", war Christians ständige Antwort. Halbwegs mußte der Vater diesen Grund anerkennen; in den Wiesen wuchsen keine Frauen. Wenn er dem Christian auch antwortete: „Ach was, ein forscher Kerl findet überall eine Frau, du bist nur zu einbömig", so kam ihm diese Behauptung doch nicht recht von Herzen. Freilich gab sich der Christian auch nicht die geringste Mühe.

„Geh nach Schmargeshagen zum Tanzen!" — „Ich kann nicht tanzen." — Woher sollte er es schließlich können? Auf dem Sünnenhof wurde nicht getanzt. „Geh am Sonntagnachmittag wenigstens nach Beidenbrück!" — „Wohin soll ich dort gehen?" — Es war nichts mit dem Sohn anzufangen. Da mußte der Alte denn deutlicher werden. Es war sein voller Ernst, als er dem Sohn seine Meinung sagte.

„Das Wirtschaften ohne Frau will ich nicht länger haben. Dabei geht die Stelle kopfüber. Wenn du dir keine Frau holst, hole ich mir eine, obgleich ich bald an die Sechzig heran bin. Das versprech ich dir so gewiß, als ich hier vor dir stehe. Verlaß dich drauf, daß ich eine finde. Danach kannst du dich richten".

Wochenlang ging Christian umher, als habe er eine Untat auf dem Gewissen. Aber eine Frau fand er nicht. Jeden Tag konnte der Vater zu ihm sagen: „Ich habe das Aufgebot bestellt." Dann konnte er mit dem weißen Stecken davongehen. Aber es kam nicht soweit.

In Beidenbrück war Holzauktion gewesen. Als Johann Godenrath zurückkam, holte er sich seinen Sohn aus dem Pferdestall. „Bei dem Bauern Krohn habe ich Ferkel gekauft. Seine Älteste paßt für dich. Sonntag holst du die Ferkel und guckst dir die Dirn an. Wenn du sie haben willst, bringe ich die Geschichte in Ordnung."

Gehorsam fuhr Christian zum Ferkelkauf und zur Brautschau. Mit den Ferkeln wollte er schon fertig werden; die wurden in einen alten Kartoffelsack gesteckt und unter den Knieschlag gepackt. Die Sache mit der Braut war wesentlich schlimmer. Er kannte die Älteste des Bauern Krohn kaum. Es war ein Glück, daß er sie nur ansehen sollte.

Eigentlich traf er es gut an. Als er mit dem alten Krohn aus dem Ferkelstall kam, war die, die sein Vater ihm ausgesucht hatte, mit ihren jüngeren Geschwistern auf dem Hof. Sie haschten einander und spielten Blindekuh. Er wunderte sich, daß sie noch wie ein Schulmädchen umhersprang, aber im übrigen gefiel sie ihm. Sie war rank und schlank und hatte augenscheinlich kräftige, gesunde Arme. Und das war die Hauptsache. Das andere, das dummerhaftige Umherspringen, würde sich auf dem Sünnenhof schon geben; denn dort war keiner, mit dem sie springen konnte.

Sein Überlegen wurde jäh gestört. Die Krohnenjungs liefen auf ihn zu und verlangten, daß er mitspielen sollte. Und die Dirn sah sein Sträuben und seine Verlegenheit, hatte ihren Spaß daran und sprang von hinten heran, ihm das Tuch um die Augen zu binden. Da stieg der Manneszorn in ihm hoch. Mit hartem Griff packte er sie bei den Handgelenken, daß das Tuch auf die Erde fiel, und sagte rauh: „Laß mich in Ruh! Kinderkram mach ich nicht mit!“ Dann warf er die quiekenden Ferkel auf den Wagen und fuhr zornig davon, hörte noch, wie Krohn seiner Tochter zurief: „Merkst du den Griff? Das war einer von den starken Godenraths.“ Seinem Vater sagte er, daß er mit seinem Vorschlage einverstanden sei.

Dieser stand froh von seiner Wandbank auf. „Junge, nun wirst du ja doch noch vernünftig. In acht Tagen machen wir die Geschichte dicht. Du fährst mit, brauchst aber nichts zu tun. Verlaß dich auf mich.“

Das gedachte Christian denn auch völlig zu tun, als sie am nächsten Sonntag nach Beidenbrück fuhren. Bis zum Sonntag hatten sie natürlich warten müssen. Am Werktag gehört der Bauer hinter den Pflug. „Na, wollt Ihr heute wieder Ferkel kaufen,“ lachte gröhlend der alte Krohn. Er hatte den Wagen auf den Hof kommen sehen und trat in Hemdsärmeln aus der Tür.

„Ja, deswegen sind wir gekommen“ bestätigte pfiffig Johann Godenrath. „Stimmt's nicht, Christian?“ Dann sagte er zu Krohn: „Ich will mit dir den Preis abmachen. Davon braucht Christian nichts zu wissen. Komm!“

Christian mußte draußen bei den Pferden bleiben. Er klopfte den Pferden die Hälse und wagte nicht, sich umzusehen. Meilenweit wünschte er sich weg. Hinter ihm waren Fenster; hinter den Scheiben waren Leute. Es war ihm sehr leid, mitgekommen zu sein. Mochte der Vater heiraten. Das war immer noch nicht so schlimm, als wenn er sich auf einem fremden Hof bis ins Innerste seiner Seele schämen mußte.

Über die Köpfe der Pferde hinweg sah er am Knick neben einer Kuhherde nur wenige hundert Schritt entfernt — etwas Weißes schimmern. Die Dirn vom vorigen Sonntag hatte eine weiße Bluse getragen.

Da geschah das Merkwürdige. Christian wurde flüchtig. Ohne einen Blick auf das Haus zu werfen, ließ er die Pferde im Stich und stapfte bedächtig den Ackerweg hinauf. Nimmer ist er sich darüber klar geworden, woher er den Mut zu dieser Tat genommen hat.

Es war wirklich Regine Krohn. Ihrem jüngeren Bruder zu Gefallen sah sie bis zum Kaffee nach den Kühen. Sie war eine Bauerntochter, und darum war Furcht ihr fremd, als sie einen unbekannten Menschen über die Weide kommen sah. Sie hatte ja auch den Hütehund in der Nähe.

Und dann war der Ankommende plötzlich der ungehobelte junge Sünnenbauer, der ihr vor acht Tagen so erbärmlich die Handgelenke gedrückt hatte.

„Du kennst mich wohl nicht wieder?" „O doch! Meine Arme tun mir noch weh!"

Er schien die Antwort als Einladung zu deuten. Mit einem verlegenen Räuspern setzte er sich neben sie. Ob sie ihm für seine Ungezogenheit einen gehörigen Schlag in den Nacken gab? Aber er hatte gar zu ungefüge Fäuste am Leib. Und sie war auch ein wenig neugierig, was nun geschehen werde.

Ja, zunächst — geschah gar nichts. Er spielte mit der Peitsche und druckste vor sich hin. Endlich brachte er die Zähne auseinander.

„Eure Kühe sehen gut aus." — „Ja." — „Unsere nicht." — „Dann habt Ihr nicht gut gefüttert." — „Bei uns fehlt die Frau im Hause." — „Dann nimm dir eine. Du bist alt genug." — „Ich weiß nicht, ob sie hingeht nach dem Sünnenhof." — „Das wird sie schon. Warum sollte sie nicht?" — „Dirn, meinst du das wirklich?"

Auf sprang er, langte mit seinen Tatzen nach ihrer Hand und schüttelte und preßte sie, daß dagegen das Anfassen am vorigen Sonntag ein Streicheln gewesen war. Er riß sie mit in die Höhe und sagte ihr, daß sie es zeitlebens gut haben solle.

Nichts von seinem Gebahren begriff sie. Bis sie in seine Kinderaugen sah. Da freilich wußte sie Bescheid. Sie wollte er auf den Sünnenhof haben, seine Frau sollte sie werden. Aber das ging nicht so einfach. Er hatte sie noch gar nicht gefragt, ob sie überhaupt wollte. Aber warum sagte sie nicht: „Nein, ich will nicht?" War seine bäuerische Kraft daran schuld? Oder sein gutmütiger, unbeholfener Blick? Mochte sie sein Freuen nicht stören?

Sie wußte rein gar nichts. Mit einem wunderlich fremden Gefühl ging sie schnell dem Hause zu. Er blieb an ihrer Seite und sagte, daß sein Vater auch mitgekommen sei, aber der hätte ruhig im Hause bleiben können. Und dann knallte er überlaut mit der Peitsche und schluckte und jagte den Hund zurück, daß er auf die Kühe passen solle.

Sie hatten schon fast die Dorfstraße erreicht, als er erschreckt sagte: „Ich weiß noch nicht, wie du heißt." — „Regine." — Herrgott sie wußte seinen Vornamen auch noch nicht. „Und du?" — „Tag für Tag Christian."

Aber nun wollte ihr wirklich der Herzschlag aussetzen, denn sie erkannte, daß ihre Frage so gut wie ein gültiges Ja gewesen war. Ging das, daß sie die Frau eines Menschen wurde, den sie nur ein paar Mal gesehen hatte? Er war ja ein schierer, glatter Kerl, aber genügte das fürs Leben? Doch schließlich wurde das Heiraten Zeit für sie, und es kam nicht jeden Tag ein Bauer daher. Wenn sie nicht zugriff, blieb sie womöglich auf des Vaters Stelle als ewige Magd hängen.

Unschlüssig, schob sie sich hinter Christian in die Tür. Da fing auch schon Johann Godenrath an: „Es ist gut, daß du kommst, Dirn. Wir haben eben von dir gesprochen —"

„Laß nur, Vater, Re—" Christian stolperte über den ungewohnten Namen, „Regine kommt zu uns, wir haben das schon besprochen."

Fast geriet Johann Godenrath über die Hinterhältigkeit seines Sohnes in einen ehrlichen Zorn. „Dann möchte ich nur wissen, was ich hier noch soll." „Mit uns anstoßen," sagte der alte Krohn und rollte bald ein Faß mit selbstgebrautem Bier in die Stube. Das tat Johann Godenrath auch ausgiebig, aber noch auf der Heimfahrt wurmte ihn Christians Eigenmächtigkeit. „Meinetwegen könnt Ihr gleich die Stelle kriegen. Du kannst ja nun ohne mich fertig werden."

In seinem Schelten war auch eine leise Befriedigung. Doch davon hörte Christian nichts.

Regine Krohn ging am nächsten Tage zum Melken aufs Feld. Und weil sie noch ein Weilchen warten mußte und gar nichts weiter zu tun hatte, schlenderte sie wieder nach der Stelle, wo sie gestern gesessen hatte. An der Knickböschung lag ein rot und weiß gewürfeltes Taschentuch. Christian mußte es gestern vergessen haben. Er hatte es gebraucht, als ihm bei dem langen Schweigen der Schweiß ausgebrochen war. In der Aufregung hatte er es liegen lassen. Sie nahm es mit nach Hause und bewahrte es auf. Eigentlich ohne Absicht. Aber als dann die Zeit bis zur Hochzeit herum war — Christian hatte schließlich schon jeden Abend den Weg nach Beidenbrück unter die Beine genommen — legte sie das Tuch mit in den Leinenkoffer. Hier war es in den nächsten Jahrzehnten liegen geblieben. —

Fast feierlich war Mutter Godenrath zumute. Als ob sie in der Beidenbrücker Kirche säße und hörte vom Altar her des Pastors ruhig eindringliche Stimme: „Nehmet hin und trinket." —

Wenn sie Christian auch kaum länger als ein halbes Dutzend von Jahren gehabt hatte, so hatten sie sich doch immer gut vertragen. Und das war die Hauptsache. Was sollte man denn noch mehr von einer Ehe erwarten. —

Hartes versank. Das Morgen quälte nicht mehr. In wohliger Mattigkeit fielen die Augen zu.

Regine Godenrath hätte keinen Grund für den friedevollen Schluß des Tages angeben können. Sie wußte nicht, daß das Leben Weihestunden verschenkt, in denen die Menschen vor dem Altar der Jugend knieen, wo Gehetzte, Müde sich erquicken an einem tröstenden „Nehmet hin und trinket —"

Bei ihr hatten Arbeit und Ducken und Grübeln sich vor dies Wissen gestellt.

Willy Harms.

## De Lehnschultenhof.

Dat was ein grotes Dörp, un dat was ok, as sick dat von buten tau anlet, ein rikes Dörp, wo de leiw Gott nu up tau kamm; wenn dat nich all Lehnburn wäsen deden, Vullburn wiren dat, dat kunn jeder up 'n ihrsten Blick seihn, de dor wat von verstünn. Dor wiren de richtigen duwwelten Pirdköpp an de Buttenns von de affschregten Strohdäcker baben, un stats de Schosteins satten dor Adebors-nester up, up weck jo woll drei Stück. De oll dumm Reigenwirtschaft was dor noch; man so gaud, as sick bi de oll Reigenwirtschaft wirtschaften let, würd dor jo woll wirtschaft! Dat Dörp lagg up 'n Hümpel tausamen, oewer doch nich so drang, dat einen de Pust knapp warden künn, wenn hei dor dörch güng. Kihren un wennen kunn 'n sick dor in 'n Groten un in 'n Lütten, ahn sick de Schänen un Ellbagen blaudrünstig tau stöten un ahn sick enanner de Assen aftauführen. Platz was dor för Mann un Veih. De meßten dor jo woll all tau gliker Tid up de enzelten Städen de Stallungen af un führten tau gliker Tid Meß nah 'n Wendacker. Ivenackers wiren dat nich, de vier Brunen vör den einen Meßwagen dor, de dor grad von de ein Hofwehr runnerkamm, man de oll richtige Meckelborger Rass' was dat. All söß Fusten hoch, starknakig un vullkantig, kein preußsche Katten un kein hollsteinsch Rammschnuten nich. Künnen de oewer en vull Fäuder Meß von de Städ bringen! Un de Lüd dor, dat was jo woll ok noch de richtig oll Meckelborger Slag, von de Vorwinen ehr Tid her, Wetter noch mal tau, wat för forsche Kirls, all söß Faut hoch un drüddhalben Faut mang de Schullern, all mit hellblage Ogen un flaßgälen Poll, all dat richtige tageschen Holt! Un de Frugens-

lüd, de dor mit hantierten, ſegen de oewer all grall und prall un ſtramm un ſmuck ut, paßten de oewer as de Stülp tau den Grapen, blänkert de ehr Flaßhor achter unner ehr dreiſtückten Mützen dick un vull ruter in de helle Sünn, hadden de einmal witte Tähnen un ſchelmſche Ogen in den Kopp ünner de ſaubern Branen un oewer de appelroden Backen, dat ſallſt du hebben, wenn du orig büſt! Un Ordnung un Fräden was dor jo woll ok in dat Dörp un gaude Nahwerſchaft; de Dierns lachten ſick ſo väl bi dat Meßupſlahn, un de ſture Burſoehn, de dor mit dat ſwore Fäuder Meß vör den leiwen Gott upführen ded, de fläut ſo 'n hell Stückſchen ſo luſtig oewer ſin Tungenſpitz weg, as einer man fläuten kann, den dat Hart nich weih deit, de Mag in ſinen ganzen Läben noch kein Weihdag makt un de Kopp ſick inwennig noch kein Queſen ranner ſimuliert hett.

John Brinckman.

## De Buer.

Dor liggt min Hoff, dor ſtahn min Pier',
de Käuh gahn noch in de Koppel,
de Auſt is drög in de Schünen ſtakt,
un de Wind weiht oewer de Stoppel.

Bald kümmt de Winter, de Döſchers döſcht
ehren Dreitakt all tidig an'n Morgen.
Denn mag dat ſtörmen un rägen un ſnien,
mi möckt dat kein Bang nich un Sorgen.

Doch bit ick den Hoff ſo wit heff brächt,
dat wir en wrukkig Läwen.
Kik her, min Hänn'! un de Puckel ſo krumm!
Dor ſteiht min Hoff up ſchräwen.

Heinrich Krüger.

## Vom Sterben.

Dei Harwſttid is 'ne ſchöne Tid. Wenn dei Appel gäl un rod von dei Böm ſchinen, dei blagen Plummen un dei Windruben taun Anbiten locken, wenn dei Tüffelrackers den gollen Segen, dei von baben dei Jrd all tau Fack bröcht is, ut dei Jrd' buſſeln un dei ni Saat ehr Köppſchen rod un gräun ut den brunen Acker ſteckt un dei Daudruppen doran glitzern as blitzblanke Ogen — dat is woll ſchön. Un den Jäger ſin Flint knallt luſtig oewer 't Feld, un dei Häuhner fallen — klick, klack! — un Muſche Haſ' ſchütt koppheſter un — „kannſt du wohl das Ende raten? Morgen gibt es Haſenbraten!"

Harwſttid — ſchöne Tid — Auſttid!

Oewer dei Harwſt is lang. Dei ſchönen Dag' gahn tau Enn. Rägen ſiſſelt von 'n Häben, Dag üm Dag un Nacht üm Nacht, un makt Acker un Weg' tau Plamp. Dei Novembernäwel leggen ſick dick un ſwer as 'ne grot griſ' Deck oewer Dörp un Feld un Wiſch. Dei Kraunen trecken hoch in'e Luft. Gigack — gigack! ſchrigen dei Gäuſ. Dei Boem hebben ehr wunnerbunt Kled uttreckt un ſünd ſlapen gahn. Tidig ward 't düſter. Dei Mann treckt dei natten Stäwel von 'e Bein. Still et hei ſin Abendbrot, ſett 't ſick in dei Abeneck un rokt ſin Pip. „Kumm, Mudder, wi gahn tau Bedd!"

Harwſttid — düſter Tid — Slapenstid!

Ha — pſch! Ha — pſch! Ahn Snuppen is keiner. Dei koll Dak un dei natten Bein bringen em. Un allerhand anners. Slimmeres! Dat kröcht un quücht un hauſt 't allerwägens. Fledertee un Kamellentee ward kakt. Slaplos för männig einen ſlickt dei Nacht dorhen, lang un ſwart. In 'n Appelbom röppt dei Ul: „Kumm mit! Kumm mit!" Dei Kraunen ſchrigen heiſch. Swer un dakig trekt dei Morgen rup. „Nahwerſch, wur geiht 't bi di?" — „Schſcht! Slicht! 'T geiht tau Enn!" — „Ja, ja, dei Novembermand! Js 'ne ſlimme Tid för oll Lüd' un Kinner!"

Harwſttid — harwe Tid — Starbenstid!

*

Dei Dod geiht reihüm. Hei kümmt tau oll Lüd' un jung' Lüd' un Kinner, tau Krank un Geſunn', tau Swack un Stark. Hei verſchont nüms, wat Minſch heit. Blot verſchieden kümmt hei. Tau einen as Fründ mit liſen Tritt un irnſt Geſicht, un ſin knoekern, koll Hand ſtrakt as 'ne Kinnerpatſch; tau den annern borig un peldautzig un ritt em glupſch achter oewer; den drüdden tickt hei heimtückſch an, ganz ſtill von achtertau, un in 'n Widergahn kickt hei oewer dei klapperig Schuller trügg, blekt dei Tähnen un lacht gnittſchäwſch: „Zappel du man — wehr di man — nah kümmſt du mi doch!" — Hei kümmt in 'n ſwarten Mantel un in 'n witten un in 'n roden. Den ſtött hei in 't Wader, den in 't Füer, un den ſmitt hei baben ut dei Wulken up dei Jrd.

Woll den, bi den hei faſt taugrippt, wenn hei kümmt, un lett em blot noch ſo väl Tid, dat hei ſin letzt Vaterunſ' beden un ſin Hus beſtellen kann. Denn dörft hei em folgen ahn Murren un Bang'.

Wilhelm Zierow.

## Treckfidel.

Allens is vergäten,
wat mi dags hett quält,
wenn unſ Nahwer 's abens
ſin Treckfidel ſpält.

Muſing ſtill is worden
Dörp un Hoff un Hus;
hen un her in 'n Schummern
ſchütt de Fledermus.

Ok de Sünn güng ſlapen,
ut de Wiſch ſtiggt Dak;
ſachten treckt de Käuhlung
oewer Feld un Brak.

Un mi is ſo ſelig,
as wenn nicks mi fählt,
wenn unſ Nahwer 's abens
ſin Treckfidel ſpält.

Ernſt Hamann.

## Palmſünndag.

Dat wir Palmſünndagmorgen, un vör den Nigen-Krambſer Kraug dor höllen de Wagens, as ſüll tau Nigen-Krambs hüt Johrmark ſin, ſo höllen ſei dor, un Mudder Lohſen, wat de Kräugerſch wir, hadd hüt all ehr Stuwen bött, denn an 'n Palmſünndag, dat wüßt ſei all ut all de Johren, denn würd ehr männigmal de Platz gor knapp, ſo as an deſen Dag de Lüd tau Kirch kemen.

Sei ſülwen wull hüt ok hen; dat paßte ehr grad nich taun beſten, oewer Dürten Blanck, den Schauſter ſin Öllſt, würd hüt inſägent, un dat künn ſ' nu de Diern doch nich tau leden dauhn, dat ſei denn fählen ded.

„Stine", ſäd ſei tau de Grotdiern, de ehr en bäten bi ehren Antog hülp, „wat glöwſt Du, ſüll Schauſters Mudder woll ſo vernünftig ſin un de Diern twei Hemde antrecken laten?" — „Je", ſäd Stine, „Frug, ick weit nich mal!" — „Dat ſegg ick ok, Stine! Bi Schauſters Mudder is dat all nich tau weiten! En anner Minſch weit gor nich, wat hei daun ſall un wat hei ſick up 'n Liw teihn ſall bi de Küll, oewer Schauſters Mudder? Dei willen de verdammten Stadtmoden ümmer noch nich ut den Kopp!" Mitdewil wir ſei mit ehren Staat ok farig. „Stine", ſäd ſei noch in 'n Afgahn, „von den Kalwerbraden weitſt jo Beſcheid. Lat em ok jo un jo nich anbrennen!" — „Jh, wo ward ick, Frug!" ſäd Stine un güng heroewer nah de Koek. Dei, üm dei ehrentwegen de Nigen-Krambſer Kraug an deſen Palmſünndagmorgen kein Kräugerſch hadd, Dürten Blanck, ſtünn wildeß mit ehren Vadder in de lütte Vörſtuw von dat Schauſterhus, un 't wir nich nödig wäſt, dat Mudder Lohſen ſick üm ehr Ünnertüg bekümmert hadd. Ja, wenn 't nah ehr gahn wir, nah de Schauſterfru! Dei wir ehr Dürten, ſo rank un ſlank ſei wir, likerſt ümmer noch nich dünn naug; ſon junges Mäten, ſäd ſ', wo künn ſick dei woll vör de Tid all tau 'ne Dranktunn maken? Oewer hei, de Schauſter, wenn hei ok ſüs meindag nich vel ſäd, hüt hadd hei ſeggt, wo 't ſüll, un Warmnis,

säd 'e, up 'n Liw müßt' sin, un mit Dürten ehre langen Zöpp, dat güng hüt ok nich, hüt müßt dat Hor in 'n Dutt bunnen warden, dat hürte sick nu einmal so von wegen de Lüd un 't wir so Mod' hier, süssen för unsen Herrgott wir 't ganz egal, wenn binnen man allens in Ordnung wir, wenn 't Hart man wir, as 't müßt; dit wir en heiligen Dag hüt, dat süll sin Dochter nich vergäten!

Nu hadd denn Dürten ehren Vadder sinen Rat ok folgt un stünn noch bi em in de Stuw', un Schauster Blanck hadd ehre Hand fat't un spröt tau ehr so iernst un indringlich un so von Harten, — ehr lepen ümmer de Tranen piplings de Backen dal: ne, ne, sei wull 't ok nich, sei wull ok hüt nicks seihn von all dat anner, sei wull blot dorup hüren, wat de Paster säd, un wull blot doran denken, dat sei ok würdig 'ranneträden künn an Gottes Disch.

Dunn kem ok Mudder mit de Lütten ut de Kamer, un Schauster Blanck treg sick den Sünndagsrock von 'n Nagel, den hadd hei sick vermorrntau ok all utkloppt un set'te sick den hogen Haut up: „Nu kamt man", säd hei un güng vöran ut de Dör, „'t ward Tid!"

Un dor tögen sei hen, un Dürten in ehr swart Kled un in bloten Horen, so as sei hüt tau Kirch güng, drög ehr Gesangbauk vör sick un hadd 't mit beide Hänn'n anfat't, dat witte Taschendauk doroewer, un kek nich rechtsch un kek nich linksch, un wer dor süs noch güng, dat seg sei nich, un wer dor süs noch spröt, dat hürt sei nich, un klüngen nu ok nich mihr de Klocken baben von den Torn, in ehr klüngen noch de Würd von ehren Vadder, de hei vörn bäten tau ehr spraken hadd.

Wer sei so anseg, de Schausterlüd, wo sei dei Strat langgüngen — tau kennen wir 't nich, dat dat Öllern mit ehr Kinner wiren. De Schauster wir en groten, starken Kirl, man blot hei güng so duknackt, un in dei Schullern wir hei scheiw: de linke Schuller güng em bet an 't Uhr herup, de anner hüng em so an 'n Liw hendal, as wenn hei dor en Hunnertspundsgewicht an drög. Un wir de Schauster scheiw, denn hadd sin Fru en Puckel, un wat sei sick ok all up 'n Liw teihn müggt', den Puckel bröcht s' nich weg, un wat sei ok för hoge Hacken drög, dat let ehr likerst lit lütt un knennlich.

Wir dat tau glöwen, dat von dese Öllern dese' Kinner stammten? Kein einzigst scheiw, kein pucklig, un Dürten, as sei so bi ehren Vadder güng, dat wir, as wenn 'ne junge slanke Dann mit so en ollen scheiwen Eikbom hadd dat Lopen krägen.

As nu de Schausterlüd up 'n Kirchhof wiren, stünn dor noch allens buten Kopp bi Kopp; sei oewer güngen furtsen rinne in de Kirch, un Dürten güng de Kirch tau Enn bet ganz nah vörn, de Schauster oewer tröck sin Fru nah achter, un hinnen, ganz hinnen, binah all middwarts ünner 't Ördelchor, dor sett'ten sei sick dal, ein jeder up sin Sid un mit de Gören, de em bikemen; denn dat Manns- un Frugenslüd tausamsitten in de Kirch, is up 'n Lann' kein Mod nich. Noch wir dat in de Kirch ganz still, dunn oewerst tred de Paster in, un in den Ogenblick süng ok de Ördel an tau spälen, un dat würd ein Gesus' un ein Gebrus', as wenn de Storm ut alle Lungen pust, denn Köster Dreiws hadd kein Register sport, dat Ziems, de Belgenpedder, in hellen Sweit kem.

Dei oewerst wir ok sacht de einzigst, den dit passieren künn un ok man blot solang', as sungen würd, denn Mudder Lohsen hadd dat jo vörherseihn — dat wir 'ne Küll hüt in de Kirch, de Seel in 'n Liw kröp einen tausam, un as nu mitdewil de Kirch sick füllt hadd un Schausters Mudder up ehre Sid so vör sick hen kek, dunn seg sei doch, wo oewerall de Frugenslüd bi 't Singen de Aten in de Höcht steg, dat sei sick noch so ehr Gedanken makte, worüm dat blot woll in de Welt so inricht wir, dat grad' Palmsünndag de Kinner müßten konfermiert warden; wir

dat nich bäter nahſt in 'n Sommer, wenn 't warmer wir? Sei kek ok roewer nah de Mannslüd' ehre Sid, dor wir 't genau datſülwige, un as ſei noch ſo kek, ſo ſeg ſei von de Knechts weck, de hadden ſick de Hor ſo dägern infett't un ok de Uhren noch mit fat't krägen, de bländerten von achtertau, as wenn en Smolt-appel grad ut 'n Smolt 'rutkümmt, un wat den Möller ſin Pungenführer wir, den wiren de Uhren ok noch ſo afplaſtert, as hadd all einer 'n bäten gnabbert an de Appel — 't wir oewer blot de Froſt, hei hadd ſinleder's Winter ümmer Froſt hadd in de Uhren — ne! dacht Fru Blancken, wo is dat einmal doch up 'n Lann'! As ick inſägent würd tau Krakow — ach, Krakow! wennehr kam ick mal wedder eins nah Krakow!

De Schauſter wildeß höll ſick nich up mit Kiken: hei hadd den Kopp ſo anleggt an ſin linke Schuller un ſüng andächtig ſinen Geſang, un wenn hei doch mal kiken würd, denn wir dat nah ſin Dochter, wo ſei dor ſtill un ſinnig ſet vörn bi 't Altor, dor hadden hüt de Kunfermanden ehr eigen Bänken, twei up jeder Sid, un Dürten up de Dierns ehr Sid ſet babenan.

Dunn güng de Paſter in 't Altor, un nahſten ſteg hei up de Kanzel un predigte von Chriſti Intog in Jeruſalem un wo de Lüd' ehr Kleder henbreidt hadden un Twig' up ſinen Weg ſtreut un Hoſiannah ſchrigt, Hoſiannah in der Höhe! Dat wir ok gor tau hübſch, ſo as de Paſter hüt den Text utdüd'te — hei wir en Kirl in ſine beſten Johren un hadd dortau 'ne ſchöne Uträd' — un as hei nu tauletzt ok von de „jungen Chriſten" ſäd, de hüt tau'm irſtenmal Leib Chriſti äten ſüllen, un ſäd, nu ſüll ok de Gemein man bäden, dat ſei denn ok man Twig' prat hadden för unſen Herrn Jeſus, in ehren Harten nämlich, dat hei dor bi ehr intrecken künn un dorin wahnen ehr Lebelang — dunn flurrerte dat doch unſen Schauſter Blanck ſo vör de Ogen, as hei nah ſine Dochter kek, de ſet ſo ſtilling dor un kek ſo vör ſick dal in ehren Schot un ok ſogor de Schauſterfru up ehre Sid nehm dunn ehr Taſchendauk tauhöcht, dat höll ſei ſick för alle Fälle prat, denn, dacht ſei ſo bi ſick, ſei wir dat Herrn Paſturn doch ſchüllig, dat hei dat ſeg, wo ehr ſin Prädigt hüt tau Harten güng; wenn ſ e i nich rohren wull — ſei hadd en Kind dorbi — wer ſüll 't denn dauhn?

De Prädigt wir vörbi, de Slußvers von den Hauptgeſang wir ſungen, dunn güng de Paſter wedder in 't Altor un winkte ſick de Kinner neger 'ranne, indem dat ſei nu vör verſammelte Gemein ehren Glowen bekennen ſüllen, tauihrſt de Jungs.

De wüßten ok ehr Lex ſowid, man ſchad', dor wir nicks von tau verſtahn! Dat güng, as wenn de Wecker an de Klock uptreckt is; is dei ihrſt' rin in 't Lopen, denn is kein Upholten nich, denn löppt hei ok ſo lang, bet em de Puſt rein all' is. Na, wat de Buern un Daglöhners wiren in de Kirch, de kennten dat nich bäter un hadden 't ſülwſt ſo makt as Jungs, blot Herr Baron, de ok mit in de Kirch wir, de würd ſo upſtahn in ſinen Stauhl un ſick ſo ut den Stauhl rutlähnen un ſick de Hand ſo an dat Uhr leggen, dormit dat hei woll bäter hüren wull, oewer bi alledem, wenn hei nich ſülwen noch ſinen Katechismus wüßt, hier künn hei 'n ok denn nich mihr lihren.

Nu oewer kemen de Dierns an de Reig, un as nu Dürten Blanck ſo dorſtünn ganz babenan un en gauden Kopp gröter as de annern, dunn würd dat furtſen ein Gekik: „Wer 's dat?" ſäd Buer Reihls ut Hinrichshagen tau ſinen Nahwer; „is dat de Schauſterdirn?" „So is 't", ſäd dei, un Reihls ſchüdd'te mit den Kopp — hei hadd dor ok 'ne Dochter tüſchen —: Wat ſöll den Preiſter in? Hadd hei nich ſacht 'ne anner ſinnen künnt as öbberſt?

Alle Lüd' keken up de Diern: wo let ehr dat hüt einmal annershaftig. Sei kennten ehr ſüs ſo, dat ſei in einen Lachen wir un ehr de langen Flechten

achter up 'n Puckel danzten, indem dat sei mindag nich stillstahn künn — hüt hadd sei all' ehr Hor tauhöchten bunnen un hadd 't jo woll man knapp noch fast krigen künnt up ehren Kopp, un seg so wiß ut un so eben, dat wir binah, as wenn s' dat gornich wir; oewer laten ded ehr dat ok so! Ok Herr Baron bögt sick wedder ut sinen Stauhl un kreg sick sin Lornjett ut de Tasch un sett'te sick de Lornjett up, un as de Paster ehr bi Namen raupen würd: „Dorothea Blanck, wie lautet der christliche Glaube?" — dunn klüng 'ne Stimm lud hen dörch de Kirch, so klar, so säut, as wenn up 'n Fell'n de Lewark fläut't, un wir so düdlich tau verstahn ein jeder Wurd, dat wir 'ne Lust, dat Buer Neihls sogor still in den Bort rinbrummte: „Wo hett dat Kroetending dat her? Ne, so kann min' ehr nich!" As dat Examen vörbi wir, künn denn jo nu dat Kunfermieren losgahn, un as de Kinner all' de Reig nah rannerträden müßten an 't Altor un ehr de Paster fragen ded, wat sei bi desen Glowen, den sei bekannt hadden, ok bliwen wullen ehr Lebelang, dunn säden sei all ok ja, un Dürten Blanck ehr Ja, dat klüng ditmal so lis', so lis', as wenn en sinen, sinen Klockenton dörch de Kirch hentög, un as de Preister ehr dunn sägen ded un ehr de Hand up 'n Kopp läd, dat wir, as wenn de Hand versacken süll in all' dat Hor, un so en Bäwer flög dörch ehre Glieder, dat Mudder Lohsen innerlich so schellen würd: richtig hadd doch de Ollsch de Diern nicks Warms up 'n Liw' tagen!

Dun kreg de Paster sick den Kelch taurecht un de Oblaten un gew de jungen Christen, as hei ehr näumt hadd, dat heilig Abendmahl, wildeß de Köster lising up de Ördel spälte; för ditmal künn oll Ziems gaud mit.

De heilig Handlung wir vöroewer, de Kinner güngen wedder nah ehren Platz, un nu tau'n ihrstenmal let Dürten Blanck ehr Ogen dörch de Kirch hengahn, un as sei so verluren von einen taun annern kek, up einmal kek s' in ein por Ogen rin ganz achter in de Kirch, de lüchten so besonders, un as sei recht tausig, wen woll de Ogen hürten, dunn wir 't ehr eigen Badder. Sei kek ok nah ehr Mudder, de oewer snöw sick grad' de Näs' ut.

De Kirch wir ut, un buten vör de Kirchendör stünn Schauster Blanck mit Fru un Kinner un luerte up Dürten, un männigein von sin Bekann'n kem an em ranne un säd Gu'n Dag, un einer, dat wir sin Nahwer, Daglöhner Kort, de säd: „Blanck," säd' e „din Diern, din Dürten, dat lat man gaud sin, tau'm besten hett sei 't makt."

De Schauster ded, as hürt' hei nicks; sei oewer, wat sin Fru wir, de dreihte doch bi dese Würd mit ehren Kopp, as wir s' en Pagelun, so let ehr dat, un as nu Dürten denn ok kem, dunn lep sei driwens up ehr tau un kreg de Diern tau hollen un gew vör alle Lüd ehr sichtlichen Ogen ehr furts en Kuß, dat smirkste orndlich.

Sowat wir süs nich Mod tau Nigen-Krambs, un Dürten wir dat sacht nicht mit, oewer wat wull sei maken? Sei gew ehren Badder blot de Hand, un as sei ehren lütten Brauder gewohr würd, Hanne heit hei, dat wir so 'n Snappsnut un hadd gewöhnlichhen 'ne Lücht utstäken bi helligen Dag, nochtau hüt bi de Küll, un seg so blag ut un verfruren, dunn bögte sei sick tau em dal un kreg ehr Taschendauk tau faten un wischte em de Näs': „O Hanne" säd sei, „wat ne Näs'!" „Ja", säden weck, de dit mit anseihn hadden, „dei ward Fru Pasturin passen! So 'n Kinnermäten, as Dürten Blanck, sall s' noch ihrst säuken!"

So drad de Schausterlüd' hüt von de Kirch tau Hus wiren, bünn Schausters Mudder six de Koekenschört sick vör; sei hadd ehr beten Äten all den Dag vörher in'n vörut kakt un wull dat nu man rasching warm maken. Noch oewer hadd sei nich mal Füer anbött, wer kümmt dunn tau ehr in de Koek? Stine, dat Kraugmäten! un dreggt en grot Präsentierbredd, dor is 'ne witte Sawgett oewerdeckt. „Un Mudder Lohsen," füng Stine an, „schickt Dürten desen Kalwerbraden, un

Dürten ſüll em ſick man gaud ſmecken laten un ok de annern wat von afgäwen, un wenn Mudder Lohſen nahſt ehr Og vull nahmen hadd, wat Dürten denn hüt nahmiddag nich mal eins rümme kamen wull?“

Kinners un Lüd', de Schauſterfru, as Stine mit ehren Satz tau Enn wir, wüßt gor nich, wat ſei ſeggen ſüll! Halw wir ehr dat nich mit: wat? ſüll ſ' nu all gor von frömd Lüd ſick ſatt maken laten? — oewer wenn ſei denn ſo up dat Präſentierbredd ſeg, wat wir dat einmal för en prachtvullen Kalwerbraden un wat för 'n Duft, dat würd ehr orndlich in de Näſ' as Kriwweln! Sei dacht an Krakow; ja grad ſo 'n Kalwerbraden, blot lang ſo grot nich un nich half ſo brun. — Dat Kalw wir woll noch'n bäten nüchtern wäſt — ſüs oewer likſterwelt ſo 'n Kalwerbraden hadd ſei tau Krakow in ehr Öllern Huſ' mal äten: „Stine,“ ſäd ſei tau dat Mäten, „denn ſeggen S' man Fru Lohſen, min Dürten let ſick ok väl, välmals bedanken, un ſo drad dat an de Tid wir, denn kem ſei rümme!“ Un ſei ſprüng rinne in de Stuw un rep den Schauſter un de Kinner rut, de ſtünnen dunn alltauhopen in de Koek un wunnerwarkten un hadden doch eigentlich Mudder Lohſen kennen ſüllt! Denn Mudder Lohſen ſtammte ut en oll Hollännerhus un hadd ehrleder ümmer ut 'n Bullen wirtſchaft't: wo künn 't ehr denn up ſo 'n lütt Kalwerkül woll ankamen?

De Inſägnung von ſin Kinner is för den lütten Mann en wichtigen Dag, väl wichtiger as för de vörnähmen Lüd! De ſchicken ehr Jungs un Dierns nahſt noch wider in de Schaul un warden dat dorüm gor nich ſo gewohr, den lütten Mann ſin Kind oewer, ſo drad' dat inſägent is, möt furts verdeinen, un öfters wenn ſo 'n Jung Palmſünndag abend ſinen ſwarten Rock in 't Schapp hängt hett, den Mandag geiht 't all rinne in den Kauhhierdskittel, un tau Beſinnung kümmt hei gor nich wider. Likerſt oewer is de Kinner dor gewöhnlich nicks bi weg, ih ne, ſei freuen ſick, dat ſ' nu ut de Schaul ſünd, un Jungs, de knapp mal oewer 'n Diſch weg kiken koenen, Palmſünndag nahmiddag, denn hewwen ſ' ehren Stummel in de Mund un lopen den Schaulmeiſter dormit ünner de Ogen: Süh, wat de Kirl ſick nu woll argert! Verläden Woch hett hei mi noch den Puckel beſeihn, un nu hett hei mi 'n Quark mihr tau befählen!

Von deſ' Ort wir nu oewer Schauſters Dürten nich. Ja, in Deinſt müßt' ſei ok, den Dag nah Oſtern ſüll ſei taugahn bi Fru Paſtorin, un 't wir ehr ok in eine Henſicht leiw, dat ſei ſick nu all ſülwſt en lütten Schilling verdeinen künn. Oewer as ſei 's nahmiddags bi Mudder Lohſen wäſt wir un ſick bedankt hadd för den Kalwerbraden, wat Mudder Lohſen ok ſäd: „Ach, Diern, du droehnſt. Lat doch dat Droehnen!“ dunn güng ſei furts ok rüm nah Köſter Dreiws, dat ſei ſick ok bi den bedanken wull för alle Laſt un Mäuh, de ſei em makt hadd.

Felix Stillfried.

## Hochtid.

Fleudus un Fiedel un, juchhei!
Klarnett, juchhei! un Baß, —
dat geiht för dull hüt, heidildei!
Un vull is Kros un Glas.
Schultvader, de wull wedder fri'n,
de frigt den Wäwer ſin Karlin —
Juchhei, juchhei un hopſaſa!
Un heidilditſchen dallala!

Dat geiht nu dull un vull dree Dag',
all wat dat Ledder höllt;
un wen dat afhöllt, de is tag,
un wen nich ſteiht, de föllt.

Den Schulten düſt in 'n Kopp dat ſo, —
Karlin de danzt noch ümmerto . . .
Juchhei, juchhei un hopſaſa!
Un heidilditſchen dallala!

Noch is keen twintig Johr Karlin,
Smuck is ſ' un ſtramm as keen;
de Schult de künn ehr Vader ſin
un is man ſwack to Been.
Na, he hett allens ſüs för twee,
un wat em fählt, — na, dat hett ſe . . .
Juchhei, juchhei un hopſaſa!
Un heidilditſchen dallala!

Wat plirt ji all so hen nah ehr,
wat kloetert ji dor all
un tüschelt hen un tüschelt her —
ach, Dierns! wäst doch nich mall!
Wenn 't klappert, gaht man hen to Haw'!
Karlin, de sitt denn achter 'n Aw . . .
Juchhei, juchhei un hopsasa!
Un heidilditschen dallala!

Un wenn ji nahst jug Kawels hackt,
int Fack staht, Meß upslaht, —
liggt in ehr Armstohl se un snackt
mit Köster un Kandat;
Muschüken stippt s' tüm Koffee in,
un nahst kümmt de Inspekter rin . . .
Juchhei, juchhei un hopsasa!
Un heidilditschen dallala!

Wen weet, wu lang de Schult dat makt,
he hett Water inne Bost, —
mit wen sin Wittfru denn sick strakt,
denn söcht s' sacht bäter Kost,
denn söcht s' den smucksten Kirl sick ut
un ward noch eens 'ne lustig Brut, —
Juchhei, juchhei un hopsasa!
Un heidilditschen dallala!

John Brinckman.

## Hawjungs.

Wat sünd Hawjungs? Hawjungs sünd Slüngels, alltausamen sünd sei entsamtige, driwwtige Slüngels, ganz glik wo sei sünd un wo sei ok heiten moegen. Dor giwwt dat ok nich ne einzig Utnahm.

So drad en Bengel up en grotes Hofgaud lang' Büxen un Stäwel ankrägen hett, dat heit, wenn hei tau 'n letzten Mal in de Schaulbänk sinen Nam' inkarrt hett, möt hei „tau Haw gahn". Hei slöppt un ett bi sin Öllern akrat so as förre de Schauljohren, oewer vandag möt hei up 'n Hof arbeiten un dorför kriggt sin Vadder up 't Johr jös Zentner Arwten, acht Schäpel Kurn, jedwerein Woch an 'n Lohndag föftig Penning Daglohn un 24. Oktober giwwt dat noch Wullgeld un Lingeld up den Hawgänger. Jeder Daglöhner möt en Hawjung hollen, un wenn hei keinen eigen Soehn hett, möt hei sick en frömden Jung meiden.

Disse Hawjungs sünd dei Windhunn' up 'n Hof. Wo 't wat uttaufräten giwwt, sünd sei nich wit; wo 't wat tau daun giwwt, sünd's nich tau finn'n. Will dat Koekenmäten dei Häuhnernester nahseihn, sünd dei Hawjungs all dorwäst. Het Mamsell vergäten, den Rokboehn tautausluten, bisorgen de Hawjungs dat. Oewer för nicks is nicks: ein Wust möt för de Ümstän'n mitgahn. Sünd dei Sparlings up 'n Kurnboehn, wupp, hefft dei Hawjungs dei Finstern tauklappt, un kein von dei Dickköpp kriggt den blagen Häwen wedder tau seihn. Dei jungen Katten stäken's in 'n Sack, wenn s' noch kein Ogen hewwt, un versöpens in 'n Dik. Bliwwt in 'n Kauhgang mal ne Kann mit säute Melk stahn, rupps! is de Deckel vullgaten, un dei Hawjungs prauwen, ob s' ok suer worden is. Wenn in 'n Hofgorn Kirschen un Stickelbeeren, Appel un Plummen rip sünd, brukt de Gärtner kein Vagelschuchen in dei Böm tau hängen; dei Hawjungs laten kein Draussel un Spreien nah dat Awt ran. Oewer dei entsamtigen Bengels vergäten ümmer dat Fläuten, wenn s' up 'n Telgen sitten! — Vör luter Uppassen kamt sei nich dortau . . .

Annahmen sünd s' taum Pläugen un Meßstreun, Nahharken un Kaffdrägen, Kurnümschüffeln un Swinhäuden, den Hof aftaufägen un in Goren Krut tau plücken. Dusend Deil giwwt dat för dei Hawjungs tau daun. Un doch schellt allens up ehr.

De Herr, wil sei em dei Rehbück verschuchen, de Inspekter, wil sei sinläder nich dor sünd, wo hei ehr anstellt hett, de Gärtner, wil hei ehr ümmer dor andröppt, wo sei nich sin soellt; de Swinmeister, wil sei em dat Füer ünner den Kantüffeldämper utsprütten, wenn hei mal bi'n Kopmannswagen steiht . . . . . T' is ok lichter, en Koppel Hasselpölk up 'n Hümpel tau hollen as sif Hawjungs. Un likers möcht keiner ehr missen.

Sei sünd up 'n Hof, wat Kasper in de Kemedi, wat de Geist in 'n Bodderkaukendeig.

Fritz Ziegler.

## Lachender Tod.

„Hans Henning von Moltke iſt in der Stadt,
Der Vitalienbruder!“ Sie melden's dem Rat.
„Der unſere Schiffe geraubt und gebrannt,
Heut' gibt ihn ſein Schickſal in unſere Hand.
Sein Schiff iſt geſunken, er ſelber iſt wund,
Die ſchwarze Suſe verbirgt ihn zur Stund.
Sie hegt ihn am Strande in ihrem Haus
Und höhnt noch: Sie gebe ihn niemals heraus.“

Der Bürgermeiſter von Wismar ſpricht:
„Schafft die ſchwarze Suſanne vor's Stadtgericht.“
Und wie ſie das Mädchen aufs Rathaus gebracht,
Den Herren hat's in die Augen gelacht.
„Ihr habt mich gefangen mit Spießen und Knecht,
Ihr habt mich gebunden, — es iſt Euer Recht.
Eure Knechte durchſuchten mein ganzes Haus,
Hans Henning von Moltke fand keiner heraus.
Und haltet Ihr ſieben Tag lang Gericht,
Den Liebſten, Ihr Herren, verrat ich Euch nicht.“

„Du kecke Dirne, das wollen wir ſehn,
Bald wird Dir Dein höhniſches Lachen vergehn.
Willſt Du freiwillig die Wahrheit nicht ſagen,
Wird der Meiſter Henker Dich ſcharf befragen.“
„Verhör und Folter — mir gilt es gleich,
Ihr macht mir den eiſernen Willen nicht weich.“
Und mag Dir der Satan die Kräfte ſtählen,
Die Wahrheit konnte noch keine verhehlen.
Und biſt Du die Hexe, wie man es ſpricht,
Du wirſt bekennen. —

„Das werde ich nicht.“
„Der Henker mit ſeinen Knechten heran.“
Sie lacht ins Geſicht dem finſteren Mann.
„Die Daumenſchrauben.“ Man holt ſie herbei.
Sie reicht die Hände ganz frank und frei.
Und wie das feine Gelenk erkracht,
Mitten im Schmerz hat ſie ſchmetternd gelacht.
„Gebt's auf, Ihr Herren, Ihr zwingt mich nicht“,
Doch weiter ſchreitet das grauſe Gericht.
Und bleich wird das Antlitz, es bäumt ſich der Leib, —
„Herrgott! ich bin nur ein ſterbliches Weib.“
Schaum tritt auf die Lippen. „Erbarmen! Halt an.
Ich will ja bekennen, was ich getan.“

Am Boden kniet ſie, gebrochen und wund.
„Ich bin eine Hexe, ich beicht es zur Stund.
Ich bin eine Hexe, Ihr mögt mich verbrennen,
Zu arg ſind die Qualen, — ich muß bekennen.
Der, den Ihr verfolgt mit Haß und mit Drohn,
Der iſt gerettet, der iſt entflohn.
Ich hab ihn verzaubert in Möwengeſtalt,
Ich öffnete oben am Dache den Spalt, —
Als Eure Knechte das Haus umſtellt,
Schwang ſich die Möwe ins freie Feld.

Erſt ferne von Euch in ſicherem Glück
Gewinnt er das eigene Antlitz zurück.“ —
Die Knechte murmeln: „Es mag ſchon ſein,
Eine Möwe ſtieg ſchreiend im Sonnenſchein.
Wer hat da an Hexenzauber gedacht?
Wer hat in Wismar auf Möwen Acht?“
Und der Rat verkündet gerechten Spruch:
„Dieweil die Dirne mit Lug und Trug
Zum Schaden der Stadt ihre Netze geſpannt, —
Dieweil ſie ſich ſelber als Hexe bekannt —
Wird morgen früh ſie durch Feuers Macht
Vom Leben zum ſühnenden Tode gebracht.“
Da reckt ſich die ſchwarze Suſanne und lacht.

*

Die Stadt entehrte der Hexenbrand,
Drum baut man den Holzſtoß draußen am Strand.
Am frühen Morgen im friſchen Wind
Strömen zum Tore Mann, Weib und Kind.
Wie die ſchwarze Suſanne den Strand erreicht,
Der Wind ihr ſcharf um die Schläfen ſtreicht.
Sie lächelt nur heimlich: „Biſt du zur Stelle?
Nun hilf mir ihn retten, du wilder Geſelle.“
Weit geht ihr Blick über See und Land,
Sie rüſten drunten ein Schiff am Strand.
Die Segel ſpannt es zu eilendem Flug,
„Möwe“ ſteht an dem ragenden Bug.
Jetzt winden ſie langſam den Anker zur Höh, —
Jetzt ſtrebt es vom Strande hinaus in die See.

Sie fühlt es nicht, daß des Henkers Hand
An den Pfahl ihre ſchimmernden Glieder band,
Sie ſieht es nicht, wie er die Fackel erhebt,
Ihr Herz iſt im Schiffe und hofft und bebt,
Jetzt — jetzt — jetzt ſchießt es dahin durch die Bucht
Im jagenden Winde! — Gelungen die Flucht.
Und ſie lacht, und ſie weint, und ſie jubelt's heraus!
„Dort ſpannte die Möwe die Schwingen aus!
Seht hin! ſeht hin! Ihr holt ſie nicht ein,
Hans Henning fliegt in das Leben hinein.
Und ob Ihr mich fragtet mit ſcharfem Gericht,
Die Wahrheit, Ihr Herren, verriet ich Euch nicht!
Das iſt die Möwe, in die er gebannt,
Sie trägt ihn nach Ribnitz zum rettenden Strand.
Und iſt er bewußtlos und wund und krank, —
Er wird doch leben! Die Flucht gelang.
Hans Henning, Dich grüß ich von Flammen umloht,
Lachend geh ich für dich in den Tod.“ —
Praſſelnd ſchlagen die Gluten zur Höh,
Fern ſchwindet die Möwe auf wogender See.

Sophie Kloerß.

## Joachim Slüters Predigt.

Anno 1526 is unſe M. Slüter wedderum allhyr to Roſtock, upt Nye vom Hertog Hinrik an ſinen voerigen Ord to S. Peter hengeordnet und haſt mit yverigem Geiſte Gades Lutter-reines Wordt, alſe to vorne, frymoedigen gepredigt.

Darto denn ok Godt de HEre rykliken ſinen Geiſt und Kraft gegeven. Van Dage to Dage heft ſick der Geloevigen Tal vermehret. De Kerke to S. Peter is to derſuelven Samertyd ſo hupigen vull Tohoerer geworden, dat he, wegen des groten Gedrenges und der Samerhitte, under der domals ſehr groten und wyt utgebreideden ſchoenen Linden an der Norderſyde up dem Kerkhave na S. Peters Dore, up einem darhen geſetteden Predigſtole geprediget heft; dar denn de Luede huepigen ſyn ummeher geſtan, etlike up dem Kerkhave um den Predigſtol her, etlike up des Kerkhaves Mueren, ja, etlike up der groten Linden, andre up den Boenen und in den Fenſteren in ſinem und den tor luechteren (linken) Hand liggenden Hüſeren geſtanden und geſeten; welke alle mit ſonderlikem Flyte upgemerket, wat de HEre dorch em geredet heft. Vele olde Luede ſyn ut der Koheſtrate und van dem Kroepelinſchen und Bramoweſchen Dore den fernen Weg hergekamen, Gades hilliges und Lutter-reines Wordt to hoeren, und ſyn vom Morgen froee bet up den Avend to S. Peter vorharret, dat ſe nicht alleine de Froeepredige, ſondern ok den Namiddages-Sermon vam em hoeren mochten; dar denn erer vele Etend un Drinkend mit ſick genomen, dewyle ere Hueſer ſehr wyt af belegen ſyn geweſen.

He heft oeverſt nicht anders geredet und geleret in allen ſinen Predigen, als noch huetigen Dages (1593) Godtlof in allen Kerken allhyr geleret wert, noemliken Gades Wordt luter und rein.

Nikolaus Gryſe.

## Vom Marſchall Vorwärts.

„Der alte Blücher,
der Feind der Bücher,
der Feind der Schreiber.
Und doch iſt der Marſchall auserleſen
ſelber ein guter Schreiber geweſen.“

Allergnädigſter König! Die Untätigkeit, worin ich lebe, iſt mich Marter — um ein Geſchäft in Militär oder Zivil bitte ich alleruntertänigſt! Gelehrſamkeit beſitze ich nicht, Fleiß und Rechtſchaffenheit iſt alles, was ich von mich ſelbſt rühmen kann. 18 Jahre habe ich wie ein Ausländer treu gedient, im Siebenjährigen Kriege Geſundheit und Vermögen um zerſchoſſene Glieder vertauſcht; durch Bravur erwarb ich mich den Beifall meiner Vorgeſetzten — Unglück für mich, daß ich nicht unter das Auge meines Königs fochte, welcher zu begnadigen, zu belohnen, nicht aber zu verſtoßen geneigt iſt.

An Friedrich den Großen. 1783.

*

Gott, wie weit iſt es mit uns gekommen! Doch es iſt noch nicht alles verloren, da wir wahrſcheinlich den König in unſere Mitte ſehen werden. Er wird täglich, ſtündlich andere Meinungen hören, als ſie ihm von einer boshaften Rotte niedere Faultiere vorgetragen werden, wird auch ſelbſt eine andere Anſicht bekommen, wenn er ſelbſt leichter leben und entſchloſſen unter ſeine Menſchen ſteht. Es kann ihm doch nicht entgehen, welcher allgemeine Haß und Verfluchung die wenigen trifft, die ihn bisher täuſchten und betrogen. Übrigens bin ich feſt entſchloſſen, mit die wenigen, die ſich zu ſolchen ehrerbietigen, aber auch feſten, entſchloſſenen Maßregeln verbunden haben, zu vereinigen, mit dieſen edlen Menſchen vor die Erhaltung des Vaterlandes Freiheit und Leben zum Opfer darzubringen. 1806.

*

Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind und freue mich darüber. Grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm ans Herz legte, vor eine Nationalarmee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig wie man denkt; vom Zollmaß muß man abgehn, niemand in der Welt muß eximiert sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern. Die einmal wohldressierten Soldaten müssen zwei Jahre zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten; dann ist das Land soulagiert und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in zwei Jahren so alles vergessen soll, daß er nicht in acht Tagen wieder brauchbar wäre; die Franzosen haben uns dies anders bewiesen. Unsre unnützen Pedanterien mag der Soldat ganz vergessen.

Die Armee muß in Divisions geteilt werden, die Division von allen Sorten Truppen komponiert sein und im Herbst miteinander manövrieren. Die alljährlichen Revues müssen wegfallen.

Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis! Geben Sie es an Scharnhorst, und schreiben Sie mich beide Ihre Meinung.

Wenn Sie General v. York sehn, so grüßen Sie ihn, und übrigens bleiben Sie Freund Ihres Freundes

An Gneisenau 1807. Blücher.

*

O, möchte ich doch noch vor meinem Ableben die ganze Welt in Feuer und Flammen sehen, so dürfte ich an diesen Schauspiel mich im Leben noch einmal und zuletzt ergötzen können. Die Welt ist nichts Besseres wert, als zu verbrennen; sie ist zu schändlich, und die Menschen größtenteils zu große Unholde geworden. 1807.

*

Wir haben also nichts mehr zu verlieren, denn ein ehrenvoller Tod ist besser als ein vor der Welt gebrandmarktes Leben. 1809.

*

Wenn die vermaledeite Schreibsucht und Neuerungsbegierde nicht Schranken gesetzt wird, so werden wir balde viele Professoren, aber keine Soldaten mehr haben.

* 1810.

Ich weiß nun einmal den Sinn des Monarchen und erkenne die Notwendigkeit vollkommen, warum man mit aller Vorsicht zu Werke gehen muß; aber ich weiß auch, daß man gegen unsere Nachbarn ein Betragen beobachten muß, das ihnen Achtung einflößt, und beides werde ich nicht aus dem Auge verlieren. Ich weiß wohl, man hält mich vor einen Mann, der sich von seiner Hitze hinreißen läßt. Aber ich berufe mich auf alle Menschen, die mich in kritischen Augenblicken umgaben, besonders auf den General von Scharnhorst, ob ich mich je von Hitze habe hinreißen lassen, wenn es darauf ankam, etwas Nachteiliges befürchten zu müssen. Aber von aller unnützen Ängstlichkeit, die einen General in den Augen seiner Untergebenen herabsetzt, halte ich mich entfernt. 1811.

*

Mich juckt's in alle Finger, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinen ganzen Anhang vom deutschen Boden weg zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu tun, was ich schon Anno Neun angeraten, nämlich die ganze Nation

zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonoparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht, und die Nation hergestellt werden.

*

.... Ich bleibe bei meinem Vorsatz getreu: solange der Kampf dauert, werde ich den letzten Hauch aufbieten. Nicht aus Absicht auf Belohnung; nein, wenns morgen Frieden wird, will ich Dienst und Staat gleichsam mit einen weißen Stab verlassen. Das über alles lohnende Bewußtsein, meine Pflicht treu erfüllt zu haben, ruht in meinem Busen und ist ja mehr, als ein Sterblicher mich geben kann.

*

Mit die Ordens weiß ich mich nun kein Rat mehr; ich bin wie ein alt Kutschpferd behangen, aber der Gedanke lohnt mich über alles, daß ich Derjenige war, der den übermütigen Tyrannen demütigte.

*

Endlich bin ich nun so weit, daß ich den 1. Januar mit Anbruch des Tages den Rhein bei Mann, Caub und Ehrenbreitstein passieren werde; ich bitte um Ihren Segen auf meine Reise; vorwärts soll es gehen, davor stehe ich Ihnen.

*

1813.

Sind wir glücklich und erfolgt der Friede balde, so sage ich auf der Stelle: adio Herrendienst! Ich habe es satt, so viel Leiden der Menschen zu sehn; denn der Krieg hat eine mörderische Gestalt gewonnen.

*

Aber um Gottes willen, soll ich denn immer vor das Gehalt eines Generalleutnants dienen, denn noch habe ich keinen Etat. Ich glaube, der König ist ein Rechenmeister geworden und denkt, du sollst dich mit Belohnung und Vergeltung mit den alten Kerl Zeit lassen, er geht wohl ab, und dann heißt es: Das Kind ist tot, die Gevatterschaft hat ein Ende. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich bleibe meinen Vorsatz getreu und eile vorwärts.

*

Wenn ich im Begriff bin, der mir von Eurer Königlichen Majestät allergnädigst erteilten Erlaubnis zufolge, eine Armee zu verlassen, deren Tapferkeit und unerschütterlicher Mut es mir allein nur möglich gemacht, sie nach einer so großen Reihe fast immer siegreicher Schlachten und Gefechte von den Ufern der Oder bis in die Mauern von Paris zu führen, eine Armee, welcher ich die glücklichsten und glänzendsten Augenblicke meines Lebens verdanke, so drängt sich am Ende meiner militärischen Laufbahn dem Herzen nur noch ein Wunsch auf, um ganz den Becher des Glücks gefüllt zu sehen, womit die Vorsehung so reichlich mein graues Haupt überschüttet.

Dieser Wunsch, Eure Majestät werden ihn gerecht und natürlich finden, kann kein anderer sein, als jetzt in dem Augenblick des blutig errungenen Friedens diejenigen meiner braven Kameraden belohnt zu sehen, welche sich an so vielen Tagen glorreicher Entscheidung die gerechtesten Ansprüche auf die Allerhöchste Gnade erwarben.

Mein hohes Alter, meine von den Fatigen des Krieges zerrüttete Gesundheit läßt mich vielleicht nur noch kurze Zeit das Glück hoffen, mich der so herrlich erkämpften Gegenwart freuen zu können.

Die Armee betrachte ich wie meine Familie, und es würde mir schmerzhaft sein, sie auf ewig verlassen zu müssen, ohne sie im Besitz des Erbteils zu sehen, welches ihr zu verschaffen für mich heilige Verpflichtung ist.

An König Friedrich Wilhelm III.

*

Der König hat mich wider meinen Wunsch und Willen zum Fürsten gemacht, ich muß also ein Fürstentum haben, mein Feldmarschallsgehalt kann dabei nicht in Anschlag gebracht werden, ich habe mich mühsam zu diesem Posten heranschleppen müssen. Der König gebe mich nun, was er will, ist es fürstlich, so ist es gut, im Gegenteil nehme ich alles an, kehre aber in meinen Privatstand zurück und glaube, daß ich als ein alter deutscher Edelmann genug bin, mag auch in dieser Art nicht einmal mehr sein als meine Kinder werden können.

1814.

*

So ist denn der glorreiche Friede und unsre brillante Belohnung vor die Aufopferungen und Anstrengungen, die die Nation so bieder dargebracht, mit einmal in der Zeit erschienen. Sie können wohl denken, welche Sensation es hier gemacht, zumal, um das Gericht verdaulich zu machen, eine Sauce darüber gegossen, die keinen Mensch schmecken will. Denn, „wenn der Friede gut ist," sagen die Leute, „muß er so herausgestrichen werden?" Ein gute Sache spricht vor sich selbst. O ihr Politiker, ihr seid schlechte Menschenkenner! Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen. „Wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen schäbigen Ochsen eingetauscht," sagen die Berliner.

Ich, für mein Teil, habe gleich meinen Entschluß genommen und meinen Abschied gefordert, erwarte jeden Tag die Antwort und gehe denn vor immer nach Schlesien, will Berlin und den Hof nicht wieder sehn. 1815.

*

In Rostock vör de Breede Strat
dor steiht 'n hogen Steen,
un up den Steen steiht een Soldat,
un den kennt jidwereen;
de was echt mäkelbörger Blot
un de verstünn den Kram,
de hülp üns eens ut all ünsʼ Not,
datʼs ewig schad, dat de is dot,
un Blücher is sin Nam.

De hadd sick Anno dürrteihn lihrt,
as grad sonn Wäder wir,
een Wuurt, datʼs dusend Daler wirt,
nee, mihr as Geld, väl mihr!
Dat Wuurt, dat dunn he spraken hett,
dreew ball dat Wäder fuurt, —
een Hundsfott, wen dat je vergett
un wen sick dor nich up verlett,
un Fluschen heet dat Wuurt!

Denn schenkt de leew Gott sacht noch mal
dat, wat üns nödig deiht,
sonn rechten echten General,
de ok sinʼn Kram versteiht.
Denn snall wi üns den Sabel an
un ströp üns up de Brok,
all wat de Plemp man böhren kann,
un koenʼ wi denn noch fluschen man,
na, je dem fluscht dat ok!

John Brinckman.

## Königin Luise.

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgest[illegible]ien zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs

des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irremachen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

1808.

## Aus der Franzosenzeit.

As achteihnhunnertunsöß Mürat un Bernadott un Dawuh achter den ollen Blücherten herjagten un hei ehr bi Speck un Woren de Tähn wis'te, as von Berlin dat saubere Stichwuurd utgahn was: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", dunn gung dat ruhiger her, as tau dese Tid; dunn was blot von Befähl un Gehursam de Räd'. Dunn plünnerten un brandschatzten de Herrn Franzosen nah Hartenslust, un dat Volk dukerte sick un schow sick ein achter den annern, un de richtige Niedertracht gaff sick allentwägent kund, denn ein jeder dachte an sick un sin Habseligkeiten. De Tiden süllen sick ännern. De Nod lihrt bäden; oewer sei lihrt ok sick wehren. Schill brok los un de Herzog von Brunswik; in ganz Nedderdütschland würd't späuken. Keiner wüßt, woher 't kamen; keiner wüßt, wohen 't führen süll. Schill treckte dwars dörch Meckelborg nah Stralsund. Up Befähl von Boneparten müßten em de Meckelbörger den Paß bi Damgoren un Tribsees verleggen; sei kregen Släg', denn sei slogen sick hundsvöttsch slicht. Ein Schillsche Husor namm 'ne ganze Kapperalschaft lange meckelbörgsche Granedier gefangen. „Kinner," röp hei ehr tau, „sid Ji all gefangen?" — „Ne," säd de brave Kapperal, „uns hett nümms wat seggt." — „Na, denn kamt man mit!" — Un sei gungen mit. — Was dat Feigheit? Was dat Furcht? Wer uns' Landslüd' achteihnhunnertdrütteihn un vierteihn seihn hett, urtelt anners. Wenn ein Stamm in Dütschland dat Tüg dortau hett, up en Slachtfeld tau stahn, denn hett 't de Meckelbörger. — Ne, dat was kein Feigheit — dat was de Unwill, gegen dat tau striden, wat sei sülwst in den deipsten Harten drogen un wünschten. Dat späukte in Meckelborg; un as 't in Preußen losbrok, was Meckelborg dat ihrste Land in Dütschland, wat folgen ded. So is 't wäst, un so möt 't ok bliwen.

Un de Tiden wiren anners worden. Uns' Herrgott hadd den Franzosen in den rußschen Winter de goldschinige Snakenhut afströpt. Hei, de süs as Herr 'rümme pucht hadd, kamm as Snurrer un Pracher taurügg un wend't sick an 't dütsche Erbarmen, un dit schöne dütsche Gottsgeschenk kreg de Oewerhand oewer den grimmigen Haß. Keiner wull de Hand upböhren gegen den Mann, de von Gott slagen was, dat Mitled let vergäten, wat hei verschuld't hadd. Knapp hadd sick oewer de verklamte Snak wedder verdort in dat warme dütsche Bedd, as sei ok den Stachel wedder wisen würd, un de Schinneri süll wedder losgahn: oewer dat Späuk in Nedderdütschland was taum Schatten worden, un de Schat[illegible] kreg

Fleiſch un Bein un kreg en Namen, un de Namen würd lud up de Strat raupen: „Upſtand gegen den Minſchenſlachter!“ — Dat was dat Feldgeſchri. Oewer dat Feldgeſchri was kein Dagsgeſchri. Nich en Hümpel unbedarwte junge Lüd', nich de Janhagel up de Strat fung dormit an, ne, de Beſten un Vernünftigſten träden tauſam, nich tau 'ne Verſwörung mit Metz un Giſt, ne, tau 'ne Verbräuderung mit Wehr un Wuurd gegen andahne Gewalt; de Ollen räd'ten dat Wuurd, un de Jungen ſchafften de Wehr. Nich up apne Strat bluckte de ihrſte Flamm tau Höcht; wi Nedderdütſchen liden kein Füer up de Strat; ne, ein jeder ſtickte dat ſtill in ſinen Huſ' an, un de Nawer kamm taum Nawer un warmte ſick an ſine Glaut. Nich as en Füer von Dannenholt un Stroh, wat taulezt blot en Hümpel Aſch oewrig lett, ſteg de Läuchen taum Häwen, ne, wi Nedderdütſchen ſünd en hart Holt, wat langſam Füer fangt, oewer denn ok Hitt giſſt. Un tau de dunnmalige Tid was ganz Nedderdütſchland en groten Kahlenmiler, de in ſick ſwälte un gläuhte, heimlich un ſtill, bet de Kahlen gor wiren; un as ſei fri wiren von Rok un Flackerflammen, dunn ſmeten wi unſ' Iſen in de Kahlenglaut un ſmäd'ten unſ' Waff un Wehr dorin, un de Haß gegen den Franzoſen was de Slipſtein, de makte ſei ſcharp, un wat dunn kamm, weit jedes Kind up de Strat, un ſüll 't dat nich weiten, denn is 't dütſche Mannspflicht för ſinen Vader, em dat ſo intauremſen, dat hei 't ſindag' nich vergett.

*

De Franzoſ' kamm nich wedder in unſ' Gegend; oewer dorüm würd 't dor nich ruhiger. De Landſtorm brok los, de Herr Amtshauptmann kummandierte dat Ganze, un unner em Kaptein Griſchow; oewer de ehr Lüd' hadden man Peiken — blot Rektor Schäfer hadd ſick von Slöſſer Tröpnern 'ne Hellebard maken laten — min Unkel Herſ' errichť't en Schüttenkur von einuntwintig Schrotflinten, un de jungen Landlüd' ſeten tau Pierd mit grote Säbels an de Sid. Dat is taum Lachen, ſeggen de nägenklauken Herrn; ick ſegg, dat is taum Weinen, dat ſo 'ne Tid ſo ſelten in dütſchen Landen wedder kümmt, dat ſo 'ne Tid kein anner Folgen hatt hett, as de letzten viertig Johr uptauwiſen hewwen. — Ein einzig Regiment Franzoſen hadd den ganzen Swindel utenanner jagt, ſeggen de Nägenklauken; 't is moeglich, ſegg ick; oewer den Geiſt hadden ſei nich verjagt; oewer dat einzelne kunn einer lachen, oewer dat ganze lachte dunnmals keiner, ſülwſt Bonepart nich.

An ein un denſülwigen Dag gung dörch ganz Nedderdütſchland von de Weichſel bet tau de Elb, von de Oſtſee bet nah Berlin de Raup: „De Franzoſen kamen!“ — Sei ſeggen up Stunn'ns, dat wir abſichtlich anſtift worden, üm tau ſeihn, wat Nederdütſchland ded. Wenn 't wohr is, denn hewwen ſei 't tau ſeihn krägen; Nedderdütſchland höll Prauw. Allentwegen, wid un ſid, gungen de Stormklocken, kein Dörp blew tau Hus; allentwegen würd marſchiert, hier hen un dorhen, un dat e i n franzöſch Regiment hadd lange Bein hewwen müßt, wenn 't allentwegen tauglik hadd löſchen wullt.

---

Un ſei kemen wedder. Nah Johr un Dag un taum annern Mal nah Johr un Dag was en Frühjohr för Dütſchland anbraken. Slachten wiren ſlagen, Blaud was ſlaten up de Barg' un in de Grün'n, oewer de Regen hadd 't afſpäult, un de Sünn hadd 't drögt, un de Jrd let Gras droewer waſſen, un de Wunnen von 't Minſchenhart wiren von de Hoffnung verbunnen mit en Balſam, den ſei Friheit heiten. Väle ſünd nahſt wedder upbraken, denn 't müggt woll nich de richtige, von den Himmel ſtammende Balſam wäſen.

Fritz Reuter.

## Aus den Jugenderinnerungen des Trojaforschers Heinrich Schliemann.

Die ganze Arbeit meines spätern Lebens ist durch die Eindrücke meiner frühesten Kindheit bestimmt worden, ja die notwendige Folge derselben gewesen; wurden doch sozusagen Hacke und Schaufel für die Ausgrabung Trojas und der Königsgräber von Mykenae schon in dem kleinen deutschen Dorfe geschmiedet und geschärft, in dem ich acht Jahre meiner ersten Jugend verbrachte.

Ich wurde am 6. Januar 1822 in dem Städtchen Neubukow in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo mein Vater, Ernst Schliemann, protestantischer Prediger war und von wo er im Jahre 1823 in derselben Eigenschaft an die Pfarre von Ankershagen, einem in demselben Großherzogtum zwischen Waren und Penzlin belegenen Dorf, berufen wurde. In diesem Dorfe verbrachte ich die acht folgenden Jahre meines Lebens, und die in meiner Natur begründete Neigung für alles Geheimnisvolle und Wunderbare wurde durch die Wunder, welche jener Ort enthielt, zu einer wahren Leidenschaft entflammt. In unserm Gartenhause sollte der Geist von meines Vaters Vorgänger „umgehen"; und dicht hinter unserm Garten befand sich ein kleiner Teich, das sogenannte „Silberschälchen", dem um Mitternacht eine gespenstische Jungfrau, die eine silberne Schale trug, entsteigen sollte. Außerdem hatte das Dorf einen kleinen, von einem Graben umzogenen Hügel aufzuweisen, wahrscheinlich ein Grab aus heidnischer Vorzeit, ein sogenanntes Hünengrab, in dem der Sage nach ein alter Raubritter sein Lieblingskind in einer goldenen Wiege begraben hatte. Ungeheure Schätze aber sollten neben den Ruinen eines alten runden Turmes in dem Garten eines Gutseigentümers verborgen liegen; mein Glaube an das Vorhandensein aller dieser Schätze war so fest, daß ich jedes Mal, wenn ich meinen Vater über seine Geldverlegenheiten klagen hörte, verwundert fragte, weshalb er denn nicht die silberne Schale oder die goldene Wiege ausgraben und sich dadurch reich machen wollte? Auch ein altes mittelalterliches Schloß befand sich in Ankershagen, mit geheimen Gängen in seinen sechs Fuß starken Mauern und einem unterirdischen Wege, der eine starke deutsche Meile lang sein und unter dem tiefen See bei Speck durchführen sollte; es hieß, furchtbare Gespenster gingen da um, und alle Dorfleute sprachen nur mit Zittern von diesen Schrecknissen.

Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mir mit warmer Begeisterung von dem tragischen Untergange von Herkulanum und Pompeji und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit genug hätte, die Ausgrabungen, die dort vorgenommen wurden, zu besuchen. Oft auch erzählte er mir bewundernd die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es, ohne eine Spur zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinah achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Doktor Georg Ludwig Jerrers Weltgeschichte für Kinder schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand mit seinen ungeheuren Mauern und dem skäischen Tore, dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: „Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden

können.“ „Mein Sohn“, antwortete er, „das iſt nur ein erfundenes Bild.“ Aber auf meine Frage, ob denn das alte Troja einſt wirklich ſo ſtarke Mauern gehabt habe, wie ſie auf jenem Bilde dargeſtellt waren, bejahte er dies. „Vater“, ſagte ich darauf, „wenn ſolche Mauern einmal dageweſen ſind, ſo können ſie nicht ganz vernichtet ſein, ſondern ſind wohl unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten verborgen. Nun behauptete er wohl das Gegenteil, aber ich blieb feſt bei meiner Anſicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinſt Troja ausgraben ſollte.

Wes das Herz voll iſt, ſei es nun Freude oder Schmerz, des gehet der Mund über, und eines Kindes Mund vorzugsweiſe: ſo geſchah es denn, daß ich meinen Spielkameraden bald von nichts anderem mehr erzählte, als von Troja und den geheimnisvollen wunderbaren Dingen, deren es in unſerm Dorf eine ſolche Fülle gab. Sie verlachten mich alle miteinander, bis auf zwei junge Mädchen, Luiſe und Minna Meincke, die Töchter eines Gutspächters in Zahren. Sie dachten nicht daran, mich zu verſpotten. Im Gegenteil! Stets lauſchten ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit meinen wunderbaren Erzählungen. Minna war es vorzugsweiſe, die das größte Verſtändnis für mich zeigte, und die bereitwillig und eifrig auf alle meine gewaltigen Zukunftspläne einging. So wuchs eine warme Zuneigung zwiſchen uns auf, und in kindlicher Einfalt gelobten wir uns bald ewige Lieb und Treue. Es ſtand zwiſchen uns ſchon feſt, daß wir, ſobald wir erwachſen wären, uns heiraten würden, und daß wir dann unverzüglich alle Geheimniſſe von Ankershagen erforſchen, zuletzt aber die Stadt Troja ausgraben wollten. Nichts Schöneres konnten wir uns vorſtellen, als ſo unſer ganzes Leben mit dem Suchen nach den Reſten der Vergangenheit zuzubringen.

Gott ſei es gedankt, daß mich der feſte Glaube an das Vorhandenſein jenes Troja in allen Wechſelfällen meiner ereignisreichen Laufbahn nie verlaſſen hat! — Aber erſt im Herbſt meines Lebens, und dann auch ohne Minna — und weit, weit von ihr entfernt — ſollte ich unſere Kinderträume von vor fünfzig Jahren ausführen dürfen.

*

## Aus der Demagogenzeit.

Wat hadden wi denn dahn? — Nicks, gor nicks. Blot in unſ' Verſammlungen un unner vir Ogen hadden wi von Ding' rädt, de jetzt up apne Strat fri utſchrigt warden, von Dütſchlands Friheit un Einigkeit, oewer taum Handeln wiren wi tau ſwack, taum Schriwen tau dumm, dorüm folgten wi de olle dütſche Mod', wi rädten blot doroewer. Dat was jo oewer ok naug för ſo en geſchickten Unnerſäukungsrichter, as unſ' Unkel Dambach was, de grad in ſine beſte Karriere was un nu doch nich ſlüppen laten künn. So würd denn nu alſo ut en frien, fröhlichen Sünnenpruſt en Dunnerſlag makt, un dat Dodsurtel würd ſpraken ahn alle Entſcheidungsgrün'n, denn, obſchonſt ſei uns verſpraken, ſei nahtaulwern, ſünd ſei in de Hor drögt, un wi hewwen ſ' meindag' nich tau ſeihn krägen. Stats deſſen wiren de Dicknäſigen, de dunn an 't Räuder ſeten, hellſchen parat, allerlei gefährliche Geſchichten von Demagogen un Königsmürders in Ümlop tau bringen, — un doch — Gott vergäwt ehr! — ſei wüßten am beſten, dat allens utgeſtunkene Loeg' wir! Verteidiger kunnen wi uns nich wählen, de würden uns ſet't; min, de mi faſt verſprok, dat ick in min Vaderland, Meckelnborg, müßt utliwert warden, hett mi up keinen Breif, den ick an em ſchräwen heww, antwurt't.

*

So was 't dunnmals in Dütſchland — Gott gäw, dat 't bäter ward! — Sei ſeggen jo, Preußen hett up Stun'ns de Führung in Dütſchland oewernamen

— in Gotts Namen! segg ick — oewer dunnmals hadd't ok de Führung, in Norddütschland wenigstens, un wo hett't uns dunn henführt? De ganze Karr, de mit alle Kraft un Gewalt, mit Haw un Gaud, mit Tran un Blaud von dat Volk ut den französchen Sump ruterräten was, hett dat dunn in en Grawen smäten un den einzelnen mit Ungerechtigkeit un Grausamkeit verfolgt. — Oewer lat dat! de Wind hett droewer weiht, un de Vagel is droewer flagen, un von de swarte Tafel, worup de bittern Gedanken von jeden einzelnen von uns verteikent wiren, is de Schrift binah verlöscht — sall verlöscht sin, wenn de groten Herrn de Schrift blot läsen wullen, de vör ewige Tiden in Stein uthau't is. — Allens hett up Stun'ns wedder Hoffnung, allens politisiert üm mi rümmer, un binah bi allen kümmt dat up't Räken rute, de ein räkent sinen Vurtel so herümmer, un de anner anners herümmer, sei politisieren mit den Kopp; unsereins ok mit dat Hart; denn stahn in ehren Kopp de Tallen ok hell un klor, schön in eine Reih, wat uns in't bläudige Hart schräwen is, höllt doch länger un strömt doch warmer dörch't ganze Wäsen as de heilge Zins- up Zinsräknung.

Fritz Reuter.

## Moltke.

Das im März zusammengetretene Zollparlament wird zeigen, ob die deutsche Nation gewillt ist, die Gelegenheit zu nützen, welche unser Herrgott alle paar Jahrhunderte einmal bietet, zu der Einigung zu gelangen, nach der alles schreit, singt und festtafelt, die aber dann zumeist nicht in die Schablone paßt, welche jeder einzelne Stamm für sich, abweichend von allen anderen dafür macht. Ohne äußeren Zwang kommt so etwas nicht zustande, und früher oder später werden wir den Kampf darum zu bestehen haben. 1868.

*

Wer zählet die Völker, wer nennet die Namen, die gestern hier zusammen kamen! — Da steht die mächtige Kathedrale von Reims, in welcher Frankreichs Könige, Chlodwig, Ludwig der Heilige, die Ludwige und Karl X. gekrönt wurden. Nebenan im erzbischöflichen Palast wohnt jetzt König Wilhelm, im weiten Vorhof biwakiert eine Kompagnie unter Waffen, und in der Stadt ist ein ganzes Armeekorps untergebracht. Die Geschütze, die Munitionswagen, die Trains stehen wohlgeordnet auf den Promenaden. Der große Gasthof gegenüber wimmelt von Offizieren. — Überall begrüßten sich Bekannte, gar mancher aber wurde vermißt, der schon auf der grünen Heide ruht.

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändlern zu erklären, daß die ganze Armee Mac Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Diese Verhandlungen fanden von 12—2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen, statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er tags zuvor dem König geschrieben hatte: N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épé entre les mains de Votre Majesté, und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwidern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe, und daß, wenn diese nicht bis

spätestens zehn Uhr einwillige, ich das Signal zu Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. „C'est bien dur!“ seufzte er. Übrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Über achtzig Feuerschlünde standen dicht vor der Stadt und 150 000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubnis erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe. Wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen.

Übrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher diese schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.

Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortiert durch eine Eskadron Totenkopfhusaren, auf der Chaussee nach Bouillon durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der andern zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.

1870.

*

Ein großes weltgeschichtliches Ereignis, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird.

1874.

*

Ich hoffe, wir werden eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten; vielleicht überzeugt sich dann die Welt, daß ein mächtiges Deutschland in der Mitte Europas die größte Bürgschaft ist für den Frieden von Europa.

1874.

*

Fahren wir fort, Frieden zu halten, solange man uns nicht angreift, den Frieden zu schützen nach außen, soweit unsere Kräfte reichen! Wir werden in diesem Bestreben vielleicht nicht allein stehen, sondern Bundesgenossen finden. Darin liegt dann eine Drohung für niemand, wohl aber eine Bürgschaft für friedliche Zustände in unserem Weltteil, vorausgesetzt, daß wir stark und gerüstet sind. Mit schwachen Kräften, mit Armeen auf Kündigung, läßt sich dies Ziel nicht erreichen, nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.

1880.

## Ein Veteran von 1870.

Meister Friedrich war mit Leib und Seele Patriot. Nicht einer von denen, wie man sie — als es in Deutschland noch ein einträgliches Geschäft war, Patriot zu sein — herdenweise in unserm Vaterlande traf. Sondern eines von den seltenen Exemplaren dieser Gattung, die unter dem Einsatz ihres Lebens Patriot geworden sind. Die nicht Wille oder Wunsch oder Profithunger dazu gemacht haben, sondern ein Erlebnis, davon sie ihr ganzes Leben lang mit Leib und Seele zehren. Was Wunder also, daß es Meister Friedrich verbitterte, von dem eigensinnigen Geschick nur Mädel in die Wiege gelegt zu bekommen. Was Wunder, daß Hans Huwelmann — das einzige Kind seines Schmied-Bruders — sein verhätschelter Liebling war? Nicht, weil er seiner Schwäche kitzelte und

mehr als jeder andere Fritz zu ihm sagte. Nicht, weil er sich immer wieder in die Brust warf und erklärte, das Tischlerhandwerk erlernen zu wollen, keineswegs das eines Grobschmiedes, wie sein Vater von ihm verlangte. Nein, ganz einfach: weil er ein Junge war und also Soldat werden konnte.

Welches Erlebnis Meister Friedrich zum Patrioten gemacht hatte? Er war 1870 als Landsturmmann in Frankreich gewesen. War unter den Augen Kaiser Wilhelms und des Kronprinzen, Bismarcks, Moltkes und Roons in Paris einmarschiert. Hatte sein Leben mehr als einmal aufs Spiel gesetzt und für nichts erachtet, damit der Barbarossa-Traum sich erfülle: die Raben der Zwietracht verscheucht wurden, Deutschland sich den Schlaf aus den Augen wischte und zu neuem Leben erwachte. Wie hätte Meister Friedrich durch solches Erleben nicht zum Patrioten werden sollen?

Es war eine der allergrößten Freuden seines spärlich mit Glück bestandenen Lebens, wenn er in seiner Werkstatt, die in solchen Stunden noch weiter von der Wirklichkeit entfernt lag als schon gemeinhin, Hans Huwelmann von seinem Landsturmjahr in Frankreich erzählte. Solange dieser noch ein Dreikäsehoch war, saß er vor ihm auf der Hobelbank. Später, als er größer wurde, lag er in einem Haufen Hobelspäne. Und schließlich stand er, gleich dem Erzähler arbeitend, an der Hobelbank und tischlerte an einem Säbel herum, mit dem er es, wenn's wieder hinausging, den Franzosen schon geben wollte.

Unermüdlich erzählte Meister Friedrich Hans Huwelmann von dem lebendigsten Jahr seines Lebens. Kein Geräusch seiner Arbeit störte ihn. Denn je lauter die Säge knarrte, je schriller der Hobel quietschte, je dumpfer der Hammer dröhnte: desto stärker empfand er die Stille auf seiner Werkstattinsel. Und je größer diese Stille um den Erzählenden wurde, desto mitreißender strömten seine Worte.

Wie meisterhaft konnte der Schwarzburger Dische-Fide, der — sobald er der Wirklichkeit außerhalb der vier Wände seiner Werkstatt gegenüberstand — nach fünf Worten ins Stottern geriet, nach einem Dutzend den Faden verlor, nach zwanzig, allerhöchstens dreißig, verlegen schwieg — wie meisterhaft konnte er in solchen Stunden erzählen, wo statt der zweifelsüchtigen Großen das gläubige Kinderherz Hans Huwelmanns ihm zuhörte!

Alles sah Meister Friedrich unter dem Gesichtswinkel, ob er dabei gewesen war. Was er von andern gehört oder was er nur gelesen hatte, das wiederzukauen hatte keinen Sinn. Und wenn es für Hans Huwelmann vielleicht auch Sinn gehabt hätte — erzählen konnte Meister Friedrich nur von dem, was er am eigenem Leibe erlebt, mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hatte.

Orleans, Loigny und Le Mans, die Kämpfe, in welchen die mecklenburgischen Regimenter ihr Blut für das deutsche Vaterland vergossen hatten, das waren für Meister Friedrich — und mithin auch für Hans Huwelmann — die wichtigsten Schlachten des Krieges. Nicht Weißenburg und Wörth, nicht Mars la Tour und Sedan. In diesen zu siegen war ein Kinderspiel gewesen gegenüber den blutigen Metzeleien, in welchen die Mecklenburger mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte den Krieg zu Deutschlands Gunsten entschieden hatten, der trotz Sedan verloren gegangen wäre, wenn sie es nicht geschafft hätten. Und keinen größeren Feldherrn hatte der Krieg — außer Moltke — hervorgebracht als seinen geliebten Landesherrn Friedrich Franz den Zweiten, der ihm am Abend der Schlacht bei Loigny mit eigener Hand das Eiserne Kreuz auf die Brust geheftet hatte. Und der, als er auf die leutselige Frage nach seinem Heimatort „Schwarzenburg!" antwortete, gut plattdeutsch gesagt hatte: „Dor bün ick ok all mal dörchführt. Hest mi seihn?" Worauf er erwidert hatte: „Oewer natürlich

heww'ck di seihn" und ihm zum Beweis dessen erzählte, daß er sich in der ersten Reihe der Rektorklasse, die im Rinnstein stand, befunden und aus Leibeskräften „Gott segne Friedrich Franz!" mitgesungen hatte.

Hans Huwelmann war, wenn Meister Friedrich von seinen Kriegserlebnissen in Frankreich erzählte, mitten drin. Mitten im stockenden Gewühl, wenn rechts und links die Kameraden hinsanken wie Halme, in welche die Sense hineinsaust. Mitten im jauchzenden Vorwärtsrasen, wenn zum Sturm getrommelt wurde. Er rückte vor. Er sprang auf. Er lief, was seine Beine ihn nur zu tragen vermochten. Er warf sich in den Dreck. Er knallte dazwischen. Er hörte an seinem Ohr, rechts und links, die Kugeln vorbeisausen. Er sprang über Gräben. Er purzelte hin. Er erkletterte, als einer der ersten, Kirchhofsmauern. Er lag des Abends ermattet neben seinem Onkel Friedrich auf dem naßkalten Lehmboden. Er wärmte sich die Hände am Biwakfeuer. Er sang die Loblieder auf den größten aller Feldherrn, auf Friedrich Franz den Zweiten, mit. Viel lauter, viel maßloser als sein Onkel Friedrich.

Riß das Miterleben Hans Huwelmann so weit hin, daß er aus vollem Halse: „Hurra!" schrie, als ob es in Wahrheit zum Sturm ging, oder daß er mit seinem Holzsäbel in der Luft herumfuchtelte, als ob die Franzosen in der Schwarzenburger Tischlerwerkstatt so nah vor ihm standen, daß er nur zuzustoßen brauchte: dann ruhte wohl für wenige Augenblicke das Sägen, das Hobeln oder das Hämmern Meister Friedrichs, das während des Erzählens niemals aussetzte. Und ein Lächeln trat auf das Gesicht des Verbitterten hinaus, so still und so allesüberglänzend, wie der Mond in wolkenverhangener Sturmnacht wohl für wenige Augenblicke aus seinem Haus hervortritt.

Bis Meister Friedrich aufseufzend erkannte, daß die große Zeit, von der er Hans Huwelmann erzählte, längst zu Grabe getragen war, und mit einem grimmigen Hammerschlag oder einem höhnischen Schnarren der Säge, einem spöttischen Quietschen des Hobels das Märchen verscheuchte, das sich unbemerkt in die Werkstatt eingeschlichen hatte.

Einmal im Jahr aber stand die große Zeit in ganzer Herrlichkeit aus dem Grabe auf. Einmal im Jahr war sie kein Märchen, das man nur einem gutgläubigen dummen Jungen erzählen konnte, sondern wirkliche Wirklichkeit, die alle Schwarzenburger — groß und klein — mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören vermochten. Einmal im Jahr war Meister Friedrich auch außerhalb der Werkstatt seinen Gegnern — der grinsenden Not, seinem verhärteten Weib und seinen sechs Mädeln — für ein paar Stunden gewachsen. Dieser eine Tag im Jahr, an dem der zerschundene Dische-Fide über allem stand, was niederziehen konnte, war der Sedantag.

Dann feierte der Schwarzenburger Kriegerverein das Erinnerungsfest an den glorreichen Krieg. Meister Friedrich war, wie sich von selber versteht, Höchstkommandierender des auf sein Betreiben gegründeten Vereins, dem nur angehören durfte, wer als gemeiner Soldat des Königs Rock in Ehren getragen hatte. Wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, würde man nur solche Soldaten aufgenommen haben, die 1870 mit nach Frankreich waren. Aber davon gab es in Schwarzenburg nicht so viele, daß sie zu einem imponierenden Verein ausgereicht hätten. Und aufs Imponieren kam es, wie sich's bald gezeigt hatte, den allermeisten mehr an als auf die große Zeit. Auch von seinem Vorhaben, daß in Schwarzenburg nicht, wie überall, der Tag von Sedan, sondern der von Loigny gefeiert werden solle, mußte Meister Friedrich abstehen. Man hatte ihn überstimmt. Damit die Gründung des Vereins nicht in die Brüche ging, hatte er sich auch in die Feier des zweiten Septembers gefügt.

Der Sedantag war für Meister Friedrich fortan der größte Feiertag im Jahr. Der kam noch vor Karfreitag, Ostern, Pfingsten und Weihnachten. Eine Schande war's, daß die Kalendermacher nicht auch ihn rot druckten.

Obwohl der Ausmarsch des Schwarzenburger Kriegervereins, der die Feier einleitete, erst nachmittags um vier Uhr stattfand, rührte Meister Friedrich an diesem Tag kein Werkzeug an. Keinen Hammer und keinen Hobel, keine Säge und keine Feile. Mochte die Arbeit noch so sehr drängen — was freilich nur ganz selten der Fall war — am Sedantag ruhte er, was auf keinen Sonntag, ja des öfteren nicht einmal auf die hohen kirchlichen Festtage zutraf, von aller Arbeit. Der Tag vorher war in dem Tischlerhause an der Schwarzenburger Weidestraße stets ein Sturmtag. Jahraus, jahrein kämpfte seine Frau mit all ihrer zähen Leidenschaft dafür, daß „Friedrich", wenn er nun einmal die Bummelei am Nachmittag des Sedantages nicht lassen könne, wenigstens am Vormittag arbeite. Jahraus, jahrein unterlag sie in diesem Kampfe ihrem Manne.

Am Morgen des Sedantages nahm Meister Friedrich ein dickleibiges illustriertes Prachtwerk mit vielen Abbildungen über den Krieg 1870/71 vom Eckbord und ging damit in die Werkstatt. Alljährlich verbrachte er, obwohl er es schon mehr als ein dutzendmal studiert hatte, den Vormittag damit, das einzige Buch, das außer der Bibel und dem Gesangbuch im Hause war, von A bis Z durchzulesen. Dabei durfte selbst Hans Huwelmann nicht zugegen sein. So war für ihn der Sedanvormittag, der nach einer kurzen Feier schulfrei war, von unerträglicher Länge.

Nach Mittag leistete Meister Friedrich sich das einzige Mal im Jahr — in weiser Voraussicht — einen Mittagsschlaf. Nicht auf dem Bett in der Schlafkammer. Wie hätte er da vor seiner Frau und seinen sechs Mädchen, die auf der einen Seite nebenan in der Küche, auf der andern in der Stube lärmten, Ruhe finden können! Nein, in der Werkstatt auf einem Lager aus Hobelspänen sammelte Meister Friedrich für das Kommende Kraft.

Mit dem Schlage drei Uhr begann die Prozedur des Ankleidens. Bei der war Hans Huwelmann dabei. Zwar sprach sein Onkel an diesem Tag kein einziges Wort mit ihm. Auch durfte er nicht eines seiner Heiligtümer anrühren und ihm, wie die Werkzeuge zulangen. Aber er konnte sie aus nächster Nähe ansehen. Und vor allem: er war dabei! Er war dabei, wenn der Landsturmmann von 1870, der jetzt Schwarzenburgs Höchstkommandierender war, die hohen blankgewichsten Stulpstiefel anzog und die schwarze Hose mit der roten Biese hineinstopfte. Er war dabei, wenn er die blaue Uniformbluse mit den goldenen Achselschnüren zuknöpfte und den weißen Ledergurt mit dem Säbel umschnallte, der so krumm war, daß man auf die Vermutung kommen konnte, er sei nicht 1870 im Krieg gegen Frankreich, sondern irgendwann vor Jahrhunderten im Krieg gegen die Türken erbeutet worden. Er war dabei, wenn der martialisch Dreinblickende das Eiserne Kreuz anlegte. Und vor allem: er durfte als einziger den feierlichen Augenblick erleben, wenn aus des Schrankes Tiefen eine reichlich anderthalb Fuß hohe Blechmütze auftauchte, um im nächsten Augenblick die Gestalt seines Onkels, der ohnehin Gardemaß hatte, ins Endlose zu verlängern.

Genau halb vier Uhr bewegt Meister Friedrich sich — was infolge seiner gewaltigen Kopfverlängerung keine leichte Sache ist — durch die Stubentür und schreitet dem Marktplatz zu. Einige Schritte hinter ihm her trottet Hans Huwelmann. Daß er heute, während er sonst auf der Straße oftmals ohne Scheu nach der Hand seines Onkels faßt, nicht neben ihm hergehen oder gar ihn anrühren darf, das weiß er, ohne daß jemand nötig hat, es ihm zu sagen.

Bald sind sie auf dem Markte angelangt. Der Platz ist dicht gedrängt voller Menschen. Ganz Schwarzenburg ist auf den Beinen. Nur eine fehlt: Meister Friedrichs Frau. Sie, die vieles von dem, was ihr Mann tut, für Narretei hält, sieht in seiner Soldatspielerei ein Tun, das mit Gefängnis oder noch besser mit dem Irrenhaus bestraft werden müßte. Und ohnehin nicht gerade ein Muster des Geschmacks und der Sauberkeit, zieht sie an diesem Nachmittag das schlechteste ihrer Kleider an. Vor Jahren hat sie ein paarmal versucht, ihre Mädchen dadurch vom Marktplatz fernzuhalten, daß sie diese an eine Arbeit ankettete. Das aber hat Meister Friedrich nicht gelitten. Sie selber mag tun, was sie will. Das geht ihn nichts an. Die Kinder aber sollen Freiheit haben, dabei zu sein oder fern zu bleiben, ganz nach eigenem Wunsch und Willen. Natürlich sind alle sechs Mädchen mitten unter der Menge.

Diese bildet, sobald der Höchstkommandierende den Marktplatz betritt, ehrfürchtig eine Gasse. Ohne mit einem Muskel des Gesichts zu zucken, schreitet Meister Friedrich hocherhobenen Hauptes durch sie hin. Drei Schritte hinter ihm geht — nicht minder hocherhobenen Hauptes — als einziger durch die sich schnell wieder schließende Menschengasse, Hans Huwelmann. Frauen halten ihre Kinder hoch, daß sie den Gewaltigen und (denkt Hans Huwelmann) ihn, der nicht nur an der Hobelbank sein Nachfolger sein wird, zu sehen vermögen. Jungen schreien: „Vivat! Vivat!!“ Meister Friedrich schaut nicht nach rechts, schaut nicht nach links. Was Hans Huwelmann, soviel Mühe er sich gibt, es seinem Onkel gleichzumachen, denn doch nicht ganz unterlassen kann. Mit vorgestemmten Blicken schreitet der Umjubelte (und hinter ihm als einziger Hans Huwelmann) auf die Rathaustreppe zu.

An deren Fuß hat die Kriegerschar in zwei Reihen Aufstellung genommen. Alle wie der Höchstkommandierende in blauer Uniformbluse, die schwarze Hose im Stulpstiefelrohr. Doch sind die Achselschnüre silbern, nicht golden. Auch tragen sie statt des Säbels ein Zündnadelgewehr. Und auf dem Kopf haben sie statt der Blechmütze eine Landsturmkappe. Nur einer, der Adjutant Meister Friedrichs, trägt wie er einen Säbel (aber einen kurzen, geraden) und eine Blechmütze (aber eine niedrige, kaum dreiviertel Fuß hohe).

Sobald der Kommandierende in Sicht kommt, schwindet auch die letzte Unordnung in der kleinen Kriegerschar. Der Adjutant schreit, obgleich es gar nicht nötig ist — denn alle haben schon auf eigenes Geheiß die Knochen zusammengerissen —: „Stillgestanden!“ und im nächsten Augenblick: „Präsentiert das Gewehr!“

Meister Friedrich legt — die erste Bewegung seit seinem Hinaustreten aus dem Hause in der Weidestraße, die ein Anruf von außen bewirkt — die Hand an die Blechmütze. Unverwandt in Fernen stierend, geht er militärischen Schrittes durch die Doppelreihe der präsentierenden Krieger. Dann stapft er wuchtig die Rathaustreppe hinauf, um — oben angelangt — hinter der Tür, die weit vor ihm aufgerissen wird, zu verschwinden. Auch den Augen Hans Huwelmanns. Denn vor den salutierenden Kriegern hat selbst er haltmachen müssen.

Für wenige Minuten löst sich die Spannung der Menge. Mit dem Schlage vier aber springt, von unsichtbaren Händen fortgestoßen, die Tür des Rathaussaales auf, und heraus tritt — während auf dem Marktplatz eine Stille wird wie in der Kirche — als erster mit gezogenem Säbel Meister Friedrich. Hinter ihm mit der enthüllten zerschossenen Fahne — dem Geschenk Friedrich Franz des Zweiten zum Gründungstage des Schwarzenburger Kriegervereins — der Fahnenträger, links und rechts von zwei vollbärtigen Fahnenjunkern eskortiert.

Wieder schreit der Adjutant: „Stillgestanden!“ Wieder: „Präsentiert das Gewehr!“ Wieder werden die Knochen zusammengerissen. Wieder wird

der Griff, so gut es mit den steifgewordenen Gliedern noch geht, ausgeführt. Die Stadtkapelle spielt: „Gott segne Friedrich Franz!“ Die Großen fallen mit Gesang ein. Die Mädchen tun das gleiche. Die Jungen aber, da das Lied ihre Begeisterung nicht faßt, brüllen: „Vivat! Vivat!“ Der Nachtwächter sucht aus dem Stadtböller einen Schuß zu lösen. Doch ist das mittelalterliche Ungetüm so widerspenstig, daß es ihm erst dann gelingt, als die Kriegerschar bereits den Marktplatz verlassen hat und nur noch einige grelle Blechtöne und ein paar schrille Vivat-Rufe zu ihm zurückwehen.

Sobald die Fahne eingereiht ist, hat Meister Friedrich an Stelle seines Adjutanten den Befehl übernommen. Seine Stimme dröhnt beim: „Links um — kehrt!“ und beim: „Im Gleichschritt — marsch!“, als ob er den greulichsten Schlachtenlärm überschreien müsse. Nach wenigen Minuten hat sich unter den knochenerschütternden Klängen der Schwarzenburger Stadtmusikanten der kleine Kriegertrupp in Bewegung gesetzt. Voran und hinterher: Kinder, Frauen, Männer und immer wieder Kinder.

Der Zug bewegt sich die einzige Hauptstraße des Städtchens, die „große“ Straße, entlang. Draußen vor dem Tor, beim Schützenhaus am Kriegerdenkmal, hält er. Dieses Kriegerdenkmal ist, genau besehen, nur ein wüster Steinhaufe, an dem auf einer halbverrosteten Blechtafel die Namen der fünf 1870 in Frankreich Gefallenen zu lesen sind. Hans Huwelmann betrachtet es nichtsdestoweniger mit größter Ehrfurcht.

Nun tritt Meister Friedrich aus den Reihen seiner Krieger wieder heraus. Er steigt auf einen der Steine des Kriegerdenkmals — alljährlich auf denselben — und hält, über seine Untergebenen hinweg in den Himmel starrend, die Festrede — alljährlich dieselbe. In jedem Jahr hofft Hans Huwelmann, daß sein Onkel, statt mit mühsam zurechtgedrechselten Worten eine Rede zu halten, frischweg von 1870 zu erzählen beginnt und der Menge verkündigt, was nur sie beide wissen. Jahraus, jahrein erlebt er die gleiche Enttäuschung. Der in der Werkstatt seiner Schilderungen kein Ende finden kann, dem die Sätze stundenlang ungehemmt von den Lippen fließen — vor den Menschen vermag er nur ein paar Allerweltsätze zusammenzustottern. Nichtsdestoweniger wird die Rede, deren größter Vorzug ihre Kürze ist, von den Schwarzenburgern alljährlich mit derselben Begeisterung aufgenommen. Und in das Hoch auf Friedrich Franz den Zweiten, in das sie selbstverständlich ausklingt, stimmt alljährlich auch Hans Huwelmann aus vollem Herzen ein.

Hans Franck.

## Aus der Not des Weltkrieges.

Un up all dit langsame Wassen und Ripen un Wirken un Daun un Täuwen un Hoffen läd dunn de grote Krieg sine bliswere Fust. Dat allens ut de Richt kem un stillstünn. Dat de Welt den Aten anhöll: Wat kem nu?

Oewer dat rüstige Mannsvolk tau Penzhagen müßte Seiß un Plaug an de Sid stellen midden in de hild'ste Austtid un sick den nigen, grisen Soldatenrock verpassen laten. Un wo männig-, männigein hett nahst vergäten, em wedder uttautrecken. „Gefangen.“ „Gefallen.“ „Vermißt.“ —

In dese Tid tög uck Lüttkorl den Sanftmanschestern ut un dat Feldgris' an.

---

Sünndagmorgen — Kirchtid. De Klocken hewwen äben grad utlüdd't. Dat halwe Dörp is in de grote und fründliche Kirch tau den Gottesdeinst versammelt. Nu fängt noch de lütt Klingklock an tau lüdden un de Sumseligen un Noehlers intauladen: „Kamt fix — höchste Tid — kamt fix — höchste Tid!“ Dor

achter de ſtatſche Örgel is oll Belgenpedder Schenk all in de Gang'. Kannſt unnen in de Kirch ganz dütlich hüren, wur dat jedesmal knacken deit, wenn hei mit ſine Belgen dalführt. Äben is Paſter Harder dörch de Kirch nah ſin lütt Sakriſtei gahn. De Dör hett hei achter ſick tau makt. De Kirchenvagt Heine Dreier ſteiht an de Tormdör binnen in de Kirch unner dat Örgelkur un bringt ſinen Klingbütel all tau Schick. Oll Köſter Lindow — de Landgemein Penzhagen is grot un dorümhalben hett ſei ſick expreß noch 'nen Köſter anſtellt — geiht noch 'mal in de Kirch rundüm un ſüht nah den Rechten. Nu geiht hei nah den Altor un ſteckt dat ein grot Licht an, wat ihrſt woll vergäten is. Dat breide, ſwarte Köſterlaken hängt em fierlich den Puckel dal. Bet up de Hacken binah. So kann doch jederein ſeihn, dat hei en Stück von de Geiſtlichkeit is. Wenigſtens Sünndags. De ſöß Wochendag' oewer, wenn de Köſter wedder tau Hus Snidermeiſter is, hängt ſin „Kurrock" in 't Klederſchapp un freut ſick up den negſten Sünndag.

Vörn an de Örgel, von de de Örgelpipen ſtill un iernſt midden nah de Kirch dalkiken, ſitt de Organiſt all p'rat vör dat upſlagnene Örgelbauk. 'T kann jeden Ogenblick losgahn. De Regiſters ſünd all treckt. Nu äben giwwt de Klingklock den letzten Ton: „Kamt — kamt!" ſeggt ſei un bitt dat letzt kort af. Sei ſwiggt. Jitzt hett de Örgel dat Wuurd. De Organiſt grippt mit beide Hänn' in dat Manualwark vör un peddt mit den linken Faut up de Pedaltaſten unner ſick. Un ſanft un fierlich zittert dat Vörſpill dörch dat Gott'shus un ſöcht den Weg tau de Minſchenharten dor unnen in de halw helle Kirch. Müggt ehr ſo giern 'ruteböhren ut all ehre Not, ut all ehren Kriegsjammer. Will Sünndag maken bi de ganze verſammelte Gemein. Hürſt du, wur dat nu bruſt un ſuſt, wur dat klingt un ſingt, wur dat upröppt un tröſt't: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott . . ." Sei ſingen all mit dor unnen. Grot un lütt un olt un jung. Ut vulle Kähl un ut vullen Harten ſtiggt de Sang tau den Häwen up un rüppelt an de Himmelspurten, ob de grote Kriegs- un Schlachtenlenker dor baben nich ein Inſeihn bruken will mit de truernde Minſchheit. „. . . es ſoll uns doch gelingen . ."

Äben hett Paſter Harder ſin „Amen" von de Kanzel ſeggt. „Un dann, liebe Gemeinde, wollen wir eine ſchlichte Trauerfeier halten zum treuen Gedenken an teure Glieder der Gemeinde, die den Tod für das Vaterland und die deutſche Heimat gefallen ſind, bis zuletzt getreu." Dor kamen de Köpp hoch ut de engen Kirchenſtäuhl. Wat nu kümmt, weit all ein jeder. Bet dorhentau künn oewer doch ümmer noch anner Nahricht kamen: oewer nu is 't ehr gewiß, wo 't unner Klockenklang von de Kanzel 'runn künnig makt ward. Weck von de Mannslüd hauſten drög un kort up, weck ſlucken, as wenn ſei wat nich recht 'runkriegen koenen. De Frugenslüd gripen nah de Snuwdäuker. Un all de trugen un kräftigen Harten ſünd vull von deipe Trur un ihrliches Mitgefäuhl, un männig Blick geiht verſtahlen, as wir hei up böſen Wägen, de beiden Kirchenſtäuhl lang dorhen, wo dei ſitten dauhn, de dat am negſten geiht in deſen böſen, böſen Ogenblick. Un nu kamen de Namen von de Kanzel heraf:

> „Ernſt Franz Gottfried Kollmorgen, Unteroffizier d. Reſ., geb. 30. 4. 1890 zu Kl. Penzhagen, Stellmacher hierſelbſt, und Karl Chriſtian Friedrich Johannes Beyer, Gefreiter, geb. 2. 9. 1894 z. Kl. Penzhagen, Landwirt un Gehöftserbe hierſelbſt, einziger Sohn des Ortsvorſtehers Karl Beyer zu Kl. Penzhagen."

„Laſſet uns beten . . . ." Un in den Schultenſtauhl ſitt ein Badder un hürt von dor baben tweimal ſin eigenen Namen un kann un kann dat nich faten, dat in dat Soldatengraff, wid, wid achter den dütſchen Rhein, all dat fallen will, wat för em Taukunft bedüd't un för de Sinigen, ja, dat ſin Nam' un Geſlecht mit herinne will in de Gruft un ſin Hof. Sin oll ihrlich Schultenhof,

up den de Beyers nu all de Johrhunnerten lang arbeit't hewwen in Leid un Luſt, in böſen un gauden Dagen, in Kriegs- un Frädenstiden. Un as hei dor an denken ded, dunn wull em dat Hart still ſtahn. Hei künn un künn allens faten: dat ſin Korl nu dod wir, gewiß, 't güng den Vadder furchtbor nah, oewer 't wir jo Krieg, un dor müßten ſo väl herin in de Kuhl. Wir hei bäter as de annern? Un wir Lüttkorl nich as Held un as Soldat ſtorben? Künn nich ein Vadder ſtolz ſin, de ſo'nen Soehn hadd? Un hadd de Herr Paſter nich giſtern ſülwſt ſo wat tau em ſeggt? Ganz hadd hei 't frilich nich verſtahn. — Oewer dit anner mit den Schultenhof. Kolt treckte em 't oewer den ganzen Liw'. Dat güng jo doch gornich an . Dor müßt'n doch gegen an gahn . . . .

Ne, tau glöwen wir dat nich. Mit dröge Ogen ſet hei dor. Grot un forſch. Hei wull ſick wehren. Hei wull dat Schickſal trotzen. Un as en echten trugen Penzhäger fret hei all ſin Gram in ſick 'rin, un in ſin Geſicht arbeit'te dat furchtbor. Burntrotz!

Ludwig Karnatz.

## Kernſprüche.

Doch möge gi weten und gelöven gewis,
Dat mennig ſtaetlick Boeck geſchreven is
In unſe nedderdüdſchen Tunge malen,
Daruth men kan Verſtand und Wyßheit halen.

Johann Lauremberg.

*

Wer in Meckelborg buren un tagen is
Un nich an ſin Mudderſprak höllt wiß,
Dagut, dagin blot Hochdütſch ſpreckt
Un bi Plattdütſch binah ſick dei Tung afbreckt,
As ob kein Würdken hei ſnacken kann,
Ick mein, dei Mann hett'n lütten bi an.

* Ernſt Hamann.

### Wenn — — —!

Wenn 't all ſo güng, as ick wull müggt,
Wer weit, wat di denn gaud dat dücht!
Dat is jo doch ſo Minſchenoort:
De ein, de lacht, de anner rohrt.
De ein is klauk, de anner dumm,
De ein is grad', de anner krumm.
De ein is grot, de anner lütt,
De brukt 'ne Stütt, de is 'ne Stütt.
De ein is lud, de anner liſ',
De ein is brun, de anner gris;
De ein is gäl, de anner ſwart,
De ein, de will dat 't rägen ward,
De anner mag den Sünnenſchin,
De ein drinkt Bier, de anner Win.

De ein, de mag de runne Diern,
De anner mag de dünnen giern;
De ein will dit, de anner dat,
De ein will drög, de anner natt;
De ein will Mus, de anner Mähl,
Un ick weit väl, un du weitſt väl;
Un du weitſt nicks, un ick weit nicks,
Dat 's all as mit de leddern Büx,
Un blot dat ein ſteiht faſt un wiß:
Dat 's all ſo as dat Ledder is!

Dau jedwerein, wat hei verſteiht,
Un denn lat't gahn, ſo as dat geiht!

Paul Warncke.

*

Wenn du mal büſt recht in Gefohren
Wo di dat Metz ſteiht an de Kähl,
Denn fang nich gliksten an to rohren
Un ſchri un jammer nich tau väl,
Denn fat dat Ding an 'n Start geſwin'n
Un ſlag' en dücht'gen Knuppen 'rin!

Fritz Reuter.

Wenn ick ein twintig Johr jünger wir un denn 'ne Brud hadd, un Vadder denn verreist, un Mudder nich tau Hus, un Tanten achtern Aben innickt wir, un denn min Brud so wull as ick, weiten S', wat 'ck denn ded? Denn nehm 'ck min Brud ünnern Arm un güng mit ehr spazieren in 'n Mandschin!

Felix Stillfried.

De Ort Lüd' kann 'ck in 'n Dod nich liden,
De ümmer blot mit 't Mulwark striden,
De — wat ehr ok kümmt in de Quer —
Sünd ewig mit dat Mulwark vör.
Ne — dat 's nicks as Bedreigeri
Un luter Ulenspeigeli!
De will'n blot mit ehr ewig Droenen
Vertuschen, dat sei gornicks koenen!

Richard Dohse.

*

Wenn mi de Minschen ok bekloetern:
„Ick döggte nich, ick müßt mi bätern;"
Wat 's dat för 'n Schnack?

Ick lat' se jümmer ehren Willen,
Versluck' geruhig ehre Pillen;
Dat is min Fack!

Diedrich Georg Babst.

*

Schwöre nicht immer auf Autoritäten,
plappre nicht immer, wie andere beten!
Zieh nicht vor jeglicher Meinung den Hut,
habe du selbst Überzeugung und Mut!
Fragt dich mal einer: „Wer sagt das?" so sprich:
„Das sage ich!"

Karl Krickeberg.

*

Je, wat is 't wäst, dat Läwen, wenn 't tau End is? 'ne Handvull Glück, en Sackvull Leid.

*

Wenn en Hart trurig is, deit dat Lachen un Singen von de annern ihrst recht weih, un wat sick up de Lippen drängt, sind Süfzer, un wat in de Ogen stiggt, sünd heimliche Tranen. Un keiner darf 't seihn, un keiner darf 't weiten, blots de dunkle Nacht un de stille Kamer, un de weiten tau swigen.

Hedwig Rodatz.

Du darfst dich nie nach unten vergleichen!
Hinz und Kunz sind leicht zu erreichen,
Müller und Schulze sind bald übertroffen; —
Halt' dir den Blick nach oben offen!

Heinrich Seidel.

*

Noch Jüngling ist, wer ins Zukünft'ge strebt;
Mann, wer im ewig Gegenwärt'gen lebt;
Greis, wer sich im Vergangenen begräbt.

Adolf Wilbrandt.

*

Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht entscheidet über den Wert des Menschenlebens.

Helmut von Moltke.

Lachend, as dei Gören.
Nimm, wat di de Herrgott bütt,
Gnoegeln is tau nicks nich nütt,
Liggt de Pott in Schören.
Flenn nich as ein hülplos Wiw,
Holl di Kopp un Nacken ſtiſ,

Helmuth Schröder.

*

Dat Minſchenhart, wenn dat en richtiges Minſchenhart is, nimmt nie nich Ballaſt in, den een oewer Buurd ſmiten kann, wur een dat grad paßt oder god dücht; dat is 'ne Fracht, de för de Läbenstid wohrt. De Herrgott vertrugt een de Fracht an, un de ſall afläwert ward'n fri von Havarie un Leckahſch, wenn eenmal dat Kannoſſement tekent is.

John Brinckman.

*

Rög di! ſegg ick. Selbſt iſt der Mann, mein Junge! Help du di man ſülſt, denn helpt ſick dat anner all von ſülben, un is din Lotſ' beſapen, dor nimm du jo ſülben den Helm in de Hand un lat den Maat nah dat Bräkwater liken, denn ſtürſt du dor ſacht dörch, vörutgeſett', dat du nich mit Uhlenſaat beſeigt büſt. Verlier oewer de Krahſch man jo nich, ſo lang du noch dree Faden Soltwater ünner den Keel heſt. Quäl di nich üm de Goodwins, wenn du noch mit dat Schagerrack nich klor büſt. Wen oewer'n Hund kümmt, kümmt ok ſacht oewer den Swanz!

*

Dat is nich geſeggt, dat eene 'n kumpletten Schapskopp ſin müt, weet 'n ok dat grar nich, wat 'n anner grar weet.

*

Min Satz is: Drieſt un gottsfürchtig! Blöd Hunn' ward'n nich fett. Ümmer de linke Fot vör un mit de rechte forſch nahſchawen! Man blot nich ſonne verfluchte dütſche Kratzfötigkeit, denn ſo don ſe eenen in't Utland fuurtſtens 'n Hümpel up de Näſ', wur een' Johren lang an rüken kann.

*

In de poor Würd': „Din eegen Herr!" dor liggt de heele Kompaß von ſonn lütt Minſchenläben mit all ſin tweeunddörtig Strichen, up de Jrd wenigſtens. Sin eegen Herr to ſin, dat is een wunderborlich ſötes Geföhl, un wen noch nich in de Welt ſo wit kamen is, de kann dor ok gornich von mitſpräken willen, denn all, wat nich is, dor lett ſick ok nicks von ſeggen. Ja, dat is een ſötes Geföhl, wenn een endlich mal ſin eegen Herr is, ſin eegen Fru un ſin eegen Schipp hett ore, wat glikväl is, ſin eegen Wirtſchaft, glikväl wekke, lütt ore grot, hoch ore niedrig, Eddelmann ore Käte, Sloß ore Katen, — vörut wenn man nich gor tau lang dor up töwen möt, bet dat Hoor gris ward un dat bäten Brot ihrſt kümmt, wenn de Tähnen utfallen.

*

'n Wuurd is 'n Wuurd un 'n Handſlag 'n Handſlag un 'n Snack is 'n Snack, man von 'n Snack lett ſick nicks halen. — Un wenn dat Wuurd ſick nich ſinnen will, dat kann jo ok ſin — denn mennigmal lett grar dat Hart een' nich to Wuurd kamen —, denn drücken twee ſick de Hänn' ſo recht faſt, un dat is denn ſo god as 'n Vars ut de Bibel, un denn ſo is 't ok god.

John Brinckman.

# Druckfehlerberichtigung.

Leider haben sich einige sinnstörende Druckfehler eingeschlichen. Es ist zu lesen:

Seite 11, unter Abb. links: Querbuhnen statt Querbuhuen.
Seite 56, 2. Absatz, 10. Zeile: Pfählen statt Phälen.
Seite 69, 9. Zeile von unten: erster Schnee statt erst der Schnee.
Seite 76, 2. Absatz, 5. Zeile: diluvialen statt diluvailen.
Seite 117, unter Abb. 12: Torscheune statt Torfscheune.
Seite 118, unter Abb. 14: Papendorf statt Pagendorf.
Seite 132, zweitletzter Absatz, 2. Zeile: Feierlich statt freilich.
Seite 156, letzte Zeile: Rethra statt Nethra.
Seite 175, 5. Zeile von unten: St. Marien statt St. Maren.
Seite 179, mehrfach: Kapellenkranz statt Kapellenkreuz.
Seite 252, 7. Zeile von unten: Form statt Frau.
Seite 267, 19. Zeile von unten: denn statt doch.
Seite 267, 15. Zeile von unten: Pfarrer statt Pfarren.
Seite 298, 3. Absatz, 9. Zeile: die wohlabgewogene, nach den Flügeln usw. statt wohlgewogene, nach dem Flügeln.

Rahmen des Ganzen verstärkt in Erscheinung, während die Nebe
(Italiener, neuere deutsche Meister) ohne Schmälerung ihrer Wi
spätere Zutaten zur eigentlichen Galerie deutlich abheben. Gleichzeiti
gleichwertige Ausgestaltung der Kabinette die Möglichkeit eine
Umgangs geschaffen, der unaufdringlich einen Überblick gewährt übe
und künstlerische Entwicklung der Malerei vom 15. bis weit ins 18.
hinein, wie sie sich in den einzelnen hier vertretenen Ländern so ga
gestaltete. Damit hat jeder Raum seinen eigenen Charakter an
einem jeden spiegelt sich die Eigenart der dort zur Schau gebrachten

Der jetzige Rundgang beginnt in den Kabinetten mit den W
deutschen Meister, denen sich die der deutschen Kunst des 17.
anschließen. Dann kommen die Alt-Niederländer, das heißt die Sch
der Zeit v o r der auch kunstgeschichtlich so wichtigen Scheidung der nörd

Schwerin. Schloßmuseum: Hofdornitz mit Jagdabteilung.

südlichen Provinzen. Das letzte Kabinett dieser Seite birgt vlämisc
Rubens, bedeutsam für die Ausbildung des Architektur- und des
Bildes. Der erste Oberlichtsaal ist der vlämischen Malerei im Zeitalte
gewidmet. Daß die Italiener eine spätere Zutat zu dieser Galerie
auch schon räumlich durch den an diesen Rundgang angehängten itali
zum Ausdruck. Die weitere Reihe der Oberlichtsäle mitsamt dem g
holländischen Feinmaler so überaus günstig beleuchteten Rundsaal
alten Grundstock der Galerie aus Herzog Christian Ludwigs Zeit: d
holländischer Malerei mit den Namen Hals, Rembrandt und Fabr
letzten Oberlichtsaal hängen Werke der im Gegensatz zu der bodenstä
Hollands in italienischer Manier schaffenden Meister, denen sich im nä
Kabinett von Frankreich her beeinflußte Gemälde anschließen. Sie
beiden Kabinetten französischer Kunst über mit den Hauptwerken
Christian Ludwigs Lieblingsmeister Oudry. Den Abschluß bilden
erheblichen Werke deutscher Kunst des 18. Jahrhunderts. Was a